

Synesis

©

SYNESIS-Magazin (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

15. Jahrgang (2008)

SYNESIS-Magazin Nr. 90 (6/2008)

Thema Ägypten: Granit: weich wie Butter? Der unvollendete Obelisk von Assuan (Gernot L. Geise)
Das Wort „Ster“ - Außerirdische Herkunft der Menschheit und Geschichtsfälschung (Erhard Landmann)

Thema Vorgeschichte: Die alte Frage: Wo lag Atlantis wirklich? (Gernot L. Geise)

Die späte Rache der Inder - oder: Die Suche nach Liebe (Katharina Laura Bräuer)

Das fehlende Kalenderjahr „Null“ (Teil 4) (Volker Dübbers)

Mit Stutenmilch gegen Krebs - Das Lebenselixier von Sumbawa (Thomas Ritter)

Kulturkampf - Vom Mutterrecht zum Patriarchat (Armin Naudiet)

Lokaltermin: Manching, was blieb davon? (Wilfried Augustin)

H.-P. Thietz meint: Das „Erd-Magneto-Verfahren“ (Teil 2)

Was tummelt sich da im Weltraum? (Gernot L. Geise)

Thema Geschichte: Das Rätsel im Eulengebirge (Wilfried Augustin)

Thema Mobilfunk: Russische Experten warnen: Handys stellen Gefahren für Kinder dar!

Nachlese: Der 6. Kongress für Grenzwissen in Regen 2008 (Gernot L. Geise)



SYNESIS-Magazin Nr. 89 (5/2008)

Eine mutige Frau - ein wildes Jahrhundert. Nachruf auf Germaine Tillion (Uwe Topper)

Thema Geschichte: Geheime Waffenschmieden des Dritten Reiches - Exkursion nach Thüringen im Juni 2008 (Wilfried Augustin)

Nikolaikirchen (Z. A. Müller)

Ein archaischer Kalender im nördlichen Europa (Günter Bischoff)

Die Roswell-Schrift und die Schriften vom Kloster Sankt Gallen (Erhard Landmann)

Thema Vorgeschichte: Megalithen im Kaukasus - Der Steinkreis und die Dolmen von Zorats Karer in Armenien (Uwe Topper)

Thema Energie: Auf dem Weg zum Wasserauto? Interview mit Christian Fuger in Warngau (Wilfried Augustin)

Thema Ägypten: Der Chephren-Tempel (Gernot L. Geise)

Wie sicher sind Sicherheitskontrollen am Flughafen? (Gernot L. Geise)

Das fehlende Kalenderjahr "Null" (Teil 3) (Volker Dübbers)

Wie gefährlich sind Handys wirklich? (Gernot L. Geise)

Lokaltermin: Die Steine von Katelbogen (Wilfried Augustin)

Thema Raumfahrt: Neues zum Apollo-Betrug (Uwe Spangenberg)

H.-P. Thietz meint: Das "Erd-Magneto-Verfahren" (Teil 1)



SYNESIS-Magazin Nr. 88 (4/2008)

Thema Raumfahrt: 39 Jahre nach Apollo - und immer noch dieselben Lügen! (Gernot L. Geise)

Mann auf dem Mond - Reverse Speech und die Apollo-Mondlandungen von 1969 - 1972 (Karina Kaiser)

Thema Geschichte: Die Realität der deutschen Flugscheiben (Wilfried Augustin)

Reichsdeutsche Atomwaffen und Flugscheiben in Thüringen - Gespräch mit dem Autor Martin Stade (Wilfried Augustin)

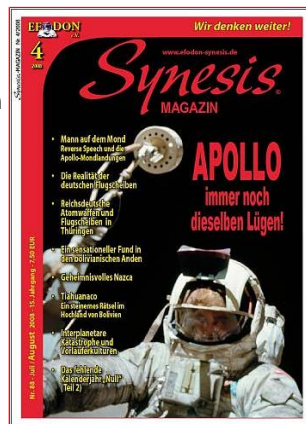
Thema Südamerika: Ein sensationeller Fund in den bolivianischen Anden (Marco Alhelm)

Geheimnisvolles Nazca (Marco Alhelm)

Tiahuanaco - Ein steinernes Rätsel im Hochland von Bolivien - Fotoserie einer Gesteinsprobe und ihrer Zerteilung (Dieter Groben)

Das fehlende Kalenderjahr „Null“ (Teil 2) (Volker Dübbers)

Lokaltermin: Besuch bei Neandertalers (Wilfried Augustin)



Thema Vorgeschichte: Interplanetare Katastrophe und Vorläuferkulturen dürften im Zusammenhang stehen! (Peter Brüchmann)

SYNESIS-Magazin Nr. 87 (3/2008)

Wiedergeburt als allgemeingültiges Lebensgesetz - Ein geschichtlicher Abriss (Uwe Topper)

Thema Natur: Meine Vorstellungen von einem verantwortungsvollen, natürlichen Leben - Offener Brief an die Verantwortlichen in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft (Sepp Holzer)

Thema Vorgeschichte: Die dramatische Geschichte einer unverständenen Epoche (Armin Naudiet)

Thema Externsteine: Der Wendel-Kreis an den Externsteinen. Modell frühgeschichtlicher Geometrie und Geodäsie nördlich des frühgeschichtlichen Wissenschaftszentrums von Oesterholz (Gert Meier)

Thema Mobilfunk: Der Handykrieg - ein Essay (Klaus Scheidsteger)

Subjektive Symptome, Schlafprobleme und kognitive Leistungen bei Personen, die in der Nähe von Mobilfunk-Basisstationen leben (H.-P. Hutter, H. Moshammer, P. Wallner und M. Kundi)

Thema Gesundheit: Aluminium in Impfstoffen (Dr. Stefan Lanka)

Es gibt keine krankmachenden Viren! Gibt es und kann es krankmachende Viren geben? (Dr. Stefan Lanka)

Hans-Peter Thietz meint zur Reichelt-Heizung

Thema Ägypten: Sphinx - Der Alte mit dem Wasserschaden (Gernot L. Geise)

Thema Energie: Sprit sparen mit Aceton (Wilfried Augustin)

Zauberspiel Freude (Katharine Laura Bräuer)

Lokaltermin: Die Mitte Spaniens - Templerkapelle St. Bartolome in der Rio-Lobos-Schlucht (Wilfried Augustin)

Maya-Mauern (Wilfried Augustin)

Das fehlende Kalenderjahr „Null“ (Teil 1) (Volker Dübbers)

SYNESIS-Magazin Nr. 86 (2/2008) (vergriffen)

Thema Energie: Magnetmotor vom Typ Perendev - was ist dran an der Sache? (Wilfried Augustin)

Thema Vorgeschichte: Ein fehlender Planet unseres Sonnensystems ist explodiert! (Dipl.-Ing. Peter Brüchmann)
Altuntersforschung und Naturwissenschaft - Eine





problematische Kooperation (Armin Naudiet)

Rätsel am Tempel von Baalbek im Libanon (Uwe Topper)

Thema Südamerika: Die umstrittene Kollektion des Pater Crespi in Cuenca (Marco Alhelm)

Thema Externsteine: Der Kampf um die Externsteine. Mit welchen Methoden wurde er ausgetragen und was verraten diese über ihre urgeschichtliche Bedeutung? (Matthias Wenger)

Thema Radiästhesie: Radiästhesie der Frauenberge (Manfred Backes)

Thema Ägypten: Kernbohrungen im alten Ägypten (Gernot L. Geise)

Hans-Peter Thietz meint zum Euro

Windei oder nicht? Neues vom Hydro-Gravitationskonverter? (Wilfried Augustin)

Lokaltermin: Die Teufelsmauer bei Weddersleben (Wilfried Augustin)

Widersprüchlichkeiten in der religionsphilosophischen Lehre indischer Meister (Katharine Laura Bräuer)

SYNESIS-Magazin Nr. 85 (1/2008) vergriffen!

Thema Energie: Lösung unseres Energieproblems: Wie steht es um den Magnetmotor? (Wilfried Augustin)

Hydro-Gravitationskonverter - Vortrag von Heinrich Schmid in Regen (Wilfried Augustin)

Thema Ägypten: Steinbearbeitung im alten Ägypten mit Holzklöppeln und Kupfermeißeln? (Gernot L. Geise)

Thema Externsteine: Wotan, Jesus, Buddha und Athene - Die Externsteine als Ursprungsstätte von vier Weltreligionen? (Dipl. oec. Elke Moll)

Thema Geschichte: Zeitzeuge beschreibt deutsche Flugscheibe (Wilfried Augustin)

Sie sind da! (Wilfried Augustin)

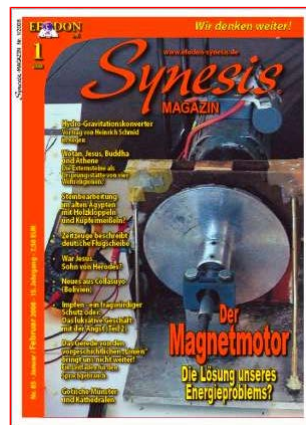
War Jesus Sohn von Herodes? (Hans J. Werding)

Neues aus Collasuyo (Bolivien) (Marco Alhelm)

Gotische Münster und Kathedralen (Walter Dubronner)

Das Gerede von den vorgeschichtlichen „Linien“ bringt uns nicht weiter! Ein Leitfaden für den Sprachgebrauch (Gert Meier)

Hans-Peter Thietz meint zu Erdzeitaltern



Probleme mit der Geschichtsrekonstruktion (Andreas Volkart)

Thema Gesundheit: Impfen - ein fragwürdiger Schutz oder: Das lukrative Geschäft mit der Angst (Teil 2) (Barbara Teves)

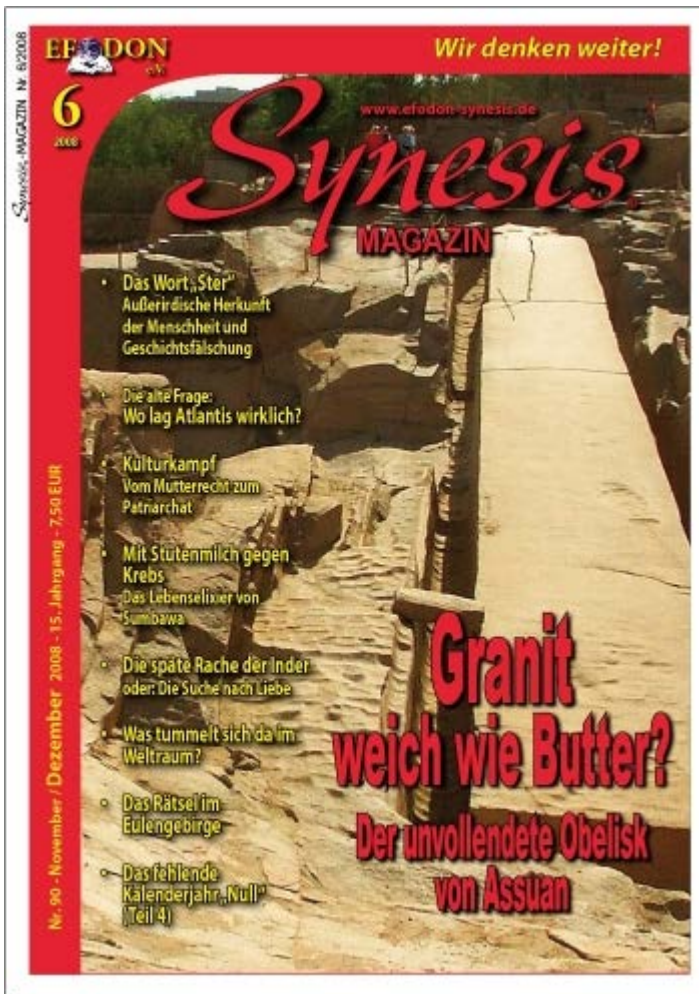
Lokaltermin: Numantia - eine keltische Tragödie (Wilfried Augustin)

[zurück nach oben]

Wünschen Sie ein Abo? Dann klicken Sie hier (PDF-Datei), drucken den Bestellschein aus und senden Sie ihn ausgefüllt dem EFODON e. V. zu.

zu den Jahrgängen [1] [2] [3] [4] [5] [6] [7] [8] [9] [10] [11] [12] [13] [14] [16] [17] [18]
[19]

[zurück zur Übersicht]



Thema Ägypten

Gernot L. Geise

Granit: Weich wie Butter? Der unvollendete Obelisk von Assuan

Assuan (Aswan) im Süden Ägyptens ist im Tourismus überwiegend durch den berühmten Steinbruch bekannt, in dem der 42 Meter lange unvollendete Obelisk liegt, der zwar auf drei Seiten aus dem Fels gearbeitet wurde, an der Unterseite jedoch noch mit dem Mutterfels verwachsen ist. Assuan war für die Altägypter aufgrund der guten Steinqualität der wichtigste Rosengranit-Lieferant, von hier wurden die hier gewonnenen Granitblöcke u. a. über hunderte Kilometer zu den Pyramiden und vielen Tempelanlagen im ganzen Land gebracht, wo sie verbaut wurden.

Was hat es mit dem Obelisken auf sich? Er ist, wie gesagt, niemals fertiggestellt worden und hätte nach Schätzungen im fertigen Zustand mehr als 1150 Tonnen gewogen. Angeblich hat man es aufgegeben, ihn fertigzustellen, als sich ein Riss darin bildete. In späteren Zeiten hat man dann mit verschiedenen Methoden vergeblich versucht, ihn in handliche Teile zu zerlegen. Die Spuren sind heute noch unübersehbar.

Nun fragt man sich natürlich, wenn man vor dem gigantischen liegenden Pfeiler steht, wie es die Steinbrucharbeiter wohl geschafft hätten, diesen Koloss auf der unteren Seite vom Mutterfels abzulösen. Die Antworten, die man von den Ägyptologen bekommt, machen selbst einen Laien sprachlos, aufgrund der offensichtlichen Unsinnigkeit: Die Steinbrucharbeiter hätten in die umlaufende Grube Baumstämme gesteckt und den Koloss mittels Hebelwirkung und den Holzstämmen freigebrochen. Allein diese Vorstellung ist völlig hirn-rissig, denn welcher Baumstamm (bzw. Baumstämme) wäre in der Lage gewesen, den tausend Tonnen schweren Koloss loszuberechnen, ohne dabei zu zerbröseln? Und selbst wenn man mit Stahlhebeln gearbeitet hätte: Welche Gegenkräfte will man



Der unvollendete Obelisk im Steinbruch von Assuan. Man beachte, wie die umlaufende Grube in einer Art „Eislöffelchen“-Technik herausgeschabt wurde.

wohl bemühen, um eine derartige benötigte Hebelwirkung zu erzielen? Abgesehen davon, dass die um den Obelisk freigelegte Grube gerade mal rund einen knappen Meter breit ist, viel zu schmal, um irgend eine wirkungsvolle Hebelwirkung erzeugen zu können, wie Sie auf den Bildern unschwer erkennen können.

Das ist aber noch nicht alles. Nach herkömmlicher Meinung soll der Obelisk ja mit Steinwerkzeugen aus

Diorit mühsam freigelegt worden sein. Ringsum verläuft, wie gesagt, eine etwa einen knappen Meter breite und etwa einen Meter tiefe Grube. Glauben Sie etwa im Ernst, die altägyptischen Steinbrucharbeiter, die sich, wie jeder heutige Steinbrucharbeiter, mit dem zu bearbeitenden Material auskennen mussten, hätten jahrein, jahraus stupide mit ihren Steinwerkzeugen auf den Granit eingeschlagen, um die Grube um den

Obelisken freizulegen, ohne dass sie bemerkt hätten, dass sich das Steinmaterial an dieser Stelle nicht für einen solchen Koloss eignet?

Steinbrucharbeiter als Fachleute können jeden Riss im Gestein schon erkennen, wenn wir Laien noch gar nichts sehen, und nutzen diese feinsten Risse etwa, wenn sie Gesteinsblöcke brechen. Außerdem müsste der Riss ja bereits vorhanden gewesen sein, bevor man sich an die beschwerliche Arbeit gemacht hat, die Grube um den Obelisk anzulegen, denn der Obelisk war ja noch nicht frei, dass er eventuell von irgend einem Rollgerät abgerutscht wäre, wobei sich der Riss hätte bilden können. Übrigens zeigt der Obelisk gleich mehrere Gesteinsrisse, zusätzlich zu den Versuchen, in zu zerteilen.

Was ebenfalls niemals in der entsprechenden Literatur erwähnt wird, ist die Tatsache, dass der Obelisk keinesfalls schön gerade aus dem Mutterfels herausgearbeitet wurde, sondern leicht „verbogen“ ist. Hätte man ihn so, wie er da liegt, freigelegt, hätte man ihn nachbearbeiten müssen, um den leichten Knick zu beseitigen und die Seiten zu glätten. Nun gut, das hätte man vielleicht nach der Freilegung des Kolosses gemacht, wenn alle Seiten besser erreichbar gewesen wären.

Der unvollendete Obelisk bleibt ein ungelöstes Rätsel, angefangen von der Bearbeitung über die Frage, wie man ihn hätte freilegen können bis zur weiteren Frage, welches seine Bestimmung gewesen wäre.

Überhaupt kann man im Assuan-Steinbruch verschiedene Steinbearbeitungsmethoden erkennen. Neben den auch uns geläufigen Stockhammer-Bearbeitungen und (von mir aus) mit Kupfer-Meißeln bearbeiteten Blöcken findet man Bearbeitungen im Rosengranit, die wohl nicht ohne Stahlwerkzeuge machbar sind. Aber die eigentümlichste Bearbeitungsform erkennt man an dem Obelisk selbst und an der umlaufenden Grube recht deutlich: Es sieht aus, als ob der rosa Granit weich wie Butter gewesen wäre (wie auch immer das bewerkstelligt wurde) und dann mit einer Art halbrundem Schaber so lange abgeschabt worden wäre, bis die gewünschte Tiefe (für die Grube) erreicht worden war. Auch der Obelisk ist nur grob auf diese Weise aus dem Mutterfels „herausgeschält“. Diese „Eislöffelchen“-Technik ist auch an anderen Stellen im Steinbruch erkennbar.

Angeblich stammt sie von den Di-



Der Obelisk hat mehrere Risse. Dies ist einer davon. Auch hier kann man schön die „Eislöffelchen“-Technologie erkennen, als ob der Granit weich wie Butter gewesen wäre.



Vergebliche Versuche, den Obelisk in handliche Teile zu zerlegen.



Ein metertiefer Schacht im Steinbruch von Assuan.

orit-Kugelwerkzeugen, mit denen die Steinbrucharbeiter stupide Jahr für Jahr auf den Granit eingeschlagen hätten. Diorit ist ein hartkörniges Tiefengestein und härter als Granit. Dann möge man mir aber bitte mal erklären, wie die Arbeiter mit ihren Diorit-Kugeln die Grube ausgeschlagen haben, denn bei einem knappen Meter Raumfreiheit ist gar kein Platz vorhanden, um für eine manuelle Steinbearbeitung ausholen und zuschlagen zu können.

Aber der Assuan-Steinbruch hat noch mehr zu bieten, woran die meisten Touristen achtlos vorbei laufen. Der Grund dafür ist meist, weil sie unter Zeitdruck stehen, denn der Bus wartet schon mit laufendem Motor für die Weiterfahrt. Auch mir ging es bei meinem ersten Besuch in diesem Steinbruch so. Hier gibt es nämlich etwas abseits des austrassierten Touristenweges mehrere senkrechte Schächte, die bis zu geschätzten zehn Metern in die Tiefe reichen (und teils dort mit Müll gefüllt sind). Ob am Fuß der Schächte noch irgendwelche Quergänge abzweigen, konnte ich wegen der ungünstigen Lichtverhältnisse nicht gut feststellen. Zumindest bei einem der Schächte scheint am Grund allerdings ein seitlicher Schacht abzuzweigen.

Die allüberall präsenten Polizisten sehen es nicht gern, wenn man vom vorgegebenen Touristenweg abweicht und rufen einen sofort zurück, wahrscheinlich aus Sicherheitsgründen, denn die Schächte sind nicht abgesperrt.

Sie haben einen Querschnitt von knapp einem Meter und sind sauber und glatt in den Rosengranit gehauen oder geschnitten worden. Teilweise mit sauber abgerundeten Ecken. Mag die These von den Dioritkugeln als Werkzeuge für die ersten dreißig Zentimeter noch anwendbar sein, aber dann wird es problematisch. Wie hat man die restlichen Meter in den Granit geschnitten oder gehauen? Denn dort unten hat man absolut keine Bewegungsfreiheit mehr, um irgendwelche Steinbearbeitungen mit Schlaggeräten durchführen zu können.

Deshalb ist es auch ein Unterschied, ob man zuhause am Schreibtisch sitzt und sich überlegt, wie Rosengranit mit irgendwelchen ominösen Kupferwerkzeugen bearbeitet worden sein könnte, oder ob man vor Ort geht und sich das Ergebnis mit eigenen Augen ansieht. Denn spätestens dann wird einem klar, dass die Altägypter wohl eine Technologie für die Steinbearbeitung beherrschten, die uns heute unbekannt ist.



Verschiedene Schächte im Steinbruch in Assuan. Bild oben: Am Grund des Schachtes scheint ein Querschacht nach links abzuzweigen. Man beachte: Das Material besteht aus hartem Rosengranit! Unten zum Größenvergleich mein Schuh.



Mit solchen Dioritkugeln sollen die altägyptischen Steinbrucharbeiter angeblich den Rosengranit bearbeitet haben.

Erhard Landmann Das Wort „Ster“

Außerirdische Herkunft der Menschheit und Geschichtsfälschung

Das Wort „Ster“ ist ein Raummaß für Holz und bezeichnete einst auch die langen Holzstämme in der Flößerei. Auch das Wort „Fenster“, das aus zwei altdeutschen Grundwörtern, nämlich „Fen“ und „Ster“ besteht, (weil die Fenster früher Holzgestänge in Kreuzform besaßen) und das deshalb niemals vom lateinischen Wort „fenestra“ abstammen kann, weil es in der lateinischen Sprache eben diese zwei Grundwörter nicht gibt, weist auf die Beziehung von „Ster“ zu länglichen Formen und Gegenständen hin. Schauen Sie sich nun die Abbildungen 1, 2 und 3 in diesem Artikel an. Abbildung 1 und 2 zeigen Aufnahmen der Nasa von sogenannten „zigarrenförmigen“ Raumschiffen über dem Mond und Abbildung 3 eine Zeichnung eines zigarrenförmigen UFOs, wie es ein Augenzeuge in Argentinien 1963 (und Tausende anderer Augenzeugen überall auf der Erde) gesehen hat. Wir sehen hier überall die Form eines Sters. Woher kommt nun das Wort „Monster“? Das Wort „Monster“ steht in vielen Sprachen für „ungeheuer groß“, und wenn wir diese Sters über dem Mond, die mehrere Kilometer (Kilometer) groß sind, betrachten, wird uns klar, dass das Wort „Monster“ von den Sters vom Mond und ihrer ungeheuren Größe kommt. Klöster, auch hier ist das Wort Ster enthalten, werden im Altdeutschen und in vielen anderen Sprachen und Ortsnamen als „Monaster, Monastir, Münster“ bezeichnet. Weiterdenkende ahnen jetzt schon, wer uns die falschen, angeblich drei großen monotheistischen Religionen aufgeschwatzt hat, denn auch das alte Wort für Lehrer „Magister“ bedeutet eigentlich nur der „magi ster“ der „mächtige Ster“, das mächtige, monstergroße, zigarrenförmige Raumfahrtmutter Schiff vom Mond.

Es gibt einen mittelalterlichen Mönchsorden, die „Zisterzienser“, ein Wort, das uns genau zeigt, wer den Auftrag für die Pseudoreligionen gegeben hat: „zi ster zi ens“ - „es zieht der Ster zum jens(seitigen All)“.

Unser Wort für Ostern, das sich in der englischen Sprache noch in der Urform erhalten hat, heißt „Easter“, „ea ster“ - der „Ster aus der Ea, aus der Galaxie“, weil nämlich an Ostern der Ster, oder besser gesagt, einer der Sters,

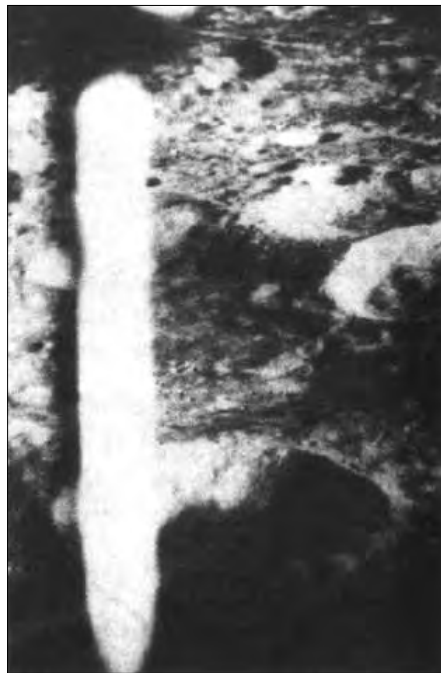
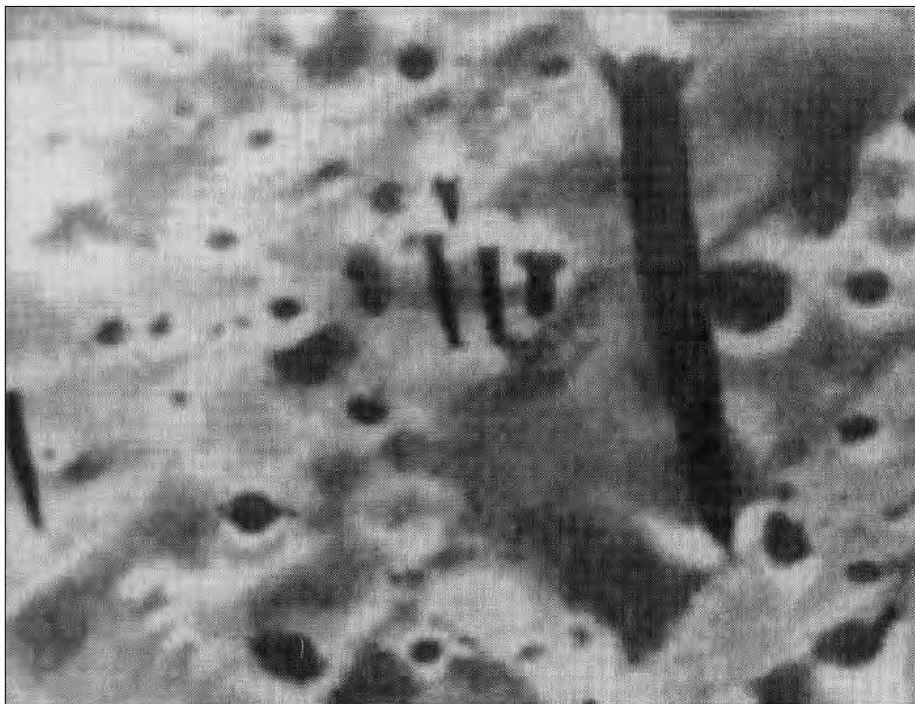


Abb. 1: Hasselblad-Foto von Apollo 16. Foto eines zigarrenförmigen Objektes, das über die Mondoberfläche fliegt.



Zu Abb. 1 (Anm. d. Red.)

Bei diesem Bild ist Herr Landmann leider einer Fälschung aufgesessen. Es handelt sich keinesfalls um ein UFO, sondern um eine Strebe der Mondlandefähre von Apollo 16.



Obeliscos en el lado oculto de la Luna, fotografiados por la sonda norteamericana Lunar Orbiter.

Obelisken auf der dunklen Seite des Mondes, fotografiert von der nordamerikanischen Sonde Lunar Orbiter

Abb. 2

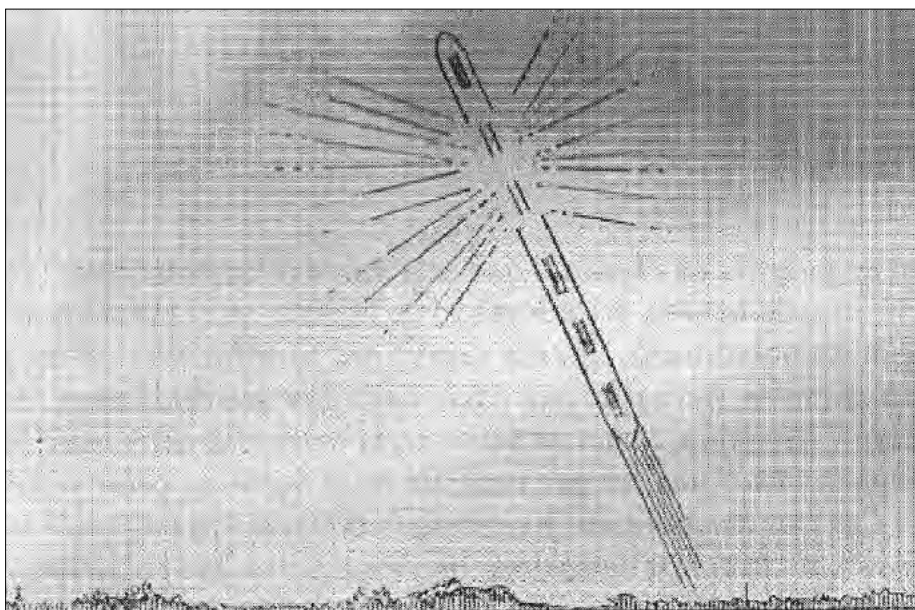


Abb. 3

beitende Ster). Diese Stadt mit dem Namen Worchester, der „arbeitende Ster“ liegt keineswegs zufällig in der Nähe von Stonehenge und einer Menge anderer Megalithbauten. Es war dieser „arbeitende Ster“ mit seinen außerirdischen Kräften und Techniken, der diese Bauten schuf, und den ganzen Unsinn von Zehntausenden von Menschen, die diese tonnenschweren Steinblöcke zogen sowie den ganzen esoterischen Unsinn von Druiden und

religiösen Motiven der Erbauer können wir getrost vergessen.

In Ungarn schließlich gibt es die Stadt Estergom und das berühmte Adelsgeschlecht der Esterhazy von Galantha. (Aha, der Ster und der Gal im Namen). Das veranlasst uns, auf die Herrschergeschlechter hinzuschauen.

In Europa hießen Kaiser und Königshäuser Monarchien, „die mit der Mondarche Gekommenen“. Die Arche ist ein Raumfahrzeug. In Asien wur-

den sie nach einem anderen Fahrzeug genannt, dem Kahn, also die Kahnate (Dschingis-Kahn, Kublai-Kahn usw.). Anderswo nach dem Asch, As (der fliegenden Untertasse). In Sachsen-Anhalt hießen sie sogar beides, die Askanier, also Asch und Kahn und Monarchie in einem.

Und warum heißt es Sachsen-Anhalt? Sie waren die Sachsen und Angeln (keine Engel) aus dem All, die „alten, die hohen Ahnen“. Dynastien - es steckt der As, Asch drinnen. Auch der Name des spanischen Adelsgeschlechts der „Albuquerque“ weist noch auf die Herkunft aus dem All hin.

Wenn ein außerirdisches Fahrzeug aufsteigt und wieder absteigt, „geht es eine Kehre“, („quer que“- eine „kehre gehen“) und wenn diese Kehre zur All-Burg, Al-Bur, zur „Burg, Stadt im All“ führt, ist eigentlich alles klar und gesagt. Bei der amerikanischen Stadt Albuquerque ist leider der Buchstabe „r“ verlorengegangen.

Im Text unter Abbildung 2 können Sie lesen, dass man in der spanischen Sprache (und in vielen anderen Sprachen ebenso) diese zigarrenförmigen Raumfahrzeuge, diese Sters und Gals und Galsters auch als „Obeliscos“ bezeichnet, als Obelisken, wie wir sie aus allen alten Kulturen, besonders der ägyptischen, kennen und die auch in den Symboliken der Geheimgesellschaften eine große Rolle spielen. Was heißt „obeliscos“? In der elidiutischen Sprache, der Ursprache des ganzen Universums, bildet das Wort „obeliscos“ einen ganzen Satz: „ob E Li scos“, nach „oben der E Li schoss“. Wenn Sie die Abbildung 3 ansehen, wo jemand aufgezeichnet hat, wie ein solcher Ster, Gal, Galli oder Galster oder eben ein Obeliscos nach oben schießt, jemand, der eine UFO-Sichtung darstellen wollte, bekommen Sie einen wunderbaren Eindruck davon, wie seit Jahrtausenden oder zumindest seit Jahrhunderten, solche Raumfahrzeuge von der Erde aufschießen.

Die Wesen vom Mond und anderswo her sind also seit Jahrhunderten hier unten und da oben. Alles, was bisher hier in diesem Artikel geschrieben wurde, ist gewissermaßen eine Bestätigung von sprachlicher Seite, dass diejenigen Leute, die mit anderen Mitteln beweisen, dass die Amerikaner gar nicht auf dem Mond waren (wie Gernot L. Geise und andere) Recht haben mit ihren Beweisen. Warum sollen Amerikaner und Russen auf dem Mond landen, wenn die Wesen vom

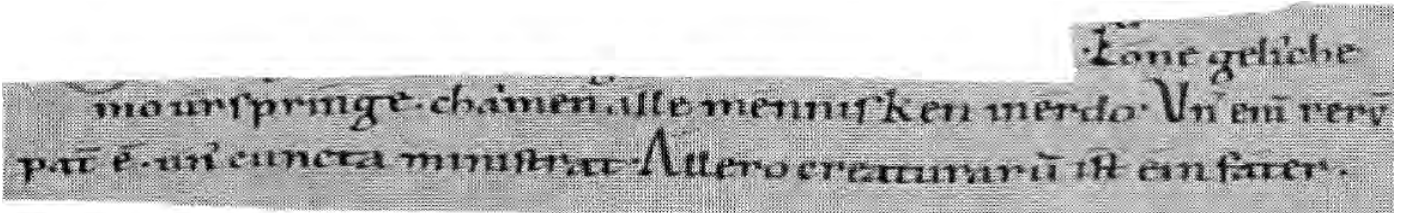


Abb. 4

Mond und anderswo her nicht nur seit Jahrhunderten hier unten sind, sondern auch bestimmen, was zu geschehen hat und was nicht? Hören Sie jetzt schon die ewigen Vertuscher schreien: „Alles nur Verschwörungstheorie! Alles nur dummes Zeug“. „Wo sind die Beweise?“. Ich habe keine Theorien. Hier nicht und anderswo nicht. Ich lese nur Texte richtig. Alte Texte. Und ich helfe Ihnen, diese Texte auch richtig zu lesen. Wenn Sie vielleicht die vielen, unendlich vielen alten Texte der Maya und Azteken, der Maori und Osterinsulaner, der „Lateiner“ und „Ägypter“ nicht lesen können, weil Ihnen die sprachlichen Voraussetzungen dazu fehlen und die angeblichen „Experten“ Ihnen falsche Übersetzungen vorlegen, brauchen Sie jetzt nicht mehr zu verzweifeln, denn ich kann Ihnen jetzt Texte aus dem Internet empfehlen, zum Beispiel die Codices von Kloster Sankt Gallen in Altdeutsch, wo Sie nichts mehr übersetzen müssen.

Was schreiben also Leute aus dem angeblich 5. Jahrhundert nach Null, wie Marciano Capella oder Boethius zu dieser Angelegenheit? Lesen Sie also in Notkers Übersetzungen der beiden (Codex 872 und Codex 825 der Codices Electronici Sancti Gallensis im Internet). So schreibt Boethius in der „Consolatio“ („Trost der Philosophie“, Codex 825, Seite 134 unten und Seite 135 oben, siehe Abbildung 4 und 5):

„Fone gelihemo urspringe chamen alle mennicken in erdo.....allero creaturu ist ein fater.....fone himele baranider gefrumeta.Pediū habet alle mennicken gerecchet edeler chimo uuanda sie fone himele burdig sint.“

Übersetzung für die, die vom modernen Deutsch nicht auf Altdeutsch umschalten können:

„Vom gleichen Ursprung kamen alle Menschen auf die Erde.....alle Krea-

turen haben einen (einzig) Vater....Vom Himmel hernieder geschaffen.....Daber haben alle Menschen einen ursprünglich edelen Samen (edelen Keim), da sie vom Himmel gebürtig sind. (vom Himmel abstammen)“.

Damit ist eigentlich alles gesagt. Zumal in Tausenden von alten Texten in allen mögliche Sprachen Gleiches berichtet wird, was man uns leider falsch oder gar nicht übersetzt. Aber hier brauchen wir es gar nicht mehr ins Deutsche zu übersetzen. Damit bricht der ganze Schwachsinn des Darwinismus zusammen, der afrikanische Affe, der vom Baum stieg, nach Europa wanderte und die weiße Hautfarbe annahm (wie das? Afrikaner haben noch heute weiße Innenhandflächen und Fußsohlen, das heißt, überall wo die afrikanische Sonne nicht hin kommt, sind sie schon weiß. Und einmal braun von der Sonne geworden, wird man nicht mehr weiß. Schon deshalb kann der afrikanische Affe nicht Urvater sein), über die Beringstraße schwamm und dort seine eben erst erfundene Muttersprache verlernte, aber spielend hunderte neue Sprachen erfand (in denen allen man mit Leichtigkeit die elidiutische Sprache, die Sprache des ganzen Weltalls, nachweisen kann, wenn man es kann, das heißt, wenn man ein guter und hart arbeitender Sprachwissenschaftler ist und kein pseudowissenschaftlicher, „offizieller“ Scharlatan), sich primitive, aber gläubische Religionen erfand, sich besser im Weltall auskannte als die heutigen führenden Astronomen, riesige Steinalithbauten errichtete, von denen niemand weiß, mit welchen Kräften er die tonnenschweren Steinblöcke transportierte und in die Höhe hob und tausend unverständliche Dinge mehr. Nein, nein, dieser vollständig irrealistische Schwachsinn ist weder

Wissenschaft noch wahre Geschichte. Das ist Volksverdummung und Geschichtsfälschung.

Ebenso bricht die gesamte Geschichtsfälschung (vorwiegend beruhend auf total falschen Übersetzungen alter Texte) über alte Völker, die es so nie gab, zusammen, über Sumerer und Assyrer, Germanen und Kelten, Babylonier und Juden, Gallier (Galli siehe weiter oben und andere Texte von mir, Galli sind nicht die Gallier, sondern der Gal, der Ster, das zigarrenförmige Raumschiff des Gottes E Li. Die lieben Franzosen mögen mir verzeihen, sie sind keine Gallier, keine Obelixe und Asterixe sondern, wie ihr Name „francaises“ schon richtig sagt: Franken) und Etrusker. Man sollte es nicht glauben, aber es ist wahr: das Wort „Etruria“ ist nicht die Bezeichnung für ein Land der Etrusker, sondern kommt von „Etruria“- die „Traurigkeit des Gottes E“. Ob es die Traurigkeit dieses Gottes über unsere Geschichtsfälschung und unser geistes- und sprachwissenschaftliches Versagen ist?

Das also ist aus dem edlen Samen, dem edlen Keim der Menschheit, der aus dem Himmel kam, geworden. Warum? Auch darüber lesen wir bei Boethius und Marciano Capella. Auf Seite 88 der „Consolatio“ (Codex Sankt Gallen 825, siehe Abbildung 6) unterhält sich Boethius mit einer außerirdischen Ärztin (wahrscheinlich eine von den außerirdischen Besucherinnen, die uns die katholische Kirche, wie in Lourdes und Fatima, als Marienerscheinung verkauft). Und diese Frau sagt:

„Ne wizzent ir erd tier uuio smabe ir birnt und die dero ir uuanent walten.“

Übersetzung:

„Wisst ihr Erdtiere nicht, wie erniedrigt ihr werdet (oder: seid) und diejenigen, von denen ihr wähnt (glaubt, denkt), dass sie euch regieren (beherrschen)?“

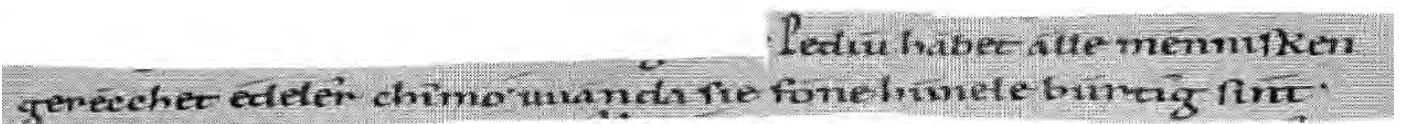


Abb. 5

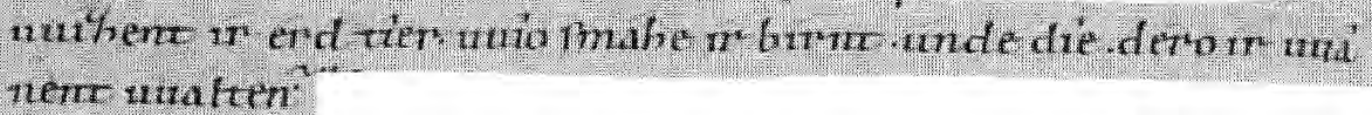


Abb. 6

Als Erdentiere werden wir also bezeichnet, und das von denjenigen Außerirdischen, die uns noch wohlgesinnt zu sein scheinen.

Was sind wir dann für die, die uns seit Jahrhunderten über Geheimgesellschaften beherrschen und regieren lassen?

Marciano Capello (in Notkers Übersetzung, Codex Sankt Gallen 872, Seite 31, siehe Abbildung 7) wird noch deutlicher (falls dies überhaupt möglich ist:

„Taz die gota wellen des ne ist nehein tuala.....Souuio dero fersnuorton man ne durfe muoton ube er anderes uuile danne so is not is. Providentia di ne lazet ander geskehen ane daz si beneimot habet“.

Übersetzung:

„Dass die Götter wollen, dass keine Verzögerung sei.....So wie der unabänderlich bevormundete (oder: bestimmte) Mensch nichts verlangen darf, wenn gleich er etwas anderes will, dann wird es doch nicht sein. Die Vorsehung (Providentia) lässt nichts anderes geschehen als das, was sie beschlossen (festgesetzt) hat.“

Aha! Die Vorsehung lässt nichts anderes geschehen, als das, was sie beschlossen, festgesetzt hat. Verstehen Sie jetzt, warum das „Allsehende Auge“ oder das „Auge der Vorsehung“ in der

Pyramide auf dem Dollarschein abgebildet ist, in den Symboliken vieler Geheimgesellschaften (Freimaurer, Illuminati usw.) vorkommt, am Tor des Aachener Domes und anderer katholischer Dome abgebildet ist? Schon bei den so genannten „Ägyptern“ gab es das „Horusauge“ (was allerdings nicht Horusauge hieß, den „Horus“ haben ahnungslose Ägyptologen dazu erfunden).

Hat nicht in jüngerer Geschichte ein brauner Sozialist seine Verbrechen stets mit der Vorsehung begründet? Einer, der als Straßenkämpfer begann, genau wie die rotbraunen 1968er, die uns heute regieren? Marsch durch die Institutionen, erzählt man uns. Aber diesen Marsch durch die Institutionen gibt es nicht, sonst würden ihn viele andere gehen. Es gibt nur die schützende und fördernde Hand der „Vorsehung“ und der Medien, die nicht frei sondern im Besitz derer von der „Vorsehung“ sind. Wer wegen seiner politischen Dummheit und Skrupellosigkeit und seiner Ideologie von der „Vorsehung“ für die Macht vorgesehen ist, weil man solche Leute braucht, der taucht jeden Tag in den Talkshows auf. Sie können also schon mal „voraussehen“, wer uns demnächst regieren wird, wenn Sie über die Anzahl der Talkshowauftritte der Rotbraunen Buch führen.

Verstehen Sie jetzt, warum ein Benjamin Disraeli, der selbst ein mächtiger Politiker war, der Kolonialkriege für das britische Imperium geführt hat, sagte, dass „Sie versichert sein können, dass auf dieser Welt nichts zufällig geschieht“, kein Krieg, keine linke und rechte Ideologie, keine terroristische Religion, auch keine Bankenzusammenbrüche und Finanzkrisen, die wir Steuerzahler bezahlen, während die Spekulanten schon die nächsten vorbereiten.

Übrigens, wenn es Sie interessiert, auf Seite 184 -185 beschreibt Boethius einen Raumfahrtaufstieg zu Phoebé und Saturn. Und, recht spaßig, eine „fliegende Untertasse“ wird ganz einfach wegen ihrer Form als „tellur“ - als Teller, bezeichnet. Seite 141, Codex 825 steht zu lesen:

„fer um polu tellure.... Unde daz ten himel ubefahren habet daz wellen sie eruuuolen uber dero erde.“

Übersetzung:

„Es fährt um den Pol (Nord- oder Südpol) der Teller.... Und das den Himmel überfahren hat, das wollen sie aufwählen über der Erde.“

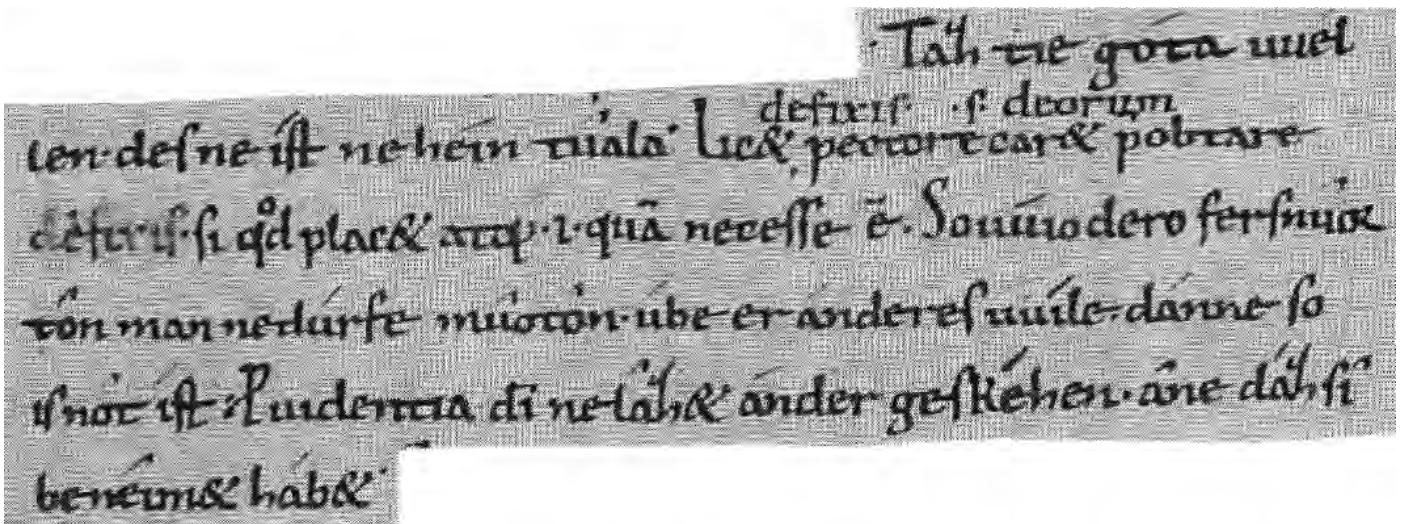


Abb. 7

Thema Vorgeschichte

Gernot L. Geise

Die alte Frage:

Wo lag Atlantis wirklich?

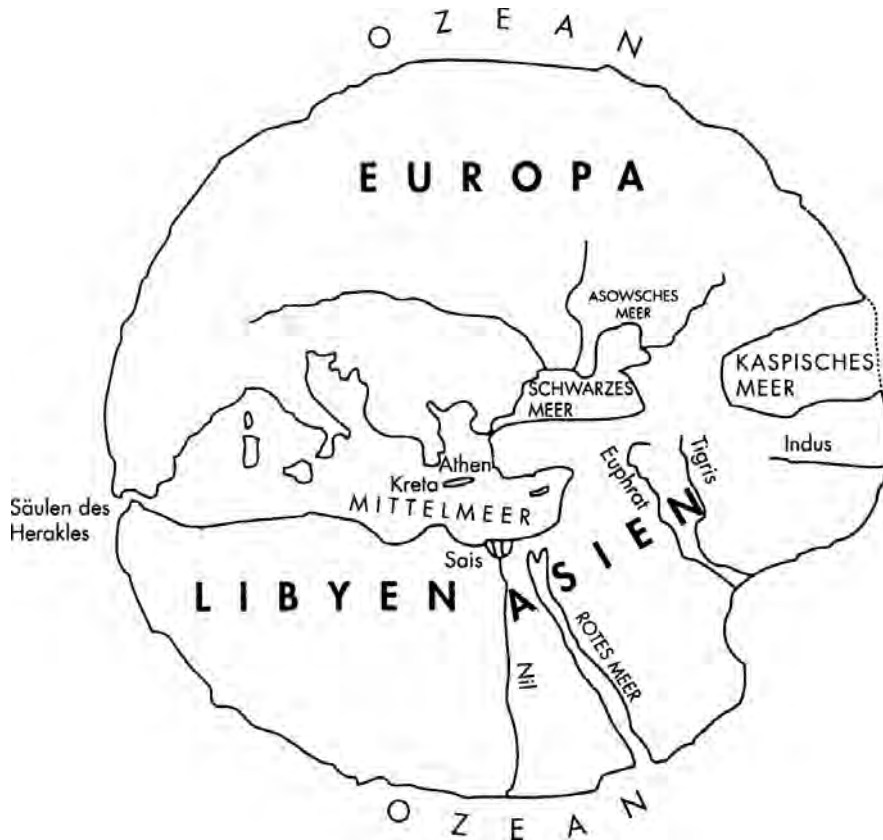
Atlantis ist eines der wenigen alten Themen, das schon immer die Menschen fasziniert hat. Diese Faszination hält bis heute an, und bisher sind darüber schon ganze Bibliotheken an Büchern geschrieben worden. Eines haben aber alle diese Bücher gemeinsam: Es sind alles nur Hypothesen ohne jede Beweiskraft. Der mysteriöse Inselkontinent (oder Reste davon) konnte bis heute nicht gefunden werden. Handelt es sich also bei Atlantis nur um ein weit verbreitetes Märchen?

Alles, was wir heute über Atlantis zu wissen glauben, basiert im Prinzip auf den Aufzeichnungen von Platon, die er in seinem Werk *Timaios* wiedergegeben hat.

Die Umstände der Entstehung von *Timaios* und *Kritias*, der Werke, in welche die Geschichte von Atlantis eingebettet ist, sind keinesfalls völlig sicher. Es gilt als gesichert, dass sich Platon zwischen -390 und -388 nach dem traumatischen Erlebnis des Todes seines Lehrers Sokrates auf Reisen begab, wobei er auch Ägypten besuchte [Hirschberger S. 73]. Wahrscheinlich hat er dort von Atlantis gehört.

Andere wiederum glauben der Schrift, nach der Solon (-640 bis -561) die Legende in Sais von einem ägyptischen Priester erfahren habe. Es scheint aber wahrscheinlicher zu sein, dass Platon aus erster Hand berichtete, also einen Mythos wiedergab, den er selbst in Ägypten gehört hatte. Leider schrieb Platon die Sage wahrscheinlich erst etwa zwanzig Jahre nach seinem Ägyptenbesuch (um -367) auf. Deshalb darf man wohl Platon nicht mit jeder Aussage wörtlich nehmen. Versuchen Sie selbst einmal, sich möglichst wortgenau an eine Gegebenheit zu erinnern, die zwanzig Jahre zurück liegt!

Es kommt indes eigentlich auch nicht darauf an, ob wir Platon wörtlich nehmen dürfen oder ob James Churchward sich die Legende von



So stellte man sich die (scheibenförmige) Erde zur Zeit Solons vor.

Lemuria/Mu nur ausgedacht hat. Tatsache ist: Sowohl in Europa wie auch in Asien und in Mittel- und Südamerika „geistern“ seit Jahrtausenden Legenden und Mythen von untergegangenen Kontinenten oder versunkenen Städten durch die Geschichte. Die meisten von ihnen zeigen so viele Übereinstimmungen, dass ihnen allem Anschein nach ein wahrer Kern zugrunde liegt.

Was sagt Platon in seinem Werk *Timaios* über die Insel Atlantis aus?

„(Sie war) größer als Asien und Libyen zusammen, und von ihr konnte man damals zu den anderen Inseln hinübersetzen, und von den Inseln auf das ganze gegenüber liegende Festland, welches jenes recht eigentlich so zu nennende Meer umschließt. Denn alles das, was sich innerhalb

der eben genannten Mündung befindet, erscheint wie eine bloße Bucht mit einem engen Eingang; jenes Meer aber kann in Wahrheit also und das



Hat sich Platon ausgerechnet in Bezug auf Atlantis geirrt?



So stellt man sich vor, habe Atlantis einst ausgesehen.



es umgebende Land mit vollem Fug und Recht Festland heißen.“ [Platon, Timaios S. 103, nach Eyth]

Über Atlantis sind schon so viele Bücher geschrieben worden, basierend auf Platons Aussagen, dass man meinen sollte, das Thema sei inzwischen hinreichend geklärt. Doch wie sieht die Wirklichkeit aus? Bis zum heutigen Tag konnte Atlantis nicht lokalisiert werden, und es gibt kaum einen Ort auf der Welt, an dem Atlantis nicht von den verschiedensten Forschern vermutet wird.

Einen guten Überblick über diese Vielfalt bietet der Terra X-Bericht „Wo lag Atlantis?“ (2002), darin werden u. a. Thera, Troja, Helgoland, Kuba, Spanien, Frankreich, Griechenland, die Biminiinseln, Ägypten und die Sahara erwähnt. Die älteste Lokalisierung findet sich möglicherweise auf den Azoren. Doch hier lag niemals ein Kontinent,

wie man heute durch Messungen sicher weiß. Auch der Deutschen „Lieblingszeitung“ darf nicht fehlen: „Atlantis lag vor Gibraltar“ [BILD, 08.06.04]. Mal wieder ... Was BILD als Sensation verbreitete, ist absolut nicht neu, denn um die spanische Stadt Cádiz hatte schon Uwe Topper Atlantis vermutet [Topper, Das Erbe der Giganten, 1977].

In den meisten Fällen ist es einfach so, dass die relativ genauen Aussagen Platons von den jeweiligen Atlantis-Suchern entweder relativiert wurden, die nicht in die eigene These passenden Passagen Platons als unglaubwürdig oder als (von Platon) falsch verstanden ignoriert oder schlicht und einfach falsch übersetzt wurden.

In Kurzfassung glauben wir folgendes über die Lokalisierung von Atlantis zu wissen:

- Atlantis war ein Kontinent (größer als „Libyen und Asien“).

- Atlantis besaß zahlreiche hohe Berge und Klippen.
- Vorgelagert waren andere Inseln.
- Atlantis besaß zahlreiche Mineralienvorkommen. Die Landmasse war außerdem reich an Flora und Fauna, u. a. werden Elefanten und Pferde beschrieben.
- Die Hauptstadt lag an zwei Quellen, einer warmen und einer kalten.
- Das Klima war feucht und warm, im Großen und Ganzen könnte man sagen, subtropisch.
- Die Bewohner lebten im Überfluss und nahmen u. a. regen Einfluss auf die Länder der Alten Welt, wobei Platon vor allem die im Atlantik gelegenen Inseln, Libyen, Ägypten und „Europa aber bis Tyrhhenien“ (Italien) nennt.
- Die Insel gehörte dem Gott Poseidon, der dort zehn Könige einsetzte (fünf Zwillingsbrüder), die je über einen Teil des Kontinents herrschten.
- Das Reich war in zehn Königtümer aufgeteilt, und deren Herrscher trafen sich alle fünf oder sechs Jahre „zu einer Art Weltgipfelkonferenz“.
- Es lag „jenseits der Säulen des Harakles“ (was damals „hinter dem Ende der bekannten Welt“ bedeutete).
- Es lag im „richtigen“ Ozean.
- Das Mittelmeer ist nur eine Bucht des „richtigen“ Ozeans.
- Es wurde vor rund zehntausend Jahren in einer Katastrophe vernichtet (Es war nicht etwa untergegangen, wie es durch Falschübersetzungen landläufig heißt!).
- Diese Katastrophe könnte durch einen Himmelskörper erfolgt sein.
- Dadurch wurden Erdbeben und Überschwemmungen auf der ganzen Welt ausgelöst.

Es ist keinesfalls so, dass Platon Atlantis in den Atlantik zwischen Europa und Nordamerika gelegt hat, wie es tausende von Atlantissuchern bisher vermuteten. Und auch in der Nordsee (Helgoland) ist es nicht zu suchen, auch wenn der Pastor *Jürgen Spanuth* noch so sehr davon überzeugt ist und mehrere Bücher darüber geschrieben hat.

In der wörtlichen Übersetzung sagt Platon etwas ganz anderes aus, nämlich dass die Insel auch weiterhin existiert, allerdings nur schwer erreichbar ist! Der Grund für die jahrhundertlange erfolglose Suche von Atlantis im Atlan-

tik dürfte in seiner Namensbezeichnung liegen, die man von dem namensähnlichen Ozean abgeleitet sieht. Dabei wird aber geflissentlich übersehen, dass diese Namensähnlichkeit auch andere Gründe haben kann. Tatsache ist, dass der atlantische Rücken keinerlei Anzeichen für einen ehemaligen Kontinent zeigt, wie es auf Radar-Satellitenkarten sehr deutlich zu erkennen ist. Hinzu kommt, dass man inzwischen aufgrund von Tiefseebohrungen sehr genau weiß, aus welchen Materialien der Meeresboden im Atlantik besteht, nämlich im wesentlichen aus Basalt, während die Kontinente überwiegend aus granitischem Material und Sedimenten bestehen.

Da Basalt ein höheres spezifisches Gewicht als Granit hat, kann ein Kontinent niemals darin „untergehen“ (und demgemäß können auch keine Kontinentplatten „versinken“). In der Mitte des Atlantiks versanken und versinken keine Krustenteile, sondern werden im Gegenteil neue produziert, wie man heute weiß. Wo bleibt da noch Platz für einen Kontinent Atlantis? Jedenfalls nicht im Atlantik.

- „Dadurch ist auch das dortige Meer unbefahrbar und undurchforschbar geworden, bei der in geringer Tiefe befindlicher Schlamm, den die untergehende Insel zurückließ, hinderlich wurde“ [Timaios 25 D, nach Schleiermacher].
- „Daher ist das dortige Meer auch heute noch unbefahrbar infolge der ungeheuren Schlammmassen, welche die sinkende Insel anhäuften“ [Timaios 25 D, nach Apelt].
- „Daher wurde jetzt auch der Nordatlantik dort unschiffbar und unerforschlich, da seichter Schlamm stark hinderlich ist, welchen die versunkene Insel von sich aus darbot“ [Timaios 25 D, nach Pischel, Die atlantische Lehre S. 52].
- „... und als auch Atlantis' Insel wie von selbst unter sein Meer verschwand (= sich aus dem Blickfeld entfernte), weil dort der Schlamm (Brei) des (der) aufgewühlten Meeres (-fluten) gar sehr ein wirkliches Hindernis ist, und wirklich davon abhält, sich auf der Insel niederzulassen“ [Timaios 25 D, konventionelle Übersetzung, Nestke/Riemer, Atlantis S. 168].

Allein der Vergleich der verschiedenen Übersetzungen der berühmtesten Passage aus Platons Timaios zeigt recht



Atlantis: In einer schlimmen Nacht durch Vulkanausbruch oder den Einschlag eines Himmelskörper untergegangen?



... oder wurde Atlantis von einer Riesen-Tsunami-Welle hinweg gewischt?

deutlich, dass die landläufige Meinung über das Verschwinden von Atlantis unter den Meeresspiegel so nicht ganz stimmen kann, wobei durchaus auch ein Hinweis auf den Ursprungsort von Atlantis gegeben wird, der nichts mit dem Atlantik zu tun hat, denn

„Untersuchungen der Sedimentablagerungen, insbesondere in der Gegend um die Azoren, ergaben, dass der Meeresboden nie trockenes Land war. Es bleibt nur der Schluss: Nach geologischen Erkenntnissen gab es an der Stelle, die Platon für die Lage von

Atlantis angibt, kein Land ...“ [Dendl, in: G.R.A.L. 4/95, S. 250]

wobei Jörg Dendl geflissentlich übersieht, dass Platon niemals vom Atlantik als Lage geredet hat.

Fritz Nestke und Thomas Riemer untersuchten die obige Textpassage [Timaios 25 D] im Zusammenhang mit anderen Textpassagen im Timaios im Original, wobei sich immer mehr heraus kristallisierte, dass dieser Text bisher immer falsch übersetzt worden ist, weil es bisher anscheinend undenkbar ist, dass Griechen die Antarktis gekannt

haben sollen und somit mit Atlantis die Antarktis gemeint sein könnte.

Korrekt übersetzt müsste der Text jedoch so heißen:

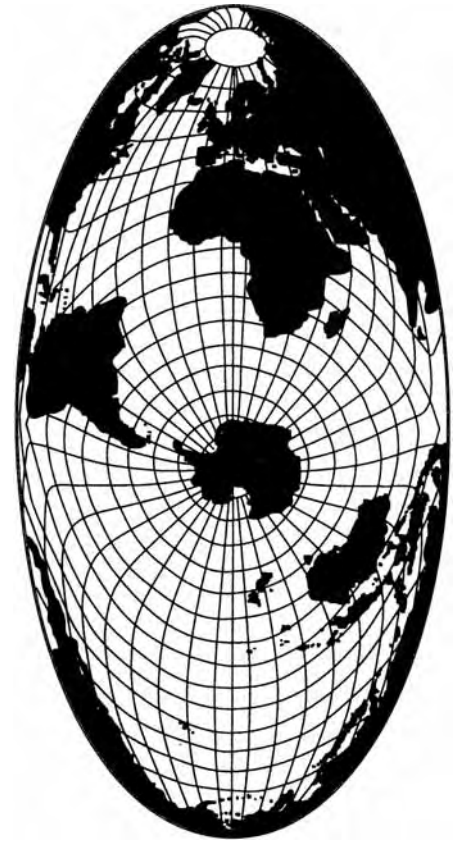
- „... als auch Atlantis' Insel wie von selbst unter sein Meer verschwand (sich aus dem Blickfeld entfernte); weshalb es jetzt unmöglich seiend ist - weil der Eisbrei des dort gefrorenen Meeres gar sehr ein wirkliches Hindernis ist - nah an die Insel heranzukommen.“ [Timaios 25 D., Neuübersetzung Nestke/Riemer, Atlantis S. 170]

Dass die Antarktis einst ein blühender Kontinent war, ist heute kein Geheimnis mehr. Geologen und Paläontologen haben dort nicht nur versteinerte Überreste von Sauriern gefunden, sondern auch von Pflanzen und Tieren, die eine Umgebungstemperatur von zwanzig Grad Celsius benötigten, darunter die sehr empfindlichen Korallen. Einzig über die Zeitschiene streitet man sich, wobei alle Funde gerne so weit wie irgend möglich in die Vergangenheit abgeschoben werden, weil jeder Archäologe oder Paläontologe den anderen mit älteren Funden übertreffen will. Das hat mit Realität nicht mehr viel zu tun. Dabei wird auch argumentiert, dass für Versteinerungen nun mal Millionen

Jahre benötigt werden - obwohl beispielsweise Dr. Hans-Joachim Zillmer in seinen Büchern unumstößliche Beweise dafür geliefert hat, dass Versteinerungen auch innerhalb von wenigen Jahren passieren können.

Zillmer zeigt beispielsweise den versteinerten Fuß eines Menschen, der noch in einem Cowboyschuh aus den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts steckt, vom schulwissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen eine völlige Unmöglichkeit. Man kann jedoch darüber diskutieren, wie man will, der versteinerte Fuß mit dem Stiefel existiert und lässt sich nicht wegdiskutieren.

Auf die Antarktis bezogen: Der heutige Eispanzer muss nicht zwangsläufig Millionen Jahre alt sein, nur weil uns das unsere Eiszeit-Dogmatiker vortradieren. Er kann mit der gleichen Wahrscheinlichkeit auch erst vor wenigen tausend Jahren entstanden oder noch jünger sein. Da nützt es auch nichts, wenn Eiskernbohrungen vorgenommen werden, anhand deren ein extrem hohes Alter errechnet wird, denn auch hier geht die Wissenschaft von falschen Voraussetzungen aus. Man rechnet jeden erkennbaren Ring in den Eiskernen als Jahr. Zillmer ist da ganz anderer Meinung, denn er sagt, dass



Die Antarktis als Mittelpunkt der Welt. Von hier aus liegen noch heute der amerikanische Doppelkontinent, Afrika und Australien in erreichbarer Nähe (Weltkarte der US-Marine)

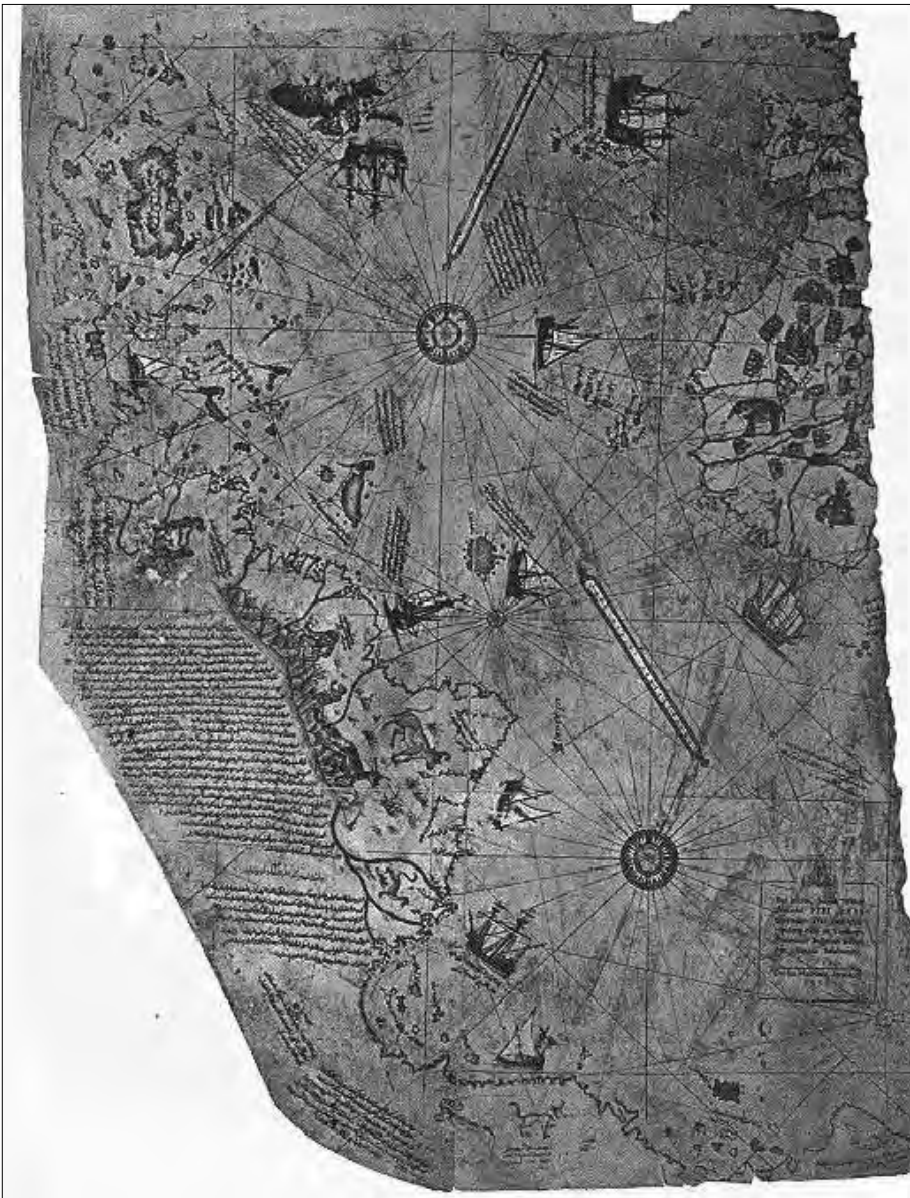
die einzelnen Eisringe in den Eiskernen nicht etwa die Niederschläge eines Jahres darstellen, sondern eines Tages bzw. eines Schneesturms. Demgemäß bestreitet Zillmer auch die so genannte Eiszeit. Für ihn ist es eine Schneezeit, die nur wenige Jahre andauerte. Mit der Infragestellung der Eiszeit ist Zillmer nicht allein. Auch andere Forscher wie z. B. Dr. Horst Friedrich bestreiten vehement, dass es sie gab [z.B. Friedrich, Jahrhundert-Irrtum „Eiszeit“?]. Man darf eines nicht vergessen: Es gibt (auch) auf diesem Gebiet *keinerlei gesichertes Wissen!* Was uns als solches präsentiert wird, sind reine Theorien, Annahmen, die häufig nur auf Hochrechnungen basieren, wobei bei der Veränderung nur eines einzigen verwendeten Faktors ganz andere Ergebnisse herauskommen würden.

Bei einer nach dem Zillmer-Modell angenommenen Schneezeit würde die Warmzeit der Antarktis tatsächlich bis auf wenige Jahrtausende an unsere Zeit heranrücken, womit andererseits ein Atlantis auf dem antarktischen Kontinent sehr viel wahrscheinlicher wird.

Lässt sich Atlantis aufgrund der Platonschen Beschreibung näher lokalisieren?



Atlantis auf einer alten Landkarte. Die Ähnlichkeit mit der Antarktis ist nicht von der Hand zu weisen.



Die berühmte Seekarte des Admiral Piri Re'is aus dem Jahr 1513 zeigt eine eisfreie Antarktis.

lisieren? Im Timaios heißt es weitergehend:

- „... vom Fernsten (Äußersten) aufgebrochen, weg von Atlantis' gefrorenem Meer, damals noch gangbar, vorrückte das gefrorene Meer. Die Insel hatte nun vorher eine gewisse Einfahrt, (welche) das Aussehen hatte wie das, so wie ihr sagt, der Säulen des Herakles. Sicher jedenfalls war die Insel an Bedeutung gleichkommend Afrika und mit Asien zusammen. Infolge dieser damaligen Passierbarkeit wurden von dort her teils zugänglich die fremden Inseln dabei, teils von der Insel der dabei gegenüber liegende Kontinent, in beliebiger Weise durch das jenseitige wahrhaftige Meer. Deshalb zeigte sich nämlich sowohl eine Mündung, innerhalb dieser - wie man so sagt - (sich) ein Naturhafen barg, als auch eine enge (Schiffs-)

Einfahrt. Das eine, das jenseitige Eismeer hingegen, umschließt vollständig das andere, seine Fläche errichtete (erhebt) sich und sammelte sich auf dem festen Land.“ [Timaios 24 E., wörtliche Neuübersetzung Nestke/Riemer, Atlantis S. 202 ff.]

Diese Beschreibung Platons entspricht bis ins Detail den heutigen wissenschaftlichen Erkenntnissen der topographischen Forschung in der Antarktis! Klar abgegrenzt wird im Timaios zwischen Meer (pontos) und Eismeer (pelagos), was von anderen Übersetzern bisher geflissentlich ignoriert wurde, weil es nicht in ihre These passte.

- „Denn das, innerhalb jenes Einganges, von dem wir sprechen, Befindliche erscheint als Hafen mit einer engen Einfahrt; jenes aber wäre wohl

wirklich ein Meer, das es umgebende Land aber mit vollstem Recht ein Festland zu nennen.“ [ebd.]

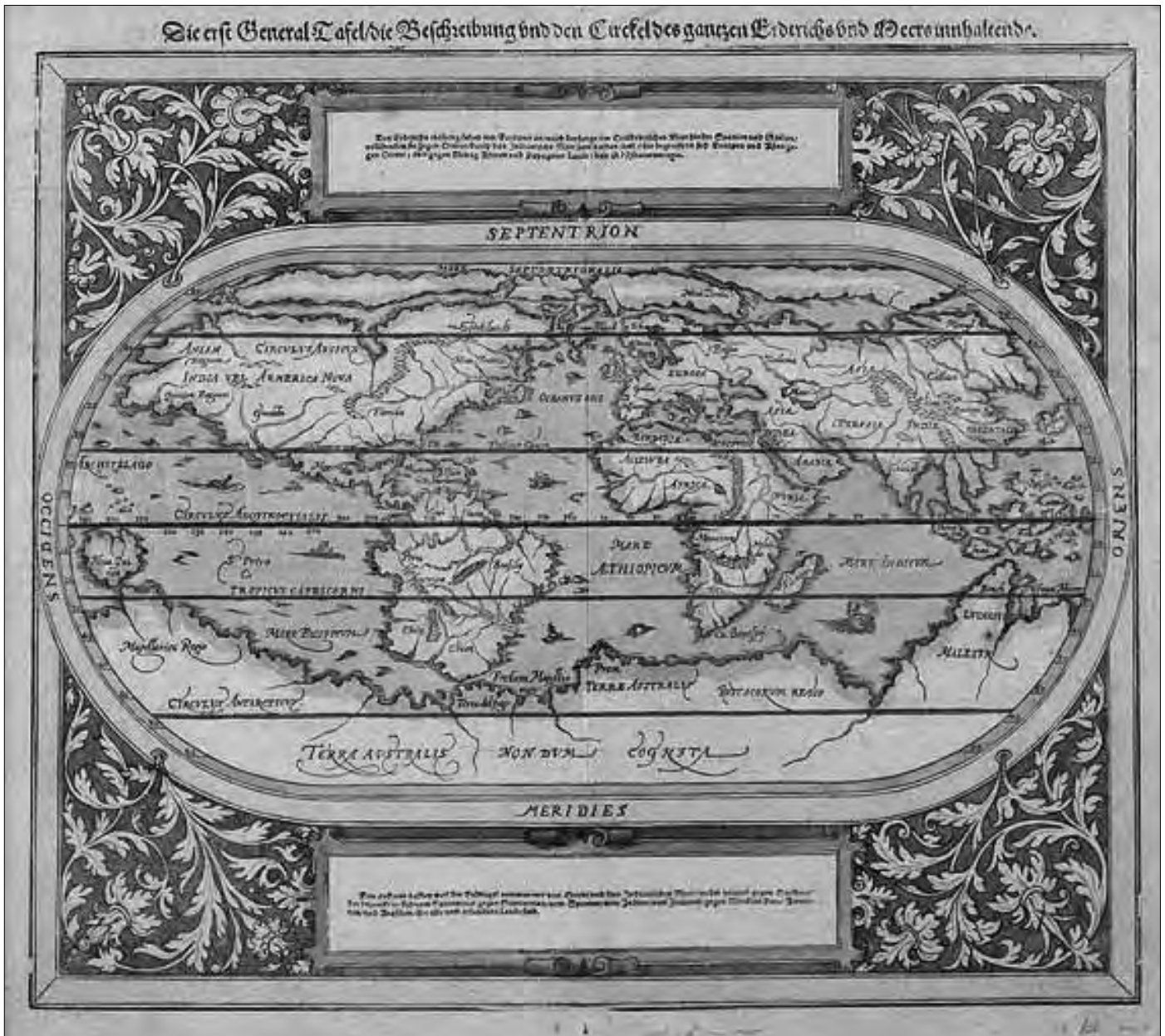
Wenn bei den vielfachen Beschreibungen von Atlantis immer vom umgebenden Meer die Rede ist, und dass von Atlantis aus das *gegenüber liegende Festland* zu erreichen sei, so bleibt auch hier nur die Antarktis übrig, denn betrachtet man sich die Erdkugel aus der Perspektive der Antarktis, so liegt die Südspitze von Südamerika in unmittelbarer Nähe. Das umgebende Meer um die Antarktis zeigt, dass es nur einen einzigen Ozean auf der Erde gibt und die Antarktis aus diesem Blickwinkel zentral liegt (siehe Weltkarte der US-Marine mit genau dieser Aufsicht auf die Erde).

Nachdem heute nachgewiesen ist, dass sowohl die Antarktis als auch der Nordpol zumindest bis vor rund zehntausend Jahren völlig eisfrei waren, bieten sich mehrere Alternativen als mögliche Szenarien an:

- Entweder war vor ein paar tausend Jahren das gesamte irdische Klima um ein Vielfaches heißer als heute (dann müssten die Temperaturen in Äquatorhöhe eventuell jedoch unrealistisch hoch gewesen sein) oder
- die (vereisten) Pole befanden sich zu jener Zeit an anderer Stelle.

Dass unsere Erdachse keinesfalls so stabil ist, wie wir glauben, beweist schon allein die Taumelbewegung der Erde (Präzession), weshalb wir beispielsweise zwei Nordpole haben: den geografischen und den magnetischen. Während der geografische Pol konstant ist (weil man nicht alle paar Jahre neue Karten erstellen will), wandert der magnetische Pol. Was nur Wenigen bekannt ist: Auch der Südpol ist nicht stationär. Allerdings ist hier die Taumelbewegung der Erde nicht so stark ausgeprägt wie am Nordpol.

Und selbst heute liegt nicht etwa die gesamte Antarktis unter einer kilometerdicken Eiskappe. Ein Teil befindet sich auch heute noch in gemäßigten Temperaturbereichen und hat eisfreie Gebiete mit eisfreien Seen, sogar Gebiete mit Wäldern und Steppen, wie die deutsche Antarktismission 1938 nachweisen konnte. Man muss also nicht zwangsläufig einen Impakt für die Vereisung voraussetzen, um eine eisfreie Antarktis zu erhalten. Eine kleine Verschiebung der Erdachse reicht völlig aus, und der Kontinent Antarktis ist völlig eisfrei.



Die Portolan-Weltkarte von S. Münster (1588) zeigt den ganzen unteren Bereich als Antarktis.

Und die Antarktis muss noch in geschichtlicher Zeit völlig eisfrei gewesen sein, denn es existieren alte Landkarten (Portolan-Karten), die einen eisfreien Kontinent zeigen. Die bekannteste ist die Seekarte des Admiral *Piri Re'is* aus dem Jahr 1513, die eine Abschrift von noch älteren Karten darstellt. Diese Karten sind so genau, dass sie erst durch modernste Satelliten-Radar-Messungen bestätigt werden konnten.

Verschiebungen der Erdachse sind keinesfalls unnormal, und im Laufe der Erdgeschichte verschob sich die Erdachse mehrfach zum Teil recht dramatisch, wie man heute durch Messungen weiß. Viele Geowissenschaftler sind auch heute noch der Meinung, dass auch Eiszeiten durch Schwankungen der Erdachse ausgelöst wurden, weil sich

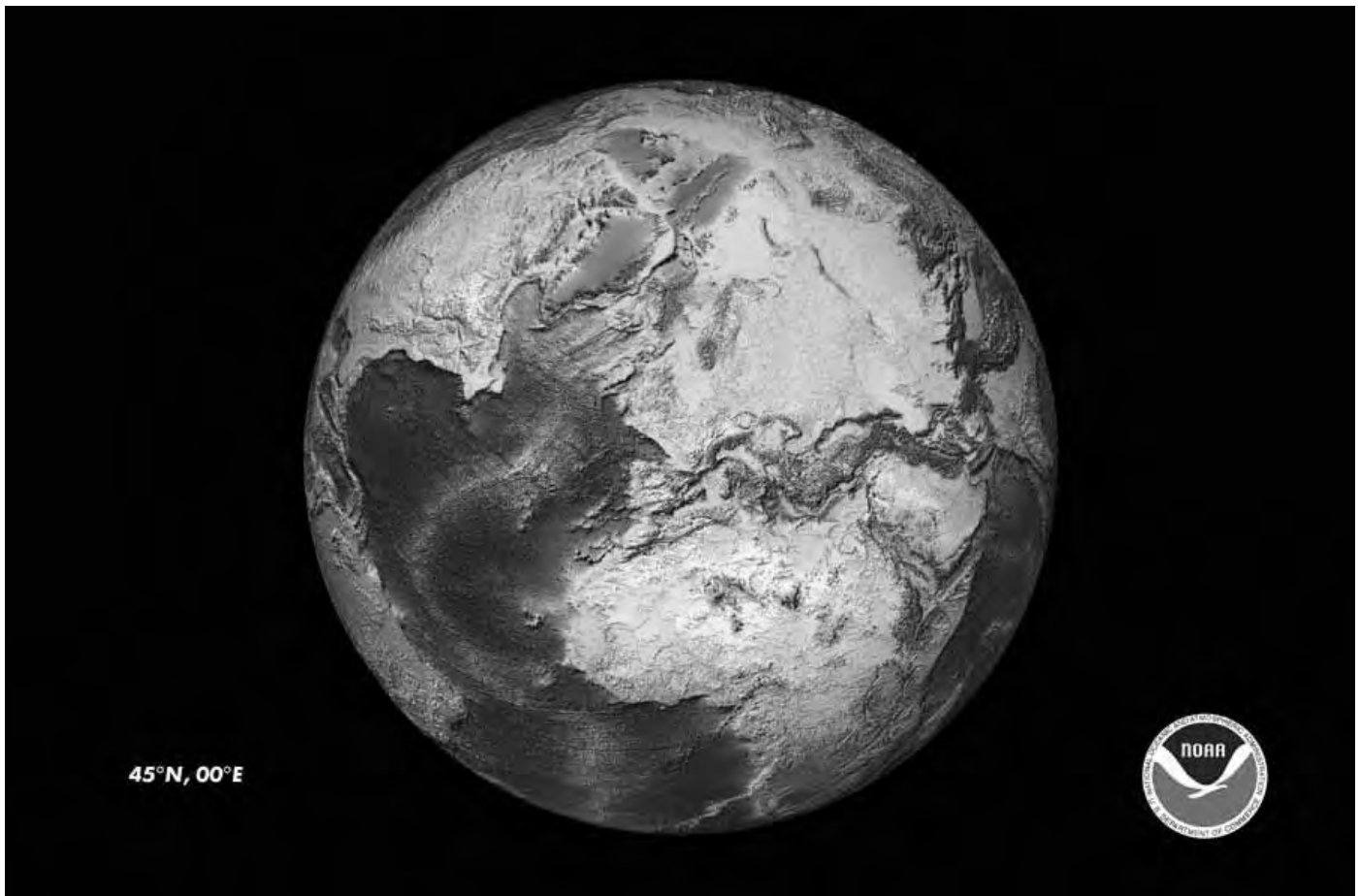
dadurch die Sonneneinstrahlung auf der Erde anders verteilte.

Eine weitere Möglichkeit bestünde darin, dass die Erde einst ganz andere klimatische Bedingungen und eine anders aufgebaute Atmosphäre besessen haben könnte, die ein gleichmäßiges Treibhausklima auf der ganzen Welt ermöglicht habe, nicht ganz so heiß aber ähnlich wie die gleichmäßig hohe Temperatur auf der Venus. Diese Möglichkeit halte ich jedoch für die vergangenen Jahrzehntausende für unrealistisch. Möglicherweise traf dieses Szenarium auf eine Zeit vor Millionen Jahren zu, was allerdings in den Bereich der Spekulation gehört. Allerdings finden sich bis in kalte nördliche Gebiete Reste von Wärme liebenden Tieren und Korallen, die unter heutigen klimatischen Bedin-

gungen dort keinerlei Überlebenschancen besitzen würden.

Atlantis ging unter. Aber nicht in dem Sinn, dass es (durch eine Katastrophe, etwa einen Asteroiden-Volltreffer) unter die Meeresoberfläche oder unter die Erdkruste gedrückt wurde, sondern es ging in jenem Sinn unter, in dem danach viele Weltreiche in der Geschichte untergingen. Auch das „Römische Reich“ ging unter, verschwand jedoch ebenfalls nicht unter Wasser.

Demgemäß muss der Untergang von Atlantis auch nicht zwingend mit einem Himmelskörper-Einschlag zusammenhängen. Mit viel größerer Wahrscheinlichkeit könnte eine Nahbegegnung mit einem größeren Himmelskörper, die zu einer plötzlichen Erdachsenverschiebung geführt hat,



Die Erdkugel vom National Geophysical Data Center zeigt im Atlantik keinerlei untergegangenen Kontinent oder Reste davon.

die Ursache gewesen sein. Wir brauchen nur etwa an die „schockgefrorenen“ Mammuts in Sibirien zu denken, die so schnell gefroren wurden, dass sie teilweise keine Zeit mehr hatten, das in ihrem Maul befindliche Futter herunter zu schlucken. Ob es sich hierbei jedoch um dasselbe Ereignis handelte, ist nicht nachweisbar und kaum wahrscheinlich, denn heute kennt die Wissenschaft eine Vielzahl von ehemaligen Einschlägen, die, jeder für sich, verheerende Auswirkungen auf den Planeten gehabt haben muss.

Wenn Atlantis tatsächlich die herausragende Kultur war, als die sie beschrieben wird, dann hatte dieses Reich bereits vor seinem Untergang rund um die Welt bei allen möglichen anderen Kulturen und Völkern seine Handelsstützpunkte. Und damit haben wir auch eine Erklärung dafür, dass der Mythos Atlantis sich über Jahrtausende hinweg rund um die Welt so hartnäckig halten konnte, denn zumindest Teile oder einige Gruppen der „Auslands-Atlantiker“ dürften überlebt und aufgrund ihres überlegenen Wissens bei vielen Völkern die Herrschaft übernommen haben. Als Beispiel mag man an die hellhäu-

tigen, blonden Herrscher von Völkern mit allgemein dunklem Hauttyp und schwarzen Haaren denken (Ägypter, Inka usw.).

Dann ist es auch erklärbar, warum der Begriff „Atlantis“ in Form von Worten (z.B. *Atlan*, *Aztlan*, *Atl* usw.) in die verschiedensten alten Sprachen auf allen Kontinenten Einzug gefunden hat und die Erinnerung an den einstigen Mutterkontinent erhalten blieb, auch wenn später niemand mehr wusste, wo er zu suchen war.

Das Mutterland Atlantis ging zwar einst unter - ob durch eine Katastrophe oder als Weltreich -, aber genügend Atlanter hatten überlebt, und vielleicht sind sogar wir ihre Nachkommen, ohne es zu wissen.

Zum Atlantis/Antarktis-Thema erreichte uns ein Pressebericht aus den USA vom 22.10.04, den wir hier wiedergeben möchten:

Jim McLoaery, amerikanischer Antarktisforscher und sein vierzehnköpfiges Expeditionsteam waren zu Beginn des Jahres aufgebrochen, um die südliche Antarktis im Auftrag der US-Regierung zu erforschen und nach Erdölvorkommen zu suchen.

Das 15 Millionen Quadratkilometer große Gebiet gilt bis heute als weitgehend unerforscht. Im Auftrag der amerikanischen Bundesbehörde für Geometrische Forschung war das Team Anfang des Jahres aufgebrochen. Bestimmung und Auftrag der Expedition war, laut Angaben der Behörde, die Suche nach unentdeckten Rohstoffquellen und Erdmineralien.

Das Gebiet der südlichen Antarktis ist so genanntes Niemandsland, und nur vereinzelt waren bisher Details bekannt. In den 70er und 90er Jahren wurde das Gebiet von Satelliten erforscht, und man kam zu der Annahme, dass die Ebene zu 99 % aus Eis besteht. Auf Grund der enormen Kosten war die Erforschung dieser Region im Jahr 1995 eingestellt worden.

*McLoaery ist Spezialist für Erdbohrungen und anerkannter Geologe an der Universität von Boston. Drei Jahre Vorbereitungszeit waren notwendig, um die Expedition zu planen und die Schwierigkeiten zu bewältigen. Ein eigens für diesen Zweck umgebautes Schiff, die *Nevyl*, und ein Dutzend Fahrzeuge mit Spezialmotoren gegen*

die extreme Kälte wurden von der NASA entwickelt und gebaut.

Von Neuseeland aus drang die Nevy in das Antarktische Meer vor und setzte das Forscherteam auf dem Festland ab. Acht Wochen lang durchfuhren die Forscher die Eisebene und übermittelten ihre gesammelten Daten und Werte per Satellitenfunk in die USA. Plötzlich blieben die Signale aus, und an der Universität von Boston machten wilde Gerüchte die Runde. Als nach drei Wochen immer noch kein Lebenszeichen der Forscher zu ermitteln war, beschloss die Regierung der USA eine Suchaktion unter strenger Geheimhaltung.

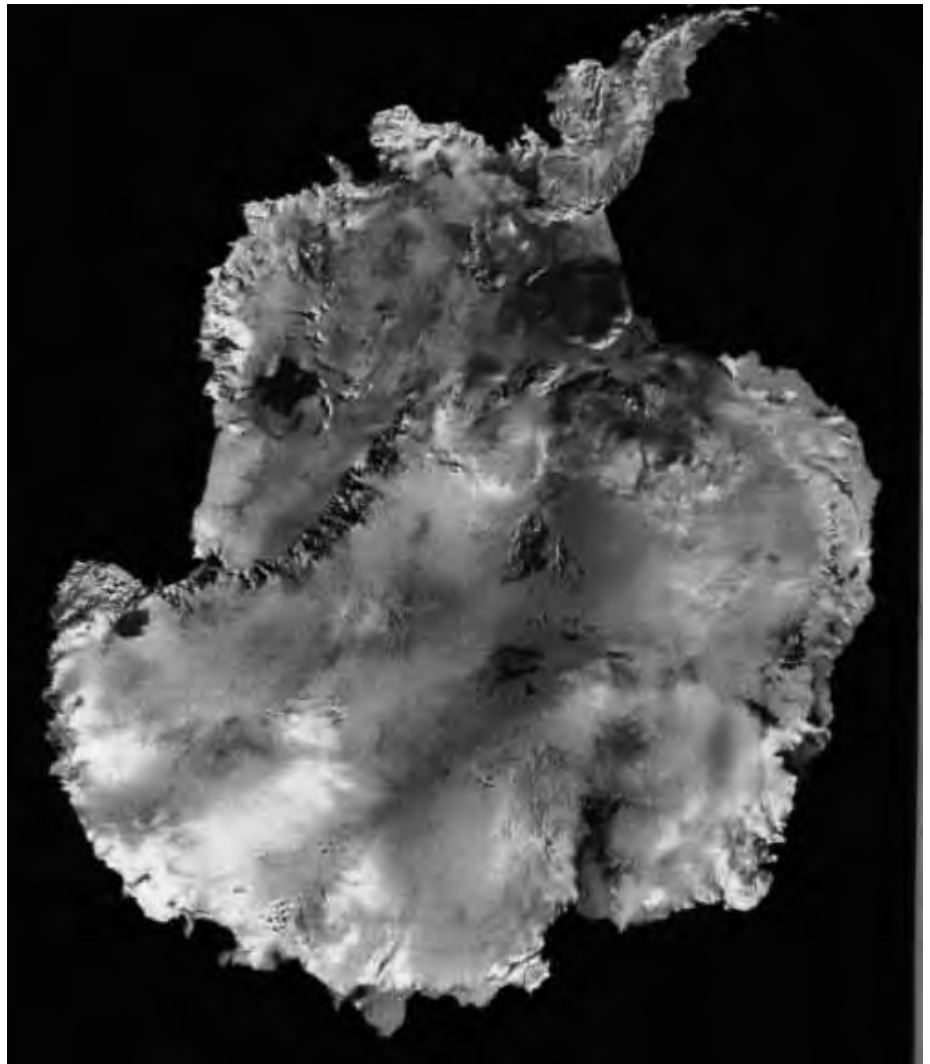
Als man die Expedition fand, war sie mehr als 1500 Kilometer von ihrer Route abgekommen, und von den fünfzehn Expeditionsteilnehmern fehlt bisher jede Spur. Erst einige Tage später entdeckte man den Sender der Gruppe. Unermüdlich funkte das Signal SOS durch die Kälte. Ein Abgeordneter des FBI sagte in einem Interview „Es ist unklar, was passiert ist“.

Bis heute dauert die Suche weiterhin an. Eine zweite Suchmannschaft ist vor 14 Tagen aufgebrochen. Da es sich um eine geologische Expedition handelte, zeigten die Medien bisher kein großes Interesse.

Vor zwei Tagen änderte sich das jedoch schlagartig. Ein Journalist des New Navigator kam der US-Regierung auf die Spur. Er hörte zufällig von der Suchaktion und fing an, der Geschichte nachzugehen. Ein alter Freund, der beim FBI arbeitete, brachte das Video zur Sprache. Angeblich wurde die ganze Expedition auf Videomaterial aufgezeichnet und per Satellitenfunk als Demand ins Rechenzentrum nach Boston übertragen. Der Freund sprach auch davon, dass die Forscher auf Befehl des FBI eine andere Route eingeschlagen hätten, weil einige Fotos des Erkundungssatelliten „ELBERY-1A-EYESat“ ungewöhnliche Strukturen in der Region zeigten.

Die globale Erderwärmung lässt das antarktische Eis jedes Jahr weiter schmelzen, und an einigen Stellen wird nach und nach der Erdboden sichtbar. Die Region der südlichen Antarktis ist seit Urzeiten unter dem ewigen Eis verborgen. An manchen Stellen ist der Eispanzer mehr als sechs Kilometer dick.

Wie der Journalist erfuhr, sollte das Video als verschlüsselte Datei an das



Die Antarktis nach Radar-Satellitenaufnahmen (NASA)

CIA übermittelt werden. Mit Hilfe einer bisher unbekanntes Firma fing der Journalist das Signal ab und kam so in den Besitz der Daten.

Auf Grund der merkwürdigen Aufnahmen wurde die Redaktion unruhig und beauftragte die Firma SenceInvolment mit der Überprüfung der Videodaten auf deren Echtheit. Die Firmenführung der SenceInvolment benachrichtigte die US-Regierung und brachte die Abhöraktion ans Licht.

Sofort verhaftete das FBI die Beteiligten und durchsuchte alle Sender der USA. Doch zu spät. Vor zwei Tagen strahlten TV-Sender eine Kopie des Videos aus. Direkt nach der Ausstrahlung brach das US-Telefonnetz zusammen. Die unglaublichen Bilder des Videos zeigten eine Stadt im ewigen Eis. Gebäude mit kompletter Einrichtung. Das Eis hatte vor über 32.000 Jahren die Stadt versiegelt. Das Forscherteam hatte eine Zivilisation entdeckt, die es eigentlich nicht geben darf. Bisher ging

die moderne Wissenschaft davon aus, dass erst vor circa 3500 Jahren eine relativ zivile Gesellschaft existierte. Was dieses Video jedoch zeigte, könnte das Wissen der Menschheit für immer ändern.

Wenn sich die Aufnahmen als wahr behaupten, dann gab es schon vor 32.000 Jahren eine Zivilisation von enormer Geistesfähigkeit. Leider wurden nur kurze Sequenzen ausgestrahlt, aber wenn man den Vermutungen Glauben schenken darf, dann dürfte die Öffentlichkeit vor einer Entdeckung stehen, die alles, was bisher bekannt ist, in den Schatten stellt.

Die Regierung bestreitet bisher die Vorwürfe, und von Seiten des FBI und der CIA gibt es keinen Kommentar. Auf Grund der Präsidentschaftswahl in den USA kommt die Angelegenheit nicht gerade zum richtigen Zeitpunkt.

Der Journalist und die Beteiligten wurden in das US-Gefängnis Utha überstellt und vorerst dort festgehalten.

„Die Angeklagten haben gegen die militärischen Geheimhaltungsvorschriften verstoßen und in das Funksignal der USA eingegriffen. Wir werden die Vorwürfe genau prüfen. Das Video ist erfunden und nicht der Wahrheit entsprechend“, so ein Sprecher der US-Regierung, „das ist eine Fälschung, um Geld zu verdienen und eine Gefahr für die Öffentlichkeit. Wenn es eine Zivilisation vor über 30.000 Jahren gegeben hätte, dann wäre das nicht unentdeckt geblieben.“

Auf weitere Anfragen anderer Länder gab es bisher keinen Kommentar der US-Regierung. Die Ausstrahlung des Videos ist verboten worden.

In einer Talkshow sagte ein ehemaliger Angestellter des FBI. „Es ist normal für die US-Regierung, dass man solche Berichte geheim hält. Aber solche Aufnahmen können unmöglich eine Fälschung sein. Auf dem Video konnte man deutlich einen Raum sehen, in dem merkwürdige Gegenstände, Bücher und eine Art von Schlafstelle waren. Ich habe sowas in meinem Leben niemals zuvor gesehen. Die Art der Dinge übersteigt unser menschliches Vorstellungsvermögen. Die Strukturen und die merkwürdigen geometrischen Formen sind bisher weder in der Wissenschaft noch in der Kunst gezeigt oder erwähnt worden. Es ist völlig klar, die Regierung verheimlicht uns etwas. Etwas Wichtiges!“

Man muss nicht direkt Außerirdische oder Reichsdeutsche vermuten. In dem Spielfilm J. F. K. wird ganz nebenbei mal in einem Satz ein Hinweis gegeben. Demnach fahren hohe Persönlichkeiten jährlich in die Antarktis und treffen sich dort ... wozu auch immer.

Bisher ist es uns nicht gelungen, dazu Näheres zu erfahren. Auch konnte die Meldung bisher nicht von anderer Seite bestätigt werden, obwohl bei solchen Meldungen normalerweise sofort das Internet reagiert und (u. a.) Kommentare bietet. Im Gegenteil, der Mantel des Schweigens hat sich über diese Meldung gelegt.

Dass von den USA aus in die Antarktis Expeditionen durchgeführt wurden und werden, erscheint glaubhaft. Auch, dass auf Satellitenbildern ungewöhnliche Strukturen zu sehen sein können (die sich bei näherer Begutachtung durchaus als natürlich herausstellen können). Dass allerdings



Gebirgskette in der Antarktis, in der Mitte der Zimmermann-Berg (Deutsche Südpolexpedition 1938)

eine gut erhaltene Stadt ans Tageslicht kommen soll, die tausende von Jahren unter dem Eis begraben war, erscheint sehr unwahrscheinlich, denn die auf ihr lastenden Eismassen müssten sie zerdrückt haben. Genauso verhält es sich mit der Zeitangabe „32.000 Jahre alt“. Da dort wohl kaum ein Kalender an einer Wand hing, kann eine Datierung nur recht aufwändig mittels (etwa) C14-Datierung ermittelt werden, wovon in der Meldung jedoch keine Rede ist.

Dass die US-Behörden Meister ihres Faches in Bezug auf Geheimhaltung, Verschleierung und falschen Aussagen sind, ist heute kein Geheimnis mehr. Möglicherweise hat der Verfasser der obigen Meldung geschickt Fantasie und Realität zusammengemischt, um die Antarktis-Meldung glaubhaft klingen zu lassen.

Ist die Antarktis die Unterwelt?

Viele Sagen, Berichte und Überlieferungen aller möglichen Völker sprechen von der *Unterwelt*, meist in einem Zusammenhang mit dem Tod, sinngemäß

also auch von Todes- oder Jenseitswelt. Jedenfalls interpretiert man dies in jene Überlieferungen hinein, weil man solche Bezeichnungen wörtlich nimmt und es unvorstellbar ist, dass damit eine Welt unterhalb der oberirdischen gemeint sein soll. Deshalb wird die Unterwelt immer in den Bereich des Mythologischen abgeschoben, als reine Vorstellung.

Dabei wäre eine Erklärung eigentlich relativ einfach, wenn man davon ausgeht, dass es eine Erinnerung an das einst untergegangene Atlantis in der Antarktis sein könnte. Bei der Unterwelt könnte es sich somit um denjenigen Bereich handeln, der sich auf dem Globus unterhalb der (damals) bewohnten Welt befindet. Besonders aus dem griechischen Bereich (der zeitlich gesehen noch wesentlich näher an Atlantis lag als unsere Zeit) werden „Fahrten in die Unterwelt“ beschrieben, die im Lauf der Zeit fantasievoll ausgeschmückt wurden.

Doch wenn es sich bei der Unterwelt um ein reines Fantasieprodukt handeln würde, hätte man wohl niemals Fahrten dorthin unternommen (und wäre wie-

der zurückgekommen, denn sonst hätte nicht geschildert werden können, wie es dort aussieht). Um was ging es wirklich? Es waren nautische Versuche, durch gezielte Schiffsreisen in die „untere Welt“ zu gelangen, zu den Stätten ihrer Vorfahren, die durch das „geronnene Meer“ vom Rest der Welt abgeschnitten waren.

So heißt es beispielsweise bei *Hesiod*:

- „...ferner den mächtigen Hades, der unter der Erde (im Sinne von „im Lande drunten“) ein Haus bewohnt, und ein unbarmherziges Herz hat.“ [Theogonie 455] und
- „Dort hausen sie ... das Land drunten bewohnend, am äußersten Rand, an den Grenzen der großen Erde ...“ [Theogonie 621/622]

Wenn die Unterwelt eine Todeswelt sein soll, wie kann dort jemand leben oder „hausen“? *Homer* beschreibt die Unter(e)welt als dunkel und kalt, also durchaus zutreffend für antarktisches Gebiet. Und auch in den Überlieferungen anderer Völker wird die Unter(e)welt fast ausschließlich als kältestarr beschreiben, im Gegensatz zur „oberen“ Welt. Dass dieses Detail bisher nicht beachtet worden ist und man die „Unterwelt“ in irgendwelche mystische Fantasieregionen abschiebt, ist schon seltsam, zumal man andere fantasievolle Beschreibungen für bare Münze nimmt und ihren Wahrheitsgehalt selten anzweifelt.

Auch wenn die Antarktis in geschichtlicher Zeit eisfrei war, dürfte sie kein angenehm warmer Ort gewesen sein. Die bekannten Beschreibungen von der Unterwelt als kaltem Ort weisen darauf hin, dass die Abkühlung, die letztendlich zum Vereisen führte, bereits eingesetzt hatte.

Der Weg der weißen Rasse

Die „weiße Rasse“ scheint - obwohl sie „Europide“ oder „Kaukasier“ genannt werden - nicht aus Europa zu stammen. Hellhäutige, blonde und blauäugige Menschen waren niemals die Urbewohner des europäischen Kontinents. Sie sind Einwanderer, die noch im letzten Jahrhundert als „Indogermanen“, die man später zu „Indoeuropäern“ machte, bezeichnet wurden. Somit kann man auch getrost die These ad acta legen, die helle Hautfarbe wäre durch die sonnenarme



Die Mumie Pharaos Ramses II. ist die eines typischen Atlanter, mit blonden Haaren und heller Haut.



Südamerikanische Mumie, gefunden in Peru. Sie zeigt neben der hellen Haut strohblondes Haar, das rassetypische Merkmal der Atlanter.

europäische Region bedingt. Es ist geradezu erheiternd, mit welcher Sturheit nach wie vor das Märchen verbreitet wird, eine stärkere Sonneneinstrahlung würde eine dunklere Hautpigmentierung bewirken, weshalb die südlich lebenden Rassen negroid seien (und umgekehrt). Im kleinen Rahmen mag

eine gewisse Verfärbung durchaus zutreffen, aber es wird immer vergessen, dass die Rassemerekmale sich nicht nur auf den Hauttyp beschränken. Die „weiße Rasse“ besitzt nicht nur die oben genannten äußerlichen Eigenschaften, sie zeichnet sich auch durch eine ungezügelte Mordlust aus, die überall

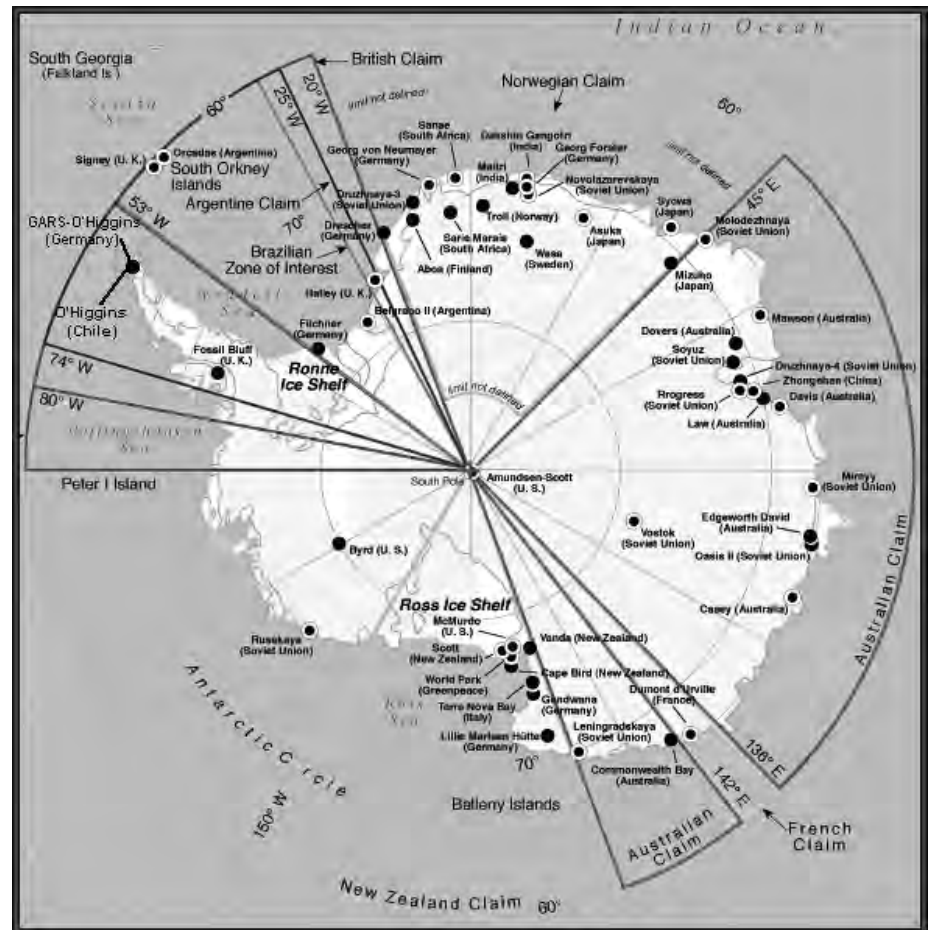
dort zu finden ist, wo diese „Rasse“ in der Geschichte auftauchte. Und diese Kriegslust ist ein Anhaltspunkt dafür, dass diese Rasse die größte Ähnlichkeit mit den in den Überlieferungen vieler Völker beschriebenen „Göttern“ haben könnte. In den Überlieferungen haben sie sich fortgepflanzt.

Es gibt Stimmen, die der Meinung sind, die Weißen seien ursprünglich Abkömmlinge der sagenhaften Atlanter, sozusagen die Überlebenden der großen Katastrophe, bei der Atlantis unterging. So beispielsweise *Thomas Riemer*, der zusammen mit *Fritz Nestke* die These aufstellte, Atlantis sei identisch mit dem Kontinent Antarktis [Nestke/Riemer, Atlantis - Ein Kontinent tau(ch)t auf]. Bei allen Atlantis-Thesen wird die Frage der Herkunft der Atlanter ausgeklammert. Atlantis wird als eine räumlich begrenzte Zivilisation geschildert, die allen anderen menschlichen Völkern haushoch überlegen gewesen sei. Oftmals werden technische Errungenschaften genannt, die von anderen Völkern erst Jahrtausende später erfunden wurden, wobei es sich aber höchstwahrscheinlich nur um Wunschdenken oder reine Fantasie handelte.

Nestke & Riemer rekonstruierten den Weg der Atlanter quer durch die Kontinente und Zeiten. Und verblüffenderweise ist die vorhandene Spur nicht nur vage, sondern recht deutlich vorhanden. Die hellhäutigen Blondenvölker wanderten in der zweiten Hälfte des -5. Jahrtausends (u. a.) in Libyen ein und verdrängten die Ur-Buschmänner in den damaligen Urwald der Sahara.

Vor etwa fünftausend Jahren (nach herkömmlicher Datierung) übernahmen sie in Ägypten die Herrschaft über die dort lebenden dunkelhäutigen Ureinwohner. Aus bildlichen Darstellungen wissen wir, dass die Ägypter meist dunkelhaarig waren. Nicht so die Pharaonen: Sie waren bis auf wenige Ausnahmen blondhaarig und hatten eine helle Hautfarbe, wie man von untersuchten Mumien weiß, beispielsweise von Ramses II.

Die griechische Mythologie überliefert, dass die hellhäutigen „Libyer“ im 25. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Hellas eingewandert seien. Auch die dort lebende Vorbevölkerung war dunkelhäutig und -haarig. Von dem späteren Griechenland aus breiteten sie sich über den europäischen Kontinent als „Indoeuropäer“ aus und überlagerten dabei die ursprüngliche Bevölke-



Die Antarktis mit den eingezeichneten Stationen (NASA)

ung. Dabei ist zu beobachten, dass alle Siedlungsströme dieser Hellhäutigen kriegerisch waren und unter Gewaltanwendung stattfanden.

In Mitteleuropa sind die hellhäutigen Eindringlinge bekannt als Kelto-germanen. Die hier vormals lebende Urbevölkerung ist kaum noch rekonstruierbar. Am besten erforscht ist die Vorbevölkerung Bayerns, die Huosi. Sie werden der mongoliden Rasse zugeordnet, denn sie hatten einen dunklen Teint, schwarze Haare und Schlitzaugen [vgl. etwa Guggemos: „Andechs und die Huosi“]. Wie passt das zu der heute noch vertretenen Rassen-Lehrmeinung über die Entstehung der Hautfarben?

Über die Sprache der Huosi ist nicht viel bekannt, aber sie scheint mit dem Chinesischen vieles gemeinsam gehabt zu haben. Vielleicht war sie sogar identisch mit ihr. Es ist schon auffällig, dass sehr viele Ortsbezeichnungen in Bayern chinesisch klingen. Ein Teil oder viele Begriffe der damaligen „chinesischen“ Sprache scheint auch in die Sprache, die später die deutsche werden sollte, übernommen worden zu sein, denn auch heute noch sind ein großer Teil „deutscher“ Begriffe identisch mit

gleichlautenden chinesischen. Der Landkreis Weilheim i. OB nennt sich übrigens heute noch „Huosi-Gau“.

Auf der „anderen Seite der Welt“ ist die Spur der weißen Eroberer genauso gut erkennbar. Man fand beispielsweise in Peru Herrschermumien mit strohblonden Haaren, während die eingeborene Bevölkerung auch dort bis heute eine dunkle Haarfarbe besitzt.

Waren das alles Abkömmlinge der alten Atlanter? Es sieht so aus.

Weiterführende Literatur

Gernot L. Geise & Reinhard Prahl

Auf der Suche nach der Mutterkultur

Michaels Verlag, Peiting
ISBN 978-3-89539-620-5



Katharina Laura Bräuer

Die späte Rache der Inder oder: Die Suche nach Liebe

Seit einigen Jahrzehnten tauchen in den Industriestaaten indische Gurus auf. Sie sehen edel aus und ihre Lehren klingen ungemein gut. Besonders die Betonung auf das Wort „Liebe“ ist ungemein verführerisch. Warum? Weil in den westlichen Ländern die Verschiebung der Wichtigkeit von Gefühlswerten zugunsten der technischen Errungenschaften so groß geworden ist, dass wir in unseren Herzen einen Mangel fühlen. Liebe – ein Wert, der von allen Religionen gelehrt wird als erstes, wichtigstes Gebot, welche wir aber immer weniger zu praktizieren fähig sind. Geradezu magisch wirkt ein Liebesversprechen. Geradezu süchtig sind wir, wenn es um Liebe geht. Wir fragen nicht mehr, wer oder was steht hinter dieser „Liebe“: Sie ist göttlich? Sie fehlt uns, wir sehnen uns danach. Wie leicht ist es dann, mit ihr zu täuschen.

Dazu kommt, dass wir einen unheimlichen Respekt vor „östlicher Weisheit“ haben. Und wenn diese dann auch noch so schön gewandet kommt, mit weißer Bekleidung und Turban, Ruhe und Sicherheit ausstrahlt, lächelt und sanft spricht, dann sind wir bereit, zu glauben. Besonders junge Menschen, in denen die Glaubensfähigkeit noch nicht so ganz verschüttet ist, die noch die Liebesehnsucht im Herzen deutlich spüren, kann man damit locken. Denn – und jetzt beginnt bereits das Täuschungsmanöver, die Zielvorgabe wird geschickt verborgen, die Methoden der Manipulation sind hinter anerkannten Methoden wie der Meditation versteckt. Nimm ein Mantra, dessen Funktion du nicht kennst, welches auch unterschwerlich befrachtet wird, meditiere damit, und du wirst im Unterbewussten manipuliert. Denn dieses „nach innen gehen, zur Ruhe kommen“ ist im Grunde eine sehr gute Sache.

Die Kirchen benutzen das Beten des Rosenkranzes, eine ständige Wiederholung einer Formulierung; Therapeuten heilen damit Psychosen; aber wehe, wenn diese Technik missbraucht wird. Das geht bis zur Selbsttötung, wie wir es aus Amerika schon kennen. Liebe den, der dir Liebe verspricht. Und das wiederum ist im Falle eines Gurus, der Schüler um sich versammelt, immer er selbst. Er will dich leiten, er will dir das Ziel vorgeben. Das Ziel? Ist es denn wirklich nötig, dass wir vor unseren Schöpfer einen Mittelsmann stellen? Können wir unseren Ursprung nicht selbst in uns spüren, wissen? Können wir denn nicht in der Schöpfung erkennen, wo unser Platz ist? Haben all

diese „Lehrer“ es denn erreicht – die Erkenntnis allen Zusammenhanges, in mündiger Mitverantwortung und der daraus resultierende Freude? Ist nicht eher das Gegenteil entstanden? Haben wir uns nicht entfernt vom wahren Leben? Ist denn nicht Zerwürfnis und Krieg, Tötung, wo Gemeinsamkeit möglich wäre – Mangel an der Achtung vor der Leistung des anderen, daraus entstanden? Weshalb musste aus Notsituationen Kampf entstehen, wenn Hilfestellung rettend gewesen wäre?

All das, was wir die Schattenseiten in uns nennen – Neid, Habsucht, Verachtung, Unfreundlichkeit und vieles mehr – sollten wir nicht besser jenen den „Krieg“ ansagen, uns selbst beherrschen lernen, ehe wir uns an anderen Geschöpfen vergreifen?

Die Besinnung auf uns selbst, die Suche nach Antworten in uns selbst, wo diese ja vorhanden sind, und unser Handeln nach Prinzipien, die erhaltend, Werte schaffend wirken und die Freude machen, ohne zu zerstören. Man kann es auch Selbstvertrauen nennen.

Das Vertrauen in uns selbst kann uns schützen, der Verführung durch andere zu entgehen. Nicht umsonst gibt es das Traktat des SUN TSU über die erfolgreiche Kriegführung. Da wird gesagt: Sorge für nährstoffarmes Essen – Zersetzung von Qualitäten im Denken – Aufstachelung der Jungen gegen die Alten – Unterhöhlung von Gefühlswerten durch Verächtlichkeit – Ablenkung durch Betonung von Unwichtigem – zwielichtige Unternehmungen und öffentliche Schande.

Ich habe hier eine Liste von 47 Punkten, die die Zerstörung der menschlichen Werte empfehlen. Alles soll der Zerstörung dienen. Warum? Was wird in Wirklichkeit damit erreicht? Was wünschen sich die Betreiber solcher Strategien wirklich? Was ist ihr Gewinn? Und ist ein solcher „Gewinn“ denn erstrebenswert? Sollten wir uns nicht doch lieber an die Nase fassen und bedenken: **Was wollen wir wirklich?** Wollen wir denn nicht das für uns höchste Gut – **Liebe?** Ist der Gedanke an Rache Heil bringend? Sind die Lehren aus einem Volke, welches an Rache denkt, für uns heilsam? Sollten wir nicht besser unsere eigenen Ideen hervorbringen – Gedanken, die tief in uns bereits als Erfahrungswerte liegen, ins Bewusstsein holen – und dann danach handeln? Ist in unseren Herzen nur Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, oder kennen wir die

Liebe auch bei uns? Gibt es so etwas wie das kollektive, völkische Unbewusste? Haben wir nicht Dichter, Philosophen, Musiker, die auszusprechen wussten, was in uns liegt? Freilich haben wir all das. Und dabei brauchen wir nur nach Überlieferungen zu schauen, die uns genau sagen, welche „Völker“ einmal eine gemeinsame „Kultur“ hatten, eine gemeinsame Sprache, eine gemeinsame Handlungs- und Denkungsart.

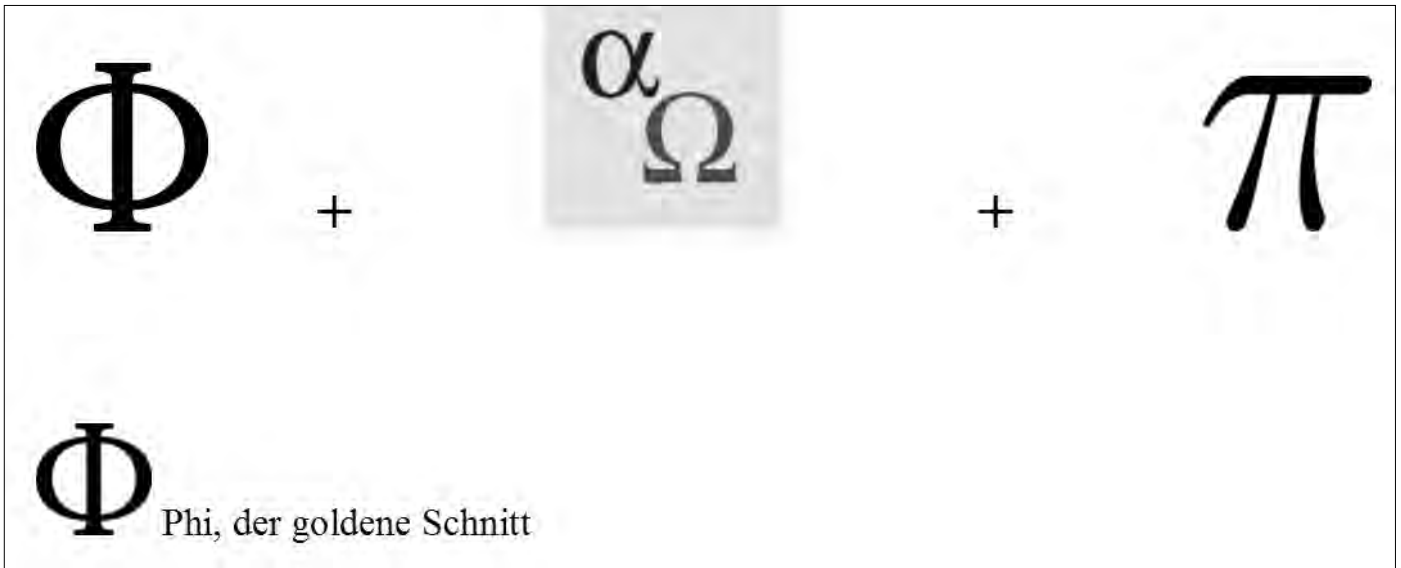
Wir sollten also danach suchen und was wir finden glauben. Dazu benötigen wir nichts Fremdes. Schon gar nicht, wenn es sich rächen will. Die Erde ist doch Gottes liebstes Kind, draußen im Weltraum finden wir nichts Besseres. Und das Paradies? Wie sieht denn unser Vorstellungs-Paradies aus? Na? Ein Garten ist es – mit allem, was wir kennen. Nichts Fremdes muss da mitmischen. Die anderen Kulturen auf unserer Erde mögen noch ein paar Schnörkel, ein paar andere Blütenformen dazugeben – aber wirklich „paradiesisch“ ist es doch nur wie bei uns daheim. Allerdings, und damit gebe ich allen Zweiflern recht, einige „Schlangen“ könnten wir leicht entbehren, aber die haben wir selbst hineingebracht, das war nicht Gottvater. Er hat dabei nur zugesehen und darauf vertraut, dass wir eines Tages all das Giftzeug auch selber wieder entfernen. Die „Schlange“, die Adam und Eva durch die Betonung auf etwas Lockendes „verführen“ sollte, kam ja nicht von außen – sie war bereits in der Schöpfung ein Teilaspekt. Der Hinweis auf Möglichkeiten – alles war dazu gedacht, eine Entwicklung hervor zu bringen. Denn, das wissen wir doch, der harmonische Frieden im Paradies war ein Frieden ohne Bewusstwerdung. Erst durch das Einschalten unseres Gehirns, unseres Bewusstseins – jenes vom reinen intuitiven Fühlen vorwärtstreibende Denken machte uns zu dem, was wir Menschsein nennen – der Mensch als Verwirklichter der gesamten Schöpfung, auch seiner Schattenseiten, ohne die ja das Licht nicht zum Strahlen käme.

Gott selbst benötigt keine Korrektur in seiner Schöpfung, korrigieren müssen nur wir selbst unsere Handlungen, unser Denken, unsere Zielvorgabe. Wozu nagt uns denn in unseren Herzen all das, was nicht zu Gottes Harmonie passt? Seine Liebe ist doch die Harmonie! Und der Baum der Erkenntnis kann gar nicht genug Äpfel hervorbringen, die wir fleißig essen sollten. Denn – Gott stellt keine Fallen, Er führt uns nicht in Versuchung – Er hat keinen Fehler gemacht. ■

Volker Dübbers

Das fehlende Kalenderjahr „Null“

(Teil 4)



Appendix zum Kalenderjahr „0“

Phi, der goldene Schnitt

Das Phi (griechisches Neutrum Φι, Majuskel Φ, Minuskel φ bzw. ϕ) ist der 21. Buchstabe des griechischen Alphabets und hat einen numerischen Wert von 500 (Wikipedia).

500 ist der Zahlwert von ho arithmos (Die Zahl) und von ho nomos (Das Gesetz).

Meines Wissens wurde das Zeichen Φ von Euler für den goldenen Schnitt eingeführt. Zurecht, denn die Zahl 5 und das Pentagramm erzeugen die stetige Teilung. Das Zeichen selbst ist ein geteilter (Jahres-)kreis. Das I ist die Erdachse, die Irminsäule, der Drehspieß „Ger, Gir, Gear, Year“.

Φ ist auch eine Art „10“, wie JHWH, was gematrish u. a. $10 = 5 + 5$ bedeutet.

He, der 5. „He“-bräische Buchstabe korrespondiert also mit dem Pentagramm/Pan als Symbol des Menschen. Pan ist der Allgott, der Lachende Schrecken!

„Das He ist ein Konsonant, aus dem sich der griechische Vokal Epsilon und das lateinische E abgeleitet haben. Die Form des ursprünglich phönizischen Buchstabens leitet sich vermutlich von der stilisierten Darstellung eines vor Schmerz oder Freude mit erhobenen Händen aufschreienden Menschen her.“ [http://de.wikipedia.

org/wiki/He_(Hebr%C3%A4isch)]

Das „H“ als Buchstabe steht symbolisch für die „Göttliche Komödie“, dafür dass man über alles lachen, auch lästern darf. „H“ ist in Verbindung mit Vokalen der höchste Gefühlslaut:

Eh, ah, ooh, iiih, uuuh, oft auch im Triplet:

hi, hi, hi, (kichernd) he, he, he, (lästernd) ha, ha, ha, ho, ho, ho, (lachend) aha, (ausrufend-fragend) oho, (ausrufend-erstaunend) äh, öh, ähem, (unwissend, pausierend, fragend) und natürlich auch blasphemisch lästernd:



Der geniale Semiotiker Umberto Eco kennt diesen Zusammenhang, wo er in seinem berühmten Roman „Der Name der Rose“ (Rose = 5) Bibliothek samt Kloster abbrennen lässt, wegen der vermeintlichen Häresie des „Zweiten Buches der Poetik“ von Aristoteles,

welches die Komödie behandelt (Die Legitimation des Lachens bedroht die Autorität der Kirche). Das erinnert doch sehr an den Fundamentalismus unserer Tage und den von diesen Wahnsinnigen geschürten, erhofften und erwarteten Weltenbrand.

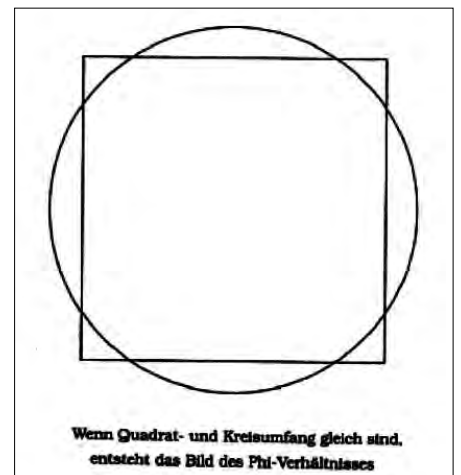
Der 21. Buchstabe Phi korrespondiert mit dem Buchstaben X (= 10 = Tau = Kreuz = Ros) in anderen Alphabeten.

Phi = 1,618... ist der Goldene Schnitt, der wegen $(\sqrt{5}-1)/2$ natürlich mit Zirkel und Lineal konstruierbar ist.

Das Phi-Verhältnis entsteht immer dann, wenn Umfang von Kreis und Quadrat gleich sind.

Um auf mathematischem Weg Phi herzuleiten, kann man auf diese Weise einen Körper in einen Kreis setzen und in der Mitte durch eine Achse in Nord-Süd Richtung teilen.

$1/\text{Phi} = 0,618$, $\text{Phi}^2 = 2,168$, $\sqrt{\text{Phi}} = 1,2720$



500, biblische Zeitrechnung, Cheops-Masse und Jesus-Christus

Gemäß Bibel erschuf Gott die Welt in 6 Tagen. Am 7. Tag ruhte Gott. Der Tag war damals in 12 Stunden eingeteilt. Da 1.000 Jahre ein Tag Gottes sind, dauerte die Schöpfung 6.000 Jahre. In Analogie zu diesem Konzept läuft die gesamte Menschheitsgeschichte ebenfalls in 6.000 Jahren ab. Dann folgen Apokalypse und das 1.000-jährige Reich Gottes. Diese Jahreszählung ab Anno Mundi basiert auf einer „verloren gegangenen“ Weltgeschichte des Sextus Julius Africanus, auf die Origines im 3. Jahrhundert für seine Weltschöpfungs-ideen zurückgreift. Origines verteilt die 12 Stunden auf die 6.000 Jahre, sodass für jede Stunde 500 Jahre zur Verfügung stehen. Aufgrund „biblischer Angaben“ setzt er Noah auf die 3. Stunde, Abraham auf die 6., Moses auf die 9. und Jesus-Christus auf die 11. Stunde. Die Pyramidenbauer von Gizeh taten Ähnliches, aber weitreichender, wie man der Tabelle 1 (rechts) entnehmen kann. Bei ihnen endet der Schöpfungs-Zyklus nicht im Jahr 6.000!

Stunde	11	12	13	14	15	16	17	17,6	17,8	18	20
5er Zyklus	55	60	65	70	75	80	85	88	89	90	100
500er Zyklus	5500	6000	6500	7000	7500	8000	8500	8800	8900	9000	10000
Bibel	Jesus	Apokalypse	Gottes Reich	Reich Gottes		Hochzeit		Jesus			Ho Nikon
Cheops	55			70				88	89		
Cheops	220			280				352	356		
Cheops	½ Kante			Höhe				Seite ohne Pyramidion	Seite mit Pyramidion		
Heilige Zahlen	Pi = Kreis	griechisch: Kosmos = 600		4 = Quadrat		Kurios = 800		352 Mondkulationen = 365 Tage	Phi		Ho Nikon = Der Sieger = 1000
Sonstiges	55 = Summe von 1-10 KRLS = 550										

Tabelle 1

Ägypter und Perser sagen: In dem Weltel lag das Weltall verborgen; es schwamm auf dem Meere, bis ein Fels sich aus demselben erhob, an welchem es sich lagerte; nun kam der Urstier und zersprengte mit seinem Gehörn die Schale, und aus dem Ei ging hervor die Welt mit Allem, was darauf ist, und des Stieres Athem beseelte den Menschen.

Ahriman tötet den Urstier Abudad, den Urkeim alles Lebens, doch nur zu seinem eigenen Schaden, denn aus seinem Blut entsteht der weit mächtigere Urmensch, und die ganze Thier- und Pflanzenwelt.“ (Vollmer's Mythologie aller Völker, Stuttgart 1874)

„Die Eschatologie des Mithrismus ist ebenso archaisch-astrologisch kombiniert: Am Ende des Äon verheert Ahriman die Erde mit Plagen. Der Urstier wird wiedergeboren und Mithra kommt ebenfalls auf die Erde zurück, erweckt alle auf, um zu richten die Lebenden und die Toten. Danach opfert er als letztes Opfer den göttlichen Urstier, mischt dessen Fett mit Wein und gibt ihn den Gerechten als Unsterblichkeitstrunk. Dann lässt Jupiter-Oromazdes auf Bitten der Seligen den Weltbrand zur Vernichtung alles Bösen vom Himmel fahren; Ahriman und Gefolge sterben darin und das Weltall erneuert sich zur ewigen Glückseligkeit.“ (http://home.arcor.de/martin_greger/sechs.html#Die%20persische%20Religion%20im%20Judentum%20und%20in%20Ägypten)

Omega ist 24, die Zahl der Ältesten um den Thron Gottes, also um AL als AJN, 0/1/61.

24 sind symbolisch die 12 Monate des Sonnenjahres und die 12 Tierkreiszeichen, die die Sonne im Jahr durchläuft. 24 ist auch nach Plichta die auf die erste Dimension reduzierte, aus 4×3 Dimensionen bestehende Welt: $4x^3 > 12x^2 > 24x$.

Das Omega hat die Form eines Hufeisens.

„Das Hufeisen ist eine Stilisierung der Yoni (Juni/Juno) und symbolisiert Eingänge und Ausgänge im allgemeinen. Druidische Tempel wie auch hinduistische und arabische Torbögen bezeugen die Wichtigkeit der Yoni.

Das geheiligte Alphabet der Griechen beinhaltet alle Dinge (Buchstabensymbole) zwischen dem Geburtsbuchstaben Alpha und dem hufeisenförmigen Omega, dessen Name wörtlich ‚großes Om‘ bedeutet und das Ende eines jeden Kreises darstellt - die andere Seite der Göttin, den Kali-Teil der Kali-Maya.

Die Selbstdarstellung des christlichen Gottes als ‚das Alpha und Omega, der Anfang und das Ende‘ (Offenbarung 1,8) eignete sich ältere Titel an, die die Mutter der Geburt und des Todes trug.

Das omegaförmige Hufeisen wurde weiterhin als Glückszeichen über Schwellen aufgehängt. Wie in heidnischen Zeiten, so schützte es die Schwelle auch während der gesamten christlichen Epoche. Aber es gab immer Kontroversen darüber, ob seine Öffnung nach unten oder nach oben deuten sollte: Die orthodoxe Frömmigkeit wollte es, dass das Omega umgedreht werden sollte, damit ‚das Glück nicht herausrinnen könne‘, die heidnische Tradition jedoch war der Meinung, dass das symbolische, yoniförmige Tor seinen ursprünglichen, nach oben gerichteten Bogen behalten sollte.

Die beiden Arten, wie man das Hufeisen aufhängt, entsprechen übrigens auch den magischen Zeichen von Drachenkopf und Drachenschwanz, dem aufsteigenden und absteigenden Mondknoten. Hier geht es um den Weg des Mondes über und unter der Ekliptik: Wenn man ihn nachzeichnet, kommt eine Wellenlinie zustande, die die Mond-Schlange darstellt.“ (http://www.matriarchat.net/grundlagen/spiritualitaet_und_kult/koerper_geist_seele/vulva.html)

Alpha und Omega, Anfang und Ende eines Jahres oder Kreislaufes

Aleph ist der zeugende Stier, Symbol der Sonnenkraft. Als die menschliche Hochkultur begann, fiel der Frühlingspunkt in sein Tierkreiszeichen. Seine Zahl ist 0 für den Kreislauf und 1 für den Beginn und die Einheit des Seins. Die Kabbala nennt dies das Zählen nach der Art der weisen Mecubales, weil Gott als „Nichts“ zugleich dennoch die erste und einzige Daseinsform ist. Alles weitere Sein entsteht durch Teilung, nicht durch Addition!

Der Urstier in der chinesischen und persischen Mythologie

„Ein Bild eines Stieres soll in China, zu Miako, in einer großen Pagode ganz von massivem Golde gebildet, stehen. Ist, was aus den Berichten der holländischen Gesandtschaften entlehnt ist, wahr, so muss man erstaunen über die wunderbare Übereinstimmung der Fabel von diesem Urstier mit der von dem persischen und ägyptischen. Er ist im Sprunge abgebildet, im Begriff, mit den Hörnern ein Ei zu zerstoßen, welches vor ihm halb im Wasser an einen Felsen gelehnt liegt. Chinesen,

Pi 3,1415... die Kreiszahl

„Die uns heutzutage unter dem Buchstaben π so geläufige Kreiszahl wurde am 14. März 1592 (amerikanisch 3/14/1592) von Ludolph van Ceulen kurz oberhalb der 3 entdeckt, so zwischen 10/71 und 10/70. Im Laufe vieler Jahre konnte er π auf 35 Stellen berechnen, weshalb $\pi = 3,141592... bis auf den heutigen Tag auch Ludolphsche Zahl genannt wird.$

Es fügt sich auch gut, dass die folgenden vier Stellen das Jahr 1592 ergeben. Das ist ziemlich genau die Zeit, um die Adrianus Romanus die Zahl π auf 15 Stellen berechnete, nachdem fast zwei Jahrtausende im Abendland keine Fortschritte versucht wurden. Kurze Zeit später soll Ludolph van Ceulen viele Jahre seines Lebens darauf verwendet haben, die Zahl π auf 35 Stellen zu nähern.

Ausgehend vom Sechseck hat Archimedes durch fortwährende Zweiteilung der Kanten den Umfang eines 96-Eckes im Verhältnis zu seinem Inkreis- und seinem Umkreisdurchmesser bestimmt. So kam er darauf, dass der wahre Wert von π irgendwo zwischen 223/71 und 22/7 liegen müsse:

$$\begin{aligned} 223/71 &= 3,140845... \\ \pi &= 3,141592... \\ 22/7 &= 3,142857... \end{aligned}$$

Bis auf den heutigen Tag ist 22/7 den meisten Menschen eine genügende Näherung, denn gemessen an der Kleinheit der Zahlen 22 und 7 ist sie sehr gut und stimmt mit $\pi=3,14... in den ersten drei Stellen überein.$

Nur 355/113 = 3,14159292... kann damit konkurrieren.

Obwohl 355 und 113 nur etwa um den Faktor 16 größer sind als 22 und 7, stimmen weitere vier Stellen, insgesamt sind es die sieben Ziffern aus dem „Geburtsdatum“ 3/14/1592.

Seit Archimedes bis zu diesem „Geburtsstag“ wurden nur leichte Fortschritte erzielt, und zwar von den Chinesen (7 Stellen durch Tsu Chung Chi um 480) und den Persern (14 Stellen durch Al Kashi im Jahre 1429). Meine Vorfahren kamen in dieser Zeit nicht von der Stelle, denn sie fürchteten das aus Indien stammende positionelle Dezimalsystem mit der Null, wie es heute jeder Erstklässler erlernt. Man hielt es wohl wegen der arabischen Ziffern für eine Erfindung der Moslems, vor deren bösem Einfluss es

sich zu schützen galt. Bis heute hält diese Mischung aus Furcht und Überschätzung an. Statt der Zahlen sind es die Atombomben, vor denen wir uns fürchten, obwohl die Araber gar keine haben. Wieder sind es in Wirklichkeit die Inder.

Nach der Wiedergeburt der Mathematik im Abendland, so um den „Geburtsstag“ von π herum, ging es mit der Stellenzahl bergauf. Doch nach 200 Jahren war mit etwa 500 Stellen die Leistungsgrenze des Menschen erreicht.“ (<http://zahlwort.blogspot.de/stories/405885/>)

Weitere kalendarische Berechnungen

Ich wende mich nun erneut den Zahlen und Berechnungen zu, die sich auf die Außenmaße der Cheops-Pyramide, das Schaltjahr von 366 Tagen, das Normaljahr von 365 Tagen, das harmonische Jahr von 364 Tagen und das mesoamerikanische Tzolkin-Jahr von 260 Tagen beziehen. Dabei ist wichtig, dass für kalendarische Betrachtungen weitestgehend nur ganze, natürliche Zahlen in Frage kommen.

Cheops-Pyramide, ganzzahlig in Königlichen Ellen (KE)

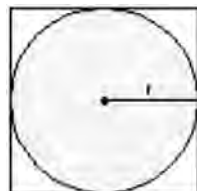
Höhe: 280 KE, halbe Breite: 220 KE, Seitenhöhe 356 KE, Breite 440 KE oder 230,xy Meter

356 : 220 = 1,6181... = Phi, Fibonacci Reihe 356 : 220 = 89 : 55

280 : 220 = 1,2727... = gute Annäherung an $\sqrt{\text{Phi}} = 1,2720$ und $4 : \text{Pi} = 1,2732$, Diese Werte sind auch tatsächlich exakt in den Pyramidenmaßen vorhanden.

280 + 220 = 500 = griechischer Buchstaben-Zahlwert von Phi.

4 : Pi-Einteilung



Einheitsquadrat : Einheitskreis = 4 : $\text{Pi} = 1,2732... 500 : 280 : 220 =$

$4 : \text{Pi} = \sqrt{\text{Phi}}$

$366 : 205 : 161 = 4 : \text{Pi} = \sqrt{\text{Phi}} \quad 161$

= Phi, ganzzahlig! Faktor von 500 = 0,732

$365 : 204,4 : 160,6 = 260/\text{Phi} : 260/\sqrt{\text{Phi}} \quad \text{Phi} = 4 : \text{Pi} = \sqrt{\text{Phi}}$. Faktor von 500 = 0,73

$260 : 145,6 : 114,4 = 364 : 286$ Faktor von 500 = 0,52

364 harmonisches Jahr + 286 = 650

> < 25 Jesuskind x 26 Vater JHWH = 650

Über den Faktor 25 = Jesuskind erhalten wir $3.640 + 2.860 = 6.500$. Wenn Jesus nach Africanus 5.500 A.M. geboren wurde, hätten wir 6.500 das Milleniums-Desaster!

Der Tzolkin soll von afrikanisch und semitisch aussehenden Einwanderern nach Mesoamerika gebracht worden sein. Im 16. und 17. Jahrhundert vermuteten einige dahinter die verloren gegangenen jüdischen Stämme. Die Mormonen glauben noch heute daran. Wer weiß?

$4 : \text{Pi} : 2\sqrt{2} = \text{Einheitsquadrat} : \text{Einheitskreis} : \text{Quadrat im Einheitskreis} = 4 : 2\sqrt{2} = \text{Einheitsquadrat} : \text{Quadrat im Einheitskreis} = 2\sqrt{2} = 2,8284$

$4 : 3,1415 : 2,8284 = 656 : 515 : 464 = \text{Messias} : \text{Jungfrau} : \text{Mutter}$

Messias : Jungfrau = 656 : 515 = 1,2732

Bei Cheops entspricht diese Relation: Höhe : Halbe Grundkante = 280 : 220

Jungfrau : Mutter = 515 : 464 = $11/14 \times \sqrt{2} = 1,110 / 1,111 = \text{Gotteste-raeder} = \text{Allerheiligen}$

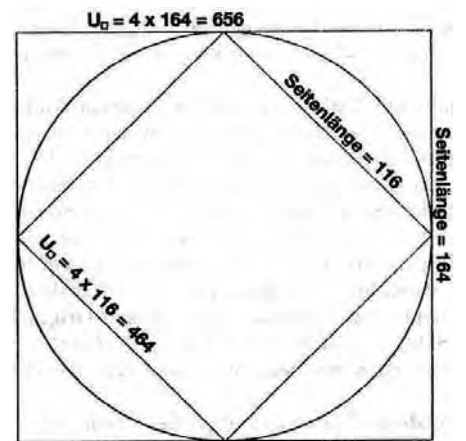
Bei Cheops entspricht diese Relation: Halbe Diagonale : Höhe = 311 : 280

Mutter : Jungfrau = 0,9 = Merkur/ Jesus/Horus/Hermes-Trismegistos etc.

Bei Cheops entspricht diese Relation: Höhe : halbe Diagonale = 280 : 311

Wie herrlich: Messias und Mutter sind 280, also eins. 280 ist eine Mondzahl!

Die Radices von Messias, Moses, Mass, Messe, Mette, Mutter sind in allen Sprachen von Jahphet, Sem und Ham identisch. Pharao „Tut-Moses“ ist das „All-Maß“ und das „Kind des Volkes“ zugleich! Die Bedeutung „Kind“ für Moses ist nur eine Allegorie, wie Jesuskind, Horuskind, Moseskind etc. Diese wiederum stehen synonym für Kyrios,



Herrin und Kreis, womit wir wieder bei der „Cyclometria“, der Quadratur des Kreises angelangt wären.

Erinnern wir uns an Keplers weise Worte: *„Ich habe mich hinein vertieft in dieses Sonnensystem, es hat sich mir enträtselt; ich will die heiligen Zeremoniengefäße der Ägypter in die moderne Welt hereinbringen.“*

Christian Lindtner hat obige Zahlenverhältnisse wieder entdeckt. (Geheimnisse um Jesus Christus S.152 ff.) Es ist aber sicher anzunehmen, dass die mittelalterlichen Autoren des NT die Gematrie kannten und beherrschten. Unter Gematrie versteht man die Transmission von Worten in Zahlen und von Zahlen in geometrische Figuren.

Das Außenquadrat mit Umfang 4 entspricht 656, das ist der Zahlwert von „Messias“, Artemis, der Mondjungfrau oder he meter Mariam (die Mutter Maria).

Der Kreisumfang Pi ist die jungfräulich den Gottessohn gebärende Jungfrau, griechisch „parthenos“, Zahlwert 515.

Das Innenquadrat mit dem Umfang $2/\sqrt{2}$ ist die geometrische Darstellung der Mutter, griechisch he meter, Zahlwert 464 oder des mythischen Geburtsortes Nazareth, Zahlwert ebenfalls 464.

Der hierzu gehörige kabbalistische Vers lautet:

*„Mutter und Tochter, einander nicht fern,
durch das FENSTER strahlt hell der Stern.“*

Mutter (He) und Tochter (End-He) sind im „JHVH“ nur durch den Sohn (V) getrennt.

Der Pfad He (ein Fenster) trägt at XVII „der Stern“, also öffne dein Fenster, damit das Licht des Sterns dich erleuchte!

Phi Einteilung:

$$366 : 366 : 226 = 226 : 140 = \text{Phi} (1,618) : 1$$

$$260 : 161 : 99 = 99 : 61$$

161 = ganzzahlig Phi, 99 und 61 sprechen für sich selbst!

$$183 : 183 : 113 = 113 : 70 = \text{Phi} (1,618) : 1 \text{ (Halbjahr, siehe Phi-Zeichen: } \Phi \text{)}$$

Die Zahl 113 ist nun in mehrererlei Hinsicht von Bedeutung:

1: Im Bruch $355 : 113 = 3,141592$ ist die 113 als Nenner Teil einer guten

rationalen Annäherung an Pi.

- Der 14.3.1592 ist angeblich der Entdeckungstag dieser Relation.
- $260 : 113 = 23$ = die Chromosomen- und Zeugungszahl des Menschen, $2+3 = 5 = \text{Phi-Erzeuger}$, 23 ist die 10. Primzahl. Primzahlen müssen nach der überzeugenden Theorie von Plichta (Das Primzahlkreuz) zwingend mit 1 beginnen!

79 = Gold, die 23. Primzahl. Bekanntlich müssen sich nach alchemistischer Lesart alle Metalle und der Menschen, durch Brüten und Reinigung in Gold verwandeln!

- Etwa 23 Jahre dauert auch ein durchschnittlicher Sonnenflecken-Zyklus. Der Halbe Zyklus benötigt wegen einer An- und Auslaufphase jedoch durchschnittlich nur 11,3 (Ziffernfolge 113) Jahre, das sind, wie schon andere gezeigt haben: 16×260 Tzolkin-Zyklen.

$$16 \times 260 \text{ Tzolkin-Zyklen} = 4.160 \text{ Tage.}$$

4.160 ist unter zahlenmythischen Aspekten eine sehr aufschlussreiche Zahl.

$$4160 : 366 = 11,366120$$

In dieser Zahl finden wir die Daten unseres Kalenderjahres „0“:

Beginn:	1. 1.
Dauer:	366 Tage
Monate:	12
Jahr:	0

Welches Ergebnis erhalten wir, wenn wir durch das Halbjahr von 183 Tagen teilen?

$$4160 : 183 = 22,732240$$

Wir finden die heilige Ziffernfolge 2732 eingfasst in den Halbjahresteiler $2 \times 2732 = 5464$, der durch 24 Halbmonate wieder zum ganzen Jahr wird.

Das Problem der Sphären und Planetenzahlen

Unter Planetenzahlen verstehen wird die Bezifferung der fünf sichtbaren Wandelsterne, Sonne und Mond, sowie der bis zu drei unsichtbaren Planeten oder Sphären.



Man beachte, wie der zeugende Stier Al in den Widder hineinragt.

Die ptolomäische Zahlenfolge im Mittelalter war wie hier ersichtlich:

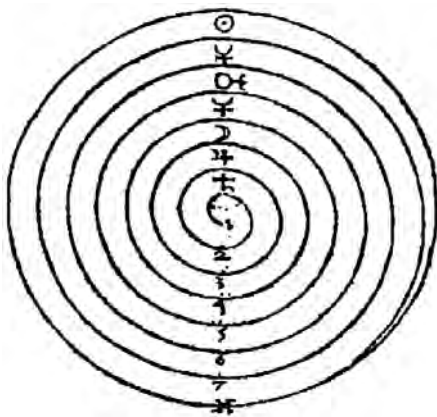
- 0 = Erde/Zentrum;
- 1 = Mond,
- 2 = Merkur
- 3 = Venus
- 4 = Sonne
- 5 = Mars
- 6 = Jupiter
- 7 = Saturn
- 8 = Fixsternsphäre mit Tierkreiszeichen
- 9 = Tierkreis mit FP/HP
- 10 = Erste Bewegungssphäre.

Die babylonische Zahlenfolge verlief gegenläufig:

Mit den ersten drei Sphären oder unsichtbaren Planetenbahnen und ohne diese:

- Saturn = 1 oder 4
- Jupiter = 2 oder 5
- Mars = 3 oder 6
- Sonne = 4 oder 7
- Venus = 5 oder 8
- Merkur = 6 oder 9
- Mond = 7 oder 10
- Erde 8 oder 11

Geozentrisch betrachtet wechseln die Erd-Positionen mit der Sonne.

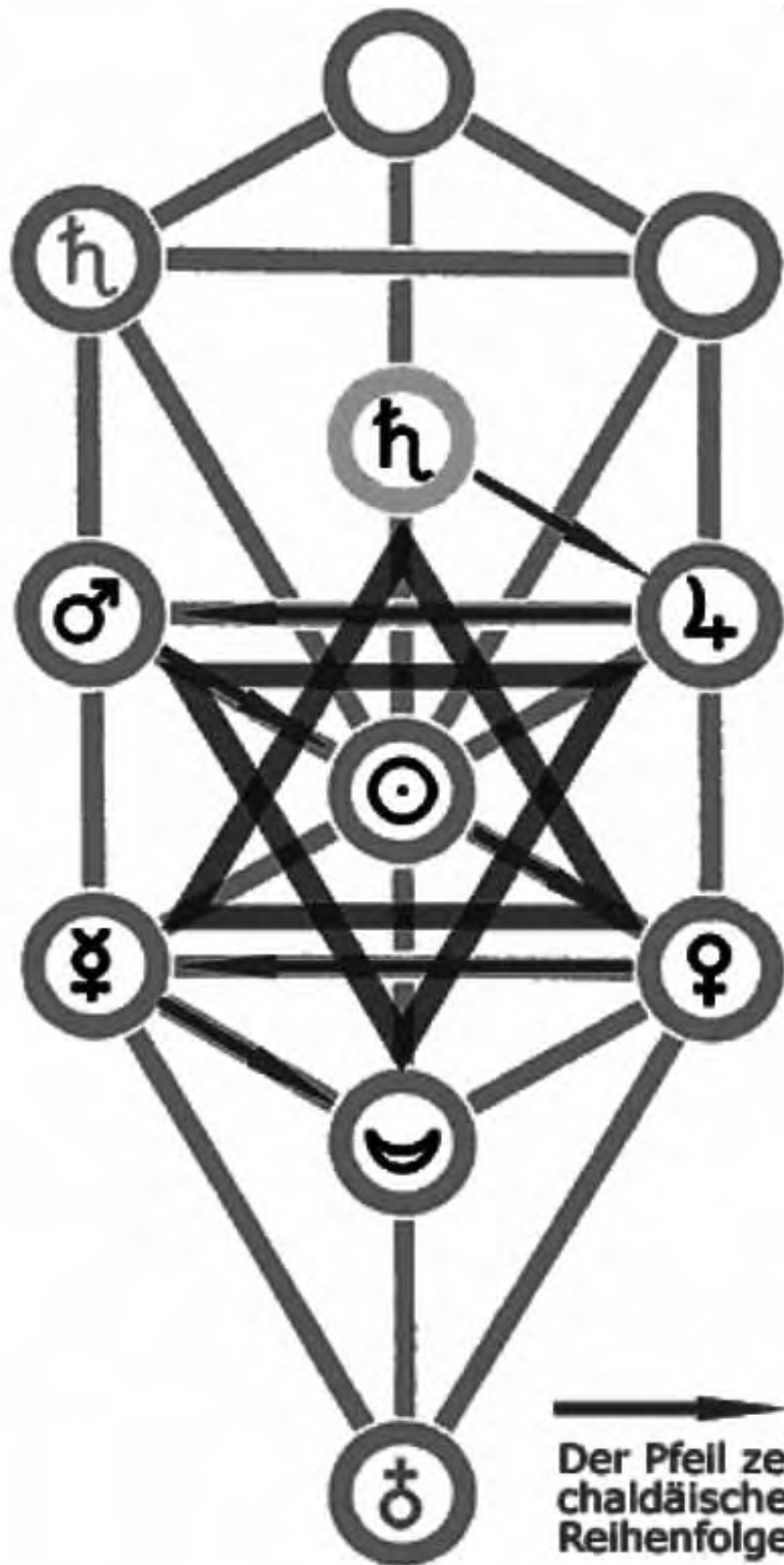


Planetenzuordnung in Dee's Monas Hieroglyphe:

- 1. Saturn
- 2. Jupiter
- 3. Mond
- 4. Venus
- 5. Mars
- 6. Merkur
- 7. Sonne

Der kabbalistische Lebensbaum mit der Planetenfolge (s. Grafik rechts):

- 1. Saturn
- 2. Jupiter
- 3. Mars
- 4. Sonne



Der Pfeil zeigt chaldäische Reihenfolge an.

- 5. Venus
- 6. Merkur
- 7. Mond
- 8. Erde

Die Sefirot (Tabelle)

nach der Tafel von Salomo Baal-Shem 2005 (s. nächste Seite).

Es zeigt sich, dass die Planetenzahlen immer im Kontext ihrer Herkunft gelesen und interpretiert werden müssen.

Man erkennt über die Tabelle sehr gut, wie Planetengötter untereinander über die Planetenzahl vertauscht werden können. Heliozentrisch sind Erde und Sonne seit Kepler je nach Betrachtung ebenfalls austauschbar. Aufschlussreich ist, dass im Jahreslauf nur zwei Monate nach Planeten benannt wurden: Mars – der Feurige und April/Aphrodite – die Wässrige, Schaumgeborene. Eigentlich

Übersicht über die Sefirot											
Sefirah	Keter	Chochmah	Binah	Daat	Chesed	Gewurah	Tiferet	Netzach	Hod	Jesod	Malchut
Deutsch	Krone	Weisheit	Verständnis	Wissen	Güte (Liebe/Gnade)	Kraft	Schönheit	Sieg (Ewigkeit)	Glanz (Pracht/Ruhm)	Fundament	Königreich
Weitere Namen	<u>Arich Anpin</u> = großes Angesicht	Abba = Vater	<u>Ima</u> = Mutter	-	<u>Gedulah</u> = Größe	Din = Gerechtigkeit, <u>Pachad</u> = Ehrfurcht	<u>Rachamim</u> = Erbarmen, <u>Zeir Anpin</u> = geringeres Angesicht	-	-	<u>Zaddiq</u> = der Aufrichtige	<u>Kallah</u> = Braut
Gottesname	<u>Ehieh Asher Ehieh</u>	<u>Yah</u>	Yod Heh Waw Heh Elohim	Yod Heh Waw Heh Elohim	El	Elohim Gibbor	Yod Heh Waw Heh Eloah ve-Daar	Yod Heh Waw Heh Tzewaot	Elohim Tzewaot	<u>Shaddai El Chat</u>	<u>Adonai ha-Aretz</u>
Übersetzung des Gottesnamens	Ich bin der ich bin (= reine Existenz)	Die ersten zwei Buchstaben des heiligen Namens (= Polarität)	Weiblich und Männlich vereint (Empfängnis)	-	Der starke Gott	Der mächtige Gott	Der allwissende Gott	„Herr“ der Herrscharen	Gott der Herrscharen	Der allmächtige Gott des Lebens	Herr der Erde
Erzengel	<u>Metatron</u>	<u>Ratziel/Rasiel (Raziel)</u>	<u>Tzafriel</u>	-	<u>Tzadqiel</u>	<u>Chamael/Samael</u>	Rafael (Raphael)	<u>Chanie! (Haniel)</u>	Michael	<u>Gawriel (Gabriel)</u>	<u>Sandalfon</u>
Gestirnsphäre	Erste Bewegung Urknall (Rasit ha-gilgalim)	Tierkreis (Mazlot)	Saturn (Shabatai)	-	Jupiter (Tzedek)	Mars (Madim)	Sonne (Shemesh)	Venus (Nogah)	Merkur (Kochav)	Mond (Levanah)	Erde (Aretz)
Planeten-Zahl Kabbala	1	2	3	-	4	5	6	7	8	9	10
Planeten-Zahl Babylon 1			1		2	3	4	5	6	7	8
Planeten-Zahl Babylon 2	1	2	4	3	5	6	7	8	9	10	11
Planeten-Zahl Renaissance	10	9	7	8	6	5	4	3	2	1	0
Planeten-Zahl Jon Dee			1		2	5	7	4	6	3	0

Die Sefirot (Tabelle)
nach der Tafel von Salomo Baal-Shem 2005 (Gekürzt und um die Planetenzahlen ergänzt vom Autor)

wurde sie aber aus einer Muschel geboren, der Jakobs-Muschel, oder Jahr-Kopf Muschel 0. Das Kopfjahr beginnt am 5. 4. 0, vielleicht auch in Erinnerung daran, dass Aphrodite-Athene (April = 4) als 5. Planet aus dem Kopf Jupiters (5) geboren ward. Im christlichen Glauben gilt zudem die Muschel als Symbol für die Empfängnis des Gottessohnes durch die Jungfrau Maria. Christus entsteht als Perle aus der Hochzeit von Himmel und Erde, die etwa im Jahr 8.000 am Himmel zu sehen ist.

Zum Mars als Herr (Kyrios/Kirche/Weltenkreis) und Nibiru, dem Kreuzplanet schreibt Walter Hain in „Irrwege der Geschichte“:

Immer wieder weist Sitchin darauf hin, dass der zwölfte Planet bei den Sumerern eigentlich „Nibiru“ oder „Nebiru“ genannt wurde. Dieses Wort leitet sich aus den Silben neb und iru oder nib und iru ab. Nun gab es auch bei den Ägyptern einen Neb-Heru, zusammengestellt aus den Silben neb und heru. Neb-Heru war bei den Ägyptern ein Sonnengott. Heru war nämlich die ägyptisch Bezeichnung für die Sonne



Abbildungen vom Planeten X = Nibiru = Mars oder Venus oder 10. Planet?



wie auch Helu, woraus sich das griechische Wort für die Sonne Helios ableitet. Nibiru oder Nebiru muss also bei den Sumerern der Name für irgendeine Sonne gewesen sein. Die Silbe Nab bzw. Neb bedeutete bei den Babyloniern und auch bei den Ägyptern einfach „Herr“. Das ägyptische Wort Neb-Heru bedeutete also nichts weiter als „Sonnen-Herr“ oder „Herr der Sonne“, womit eindeutig eine Verehrung unseres Zentralgestirns gemeint ist.

Der Begriff „Herr“ wurde für viele Götter angewendet, besonders für den Gott Mars. Der als kriegerisch und herrschsüchtig angesehene Rote Planet unseres Sonnensystems wurde vielfach als Symbol des Männlichen dargestellt, woraus sich auch das Wort „martia-

lisch“ ableitet das in viele Sprachen der Völker als „mart“ (Mars in Katalanisch), „marte“ (Mars in Italienisch und Spanisch), „martis“ (lat. Dienstag) oder „martedi“ (ital. Dienstag) eingegangen ist. Es ist demnach eher wahrscheinlich, dass mit dem Begriff Nebiru oder Nibiru der Planet Mars gemeint ist. Der babylonische Marsgott hieß z. B. nicht nur Nergal, sondern auch Nabu. Nabu klingt nun sehr ähnlich wie Nebu (auch Nebo) oder Nebiru; also „Mars-Sonne“. Im alten Testament der Bibel kommt auch das Wort Nebo vor. Es ist der Berg zu dem Moses aufstieg, bevor er von dieser Erde Abschied nahm.

Im alten Babylon hatte der Mars sieben Namen, von denen einer „Schakal“ war. Der Mars wurde oft als Schakal

oder Wolf dargestellt. Die Ägypter hatten für den Sonnengott nicht nur den Namen Horus, sondern auch den Namen „Heru-ur-shefit“, woraus sich wiederum der Name Heru oder Neb-Heru ableitet – also „Mars-Sonne“. Der ägyptische Totengott Anubis wurde mit dem Kopf eines Schakals dargestellt. Der Mars wurde auch bei anderen Völkern als Schakal oder Wolf angesehen. Bei den Chinesen wurde er „Wolfsstern“ genannt. In der germanischen Edda wurde er zum „Fenris-Wolf“. In der römischen Mythologie wurden die beiden Brüder Romulus und Remus von einer Wölfin aufgezogen. Es scheint alles darauf hinzuweisen, dass die Sumerer mit dem Namen Nebiru oder Nibiru eher den Mars meinten und nicht einen fiktiven zwölften Planeten. So schreibt ja auch Sitchin, dass bei den Sumerern die Venus als achtzackiger Stern, die Erde als siebentzackiger Stern und der Mars als sechszackiger Stern dargestellt wurde. Auf dem als Beweisstück für den zwölften Planeten angesehenen akkadischen Rollsiegel aus dem -3. Jahrtausend wäre demnach also der Planet Mars zu sehen. Mit dem Namen Nebiru oder Nibiru wäre also, lt. Sitchin, der Planet Mars gemeint und nicht irgendein fiktiver zwölfter Planet in unserem Sonnensystem. Andererseits war, wie schon erwähnt, der Hauptgott der Sumerer der Jupiter und dieser hieß damals „Neburu“, wie aus der planetaren Linguistik hervorgeht. Sitchins zwölfter Planet kann also nicht mit dem Namen Nebiru oder Nibiru gleichgesetzt werden. (<http://www.saeti.at/derzwoelfteplanet.htm>)

Kurt Schildmann über die Venus und ihre Hauptzahlen (Zahlen 5 und 8)

„Weiter zum Fünfsack der Ishtar/Aphrodite/Venus: Erwähnt sei der fünfeckige Aphroditetempel von Baalbek (hellenistisch); Steine mit dem Pentagramm in Susa und Nippur; das Schloss Stern mit dem Pentagramm-Grundriss bei Prag aus der Zeit Keplers; die Penta-gramm-Blüten im Kopfschmuck der Königin Schub-ad von Ur (ca. -2.500); der Verschluss ihrer Halskette; bei den Polygonen der Astrologie stehe der Quintilschein (?) unter dem Einfluss der Venusbahn, „wie der Sextil das Bahnsymbol des Merkur spiegelt“ (6). Im Füllhorn der Venus/Aphrodite/Ishtar

seien nur Blumen bzw. Früchte mit Kernhäusern zu erwarten, die das Bild des Venusbahn-Symbols als Grundplan tragen; weitere Reflexe dazu im Kalenderwesen und in den Kultkalendern der jeweiligen Planetengottheit.

H. Hackmann, so fährt Knapp auf Seite 15 fort, schreibe in *Nieuwe Theolog. Tijdschrift* 1929 »Die heilige Zahl 108«, im Buddhismus habe sie vierzig verschiedene Verwendungen, ausgehend von 4×27 (also 108) Mondstationen sowie 3×36 (= 108): Zahl der Dekane.

Auf Seite 16 bespricht Knapp den Venus-Achtzack, beruhend auf Epizykel und Achterrhythmus (7). Hierzu bringt Knapp ein sauberlich ausgearbeitetes Diagramm zur Veranschaulichung. Dem Achtzack begegnen wir auch häufig in Mesopotamien.

Knapp verweilt auch bei Maria, dem (Fünfsack-) Marienstern und den Marienfesten. Marienfeste ziehen sich in Abständen von 72 bzw. 73 Tagen oder multiplen davon durch das Erdenjahr hin (auch andere Forscher weisen auf das Fortleben antiker Venus-Merkmale im Marienkult hin).

Zu Merkur 6 und 9

„Dem Merkur entspricht als Symbol der Sechszack-Stern, welcher allerdings, wegen der Exzentrizität der Merkurbahn, die schlechteste dieser »himmlichen Harmonien« beinhaltet. Encke spielt im Berliner Jahrbuch 1842 deutlich auf diese Symbolform an (4). Der Sechszack ist in Babylon dem Gott Nabu (= Merkur) zugeteilt. Zum Sechszack heißt es dann - weiter unten bei Knapp -, aus dem Sechszack im Wappen des David sei der Zionsstern abzuleiten. Hierzu mein eigener Exkurs: Es hätte einen Aspekt von Pikanterie, dem monotheistisch orientierten Hebräertum der Zeit des Königs David die heimliche Huldigung des Planetenkultes nachzusagen, eingeschleppt aus Ägypten, wo ja der Gott Thoth, von den Griechen mit Hermes (= Merkur) identifiziert, die üblichen Merkur-Merkmale aufweist (Rechenkünstler, Dolmetscher, Schreiber etc.), ägyptisch genannt Djhowtey (5). Der Name David (Arab. Daud) kann hier als der Versuch einer Anknüpfung gelten. Anklängen würde auch Alt-Sumerisch *dhaunt, IE ghewonts »Der Kunder«. („Die Wiederherstellung des anthropozentrischen Planetensystems des Alten

Orients«, Kurt Schildmann; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS).

Am Golde hängt – zum Golde drängt doch alles...

...77 goldene Jahre von Cäsars Ermordung -44 bis zu Jesus Kreuzigung +33.

Im Sohar, dem Buch des Glanzes, und verstreut in der spätmittelalterlichen Kabbala-Literatur finden sich Hinweise auf folgende Zuordnung: 7 = Licht, 77 = Gold, 777 = Sonne.

7: Aus weißem Licht (1 = Gott) entstehen durch das Prisma (3 = Trinität) die sieben Farben des Regenbogens und damit alle der Zahl 7 zugeschriebenen Eigenschaften. Dieser Zusammenhang ist bekannt und leicht zu verstehen, obwohl er erst relativ spät, ca. 1670 durch Newton, entdeckt worden sein soll.

777: Aus der Zahl des Sonnendämons Sorat 666 (s = 60, w/o = 6, r = 200, t = 400) und der Sonnenintelligenz Nachiel 111 wird die 777 der Sonne gebildet.

Agrippa von Nettesheim nennt Nachiel die »Intelligenz der Sonne«, der die magische Zahl 111 zugeordnet ist, ähnlich wie »Sorat«, der Sonnendämon, mit der magischen Zahl 666 verbunden ist. Korrekt ist NaKJ-AL = 50, 20, 10-31 = 111

Für Nachiel findet man leider keine Übersetzung. Der Name bedeutet wahrscheinlich Schlangengott (Nachasch = Schlange, J + El = Gott) und ist wahrscheinlich identisch mit



Agathodämon, dem guten Geist des neuen Jahres.

Neun Strahlen für November?

Nun muss man sich im Zusammenhang mit dem Kalender und seinen Festen wieder bewusst machen, dass es die »Magier« waren, die denselben kreierten. Diese Magier nennt man heute Priester-Astronomen, da ohne tiefgehende Kenntnis der Zahlen, Buchstaben und Bewegung der Gestirne keine astrologischen Vorhersagen möglich

sind. Selbstverständlich existierten diese auch in der Renaissancezeit und waren oft angesehene Mitglieder kirchlicher oder weltlicher Organisationen. Agrippa von Nettesheim, der diese beiden Dämonen in seinen magischen Werken erwähnt, hätte niemals seine Bücher veröffentlicht können, wenn nicht auch einflussreiche Persönlichkeiten seine Fürsprecher gewesen wären. Offen bleibt die Frage, wie alt solche Signaturen tatsächlich sind.

Noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein kannte ein Großteil der europäischen Bevölkerung diese Dämonen. Viele trugen Amulette mit den eingravierten Signaturen, Buchstaben und Zahlen. Heute wissen nur noch sehr wenige davon. Der letzte, der meines Wissens darüber ausführlich sprach, war Rudolf Steiner, anlässlich eines Vortrags am 21.10.1907 in Berlin über weiße und schwarze Magie, aus dem ich den entsprechenden Absatz hier zitiere:

„Als die Erde nach der Mondentwicklung wieder hervortrat, da war sie eigentlich noch nicht unsere heutige Erde. Da war sie Erde plus Sonne plus Mond. Diese waren ein Körper. Wenn Sie also die heutige Erde zusammenrühren würden mit dem Mond und der Sonne und einen einzigen Körper daraus machten, würden Sie das haben, was die Erde im Beginne ihrer Entwicklung war. Zuerst trennte sich die Sonne von der Erde ab, und damit trennten sich auch alle diejenigen Kräfte, die für den Menschen zu dünn, zu geistig waren, unter deren Einfluss er sich zu schnell vergeistigt haben würde. Wenn der Mensch nur unter dem Einfluss der Kräfte gestanden hätte, die in diesem Sonne-Mond-Erdenkörper zusammen enthalten waren, dann würde er sich sehr rasch vergeistigt haben, er würde sich nicht bis in die physische Materialität herunter entwickelt haben, und er hätte dann nicht ein eigenes Selbstbewusstsein, ein Ich-Bewusstsein erlangen können, das er erlangen musste.“

Sie wissen alle, dass es eine imaginative Erkenntnis gibt und okkulte Schriftzeichen, [in denen die imaginative Erkenntnis ausgedrückt ist]. Ich kann Ihnen jetzt nur zwei okkulte Schriftzeichen angeben. Weitere zu besprechen würde uns zu weit führen. Das okkulte Schriftzeichen für diejenigen Kräfte, die gewirkt und der ganzen Erdenentwicklung die Richtung angegeben hätten, wenn die Sonne mit der Erde vereinigt geblieben wäre, das okkulte

Schriftzeichen für diejenigen Kräfte also, welche die Erde zu früh vergeistigt hätten, ist dieses:



In diesem Schriftzeichen kann derjenige, der okkulter Schüler ist, die Menschheit schnell zur Geistigkeit führenden Kräfte erkennen. Dagegen würde die Menschheit, wenn sie sich mit der ganzen Erde aus der Sonne herausgetrennt hätte, aber mit dem Monde noch zusammengeblieben wäre, sehr rasch der Verknöcherung und Verhärtung anheim gefallen sein. Hätte die Erde den Mond in sich behalten, würden die Menschen sehr bald eine Art von Puppen geworden sein - Marionetten. Sie wären zu tief hinuntergestiegen in die Materie, wie sie auf der anderen Seite zu rasch sich vergeistigt hätten, wenn die Sonne mit der Erde verbunden geblieben wäre. Daher musste der Mond heraus aus der Erde. Und alle diejenigen Kräfte, welche hinausbefördert worden sind und welche heute vom Monde aus herrschen und von außen hereinwirken auf die Erde, alle diese Kräfte werden zusammengefasst dargestellt in diesem Zeichen, das wie ein Doppelhaken aussieht. Das ist das Zeichen des Tieres oder des Lammes mit zwei Hörnern aus der Apokalypse.



Das eine Zeichen heißt Nachiel, das andere Sorat. Dieses zweite Zeichen nennt man auch das Zeichen für das Erdendämonium. Alle diejenigen Kräfte, welche der schwarze Magier durch die Anwendung so scheußlicher Methoden entwickelt, führen auf okkulte Weise auf der Erde zur Vermehrung der Kräfte, die der dämonischen Natur der Erde angehören und die zur Verhärtung der Erde führen.

Wenn viele Menschen schwarze Magier würden, so hätte das zur Folge, dass die Erde immer ähnlicher würde dem Monde, während dagegen durch die Kräfte der weißen Magie die Erde immer ähnlicher werden wird den Sonnenkräften, den Kräften, die in den Sonnenstrahlen sind.“ (Rudolf Steiner)

Natürlich wird der wissenschaftliche geschulte Geist mit solchen „Ammenmärchen“ nichts anfangen können. Es geht in diesem Beitrag auch nur darum, zu zeigen, dass man früher so dachte und dass dieses magische Denken neben dem christlichen definitiv mit Grundlage für die Gestaltung der Jahresfeste war.

777: Stauros, das Kreuz der Apokalypse, das die Schlangenkraft im Widder-Kopf (5. 4. = 9) in das Gleichgewicht Iesous = 888 und von dort in die Intuition = Epistemon = 999 verwandelt (James Morgan Pryse: „Die Apokalypse entschleierte“).

77: „Das zweite Fronstispiz (Abb.u.) des „Musaeum Hermeticum“ stammt vermutlich von M. Merian. Die Subscriptio des Daniel Meissner variiert den Grundsatz der „Tabula Smaragdina“ des legendären Hermes Trismegistos: „Was in den Höhen ist, das ist auch in den Tiefen. / Jenes zeigt der Himmel, dieses trägt füllig die Erde in sich. / Feuer und Wasser, beide fluidal, sind Gegensätze: glücklich bist du / kannst du sie vermählen: das zu wissen sei dir genug!“

„In den Eckzwickeln [Abb. nächste Seite] sind die Elemente platziert, kreuzweise Contraria bildend. Ihre Anordnung zeigt, dass sie die Bausteine oder Prinzipien von allem sind, was der Weltkreis umfasst. Das All wird durch zwei Zirkel symbolisiert, deren Überschneidungs-Segmente Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Oben und Unten repräsentieren. In beide Kreissegmente sind die sieben Planeten eingetragen, mit Sol und Luna als flankierendem Gegensatzpaar. Die sieben klassischen Metalle, die in der Erdhöhle zum Chor versammelt sind - geschart um den Lyra spielenden Apoll -, sind ‚Korrespondenten‘ der Planeten. Der Metallschimmer im Erdinneren ist der Abglanz der himmlischen Strahlkraft. Das ist spätantike alchemistische Auffassung. Das Metallkonzert in der Erdhöhle wiederholt die Sphärenharmonie. Die Höhle selbst ist ein (heiliger) Erduterus: Paracelsus hatte die uralte alchemistische Lehre der Schmiede und



Bergleute mit Autorität versehen, dass die Erde als fruchtbare omniparens (Allmutter) gynäkomorph zu verstehen sei: In ihrem uterinen Inneren wachsen, unter spermatischem Einfluss der Gestirne, die Metalle heran.

Sie ‚reifen‘ wie Embryos: sie transformieren sich im Lauf der Zeit in Richtung auf das Gold, welches das Ziel aller terrestrischen Vorgänge ist. Gold zu erzeugen, heißt also, dass die Alchemisten kopieren und beschleunigen, was im Erduterus als langzeitige Metamorphose ‚naturwüchsig‘ geschieht. Kunst ist das Können dessen, was Natur von sich aus tut, mimetische Technik mithin.

Dass es um das Opus geht, ist an den drei Allegorien auf dem Erdhügel abzulesen. Die linke trägt das Zeichen von Feuer und Luft, die rechte das von Erde und Wasser; die mittlere hält das Zeichen der Vereinigung aller Elemente, das Hexagramm, das Symbol des Universums. Der Nimbus um die Häupter der drei Frauen und der Metall-Allegorien verweisen darauf, dass Natur sakral ist; und

die Elementen-Hochzeit der Alchemie im Zeichen chorischer Harmonie ist ein heiliges Ritual der Wiederholung organischer Vorgänge.

Doch ‚bedenkt‘ der Stich auch die Grenzen des Wissens. Der Brunnen der Weisheit, welcher in die Tiefe führt, hat kein Schöpf-Seil. Man soll erkennen: ‚Tiefer‘ in die *secreta naturae* einzuführen als hier geschieht, ist nicht möglich. Selbst das Wissen um das Wirken der Zahlen und Figuren, das Novalis der hermetischen Tradition noch als Besitz zuschrieb und das nun verloren sei, lüftet nicht, sondern vertieft das Geheimnis: die Eins der Einheit, die Zwei der polaren Gegensätze, die Drei als Vereinigung der Polarität, die Vier der Elemente, das Hexagramm, die Sieben der Planeten und Metalle, schließlich Dreieck, Sechseck, Quadrat und Kreis – man ‚sieht‘ sie zu Gestalten werden und ‚begreift‘ es doch nicht. So wird zum sprechenden Bild, was doch zugleich ins Undarstellbare und Unsagbare sich zurückzieht.“ (Hartmut Böhme, „Die

Hermetische Ikonologie der vier Elemente“, <http://www.culture.hu-berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/ikonologie.html>)

77 soll nach kabbalistischer Ansicht die Zahl des Goldes sein

Ein Blick in die Tabelle der chemischen Elemente zeigt, dass Gold das 79. chemische Element ist. Es ist somit das letzte in der 70er Reihe. 79 ist eine Primzahl.

Die Quersumme ergibt: $79 > 16 > 7$
= Gold > Natur > Licht.

Auf den ersten Blick lässt die Tabelle der chemischen Elemente vermuten, dass es insgesamt 83 stabile Elemente gibt. Ab 84 unterliegen alle Elemente dem radioaktiven Zerfall. Tatsächlich aber hat die Natur 2 Primzahlen mit der Quersumme 7 instabil gemacht: 43 Technetium und 61 Promethium! Beide kommen in der Natur nicht vor!

Somit ist Gold tatsächlich das 77. stabile Element in der Natur, die hiermit als kosmische Intelligenz in Erscheinung tritt! Reines Gold - Sieben pur!

Hier stellt sich natürlich die Frage: Woher wussten die Kabbalisten das? Oder vermuteten sie die Zahl nur aufgrund von Analogie? Und wie gelang es ihnen – Konstruktion vorausgesetzt –, die Zahl 77 so elegant zwischen die beiden Todesdaten der Sol Invicti Cäsar und Jesus zu setzen? Die heutigen zweifelhaften oder verzweifelten Versuche, die Echtheit der Lebens- und Todesdaten durch Hin- und Herschieben von ein paar Jahren bei Jesus zu beweisen, sind reine Makulatur. Es bleibt noch viel zu forschen!



VoD = 505!

Thomas Ritter

Mit Stutenmilch gegen Krebs

Das Lebenselixier von Sumbawa

Manchmal geschehen noch kleine Wunder. Ein solches erleben gerade die Einwohner des Bezirks Dompu auf der indonesischen Insel Sumbawa. Obwohl etwa dreimal größer als Indonesiens bekanntestes Touristeneiland Bali, ist das tropische und gebirgige Sumbawa mit etwa 800.000 Einwohnern verhältnismäßig dünn besiedelt. Die meisten Menschen hier leben von der Landwirtschaft und sind überwiegend Selbstversorger. Sumbawa ist in ganz Südostasien für seine Pferde bekannt, Nachkommen der legendären mongolischen Rassen. Die Pferde werden üblicherweise eingesetzt, um Cidomos, Transportkarren, zu ziehen. Noch heute sind die Cidomos ein weit verbreitetes Transportmittel auf Sumbawa.

Doch inzwischen haben nicht nur die Einheimischen, sondern auch Wissenschaftler festgestellt, dass die Sumbawa Ponys noch ganz andere Aufgaben erfüllen können. Die Milch der Stuten ist in der Lage, verschiedene Krebsarten zu heilen. Einheimische Züchter lassen ihre Pferde halbwild aufwachsen. Die Tiere müssen sich ihr Futter im Dschungel selbst suchen. Das ist Tradition, denn es erhöht die Qualität der Milch. Davon ist nicht nur Züchter Junaiddin überzeugt, der aus Saneo stammt, einem kleinen Ort, etwa 10 km von der Bezirksstadt Dompu entfernt.

Nachdem die Heilwirkung der Stutenmilch von indonesischen Wissenschaftlern bestätigt wurde, formierte sich hier eine Genossenschaft von Pferdezüchtern, die inzwischen mehr als 50 Mitglieder zählt. Sie nennen zusammen über 200 Pferde ihr Eigen, von denen dreißig Stuten ausschließlich für die Milchproduktion vorgesehen sind. Dies bedeutet eine Ausbeute von 60 bis 80 Flaschen frischer Stutenmilch täglich. In Saneo wird die Milch für 15.000,00 Rupiah (etwa 60,00 Euro-cent) pro Flasche verkauft. Je weiter entfernt von den Zuchtgebieten der

Verkauf erfolgt, umso teurer wird die Milch. In Mataram, der nächsten größeren Stadt, beträgt ihr Preis schon einmal 100.000,00 Rupiah (etwa 7,00 Euro) pro Flasche.

Die Milch der wilden Stuten unterscheidet sich geschmacklich vollkommen von Kuh- oder Büffelmilch. Darüber hinaus weist sie den Vorzug auf, sich bis zu vier Monate frisch zu erhalten, sofern sie an einem trockenen und kühlen Platz gelagert wird. Die Heilkräfte der Milch entfalten ihre volle Wirkung nach zweimonatiger Lagerung. Inzwischen unterstützt auch die Bezirksverwaltung von Dompu die Farmer bei der Produktion und Vermarktung der Milch. Bereits 2004 wurde Milch aus Saneo vom Bogor Dairy Product Analysis Center getestet. Hierbei stellte sich heraus, dass die Milch sowohl Magen-Darm-Infektionen als auch Magengeschwüre in der Lage war, zu heilen. Ihr Genuss hemmt effizient das Wachstum von bakteriellen und viralen Erregern. Eine noch größere Überraschung erlebten die Wissenschaftler jedoch, als klar wurde, dass die Stutenmilch auch Magen- und Darmkrebs zu heilen vermochte.

„Die Analyse zeigte, dass ausschließlich die Milch der Stuten von Sumbawa, speziell aus der Region Dompu, über einen hohen Anteil an natürlichen Antibiotika verfügt, welche den Heileffekt auslösen“, meint Bezirksamtssprecher Wahyuddin. *„Dies liegt in den Ernährungsgewohnheiten der Pferde begründet, die verschiedene Heilkräuter aus dem Dschungel ebenso gern verzehren wie eine spezielle Art von Holzwürmern.“*

Inzwischen reisen die Farmer von Saneo zu Messen in ganz Indonesien, um ihre Erfahrungen mit anderen Pferdezüchtern zu teilen. Doch es hat sich inzwischen herausgestellt, dass vor allem die Umweltbedingungen von Dompu, Saneo und einigen anderen Orten entscheidend für die Produktion der heilkräftigen Milch sind.

Deshalb zieht es auch immer mehr einheimische und ausländische Besucher auf der Suche nach Heilung oder Linderung ihrer Beschwerden in die 1.800-Seelen Gemeinde in Zentralsumbawa, sehr zur Freude der Farmer, die durch das Geschäft mit der Stutenmilch nun ihrer Armut entfliehen können.

„Nun können wir die Erlöse unserer Getreideernten zum Kauf von Dingen des täglichen Bedarfs verwenden, während wir mit dem Geld, das wir durch die Milch verdienen, größere Anschaffungen tätigen und die Ausbildung unserer Kinder bezahlen können“, freut sich Pferdezüchter Arifin.

Der Bezirk Dompu liegt in Zentralsumbawa. Er kann entweder mit dem Flugzeug (Fluglinie Merapi) von Bali aus oder per Pkw und Fährenüberfahrt via Lombok erreicht werden. Die nicht unbedingt einfache Anreise lohnt sich jedoch auf jeden Fall für alle, die Heilung oder zumindest Linderung ihrer Leiden suchen.

Quelle

Jakarta Post, 02.04.08, S. 8, Horse milk cures poverty, cancer in Sumbawa

Weitere Infos zu der heilkräftigen Milch sowie Unterstützung bei Reisen nach Indonesien gibt es beim Autor:

Thomas Ritter

Rundteil 14

OT Possendorf

01728 Bannewitz

Tel./Fax:0049-(0)-35206-23399

Mail: Thomastiger668@aol.com

Internet: www.thomas-ritter-reisen.de

Armin Naudiet

Kulturkampf

Vom Mutterrecht zum Patriarchat

Eine Darstellung der Frühzeit des Menschen bliebe unvollständig, wenn wir nicht eine der wichtigsten gesellschaftlichen Veränderungen zu erhehlen versuchten, die bis in die Gegenwart hineinreicht: die Dominanz des Mannes gegenüber der Frau. Entgegen mancher landläufigen Meinung, „das sei immer so gewesen“, hat sich diese Dominanz bereits in der Frühzeit historisch entwickelt. Es war eben nicht immer so.

In den „vorsintflutlichen“ Sammler- und Jägergruppen der „jüngeren Altsteinzeit“ war die Frau das wichtigste Mitglied der Gruppe. Ihre Fähigkeit, den für die langfristige Existenz der Gruppe lebenswichtigen Nachwuchs zu gebären und aufzuziehen, wurde bereits in einem sehr frühen Stadium der Menschheitsgeschichte „geheiligt“. Welche besondere Bedeutung die Fruchtbarkeit im Kult hatte, erkennen wir an den vielen Frauenstatuetten, die in praktisch allen Erdräumen mehrere Jahrtausende lang geschaffen wurden. Sie symbolisieren die große „Muttergöttin“.

Das Geheimnis der Fruchtbarkeit verband die Frau aufs Engste mit der Natur, dem Mysterium des Lebens schlechthin. Sie wurde mit den Kräften der „großen Erdmutter“ in Zusammenhang gesehen. Neben ihrer Rolle als Mutter trugen die Frauen auch bei der Nahrungsbeschaffung, die überwiegend aus Sammeln bestand, viel zur Existenzsicherung bei. Der Anteil war in den Phasen A und B, der so genannten „älteren Steinzeit“ sogar weit größer als die eigentliche Jagdbeute. Denn Jagen war im Anfang mehr als schwierig. Das änderte sich in der Phase C, weil die Jagdwaffen entwickelt und verbessert wurden und organisierte Jagden stattfanden. In dieser Phase entwickelte sich ganz sicher ein arbeitsteiliges System zwischen jagenden Männern und sammelnden Frauen und Kindern, aber zu einer patriarchalischen Dominanz kam es noch nicht. Die Frauen waren

viele Jahrtausende gleichberechtigte Partner in den Gruppen. Die verbesserte Jagdtechnik führte allerdings schon damals zu einer getrennten Ausbildung von Jungen und Mädchen.

Diese Erkenntnis fordert zwangsläufig die Frage heraus, wie alt denn das Patriarchat ist und wie es entstand. Nach allem, was wir heute wissen, begann die Entwicklung zum Patriarchat erst nach der Sintflutkatastrophe in Phase C. Sie wurde durch die „Wirtschaftsformen“ Ackerbau und Viehzucht in Gang gesetzt. An ihrem Anfang stand die Erkenntnis der bewussten Zeugung. Das Alte Testament sagt: „... und Adam erkannte sein Weib“.

Es lag in der Natur des Ackerbaus, dass dabei die Frau nicht nur ihre starke Stellung behielt, sondern sie sogar noch festigen konnte. Landarbeit war ein „Familienkollektiv“.

Ganz anders stellte sich die Situation in der Viehzucht dar. Dort verlagerte sich der Arbeitsschwerpunkt bei den Herden eindeutig auf den Mann. Während die Männer mit den Viehherden zogen und sie zusammenhielten und versorgten, kümmerten sich die Frauen um das Lager und die Kinder.

Eine direkte Beteiligung an der Nahrungsbeschaffung fand kaum noch statt, weil man sich ja vom Herdenvieh weitgehend ernährte. Bei den Vieh züchtenden Nomaden wurde also das Rollenverständnis von Männerarbeit und Frauenarbeit erstmalig entwickelt. Bei den Seefahrern war es im Prinzip ebenso.

So dürfen wir also sagen: Das Patriarchat ging von den Hirtenvölkern aus, nicht von den Ackerbauern. Die Hirtenvölker waren es auch, die als erste den Begriff „Besitz“ entwickelten. Das ergab sich aus der Viehwirtschaft. Wenn eine Herde zu groß wurde, um geschlossen getrieben und kontrolliert zu werden, teilte sie der Vater und gab seinen Söhnen die geteilten Herden. So besaß bald jeder „seine“ Herde, ein erster Eigentumsbegriff!



Die „Venus von Willendorf“

Aus dem Alten Testament wissen wir beispielweise, dass Jakob erst viele Jahre seinem Schwiegervater als Viehhirt „dienen“ musste, ehe dieser ihm eine seiner Töchter gab. Hier drückt sich bereits deutlich patriarchalisches Denken aus. Nicht nur die Herde wurde Besitz, sondern auch die Frau!

In den Ackerbaugesellschaften ging es dagegen stets nur um Bewässerung des Landes, um Aussaat und Ernte. Dieses bodenständige, kollektive Arbeitsprinzip höhnte die gesellschaftliche Stellung der Frau nicht aus, wie in den Hirtenvölkern oder bei den Seefahrern.

Die verschiedenen „Wirtschaftsformen“ änderten auch die sozialen Verhältnisse im Familienverband. Und da sich zwischen Ackerbauern und Viehzüchtern keinesfalls immer nur friedliches Zusammenleben ergab, sondern auch Kampf um Land und Wasser, so ist es zulässig, in den Vieh züchtenden Nomaden die aggressivere



Die „Dame aus Brassempouy“

Bevölkerung zu sehen. Hier entwickelten sich Besitzdenken, Macht und damit auch Patriarchat zuerst.

Für die Seefahrer war es anders, weil bei ihnen ja die Frau mit dem Heimatbegriff eins war. Die an ihren Ackerboden gebundenen Ackerbaustämme schufen die ersten festen Ansiedlungen, legten Bewässerungssysteme an, bauten Wege usw., d. h. sie organisierten sich in Richtung auf Zivilisation. Diese sich entwickelnden Gemeinwesen zogen die Hirtenvölker an wie ein Magnet.

Ganz deutlich ist zu erkennen, dass sich sehr oft Hirtenstämme gewaltsam aggressiv solcher Ansiedlungen bemächtigt haben. Sie brachten sie also in ihren Besitz. So betrachteten sie dann allerdings auch die unterworfenen Menschen der bäuerlichen Gemeinschaften. Da diese Ackerbauern nach wie vor „mutterrechtlich“ organisiert waren, was dem „patriarchalischen“ Denken der Viehzüchter entgegen stand, wurde nicht nur Besitz angeeignet, sondern

auch die andere familiäre Sozialform aufgezwungen.

In einem langen Prozess, der regional sehr unterschiedlich verlief, verlor nach und nach das „Mutterrecht“ an Gewicht und wurde vom „Vaterrecht“ abgelöst. Dabei spielte das Erbe eine entscheidende Rolle. Dieser Prozess begann im Neolithikum. Er zog sich bis weit in die historische Zeit hinein und ging so weit, dass selbst aus zuvor weiblich gedachten Göttern männliche wurden. Er fiel in den Ländern mit starken Hirtenkulturen auch weitaus nachdrücklicher aus als in langfristigen stabilen Ackerbaukulturen. Aber generell wurde praktisch überall auf der Erde die männliche Dominanz zum festen System. Erst in unserem Jahrhundert beginnt dieses System brüchig zu werden, aber das noch keinesfalls überall.

Es wäre irreführend, wollte man das Patriarchat als ausschließlich „familiäre Rechtsproblematik“ ansehen. Es war und ist weit mehr. Es hat als erstes die

Frau zum Besitz des Mannes gemacht. Danach wurden es auch Gefangene und später Schuldklaven. Noch bis weit in die Neuzeit hinein gab es verkaufbare Sklaven und Leibeigene, samt deren Frauen und Kinder. Das Patriarchat wurde also im Lauf der Menschheitsgeschichte ein besitzbezogenes Machtprinzip, dem auch in der Rechtsgestaltung Ausdruck verliehen wurde.

Wir haben es also mit einem sehr komplexen Phänomen zu tun. Sein enormes Alter und die Kultur übergreifende Stabilität des Patriarchats lassen erkennen, dass sich bereits in sehr früher Zeit gefestigte Rollen der Geschlechter herausgebildet haben, die nach und nach zur Entrechtung der Frau führten. Es muss allerdings betont werden, dass damit die Macht der Frauen keinesfalls gebrochen worden ist. Frauen haben in allen Jahrtausenden ihren Einfluss auf Männer ausgeübt, sowohl als Mutter als auch als Frau.

Diese kurze Geschichte der Entwicklung des Patriarchats sollte dessen Wurzeln deutlich werden lassen. Das zeigt, wie weit bestimmte soziale Prägungen in der Menschheitsgeschichte schon zurück liegen. Sie sind z. T. noch weit älter als die Religionen. Das Verhältnis der Geschlechter zueinander gehört eindeutig dazu. Dabei bleibt es sehr bezeichnend, dass auch im Patriarchat nicht nur männliche sondern auch weibliche Götter lange Zeit ihren festen Platz in den Vorstellungen der Menschen behielten. Erst die großen Hochreligionen des Monotheismus haben auch das Patriarchat „in den Himmel“ verlagert. Doch dass der Volksmund auch heute noch immer von „Mutter Erde“ spricht, ist der Beweis dafür, dass der uralte Gedanke an die große Muttergöttin nicht ganz verloren gegangen ist. ■

Weiterführende Literatur:

Armin Naudiet

Eiszeit und Sintflut

Unsere katastrophische Vergangenheit

Michaels Verlag, Peiting

ISBN 3-89539-624-9



Lokaltermin

Themenbereich: Kelten

Manching, was blieb davon?



Bild 1: Ausdehnung des keltischen Oppidums

Wie oft sind Sie schon auf der Autobahn A9 von oder in Richtung Süden an Ingolstadt vorbeigesaust? Spätestens, wenn man den penetranten Geruch der Raffinerie in der Nase hat, erinnert man sich: aha, Ingolstadt. (Jedes Mal frage ich mich, warum man es in dreißig Jahren und moderner Technik nicht geschafft hat, die Anlage zu entstinken). Aber unabhängig vom Gestank: Erinnern Sie sich bitte daran, dass Sie gerade dabei sind, an der größten Kelten-siedlung in Bayern vorbeizufahren. Natürlich keine heutige Siedlung, sondern vor ca. 2000 Jahren. Es geht um das frühere keltische Oppidum bei Manching.

Es liegt auf der südlichen Seite der Donau in einem fruchtbaren Teil des Donau- und Paar-Schwemmgeländes, ca. 50 km entfernt von den keltischen Erzschiefstellen bei Kehlheim (siehe Lokaltermin im SYNESIS-Magazin Nr. 5/2007). Dort, auf der Hochfläche von Donau und Altmühl wurde Erz geschürft und Eisen daraus gewonnen. Höchst wahrscheinlich wurde von dort das Eisen nach Manching geliefert, und hier wurden in vielen Werkstätten Eisengerätschaften daraus hergestellt, wie Ackergeräte und Waffen. Das Eisen wurde in so genannten Spitzbarren gehandelt und transportiert. Bei Ausgrabungen wurden



Bild 2: Keltisches Roheisen in Spitzbarren

Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten

davon welche auch in Manching gefunden.

Neben der Eisenverarbeitung gab es weitere Industrien, wie Glasherstellung, Töpferei und Münzprägung. Reich wird Manching jedoch durch den Handel geworden sein. Handelsrouten führten von Nord nach Süd und Ost nach West an Manching vorbei. Es gibt sogar Hinweise für Handelsbeziehungen bis ins südliche Mittelmeer. Bei Ausgrabungen fand man beispielsweise Münzen aus Karthago.

Durch Industrie und Handel wurde aus einer kleinen keltischen Ansiedlung um -300 eine Stadt und ein Wirtschaftszentrum mit einer Ausdehnung von 380 Hektar. Man schätzt die Einwohnerzahl zur Hochblüte auf ca. 10.000 Personen. Das gesamte Gelände war mit einer stabilen keltischen Pfostenmauer umgeben und wehrhaften Toren versehen.

Manching existierte ca. 400 Jahre. In den Wirren zwischen den Jahren 100 bis 200 wurde das Oppidum aufgegeben.

Was gibt es noch zu sehen?

Wenig und viel!

Wenig ist noch in der Landschaft zu sehen. Reste des Erdwalles kann man noch erkennen (wenn man genau hinschaut), mit einem rekonstruierten Tor (was vor sich hin rottet). Der Rest ist wohl umgepflügt, überbaut oder Teil eines Flugplatzes geworden, auf dem die Eurofighter üben.

Viel, weil in Manching ein sehr schönes und informatives Keltenmuseum entstanden ist, unbedingt sehenswert, nur wenige Kilometer von der Autobahnabfahrt Manching, ein idealer Zwischenstopp bei Ihrer nächsten Fahrt nach Süden.

Hier noch ein Bild zum Abschluss (Bild 5): So sahen sie aus, unsere keltischen Vorfahren. Eine Rekonstruktion aus dem Museum in Manching.

So kommen Sie hin:

Autobahn A9 Ingolstadt-München, Abfahrt 63 Manching, Richtung Manching abfahren und der Beschriftung zum Kelten-Römermuseum folgen.

(Wilfried Augustin)



Bild 3: Münzen aus Karthago, gefunden in Manching.



Bild 4: Rekonstruktion eines Tores



Bild 5: Keltischer Kopf



Hans-Peter Thietz meint:

Das „Erd-Magneto-Verfahren“ (2. Teil)

Heute möchte ich Ihnen den zweiten Teil einer hochinteressanten, aber völlig in Vergessenheit geratene Entwicklung vorstellen: des „Erd-Magneto-Verfahrens“. Es geht hierbei um die Steigerung von Ernte-Erträgen auf natürliche Weise - und ohne jegliche Düngung. Ich zitiere weiter aus der Broschüre „Der Orga-Urkult“ aus den Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts:

„... Da schafft denn der »Orga«-Urkult ein »Wunder«. Er bildet und wandelt die Pflanzen um; die Ernährungsfähigkeit der Pflanzen mittels ihrer Wurzeln geht zurück; die Wurzeln werden fast zu einfachen »Ankern«, mittels deren sich die Pflanzen im Erdboden festhalten, und die Blätter wandeln sich buchstäblich zu »Lungenblättern« bzw. zu »Blattlungen« um. Mittels dieser Blattlungen holen die Pflanzen ihren überwiegenden Bedarf an Nahrungs-, Aufbau- und Erfrischungstoffen aus der Atmosphäre, sodass selbst bei größerer Trockenheit, wo ringsum die wenig gedüngten Pflanzen vertrocknen und die stärker gedüngten verbrennen, die ungedüngten frisch, saftstrotzend und gesund weiter gedeihen. Andererseits leisten die magnetisierten Pflanzen aber auch dem Froste einen größeren Widerstand, weil sie — durch den magnetischen Strom an ihren Wurzeln — genau wie Menschen mit warmen Füßen — nicht zu Erkältungen neigen (Die drei »Eisheiligen« sind in Gr. wirkungslos!).

Jedes gärtnerische Bearbeiten dagegen, wie Gießen (= Verwässern), Düngen (= Vergiften), Kupieren der Nebentriebe (= Beschneiden; s. d. Juden und die Priester im Zölibat), muss zu Unnatürlichkeit und ... Unbrauchbarkeit führen.

Auf dem schlechten »nahezu sterilen« Boden in Gr. wächst mithilfe des



»Orga«-Urkultes = Erdmagnetokultur wie in einer Wüste direkt eine Oase ein kleines Paradies!...

Aber warum wird denn nicht wenigstens etwas »Näheres« über die ganze geheimnisvolle Sache gesagt? Hm! Das hat natürlich seine Gründe!

Vor allem hat der »Orga«-Urkult oder die Erdmagnetokultur in den Kinderjahren vielleicht auch ihre Schattenseiten. Nämlich: Die Stromstärke in der Anlage wächst von Tag zu Tag! Wo führt dies aber letzten Endes einmal hin? Unzweifelhaft handelt es sich bei der Erdmagnetokultur um die Benutzung einer echten Naturkraft, steht also beinahe im Gegensatz zu der heutigen Elektrizitätswirtschaft. Die Elektrizitätswirtschaft muss sich bis auf Weiteres auf künstlich erzeugte Kraft beschränken, deren Intensität und Stärke doch immer nur ganz jämmerlich klein gegenüber der Naturelektrizität ist. Die stärksten Spannungen der größten elektrischen »Mammutanlagen« sind z. B. immer nur ein Kinderspiel gegen einen kleinen echten Blitz; oder etwa nicht? Die Menschheit beherrscht also bisher nur die künstlich erzeugten elektrischen Kräfte, nicht die Naturelektrizität; mit Ach und Krach hat man den Blitzableiter und

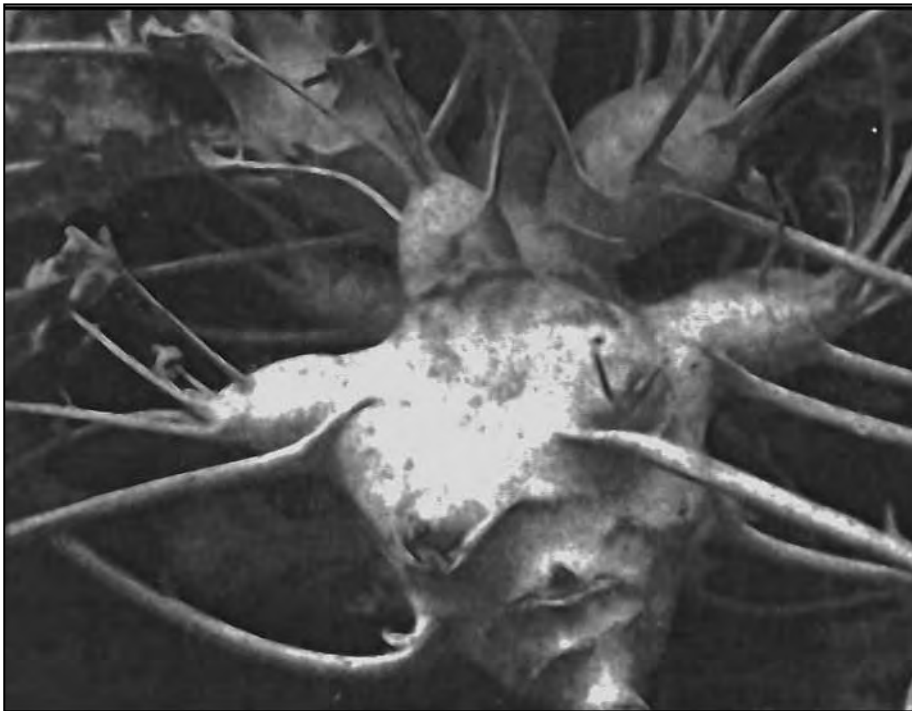
einige winzige »Isolier«einrichtungen als »Schutz« gegen die »freie Tochter der Natur« erfunden. Wie aber steht es bei der Erdmagnetowirtschaft, mit dem uralten »Orga«-Urkult, der in der Erdmagnetokultur zum ersten Male wieder geübt wird? Da handelt es sich doch um die echte und den ganzen Erdball beherrschende Naturkraft des Magnetismus. Und darüber stecken unsere näheren Kenntnisse doch wahrhaftig noch gar zu sehr in den Kinderschuhen. Haben wir doch vor allem noch nicht einmal richtige Maßeinheiten dafür und auch keine ausreichenden Messinstrumente für die Stärke des in Nutzung genommenen erdmagnetischen »Stromes« ...

Wie aber verhält oder »beträgt« sich der Erdball als »Magnet«? Wohl ist auch die erdmagnetische Kraft (bis auf Weiteres) kein »Starkstrom«, denn die Anlagen zeigen keine eigentliche »Spannung«. Es handelt sich anscheinend überhaupt nicht um eigentlichen »Kraftstrom«, denn zur Erzeugung des wunderbaren Wachstums der Pflanzen bedarf es ja keiner »Kraft«, keiner »Energie«, wenigstens keiner »physischen Gewalt«. Aber gerade diese Neuartigkeit, diese Unsicherheit und dieses Tasten dem Neuen gegenüber birgt unter Umständen allergrößte Gefahren in sich, gerade weil, wie mehrfach gesagt, keinerlei »Strom« zugeführt wird.

Wir warfen schon oben die Frage auf: Wo führt die Steigerung der Wirkung des »konzentrierten«, erdmagnetischen Stromes vielleicht einmal hin? Und dass sich die »Kraft« steigert, beweist die dauernde Vergrößerung der Erfolge, die zurzeit nur durch immer schärfer werdende Einschränkung und Verkleinerung der Anlage gehemmt und damit eine eventuelle unbekannte Gefahr gebannt werden kann.

Zurzeit muss die Anlage Gr. z. B. um 1/2 abgeschwächt werden! Die Früchte »treiben« zu unheimlich. Sie können anscheinend gar nicht erst das nächste Jahr abwarten. Sie produzieren schon im Saatjahr ... Nächstjahrfrüchte.

Was weiß die Menschheit über den umfassenden »Orga«-Urkult bis jetzt alles noch nicht! Dennoch beherrscht der Entdecker und Erfinder X. seine



6 Pfund schwerer, gesunder Kohlrabi mit 9 „Jungen“; ausgestellt gewesen auf dem „Erntealtar“ für die Winterhilfe der Gemeinde Großjena 1933 (Original-Bildtext)

und die von ihm anzulegenden Anlagen bis ins kleinste, vermag ihre »Kraft« beliebig zu steigern, zu regulieren, zu lenken und zu hemmen und dies alles auch zu ... lehren! ...“

Und genau das müssen wir leider nun erst nachzuentwickeln versuchen!

Und dann legt Winter seine Gründe dar, warum er den Aufbau solcher Erdmagento-Anlagen in der hier uns verfügbaren Veröffentlichung nicht dargelegt hat, sondern sie in einer Ergänzungsschrift ggf. nur an die Bauern direkt abgeben wollte:

„Und aus allen diesen Gründen, die hier nur angedeutet wurden, möchte der Entdecker auch seine große Sache nicht an Hinz und Kunz geben, sondern erbittet und erstrebt die Übernahme der ganzen Sache durch die deutsche Regierung, die sie gründlich nützen, sie aber vor allem auch gründlich überwachen und betreuen könnte.“

Soweit die Geschichte der Entdeckung und Erfindung und deren bisher vergeblich versuchte uneigennützig bzw. gemeinnützig Einführung in- und außerhalb des Eigengrundbesitzes durch den Entdecker und Erfinder für das ganze deutsche Volk gegen Hunger und Not im Innern und auch gegen ... äußere Feinde!

Und wie erhält man die Nutzung des »ORGA«-URKULTES? Die unterzeichnete, in Naumburg-Saale in das Han-

delsregister eingetragene Firma »Verlag Wahrheit und Recht«, Inh. G. Winter, Großjena bei Naumburg-Saale, besitzt alle Rechte über den »Orga«-Urkult bzw. die Erdmagnetokultur. Die Entdeckung und Erfindung ist nicht zum Patentschutz angemeldet, um das Geheimnis derselben wirklich zu wahren, da das bisherige noch immer kapitalistisch orientierte Patentgesetz den Entdeckern und Erfindern keinen ausreichenden Schutz vor Nachahmungen und der Verderbnis ihrer Schöpfungen durch Fremde bietet. Deshalb wird hier nur dringend vor jeder gefährlichen (!) Nachahmung gewarnt!

Der »Orga«-Urkult wird mit Erscheinen dieses Buches nochmals und letztmalig der deutschen Regierung als Opfergabe einer Millionengruppe von Volksgenossen, die früher im Deutschen Volksbund »Wahrheit- und Recht«, Sitz Leipzig (nicht eingetragener Verein), vereinigt waren, und der von dessen Führer und Leiter im Jahre 1933 im Interesse gewünschter »Volksgemeinschaft« freiwillig aufgelöst wurde, durch den Verlag, nunmehr aber nicht mehr umsonst, sondern zu dem billigen Preise von einer Million mal deutsches Briefporto = 120.000 RM angeboten.

Nimmt die jetzige Regierung die Opfergabe an, so erhält jeder deutsche Landwirt, Gärtner und Siedler die »Erdmagnetokultur« vollständig kostenlos zur Benutzung (fragt sich also nur, wann?); er

hat dann lediglich die niedrigen Anlagekosten zu tragen (3 - 8 RM [Reichsmark] pro Morgen und Jahr).

Nimmt die Regierung das Geschenk aber wider Erwarten nicht an, so erhalten zunächst nur die deutschen Leser dieses Buches, soweit sie sich bis 31. März 1936 bei dem Verlag schriftlich melden und eine Lizenzgebühr von RM 10,- einsenden, einen Nachtrag zu diesem Buch mit genauesten Vorschriften und Angaben geliefert, nach denen sie selbst eine eigene »Orga«-Urkult-Anlage auf ihrem eigenen Grundstück anlegen können. Für bestimmte Umstände behält sich allerdings der Verlag vor, diese Meldefrist zu verlängern oder zu verkürzen!

Die Besteller benötigen dann nur noch eine »Erdantenne«, die bereits geschaffen ist und zum billigsten Preise (von wahrscheinlich ebenfalls nur RM 10,-) von der Verlagsfirma geliefert werden soll. Die Antenne reicht für jedes geschlossene Boden-«Kraftfeld«, das durchweg jeder in sich abgeschlossenen Grund- und Bodenfläche entspricht, ganz gleich, wie groß dieselbe ist; für jedes weitere »Sonderfeld« ist allerdings eine weitere »Antenne« nötig ...“

Auch hier wieder wird ersichtlich, dass es sich um komplette Anlagen handelt, die die verlegten Drähte bilden, diese ursprünglich einzeln ins



Der „Grünkohlmessias“ X, als „dümmster Bauer“ Deutschlands mit den „größten Kartoffeln“ (nach 3 Monaten in härtestem Boden; in Sandböden werden sie noch größer. (Original-Bildtext)

Erdreich gebrachten Drähte müssen also in irgendeiner Weise miteinander verbunden sein. Hatten bei den Reichsbahnschienen die Querschwellen diese Funktion oder ergab sich dies durch das ja in sich geschlossene Schienennetz, was es hier nun funktionell nachzuahmen gilt? Man könnte deshalb die Versuche in der Weise beginnen, dass die Enden der in Nord-Süd verlegten Drähte (etwa 50 cm entfernt voneinander) durch einen Querdraht jeweils miteinander verbunden werden, vielleicht ergänzt durch dazwischen verlegte Querdrähte.

„Der Nachtrag zu diesem Buche liegt fertig gedruckt vor, wird bei einem Treuhänder (Rechtsanwalt) in entsprechender Anzahl in Briefumschlägen mit den Adressen der Besteller (einschl. Portogeld) deponiert und gelangt unter allen Umständen (außer bei »höherer Gewalt«) spätestens am 1. September 1936, aber auch kaum früher, zum Versand, bei Annahme durch die deutsche Reichsregierung dagegen sofort!

Der Besteller hat also nicht das geringste Risiko und kann schon im Oktober/November 1936 die Anlage schaffen. Der Boden »ladet« sich dann im Winter 1936/1937 mit irdigem »Orgasmus« von selbst und im zeitigen Frühjahr 1937 kann mit der Bestellung des Bodens begonnen werden, ohne dass man 15 Jahre lang zu düngen, zu gießen oder die Pflanzen zu pflegen braucht.

Allerdings muss im Anfange, in Ermangelung eigenen sauberen Saatgutes der Unkrautbekämpfung etwas mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden, denn dieses wächst (leider!) natürlich auch dreifach stärker; doch lässt dieses bald nach, wenn es anfangs stark bekämpft wird, weil die Nutzpflanzen das Unkraut langsam aber sicher ersticken!

Für jede Missachtung der Vorschriften und deren Folgen lehnen dagegen Erfinder und Verlag jede Verantwortung ausdrücklich ab.“

So, das sind insgesamt die Informationen, die diese Schrift für unser Nacharbeiten enthält.

Einer unserer Mitinteressenten hatte sich nun mit der Hoffnung an die frühere Wirkungsstätte von Winter begeben, aus diesem Umfeld vielleicht doch noch Informationen zu erlangen, die den Aufbau näher spezifizieren könnten. Und er kam so tatsächlich mit einer Person in Kontakt, dessen Vater



Bis 2 Meter hohe Erbsen (Original-Bildtext)

damals die Gräben für das Verlegen des Drahtsystems mit ausgehoben und im Familienkreis später hiervon berichtet hatte. Leider erlitt dieser inzwischen recht betagte Herr einen Unfall und konnte deshalb jetzt nicht kontaktiert werden. Doch er hatte zuvor verlauten lassen, es sei zudem eine Kupfer- und eine Zinkplatte mit verlegt worden, zwischen denen sich offensichtlich das Drahtsystem befand. Also wurde mit Kupfer und Zink ein galvanisches Element gebildet, dessen generierter Strom das Drahtsystem durchfloss, wobei dieses jedoch durch die Erdeinlagerung ja geerdet gewesen sein muss.

Ich selbst habe in diesem Jahr einen ersten Versuch improvisiert, indem ich 2 mm-verzinkten Spanndraht (stärker leider nicht erhältlich gewesen) in etwa 50 cm Abstand relativ flach in ein anzulegendes Kartoffelbeet verbrachte, wobei die Drähte allerdings so keinen Kontakt miteinander erhielten. Ein Teil des Beetes blieb zum Vergleich drahtfrei.

Ich hatte den Eindruck, dass der oberirdische Wachstumsprozess merklich beschleunigt war, die oberirdischen grünen Früchte bildeten sich schneller als in den Nachbargärten, wie auch das

Kartoffelkraut wesentlich schneller abwelkte und verging. Bei der so frühzeitigeren Ernte war die Kartoffelbildung eindeutig besser als im drahtlosen Beet-Teil, allerdings viele Kartoffeln davon noch nicht ausentwickelt und zu klein.

An gleichem Ort legte ich nun ein größeres Erdbeerbeet an, mit einem etwas geringeren Drahtabstand und in etwa 15 cm Tiefe, zudem mit einem das Beet begrenzenden Drahtrahmen, mit dem ich die Drahtenden jeweils verknottete. Wenn ich noch Zinkblech erhalten sollte, werde ich dies zusammen mit einem Stück vorhandenem Kupferrohr nachrüsten.

In einem anderen Fall hatte jemand gegen Wühlmäuse im Boden Kaninchendraht eingegraben und stellte überrascht ein deutlich besseres Wachstum der Pflanzen fest.

Ob sich dieses Drahtsystem jedoch tatsächlich für eine maschinell gestützte Landwirtschaft eignet, ist fraglich. Mein Biobauer hält diese Technologie für zu aufwändig, insbesondere auch dadurch, die Drähte in einer so größeren Tiefe verlegen zu müssen, dass sie von den Bodenbearbeitungsmaschinen nicht erreicht und zerstört werden. Aber schon für den Kleingärtner wäre das von enormem Vorteil.

Sie sehen - eine hochinteressante Sache - bis zu drei und zudem größere Ernten werden pro Jahr versprochen, und das ohne wesentliche Pflege, abgesehen von der Entfernung des ebenfalls üppiger sprießenden Unkrauts in den ersten Jahren. Zumindest sei kein Gießen und Düngen mehr erforderlich. Und einige Rollen kräftigen Spanndrahtes liegen im Bereich von je etwa 15 Teuro und sind in jedem Falle realisierbar. Fangen wir also an, und - wie gesagt - informieren Sie mich bitte (siehe Impressum), damit wir uns in der sich so bildenden Arbeitsgruppe gegenseitig informieren und so schneller vorankommen!

Auch ist innerhalb des EFODON e. V. eine erste Überlegung geäußert worden, dort hierzu eine Arbeitsgruppe zu bilden, die diese Thematik behandeln sollte. Das würde für die Rekonstruktion dieser Technologie sicher sehr vorteilhaft sein. ■

Was tummelt sich da im Weltraum?

Eigentlich sollten wir davon ausgehen, dass „uns“ so ziemlich bekannt ist, was im erdnahe Raum um die Erde herumfliegt.

Als größtes Objekt ist die Internationale Raumstation (ISS) nachts auch von der Erde aus bei wolkenlosem Himmel als heller Lichtpunkt zu beobachten. Dann und wann kann man auch einen der Satelliten nachts (ebenfalls als Lichtpunkt) über den Himmel ziehen sehen.

Der erdnahe Raum um die Erde wird inzwischen von tausenden Satelliten und Raumfahrt-Bruchstücken umkreist. Insbesondere die militärische US-Behörde NORAD kontrolliert kontinuierlich, was sich da um die Erde bewegt und hat jedes Objekt registriert.

Also müsste doch wohl jedes Objekt bekannt sein, sollte man annehmen. Doch es gibt nicht nur offizielle Stellen, sondern auch eine nicht unerheblich große Menge von Hobby-Astronomen, die nachts hinter ihren Fernrohren sitzen und in den Himmel schauen, in der Hoffnung, etwas zu finden, was andere bisher übersehen haben. Nicht umsonst sind fast alle heute bekannten Himmelskörper von Hobby-Astronauten gefunden worden, obwohl die offizielle Astronomie mit weitaus leistungsfähigeren Geräten ausgestattet ist.

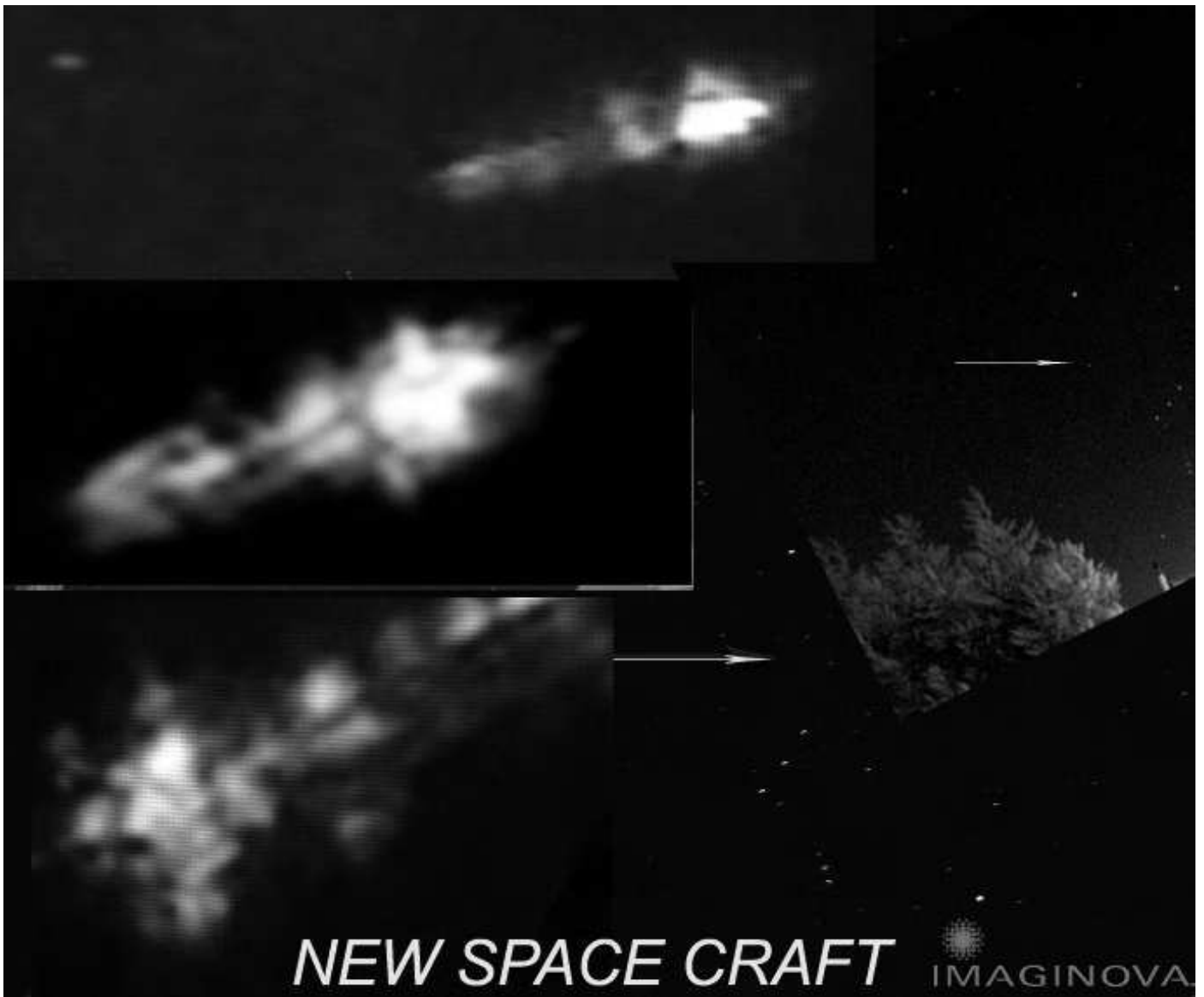
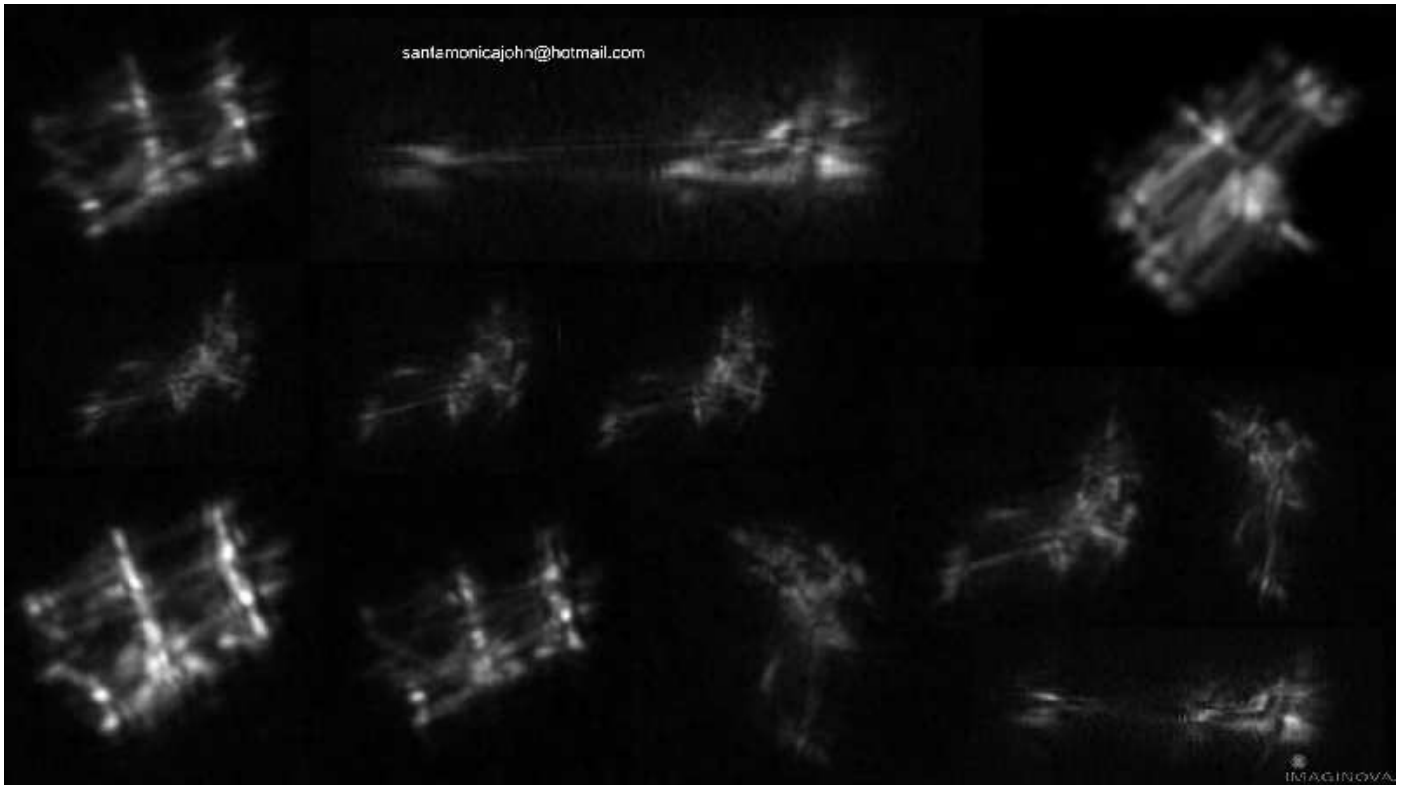
Nun gibt es einen Hobby-Astronomen (John Lenard) in den USA, dem einige merkwürdige Objekte in der Erdumlaufbahn aufgefallen sind. Auf seiner Internetseite www.space.com/amazingimages/ zeigt er eine ganze Reihe dieser Objekte, die teilweise aussehen, als ob sie aus einem „Star-Wars“-Film stammen würden.

Dass es sich hierbei nicht um die Internationale Raumstation handelt, belegt er mit Vergleichsfotos von ihr. Lenard geht nicht so weit, Spekulationen anzustellen. Er fragt nur: „Was ist das?“ und bezeichnet die Objekte als „Spacecrafts“, da sie sich im All befinden.

Für Interessenten hat er bei den Bildern noch angefügt, mit welcher Kamera sie aufgenommen wurden. Inzwischen hat er auch Fotos von anderen Hobby-Astronomen zu diesem Thema mit eingestellt.







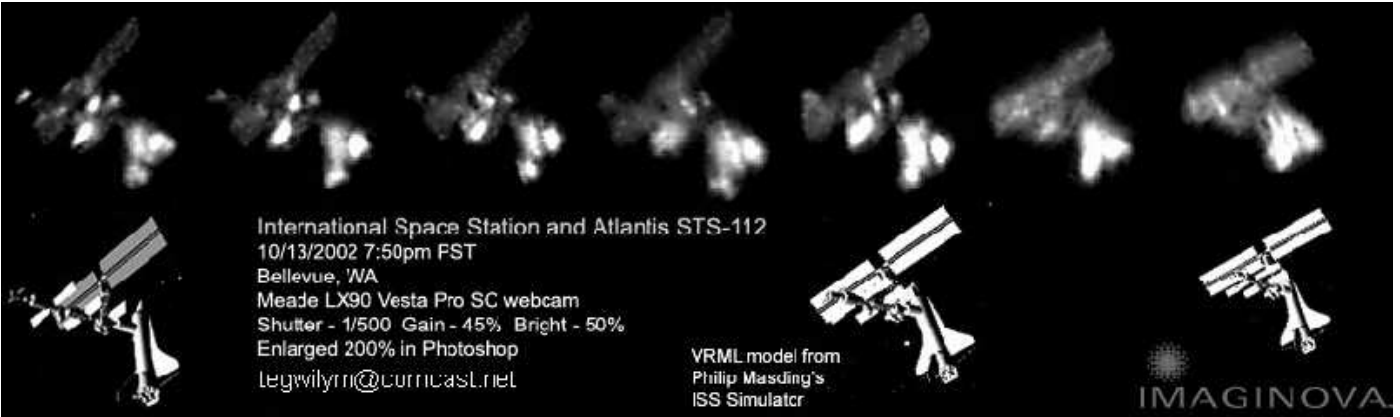


International Space Station

7/3/2005 9:55pm Renton, WA
 Meade 12" LX200 - Vesta Pro Webcam
 Altitude: ~250 miles
 Speed: 17,500mph

tegwilym@comcast.net

IMAGINOVA



International Space Station and Atlantis STS-112
 10/13/2002 7:50pm FST
 Bellevue, WA
 Meade LX90 Vesta Pro SC webcam
 Shutter - 1/500 Gain - 45% Bright - 50%
 Enlarged 200% in Photoshop
 legwilym@comcast.net

VRML model from
 Philip Masding's
 ISS Simulator

IMAGINOVA

Wie Sie sehen können, ist die internationale Raumstation ISS relativ gut als solche zu erkennen. In der mittleren Bildreihe ist sogar ein angedocktes Spaceshuttle erkennbar (vgl. die Zeichnungen darunter).

Um so mehr stellt sich die Frage, um was es sich bei den auf den vorhergehenden Seiten gezeigten Objekten handelt. Warum hört man von offizieller Seite nichts davon? Es muss sich aufgrund der Bilder um relativ große Objekte handeln, auch wenn vielleicht der eine oder andere Satellit in den Sichtbereich des Fernrohres gelangt ist.

Ausschließen kann man jedoch, dass es sich um das von verschiedenen Seiten prognostizierte „Super-UFO“ handelt, das sich Anfang Oktober am Himmel zeigen sollte, dann aber doch nicht erschien, denn die Bilder von John Lenard stammen teilweise aus dem Jahr 2007.

ISS



IMAGINOVA

Wilfried Augustin

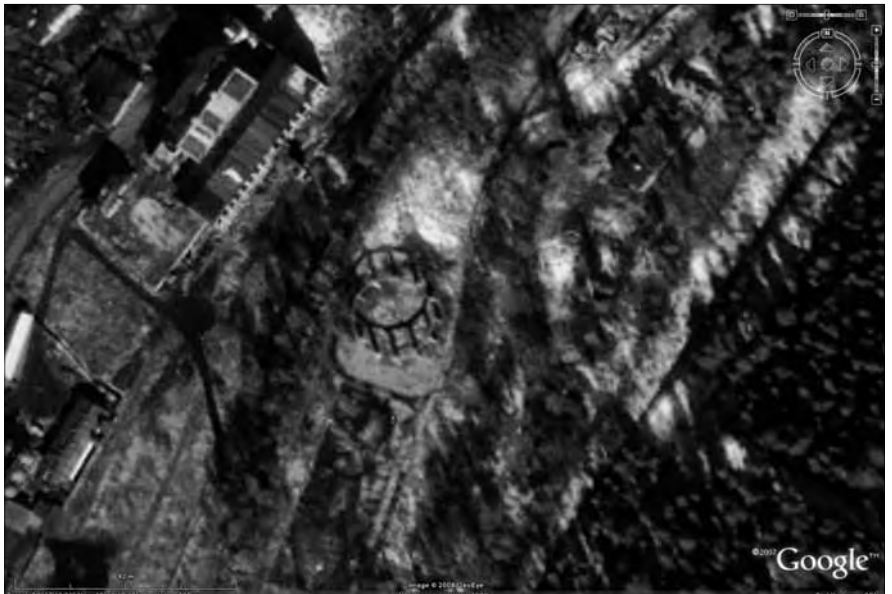
Das Rätsel im Eulengebirge

Das Eulengebirge ist ein Mittelgebirgszug im ehemals deutschen Reichsgebiet Schlesien. Es ist ein Randgebiet des Sudetengebirges und ragt aus der schlesischen Tiefebene steil auf. Die höchste Erhebung ist die hohe Eule mit 1015 m. Der Name hat mit dem Tier Eule nichts zu tun. Althochdeutsch hieß es Aulengebirge und bedeutet ein Gebirge mit sehr vielen Pässen und Spalten. Heute gehört Schlesien und das Eulengebirge zu Polen.

Hier im Eulengebirge wurden ab 1943 umfangreiche unterirdische Bauvorhaben begonnen. Es entstand ein komplexes Stollensystem nahe dem schlesischen Wüstewaltersdorf (heute polnisch Walim), dessen Zweck bis heute nicht geklärt ist.

Deckname war „Riese“. Man kann davon ausgehen, dass es sich um einen gemischten Komplex handelte aus Führungsbunkern, Entwicklungseinrichtungen und Produktionsstollen. Das Eulengebirge war prädestiniert dafür, weil die alliierten Bomberverbände soweit nicht fliegen konnten, und die kriegswichtigen Produktionen und Entwicklung der sog. Siegerwaffen aus dieser Reichweite herausgebracht werden mussten. Die Anlagen sind nicht fertig geworden. Der Einmarsch der Russen stoppte die Arbeiten. Daher ist es schwer zu beurteilen, welche der streng geheimen Forschungen hier durchgeführt werden sollten. Es sind leider keine Zeugen und keine schriftlichen Unterlagen bekannt. Die Spekulationen um den Zweck der Anlagen ranken sich um Raketenbau, Atomtechnologie und auch Flugscheibenentwicklung.

Hier sind wir beim Thema. In dem kürzlich erschienenen Buch von Sven Peters, „Verschwiegene Existenz“ – Leben der Maria Ortisch – wird ein Bild einer großen Betonkonstruktion gezeigt, das ein wenig an einen Steinkreis wie Stonehenge erinnert. Sven Peters sagt, dass hier Thule Flugscheiben getestet wurden. Es soll das einzige Gebäude gewesen sein, in dem Testflüge im geschlossenen Raum durchgeführt wurden.



Aufnahme der rätselhaften Betonkonstruktion aus Google Earth

Die Außenverkleidung der Flughalle ist nicht mehr vorhanden.

Nun muss man diese Aussage mit Vorsicht genießen, denn das Buch von Sven Peters ist als Roman aufgemacht und die anderen Aussagen, die er trifft, muten z.T. wie Science Fiction an. Immerhin werden auf dem Bild der angeblichen Flughalle Koordinaten angegeben: N 50 37,69 und E 16 29,66. Das ermöglichte uns, die Sache in Google Earth anzusehen.

Es gibt sie also, diese Hallenreste. Mit den Hilfsmitteln von Google kann man nachmessen: Durchmesser ca. 33 m. Luftlinie Entfernung von Walim, einem der Riese-Stollenzentren, ca. 8,5 km. Auch von Schloss Fürstenstein, dem geheimnisvollen Zentrum von „Riese“ mit seinen unterirdischen Bauten ist unser Objekt nur ca. 28 km entfernt.

Ich würde nicht so sehr viel darauf geben, wenn ich nicht in einer

anderen Schrift ebenfalls eine Erwähnung gefunden hätte. Es geht dabei um eine Buchbesprechung des englischen Titels „The Hunt for Zero Point“ von Nick Cook. Die Rezension heißt: „Von Reichsflugscheiben, Deutscher Physik und dem Perpetuum Mobile“, Autor ist Germar Rudolf. In der Rezension wird ein Bild der Konstruktion gezeigt.

Bei dem Buch „Hunt for Zero Point“ geht es um revolutionäre Energietechnologien. Dabei werden auch die Geheimwaffenfertigungen im Dritten Reich beschrieben. Es geht u.a. um den Sohn Viktor Schaubergers, der angeblich gegen Ende des Krieges an der Entwicklung von reichsdeutschen Flugscheiben mitarbeitete. Wegen dieser Flugscheibenentwicklungen reiste der Autor des Buches, Nick Cook, nach Schlesien und besichtigte auf den Hinweis eines polnischen Forschers eine geheime Versuchsanlage, deren Verwendung heute ein Rätsel ist, siehe Abbildungen. Die ihm zur Verfügung stehenden Informationen führten zu seiner Spekulation, dass es sich um die Ruine einer Testanlage für Reichsflugscheiben handelte, die mit einem Antigravitationsantrieb ausgerüstet waren. Cook glaubt, dass es den Deutschen damals gelang, eine Technik zur Abschirmung der Gravitation oder Anzapfung Freier Energie zu finden. (Diese Ansicht vertritt auch der amerikanische Autor Joseph P. Farrell in seinen Büchern „Reich of the Black Sun“ und sehr umfassend insbesondere in „The SS Brotherhood of the Bell“, weshalb davon auszugehen ist, dass Nick Cook Farrells Forschungen übernommen hat).

Wir sollten vielleicht nicht ganz so weit gehen. Flugscheiben reichsdeutscher Bauart scheint es gegeben zu haben, allerdings ist absolut unklar, mit welchen technischen Eigenschaften und mit welcher Bauweise. Die Darstellungen reichen von einfachen verkleideten Hubschraubern, über Scheiben mit überlegenen Eigenschaften aber konventionellen Antrieben, bis zu Antigravitationsscheiben mit Weltraumtauglichkeit.

Darüber gibt es umfangreiche Literatur, wobei mit steigendem Eigenschaftsprofil der Scheiben die Beschreibungen immer dubioser und Science-Fiction-artiger werden. Ich möchte mich an diesen Spekulationen nicht beteiligen.

Es geht darum, eindeutige Beweise zu finden. Das wären Fotos, aber nicht die Fälschungen, wie sie im Internet umlaufen, Aussagen von Zeitzeugen oder besser noch Unterlagen aus der damaligen Zeit. Wir im Rahmen des EFODON e. V. suchen u. a. auch danach.



Seitenansicht der rätselhaften Betonkonstruktion

Ein Hinweis auf Flugscheiben könnte diese Halle möglicherweise sein, aber nur ein mögliches Indiz. Überlegen wir einmal, was in der Endphase des Krieges alles forciert wurde!

Da waren Langstreckenraketen wie A4 bis A9/10, damals einmalige Waffen. Dafür gab es jedoch in Nordhausen im Harz eine bestens ausgerüstete und noch ausbaufähige unterirdische Anlage. Warum sollte man diese Fertigung nach Schlesien bringen?

Da waren die neuen Düsenflugzeuge wie die Messerschmitt Me 262. Auch dafür waren bei Kahla in Thüringen sowie an Standorten in Bayern unterirdische Anlagen fertig. Warum also nach Schlesien gehen?

Dann die Atomtechnik. Hier könnte

Schlesien schon interessanter gewesen sein. Die Uranabbaugebiete liegen direkt nebenan. Aber gehe ich damit in eine oberirdische Halle? Wegen der radioaktiven Strahlung eher nicht. Dafür wären die unterirdischen Stollen weit besser geeignet gewesen.

Ich kann mich daher durchaus der Spur von Nick Cook anschließen, dass der Bau möglicherweise die erste Großhalle zum Test von Flugscheiben werden sollte.

Sollten Sie oder Bekannte oder Verwandte von Ihnen diesbezüglich etwas wissen, würden wir uns über Ihre Info freuen – aber bitte Fakten, nichts aus der „hohlen Erde“ oder von Andromeda. ■

Gernot L. Geise

Nachlese: Der 6. Kongress für Grenzwissen in Regen 2008

Wie bisher bei den vorhergegangenen Regen-Kongressen kann man einfürend nur sagen: Der Besuch lohnt sich immer, denn der Veranstalter Oliver Gerschitz bringt es immer wieder fertig, hochinteressante Vorträge zu bieten, und das alles zu einem sehr moderaten Eintrittspreis für den Kongress. Hinzu kommen jedesmal die interessanten Gespräche am Rande des Kongresses mit Gleichgesinnten.

Bei dieser Herbstveranstaltung wurden folgende Vorträge geboten: Robert Spengler redete über die „Realität Antigravitation“, Dr. Hans-Joachim Zillmer über „Kontra Evolution“. Danach war ursprünglich ein Vortrag von Andreas von Rétyi geplant, der jedoch kurzfristig abgesagt wurde. Dafür sprang Gerhard Wisnewski in die Bresche und erzählte von der „Klima-Religion“. Den ersten Kongresstag beschloss ein Vortrag von Dr. Jesse Marcel jun. (mit Dolmetscher) über den Roswell-Vorfall.

Der Sonntag begann mit dem Vortrag von Armin Risi „Gott und die Götter“. Es folgte Karin Tag mit „Mysterium Kristallschädel“. Den letzten Vortrag des Kongresses hielt dann Prof. Hans Bocker über die aktuelle Weltfinanzlage.

Natürlich kann eine Beurteilung der einzelnen Vorträge nur subjektiv ausfallen, denn jeder hat einen anderen Geschmack und jeder andere Interessen.

Der Vortrag von Robert Spengler brachte mir persönlich nichts Neues. Etwas langsam sind seine Einführungen, die er bei jedem Vortrag bringt, von dem Obelisken in Jordanien (?). Auch



Dr. Hans-Joachim Zillmer

was er sonst über Antigravitation sagte, waren mehr nebulöse Andeutungen, ohne konkrete Beispiele. Hier könnte er wissenschaftlich unbedingt nachbessern, denn so einige Beispiele vermisste ich. Aber was soll's, Spengler hat eine Art, gut und spannend zu reden, den Gästen gefiel es, und das ist die Hauptsache.

Hans-Joachim Zillmer braucht man nicht mehr zu beschreiben, er ist ein souveräner locker erzählender Referent, den man nicht in Verlegenheit bringen kann. Zillmer brachte im Prinzip das, was er als DVD bereits veröffentlicht hat, aber wesentlich lockerer als auf der DVD. Für diejenigen Anwesenden, die seine DVD bereits kennen, brachte er nichts Neues, aber auch wenn wir inzwischen den Ausbruch des Vulkans St. Helen kennen, oder die versteinerten Saurier-Kothaufen, es ist immer wieder interessant, insbesondere mit Zillmers Ausführungen.

Gerhard Wisnewski berichtete über die „Klima-Religion“, und obwohl ich selbst schon ein Buch über diesen Riesenbetrug geschrieben habe („CO₂ - Die Klimakatastrophe und andere Ungereimtheiten“), hat mich Wisnewskis Beitrag gefreut, denn auf diesen Blödsinn, der nur darauf ausgelegt ist, uns das Geld aus der Tasche zu ziehen, kann nicht oft genug hingewiesen werden. Wisnewski ist einer der Referenten, der sein Thema souverän und kompetent gut verständlich darlegt. Man merkt

ihm den gelernten Journalisten an, der unbeirrt seiner Spur folgt.

Der Abendvortrag am Samstag von Dr. Jesse Marcel jun. über den Roswell-Vorfall hat mich nicht unbedingt „vom Hocker“ gerissen. Dazu muss ich weiter ausholen. In der weiteren Umgebung des Örtchens Roswell in den USA ist in den Fünfzigerjahren ein „UFO“ niedergegangen. Es gab damals einiges Hin und Her (es war schließlich Kalter Krieg), ob es ein Spionageballon war, ob es ein sowjetisches Spionagegerät war oder sonstwas. Man einigte sich sehr schnell darauf, dass ein „außerirdisches Raumschiff“ dort abgestürzt sei, änderte diese Meinung jedoch bald in einen streng geheimen Spionage-Ballon um. Bis heute weiß man nichts Genaues, die These vom „außerirdischen Raumschiff“ hat sich jedoch gehalten (wenngleich „alien“ auf Deutsch nicht mehr heißt als „fremd“). Marcel war zum Zeitpunkt des Vorkommnisses elf Jahre alt, und er hat nun erzählt, wie sein Vater Bruchstücke des verunglückten Flugkörpers mit nach Hause gebracht hat. Er beschrieb auch eine Art Stange oder Strebe, auf der sich unbekannte Schriftzeichen befunden hätten. Sicherlich hat er als Elfjähriger zugeschaut, wie sein Vater die Teile im Wohnzimmer ausgebreitet hat. Das will ja auch niemand bestreiten. Aber ob seine Erinnerung heute noch so genau ist, Details zu wissen, die er als Elfjähriger



Robert Spengler



Gerhard Wisnewski



Dr. Jesse Marcel jr.

vielleicht gar nicht verstanden hat, ist die andere Frage.

Oliver Gerschitz hat mit Dr. Marcel zwar wieder ein „Highlight“ auf dem Regen-Kongress gehabt, doch mich persönlich haben die Ausführungen von Marcel nicht überzeugen können.

Der erste Vortrag am Sonntag stammte von Armin Risi („Gott und die Götter“). Auch hier ist es Geschmackssache. Risi brachte in der ersten halben Stunde einen mehr oder weniger (un-)melodiösen Singsang, den er auf einer indischen Sitar begleitete. Danach seinen „Götter“-Vortrag, den er demgemäß um die erste halbe Stunde überzog. Mir



Der Kristallschädel

persönlich brachte sein Vortrag nichts, aber - wie gesagt - das ist Geschmackssache. Andere Zuhörer waren begeistert.

Nachmittags brachte Karin Tag ihren Vortrag über die Kristallschädel. Den Vortrag als solches konnte man vergessen, er war aufgrund der esoterischen Zugaben kaum nachvollziehbar. Interessant war bestenfalls der Kristallschädel, den Frau Tag dabei hatte und auch präsentierte.

Den Kongress schloss der Vortrag von Prof. Hans Bocker über die Weltfi-

nanzlage ab. Nichts gegen Prof. Bocker, er ist bestimmt kompetent. Aber leider hat er wenig Ahnung davon, wie man einen Powerpoint-Vortrag gut gestaltet. Im ersten Teil redete er noch mehr oder weniger frei - es war eine Freude, ihm zuzuhören, auch weil er seinen Vortrag immer wieder mit einigen Witzchen garnierte - aber dann, aus welchen Gründen auch immer, las er nur noch die Texte ab, die er auf die Leinwand projiziert hatte. Und da es sich um ein ausgesprochen umfangreiches Thema handelt, fand er kein Ende, er überzog um rund zwei Stunden.

Prof. Bocker hat nicht nur die negativen Seiten der Weltfinanzlage aufgezählt - da wären die Zuhörer wohl bald eingeschlafen oder weggelaufen. Er hat erfreulicherweise wertvolle praktische Vorschläge gegeben, wie man sein mühsam erspartes Geld über den kommenden „Crash“ hinaus retten und beim Zusammenbruch des derzeitigen Euro-Geldsystems trotzdem überleben kann. Trotz überzogener Zeit erntete er einen verdienten lang anhaltenden Applaus.

Der diesjährige Regen-Kongress war mit rund 350 Gästen (wieder) mehr als gut besucht. Oliver Gerschitz hat sich mit seinen Veranstaltungen in dieser Region als nicht zu unterschätzender Wirtschaftsfaktor etabliert, von dem in Bezug auf die Dienstleistungen alle umliegenden Ortschaften profitieren. Wie die vorhergehenden Kongresse hat er auch dieses Mal souverän alles organisiert, und dafür danken wir ihm, denn durch ihn ist der „Regen-Treff“ inzwischen bundesweit bekannt und beliebt! ■



Armin Risi



Prof. Hans Bocker



EFODON
TV

Wir denken weiter!

www.efodon-synesis.de

Synesis
MAGAZIN

4
XXX

- Mann auf dem Mond
Reverse Speech und die
Apollo-Mondlandungen
- Die Realität der
deutschen Flugscheiben
- Reichsdeutsche
Atomwaffen und
Flugscheiben in
Thüringen
- Ein sensationeller Fund in
den bolivianischen Anden
- Geheimnisvolles Nazca
- Tiahuanaco
Ein steinernes Rätsel im
Hochland von Bolivien
- Interplanetare
Katastrophe und
Vorläuferkulturen
- Das fehlende
Kalenderjahr „Null“
(Teil 2)

APOLLO
immer noch
dieselben Lügen!

Nr. 88 - Juli / August 2008 - 15. Jahrgang - 7,50 EUR

Wilfried Augustin

Geheime Waffenschmieden des Dritten Reiches

Exkursion nach Thüringen im Juni 2008

Es geht um die Entwicklung und den Bau von geheimen Waffen in Mitteldeutschland während und gegen Ende des Zweiten Weltkrieges.

Die deutsche Führung hatte nach den Verlusten ab 1943 eingesehen, dass der Krieg unweigerlich verloren gehen würde, wenn man nicht durch den Einsatz überlegener Waffen der alliierten Übermacht Einhalt gebieten könnte. Dazu wurden neuartige Düsen- und Raketenflugzeuge (z. B. Me 262, Me 163), Fernraketen (V1, V2 und Amerikarakete), Flugabwehrraketen („Wasserfall“), Flugscheiben und Atomwaffen entwickelt und gebaut.

Die neue Flugzeugtechnik ist belegt. Der meistgebaute Jäger mit Strahltrieb, Messerschmitt Me 262, existiert. Sie können ein Exemplar im Deutschen Museum in München besichtigen. Me 163 war der erste Jäger mit Raketenantrieb.

Die Fernrakete V1 (entspricht der heutigen amerikanischen Cruise Missile) ist gegen Ende des Krieges in großen Stückzahlen gebaut und überwiegend gegen England eingesetzt worden.

Das Gleiche gilt für die V2. Auch diese Rakete wurde ab 1944 in Serie gebaut und verschossen.

Die Amerikarakete soll angeblich Anfang 1945 von Thüringen aus erfolgreich getestet worden sein (siehe Mehner-Bücher). Definitive Beweise stehen jedoch aus.

Flugabwehrraketen sind heute Stand der Technik. Damals, 1944/45, waren deutsche Flugabwehrraketen fertig entwickelt, wurden aber nur noch in kleinen Serien gebaut.

Flugscheiben sind ein spezielles Thema. Die Flugleistung sollte konventionelle Flugzeuge um Größenordnungen übertreffen. Es gibt Zeitzeugen, Fotos und Geschichten darüber. Ein definitiver Beweis fehlt jedoch. Es gibt einige Hinweise, dass Flugscheiben auch in Thüringen gebaut wurden.

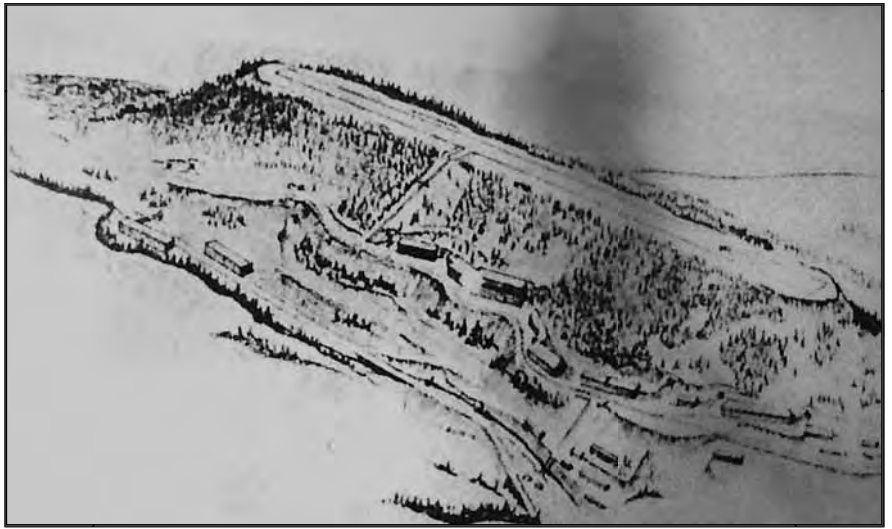


Bild 1: Berg bei Kahla mit Startbahn und Gebäuden (amerikanische Skizze)



Bild 2: Me 262 (aus „Deckname Lachs“ von Klaus W. Müller und Willy Schneider)

Bezüglich Atomwaffen verweise ich auf die Bücher von Thomas Mehner und Rainer Karlsch, in denen der indirekte Beweis über die Existenz dieser Technologie geführt wird.

Ein Problem für die Nachforschenden ist, dass es keine schriftlichen Unterlagen mehr gibt. Ein Teil wurde von deutscher Seite vor dem Einmarsch der Alliierten vernichtet. Der größte Teil der technischen Dokumente jedoch wurde von den Amerikanern im Rahmen der „Operation Paperclip“ entwendet. Das war sicherlich der größte Technologieraub der Geschichte. Unterlagen und Listen der Amerikaner, was gefunden und

abtransportiert wurde, sind nicht zugänglich, sondern für lange Zeit noch als geheim eingestuft. Es gibt also nur sehr begrenzte Möglichkeiten – oder fast gar keine – der Beweisführung.

Die Entwicklung und insbesondere die Fertigung obiger Waffensysteme erfolgte unterirdisch im Raum Thüringen. Unterirdisch, weil 1944/45 die Alliierten die absolute Lufthoheit über das Deutsche Reich errungen hatten. Es entstanden ausgedehnte unterirdische Bunkieranlagen. Das Jonastal bei Arnstadt ist ein sichtbares Beispiel dafür und wurde durch die Bücher von Mehner/Mayer quasi zum Symbol für derartige Anlagen. Die

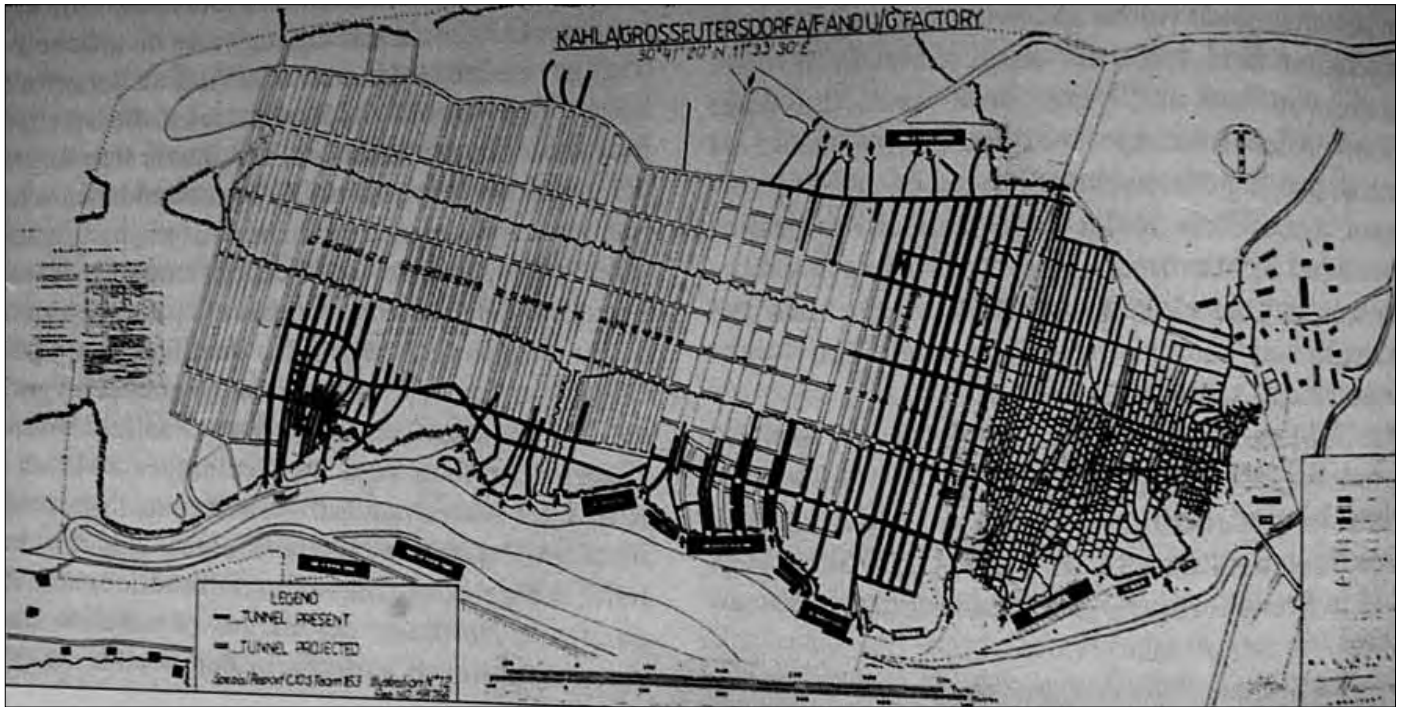


Bild 3: Der letzte Stand der Vortriebsarbeiten bei Kriegsende (aus „Deckname Lachs“ von Klaus W. Müller und Willy Schilling).



Bild 4: 1945 sah die Anlage so aus wie auf der englischen Luftaufnahme (Aufnahme aus dem Buch „Deckname Lachs“ von Klaus W. Müller und Willy Schilling)

2007 eine EFODON-Exkursion nach Arnstadt und ins Jonastal durchgeführt. Das war eine geführte Tour mit Thomas Mehner und Achim König. Es war höchst interessant, mit Mehner und König zu sprechen. Es vermittelte, dass hinter dem Thema Geheimwaffen in Thüringen am Ende des Zweiten Weltkrieges viel mehr steckte, als nur eine vage Buchgeschichte. Es zeigte auch, dass hinter den Zeitzeugen aus den Mehner-Büchern wirkliche Personen mit Wissen von damals standen.

Was zu kurz kam – und das ist normal für geführte Reisen mit vierzig Personen – waren die Besichtigungen vor Ort. Da hätten wir gern länger Zeit gehabt, genauer nachzuforschen. Mit vierzig Personen kann man aber schlecht im Gelände herumlaufen.

Das war der Grund, warum wir uns in einer kleinen Gruppe kurzfristig noch einmal nach Thüringen begeben haben. Es ging darum, noch einmal in Ruhe einige Ortsbesichtigungen vorzunehmen, zumal wir zwischenzeitlich auch noch neue Informationen gefunden hatten.

1. Projekt „Laura“, Lehesten

Wir trafen uns am 10.6.2008 in Lehesten/Thüringen, Ortsteil Schmiedebach. Hier befindet sich eine Schiefergrube, „Oertelsbruch“, in der 1944/45 nach Ausbau der Stollen durch Häftlinge V2-Triebwerke getestet wurden. Es handelte sich um Serien-Raketentriebwerke, die nach erfolgreichem Test in die V2 eingebaut wurden (im Mittelwerk bei Nordhausen/Südharz). Die Trieb-

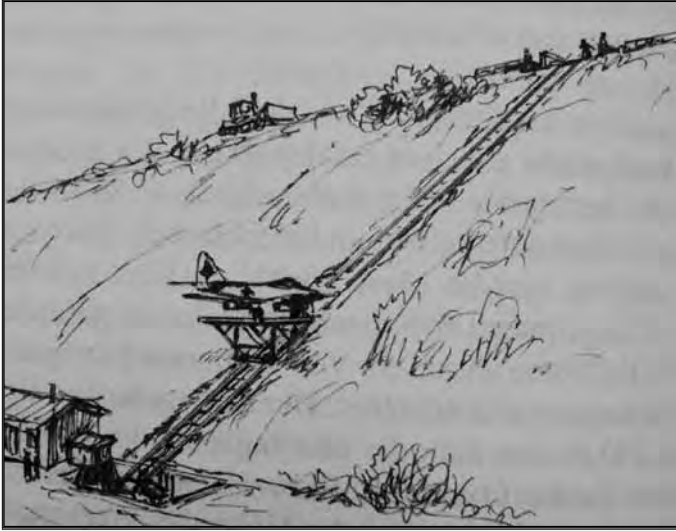


Bild 5 (links): So war der Flugzeugaufzug geplant. Bild 6 (rechts): Die Reste der Bergstation des ehemaligen Flugzeugaufzuges.



Bild 7 (links): Die Reste der früheren Montagehalle für den Tragflächenbau. Bild 8 (rechts): Noch stehendes Mauerteil der früheren Montagehalle.



Bild 9 (links): Reste des Endmontagebunkers. Bild 10 (rechts): Reste des Bunkers für die Endkontrolle.

werke wurden auf Rollwagen stehend bis zur Teststelle bewegt. Hier wurden Treibstoff- und Steuerungsleitungen angeschlossen und das Triebwerk einige Sekunden gezündet. Über den Test gibt es einen Film im Internetz-Portal www.v2rocket.com.

Die Hilfsdienste bei den Testar-

beiten wurden von Häftlingen und Kriegsgefangenen durchgeführt. Die Gebäude des Lagers stehen noch zum Teil. Es wurde auf dem Lagergelände eine kleine Gedenkstätte eingerichtet. Wir hatten gehofft, darin Bilddokumente zu finden. Aber wir hatten Pech. Die Gedenkstätte öffnet erst um 14:30

Uhr, und wir waren bereits früh am Morgen vor Ort. Wir gaben daher vorerst unseren Plan auf und fuhren weiter nach Kahla.

2. Kahla, Me 262-Fertigung, Decknahme „Lachs“

Kahla liegt etwa zwanzig Kilometer



Bild 11 (links): Begehrer Stollen westlich der Montageanlagen. Bild 12 (rechts): Der Einstieg zum Stollen Bild 11.



Bild 13 (links): Das sog. „Dreieck“, auf dem der Kernwaffentest angeblich stattgefunden haben soll, ist auf einem Bild der US-Luftaufklärung zu sehen („Die Atombombe und das Dritte Reich“ von Edgar Mayer und Thomas Mehner). Bild 14 (rechts): Südlich von Röhrensee fiel uns ein leicht verfarbter Doppelring auf (Google Earth)

südlich von Jena. Wir wurden auf Kahla aufmerksam, weil wir bei einer Exkursion zum Projekt „Riese“ in Schlesien ein Bild an der Stollenwand sahen, das einen Berg bei Kahla mit Startbahn und Gebäuden zeigt (siehe Bild 1). Die Skizze wurde von den Amerikanern auf Basis von Luftaufnahmen angefertigt. Auf aktuellen Satellitenfotos in Google Earth ist die Rollbahn noch heute gut zu erkennen.

Hier, auf und in dem solo stehenden Bergrücken, dem Walpersberg, wurde ab April 1944 in einer Porzellan sandgrube die erste Serienfertigung für Hochleistungs-Düsenflugzeuge errichtet. Deutsche und ausländische Zwangsarbeiter trieben in elf Monaten 15 km Stollen in den Berg. Das Projekt trug den Decknamen „Lachs“. Es ging um die unterirdische Fertigung des Jagdflugzeuges Me 262 im effektiven Fließ- und Taktverfahren, mit dem die alliierte Lufthoheit gebrochen werden sollte. Für April 1945 wurde bereits ein Ausstoß von 1250 Stück Me 262 geplant. Mit einer Reisegeschwindigkeit

von 845 km/h, einer Reichweite von 1050 km und einer Gipfelhöhe von 11400 Metern war das Jagdflugzeug den alliierten Maschinen deutlich überlegen gewesen (siehe Bild 2, Me 262, aus „Deckname Lachs“ von Klaus W. Müller und Willy Schneider).

Die Zeit bis zum Kriegsende reichte jedoch nicht aus, um die geplante Serienfertigung umzusetzen. Der Produktionsanlauf gelang allerdings. Die erste in Kahla gebaute Maschine startete am 21. Februar 1945.

Der Walpersberg war vor dem Ausbau ein Bergwerk der Kahlaer Porzellanfabrik AG und bestand aus einem Netzwerk von parallel verlaufenden Abbau-Stollen, etwa 3,5 Meter breit und vier Meter hoch. Die Stollen waren durch drei längs verlaufende Stollen verbunden. Hier hinein wurde die Fertigungsanlage geplant. Den letzten Stand der Vortriebsarbeiten bei Kriegsende zeigt Bild 3 (aus „Deckname Lachs“ von Klaus W. Müller und Willy Schilling). Von den vorgetriebenen Stollen erreichte aber nur ein geringer Teil den geplanten



Bild 15: Aus dem Sitz eines Hochstandes konnten wir das Gebiet der Ringstruktur dann orten.

Ausbaugrad, insbesondere bezüglich der Klimatisierung.

Das Rüstungsunternehmen firmierte unter dem Namen REIMAHG-Werke (abgeleitet von REICHsmARschall Hermann Göring). Initiator war der Thüringer Reichsstadthalter und Gauleiter Fritz Sauckel.

Wir wollten erkunden, was noch an Resten der Anlage zu sehen war. Der Walpersberg liegt im Süden von Kahla

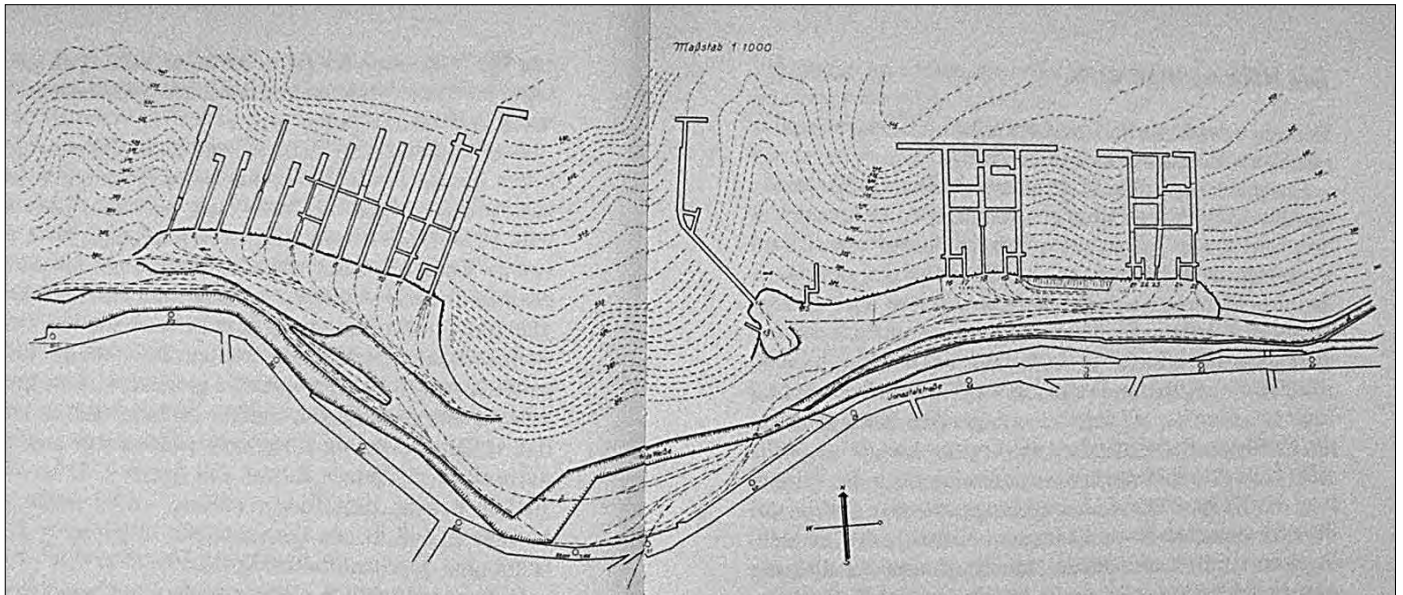


Bild 16: Die gesprengten Stollen im Jonastal sind bekannt („Rätsel Jonastal“, G. Remt und G. Wermusch, Christoph Links Verlag, 1992).

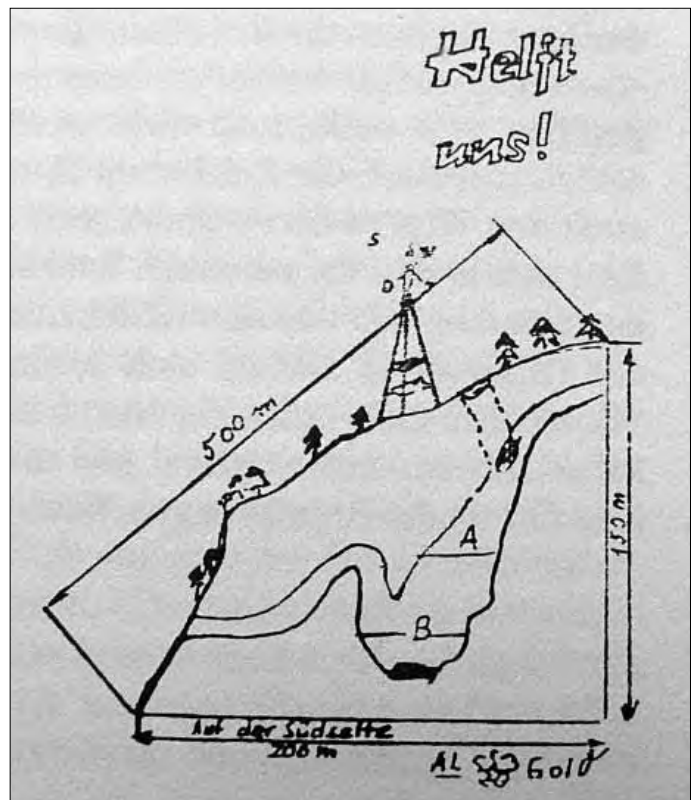


Bild 17 (links): Ein Stolleneingang geht seitlich schräg in den Berg hinein. Bild 18 (rechts): In der Kapsel war eine Skizze („Rätsel Jonastal“)

beim Ortsteil Großeutersdorf. Man erreicht den Berg, wenn man direkt neben der Kirche Richtung Eichenberg fährt. Die Straße führt an der Südseite des Berges entlang. 1945 sah die Anlage so aus wie auf der englischen Luftaufnahme (siehe Bild 4, Aufnahme aus dem Buch „Decknahme Lachs“ von Klaus W. Müller und Willy Schilling). Heute ist der Hang bewaldet. Von der Straße aus sind keine Reste mehr zu erkennen. Wir fanden einen Parkplatz und machten uns zu Fuß zur Erkundung auf.

Unser erstes Ziel war die Bergkuppe

mit der Rollbahn. Die Kuppe ist jetzt begrünt und bewaldet. Man erkennt jedoch noch den Betonbelag, wenn man Gras und Moos beiseite schiebt. Der Belag ist völlig von Sprenglöchern durchsiebt. Einwohner erzählten uns, dass die Russen den Berg mit Artillerie zerschossen haben, nachdem sie alle Werkzeugmaschinen und Brauchbares herausgeholt hatten. Die Rollbahn erstreckte sich deutlich erkennbar über das gesamte Bergplateau. Die damalige Ausdehnung war 1000 x 30 Meter. An den Rändern befindet sich eine

etwa 2,5 Meter hohe Aufschüttung. Wir fanden auch die Bergstation des Flugzeugaufzuges. Wie das geplant war, kann man auf Bild 5 sehen. Bild 6 zeigt, wie der Rest heute aussieht.

Die Anlage wurde später von den Russen an die NVA (Nationale Volksarmee der DDR) übergeben. Das Stollensystem wurde zur militärischen Schutzzone gemacht. Entsprechend war der so genutzte Teil auf Höhe der Stolleneingänge mit Drahtzaun gesichert. Die Umzäunung ist schon recht desolat. Zum Glück fanden wir eine offene Stelle, sodass wir uns



Bild 19 (links): Die Stollen auf der westlichen Seite. Bild 20 (rechts): Das Stollensystem auf der anderen, der östlichen Seite.

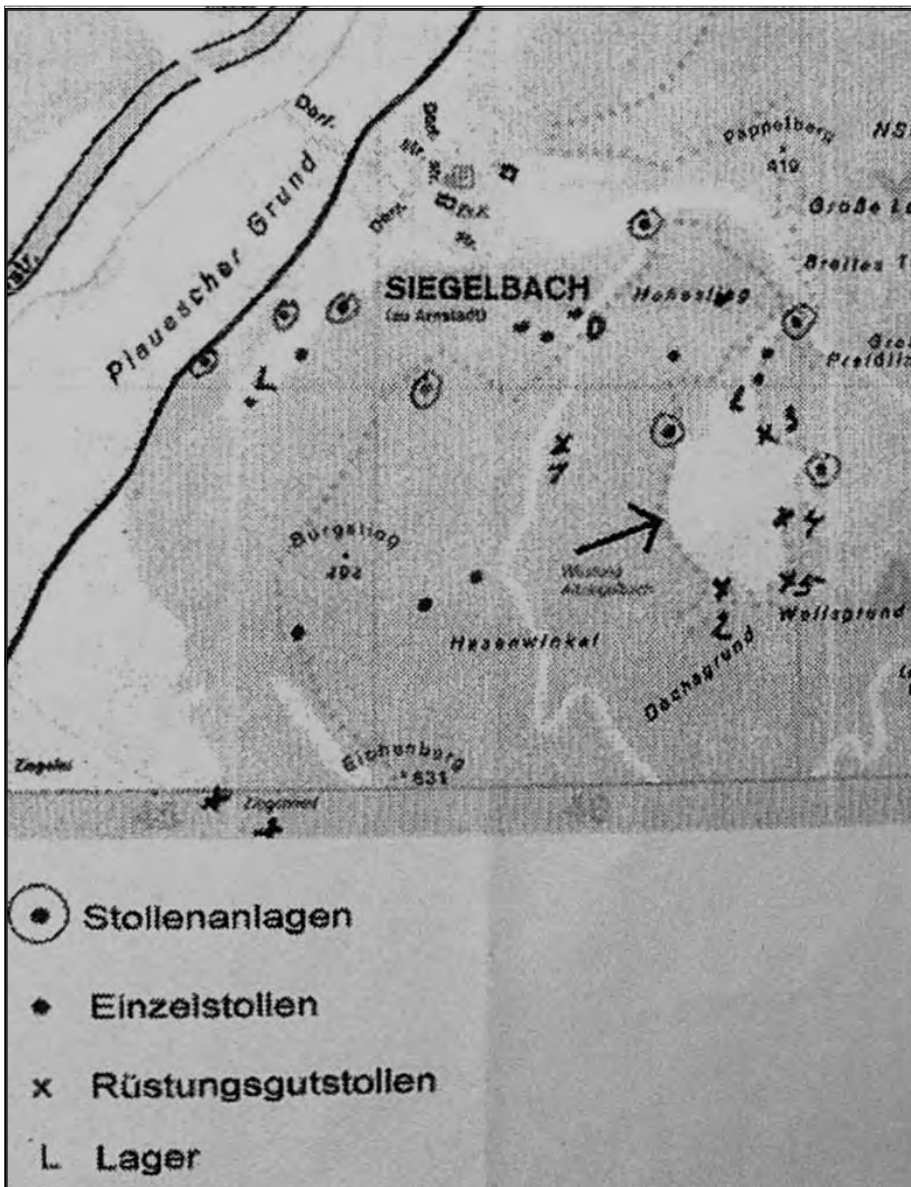


Bild 21: Eine Skizze aus „jonastal-online“ mit Einträgen von Stollen, Stollenanlagen und Rüstungsgutstollen.

die Reste etwas näher ansehen konnten. Wir fanden die Reste der früheren Montagehalle für den Tragflächenbau (siehe Bild 7). Die Halle ist gesprengt worden. Die Decke ist heruntergebrochen. Man sieht an dem noch stehenden Mauerteil (Bild 8), wie dick die Wände waren. Trotzdem, gegen die schweren Bomben der Alliierten hätte das wahrscheinlich nicht ausgereicht.

Eines fällt auf. Die Qualität des Betons ist schlecht. Das Material ist bröselig. Da sind wir von anderen Bauten Besseres gewöhnt. Hieran erkennt man auch, mit welcher Eile und mit knappsten Reserven kurz vor Kriegsende gearbeitet werden musste.

Westlich davon kann man noch die Reste eines Bunkers erkennen, der in die Bergwand gesetzt worden war (siehe Bild 9). Hier fand die Endmontage statt. Am westlichsten lag ein Bunker für die Endkontrolle. Reste siehe Bild 10. Danach wurden mittels des Aufzuges die fertigen Flugzeuge auf die Rollbahn gehoben.

Alle Stolleneingänge sind natürlich verschlossen. Andere Stollen waren gesprengt oder vermauert worden. Bergfreaks aufgepasst! Wir fanden aber auch einen Stollen, in den man sich hineinzwängen konnte (siehe Bild 11). Der Stollen war sehr weit westlich. Es könnte sein, dass es noch ein alter Abbaustollen war, der nicht für die Fertigung benutzt wurde. Ein Anwohner sagte uns später, dass man über diesen Stollen in den Rest der Anlage kommen könnte. Wir hatten leider keine Ausrüstung dabei, sodass wir auf einen Einstieg verzichteten. Auch mit dem Gedanken, dass in der Anlage



Bild 22: Die Wüstung Altsiegelbach (Ausschnitt aus Google Earth)

nichts zu finden ist, das uns bezüglich Geheimtechnologie irgendwie weiter helfen würde. Die Flugzeugfertigung wurde gegen Ende des Krieges quasi mit „mit heißer Nadel“ zusammengestrickt. Für andere Fertigungen neben der Me 262 waren weder die Zeit noch die Mittel vorhanden. Trotzdem, hier für die heißen Höhlenforscher ein Bild des Einstiegs (Bild 12).

3. Röhrensee, Nähe Arnstadt

In den Büchern über das Jonastal wird von einem Atomwaffentest am 4. März 1945 bei Röhrensee auf dem Truppenübungsplatz Ohrdruf berichtet. Informationen über einen möglichen Test stammen von Zeitzeugen. Das so genannte „Dreieck“, auf dem der Kernwaffentest angeblich stattgefunden haben soll, ist auf einem Bild der US-Luftaufklärung zu sehen (siehe Bild 13). Das Foto stammt aus dem Buch „Die Atombombe und das Dritte Reich“ von Edgar Mayer und Thomas Mehner). Dieses Luftbild vom 19.7.1945 zeigt ein Gelände, das aufgewühlt oder bearbeitet wurde. Laut Mayer/Mehner zeigt eine Aufnahme von 1944 das Gelände noch als völlig intakt an. Es muss dort in der Zwischenzeit also irgendetwas passiert sein. Wenn dort mit Uran-Material getestet worden war, müsste eigentlich auch



Bild 23: Baumzeichen

heute noch eine zumindestens leicht erhöhte Radioaktivität feststellbar sein.

Wir wollten uns das Gelände aus möglichst naher Entfernung ansehen, soweit es die militärische Absperrung zuließ. Einen Geigerzähler hatten wir auch dabei, für den Fall, dass wir doch einen Weg finden würden, das Gelände zu erkunden. Jedoch hatten wir keine

Chance. Das Gelände ist baumlos und weithin einzusehen. Auch die militärischen Verbotsschilder sind dicht gesetzt und klar zu erkennen. Wir hätten uns nicht herausreden können. Leider ist das „Dreieck“ auch überhaupt nicht einsehbar, weil es in einer Senke liegt. Die Jungs von damals hatten den Platz schon gut ausgewählt.

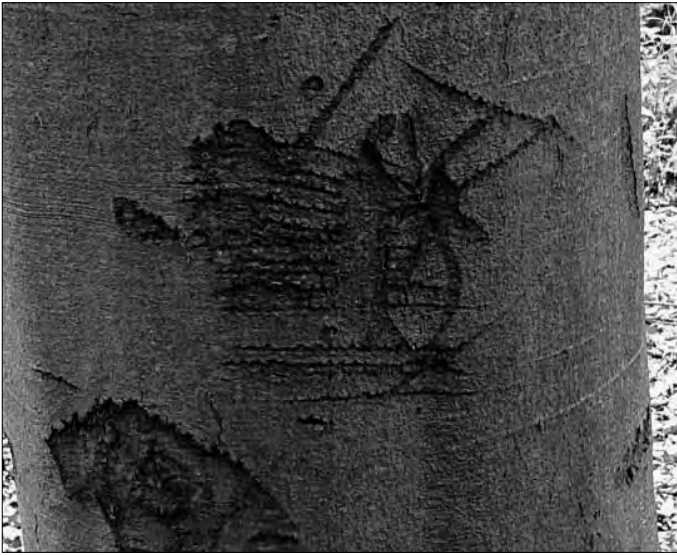


Bild 24 und 25: Baumzeichen



Bild 26 (links): Baumzeichen. Bild 26-1 (rechts): Der Markierungsstein.

Jedoch fiel uns bei Röhrensee etwas anderes auf. Zur Vorbereitung der Exkursion dienten Satelliten-Bilder aus Google Earth. Bei der Vergrößerung eines Feldes südlich von Röhrensee fiel uns ein leicht verfärbter Doppelring auf. Die Struktur war nur schwach zu erkennen (siehe Bild 14. Der Ring wurde zum besseren Erkennen nachgezeichnet). Diese Struktur wollten wir uns vor Ort ansehen. Den Ort zu finden war nicht ganz einfach, weil das Feld mit Getreide bewachsen war. Aus dem Sitz eines Hochstandes konnten wir das Gebiet dann doch noch orten (Bild 15). Wir haben dort Messungen mit dem Geigerzähler gemacht und waren überrascht über das Ergebnis. Die Radioaktivität war erkennbar höher als in der Umge-

bung. Wir wollen das Ergebnis nicht überbewerten. Die Radioaktivität war absolut gesehen nicht zu hoch, relativ jedoch etwa doppelt so hoch wie am Feldrand und in der Umgebung (21 mR/h in der Struktur, etwa 9 mR/h am Rand und der Umgebung, gemessen Gamma-Aktivität). Wir haben bisher noch keine Erklärung dafür.

4. Der Pfennigsberg bei Bittstädt

Die Teilnehmer unserer Exkursion mit Thomas Mehner im letzten Jahr erinnern sich sicher noch an den Eulenberg bei Bittstädt. Hier waren magnetometrische Messungen gemacht worden und Thomas Mehner zeigte uns ein Messfoto mit einem vermuteten Hohlraum unter der Oberfläche.

Gegenüber dem Eulenberg, auf der anderen Straßenseite, beginnt der Pfennigsberg. Hier in diesem Bereich sollen einige unterirdische Bunker gewesen sein. Wir wollten das Gelände abgehen, ob noch irgendwelche Anzeichen dafür vorhanden sind.

Wir sind auf die Anlagen durch die Internetseite „jonastal-online“ und das Buch „Die Atombombe und das Dritte Reich“ aufmerksam geworden. Nach „jonastal-online“ befand sich auf der Nordseite des Pfennigsberges ein Bunker, in dem eine Forschungsgruppe an Flugscheiben arbeitete. Weiterhin soll der Physiker *Max Steenbeck* sich mit der Entwicklung von Gaszentrifugen zur Isotopentrennung befasst und dazu mit 22 anderen Wissenschaftlern ab 1935 in

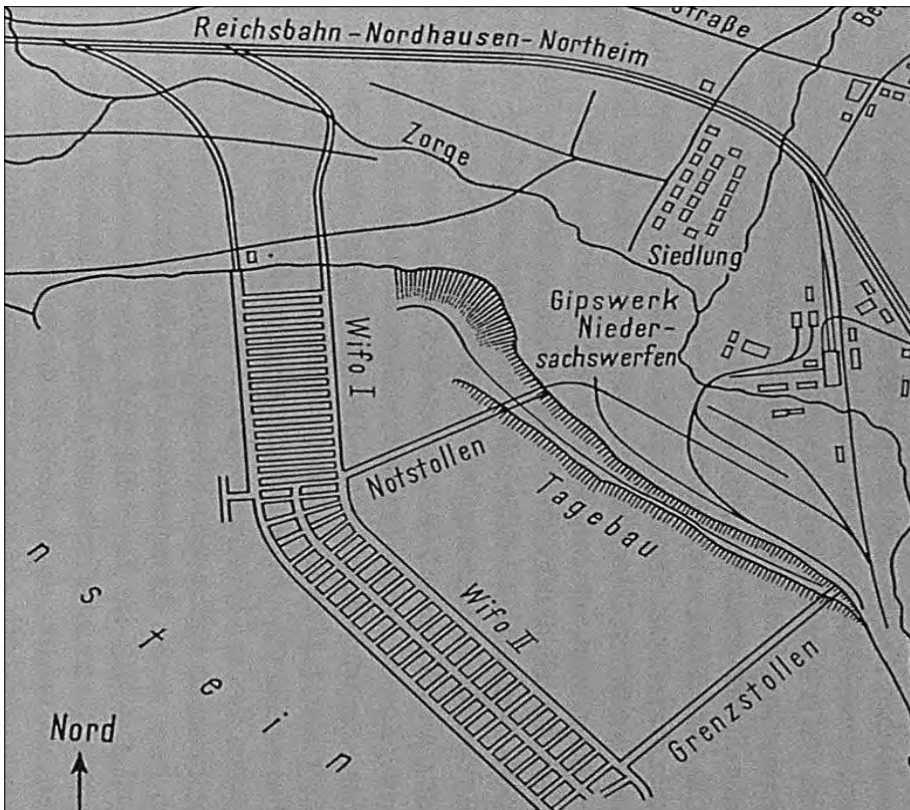


Bild 27 (links): Die vorhandene WIFO-Anlage („Geheimprojekt Mittelbau“, Manfred Borne- mann, J. F. Lehmanns Verlag)

einem Bunker am Pfennigsberg gearbeitet haben. Der Bunker mit drei Stock- werken habe am Ostrand des Pfennigs- bergs gelegen. Auch der Zeitzeuge von Mayer/Mehner David Hans Hoffmann alias Hans Rittermann erwähnt den Pfennigsberg. Da wird eine Straße zu einem Objekt und Waffenstellungen rund um das Gelände erwähnt.

Wir haben uns Mühe gegeben, Reste zu finden, die auf frühere Ob- jekte schließen ließen. Keine Chance. Die Tarnung war erfolgreich. Sechzig Jahre Bewuchs taten das Übrige. Unsere Erkenntnis: Suche im Gelände ohne einen konkreten Insider-Hinweis ist Zeitverschwendung. Wir hoffen, dass sich in Zukunft noch etwas ergibt.

5. Jonastal

Die gesprengten Stollen im Jonastal sind bekannt. Es handelt sich um zwei

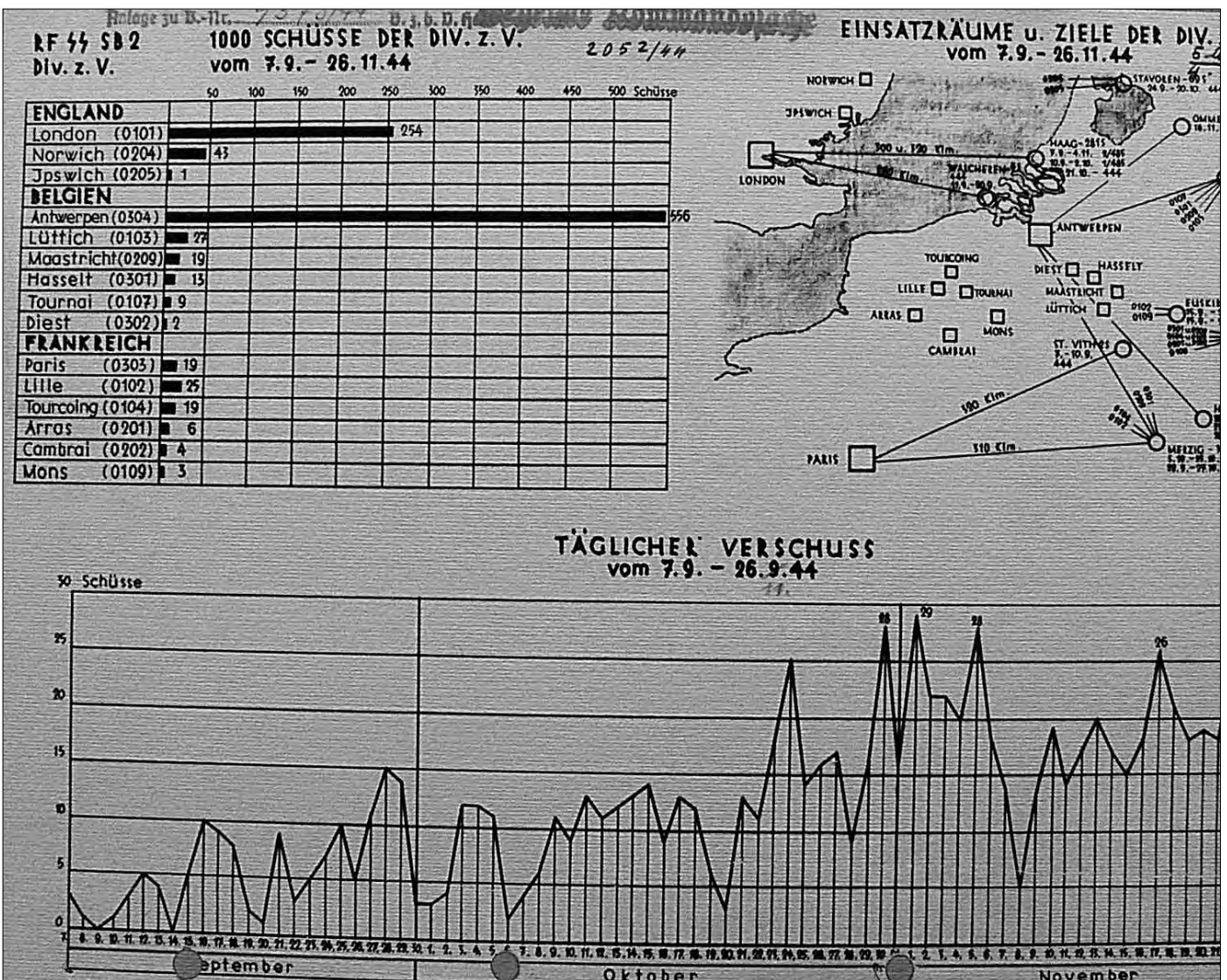


Bild 28: Im Dokumentationszentrum von „Mittelbau Dora“ findet sich eine Abschuss-Statistik von September bis November 1944.



Bild 29-36: Reste der KZ-Bauten und der begehbare Stollenteil mit den Resten der Raketenfertigung. Bild 30 (rechts): V2-Triebwerk



Bild 31 (links): Sanitäre Anlagen. Bild 32 (rechts): Fertigungsstollen

Stollenkomplexe östlich und westlich von einer steilen Bergnase (siehe Bild 16). Die Skizze stammt aus einem der Standardwerke über das Jonastal, „Rätsel Jonastal“, G. Remt und G. Wermusch, Christoph Links Verlag, 1992). Die zwei Stollenkomplexe werden von dieser Bergnase quasi getrennt. Es liegt die Vermutung nahe, dass zwischen den Stollenkomplexen im Berg Verbindungen bestehen, und die eigentlich brisante Anlage unter dieser Bergnase liegt. Interessant ist auch, dass ein Stollen seitlich schräg in diesen Felsen hineingeht (siehe Bild 17). Diese Theorie wird von einer Skizze genährt, die im Winter 1965 von Schulkindern in einer Medikamentenkapsel gefunden wurde. Kurioserweise stammte die Kapsel von einer westdeutschen Firma aus deren Nachkriegsproduktion. Ungewöhnlich ist, dass so etwas zufällig 1965 im Schnee der DDR lag. In der Kapsel war eine Skizze (siehe Bild 18. Die Skizze stammt aus dem Buch „Rätsel Jonastal“). Erstaunlicherweise bestätigt

die Skizze genau den angenommenen Hohlraum unter der Felsnase. In dem Buch von Mayer/Mehner wird eine Stellungnahme von Hans Rittermann dazu gegeben. Danach wurden am 24.11.65 (illegale) Sicherungsarbeiten an der Anlage durchgeführt, in deren Verlauf wohl auch gesprengt wurde. Zwei Personen verunglückten dabei in der Anlage tödlich. Um Außenbeobachter zu informieren, wurden Luftballons mit Medikamentenröhrchen durch die Luftschächte aufgelassen. Das würde eine unbekannte Anlage unter der Felsnase bestätigen.

Unsere bisherigen Besuche im Jonastal gingen immer von der Talseite aus. Gleich hinter der Straße beginnt das militärische Sperrgebiet. Das hat bisher niemanden davon abgehalten, bis an die Stollen heranzugehen, jedoch weiter auf den Truppenübungsplatz sind wir nicht vorgedrungen. Wir wollten diesmal einen anderen Weg gehen, nämlich von Norden aus uns dem Jonastal zu nähern, soweit das der

Truppenübungsplatz erlaubt. Wir fuhrten daher von Bittstädt aus über Feld-/Waldwege Richtung Süden, ließen kurz vor dem Jonastal unser Auto stehen und gingen zu Fuß weiter in Richtung Westen – auf erlaubten Wegen. Wir sind dann tatsächlich bis auf die Felsnase gekommen. Bild 19 zeigt die Stollen auf der westlichen Seite, Bild 20 zeigt das Stollensystem auf der anderen, der östlichen Seite. Die Truppenübungsplatzgrenze liegt genau auf dem Rücken der Bergnase. Das bedeutet, dass man legal nicht zu dem in der Skizze gezeigten Stollenausgang gelangen kann, aber immerhin in den Bereich der östlichen Stollen. Auch hier müsste es theoretisch Not-Ausstiege und Entlüftungen gegeben haben. Aber wie schon beim Pfennigsberg gesagt, ohne direkten Hinweis wäre das die Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Hier müssen wir noch weiter recherchieren.

6. Siegelbach

Wie oben schon beschrieben, ist es sehr schwierig, nach sechzig Jahren



Bild 33 (links): Raketenschrott. Bild 34 (rechts): Fertigungsstollen.

noch etwas zu erkennen, ohne konkrete Hinweise. Nun, wir fanden sehr konkrete Hinweise in „jonastal-online“. Wir haben uns den Ort Siegelbach ausgesucht, weil auf einem sehr leicht zu findenden Geländekomplex genaue Angaben gemacht wurden (siehe Bild 21, eine Skizze aus „jonastal-online“ mit Einträgen von Stollen, Stollenanlagen und Rüstungsgutstollen). Der leicht zu findende Ort war die Wüstung Altsiegelbach, siehe einen Ausschnitt aus Google Earth (Bild 22). Wir waren also voller Zuversicht, Spuren zu finden, wie deutliche Absenkungen oder Baumzeichen. Betonreste oder Absenkungen haben wir nicht gefunden. Das Gelände ist zu unübersichtlich. Vielleicht könnte man im Winter mit leichter Beschneigung etwas erkennen. Baumzeichen waren da (siehe Bild 23-26). Aber sind das relevante Baumzeichen, oder haben nur Förster oder Touristen hier eingeschnitzt? Da fehlt uns einfach die Erfahrung, ein echtes Baumzeichen zu erkennen. So war es bei der Tarnung ja auch gedacht. Sie sollte kein Uneingeweihter erkennen.

So unklar ist auch der Markierungsstein (Bild 26-1). Eine ganz normale Geländemarkierung oder mehr? Wir verließen das Gelände etwas frustriert. Wir wissen einfach zu wenig!

7. Nordhausen, Geheimprojekt Mittelbau

Das Projekt „Mittelbau“ war ein streng geheimes Rüstungsvorhaben im Südharz zur Fertigung der V2-Rakete. Nur wenige wussten während des Krieges darüber Bescheid. Auch nach dem Kriege erfuhr die Öffentlichkeit davon nur wenig, weil die Alliierten die dort gefundene Technologie für ihre eigene Waffenfertigung weiternutzten.

Konstruktionspläne, Fertigungsverfahren, Modelle und Fertigteile, und vor allem jahrelange Entwicklungserfahrungen wurden von Amerikanern und Russen erbeutet. Ein Technologiepaket im Wert von Milliarden Reichsmark fiel in die Hände der Alliierten und begründete deren schnelle Erfolge bei ihrer Raketenrüstung.

Der Bau der unterirdischen Raketenfertigung im Kohnstein in Niedersachsenwerfen bei Nordhausen erfolgte, weil am 17. August 1943 die Versuchsanstalt des deutschen Heeres in Peenemünde durch Luftangriffe weitgehend zerstört worden war. Peenemünde war in die Reichweite alliierter Bomber geraten. Hier hätte man sicherlich keine Gelegenheit mehr gefunden, die V2 in größeren Stückzahlen zu bauen. In Peenemünde war bis Anfang des Zweiten Weltkrieges die vierzehn Meter lange Rakete entwickelt worden, mit einer Reichweite von 200 km bei einer Nutzlast von 1000 kg. Das Gerät trug die Bezeichnung A4 (Aggregat 4) und später V2 (Vergeltungswaffe 2). Der erste erfolgreiche Test war am 3. Oktober 1942.

Der Kohnstein war gewählt worden, weil hier bereits Tunnel im Berg vorhanden waren, die nur erweitert werden mussten. Ursprünglich wurden hier Gips und Anhydrit für die Leunawerke abgebaut. Ab 1935 sicherte sich die Wissenschaftliche Forschungsgemeinschaft mbH (WIFO) den Kohnstein zur Errichtung unterirdischer Lagerräume. Es ging um strategische Rohstoffreserven für den Kriegsfall. Die vorhandene WIFO-Anlage zeigt Bild 27 (aus „Geheimprojekt Mittelbau“, Manfred Bornemann, J. F. Lehmanns Verlag). In diese Stollen hinein wurde die Raketenfertigung gebaut.

Schon 14 Tage nach dem Angriff auf Peenemünde begannen die Ausbaurbeiten im Kohnstein. Verantwortlich war SS-Brigadeführer Dr. Hans Kammeler. Die Arbeiter waren Häftlinge aus dem KZ Buchenwald. Sie wurden in einem Baracken-Lager mit der Tarnbezeichnung „Dora“ am Rande des Kohnstein untergebracht. Insgesamt waren es mehr als zehntausend Zwangsarbeiter.

Am 1. Januar 1944 verließen die ersten drei Raketen das Mittelwerk. Bis März 1945 sollen etwa 5000 Raketen gefertigt worden sein. Zu Beginn der Produktion war jedoch die Ausfallrate ziemlich hoch, nicht zuletzt durch Sabotage. Später waren die Abschüsse erfolgreich. Im Dokumentationszentrum von „Mittelbau Dora“ findet sich eine Abschuss-Statistik von September bis November 1944 (siehe Bild 28).

Am Kohnstein befindet sich heute die KZ-Gedenkstätte Mittelbau Dora. Sie besteht aus einem Dokumentationszentrum, den wenigen restlichen KZ Bauten und einem kleinen begehbaren Teil der Fertigungsstollen. Die Stollen sind nicht frei begehbare, sondern nur im Rahmen einer (kostenlosen) Führung. Täglich gibt es zwei Führungen, um 11:00 und 14:00 Uhr. Die Führung zeigt die Reste der KZ Bauten und den begehbaren Stollenteil mit den Resten der Raketenfertigung (siehe Bild 29-34).

Hier endete unsere Exkursion. Die Erkenntnis ist, dass wir zunächst weiter Literatur recherchieren oder mit Insidern sprechen müssen, bevor wir uns auf eine weitere Exkursion begeben sollten.

Z. A. Müller

Nikolaikirchen

1. Karl-Heinz Blaschkes stadsgeschichtliche Forschungen

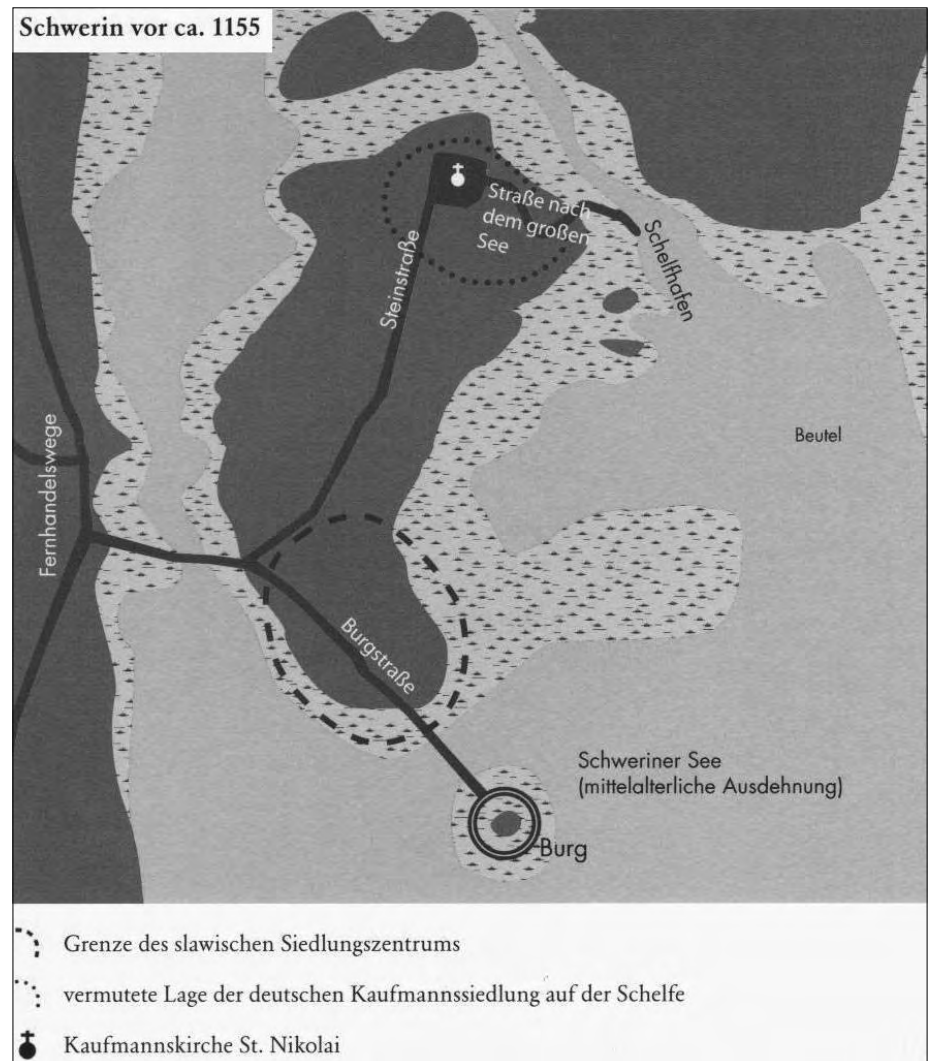
Woraus und wie entstanden mittelalterliche Städte? Trotz zahlreicher Forschungen und „sicherer“ Erkenntnisse sind die Aussagen unbefriedigend, man pflegt „Kontroversen“ und tritt einvernehmlich auf der Stelle. Forschungen, welche (ver-)störend für den Lehrmeinungs-Konsens sind, werden von Historikern selten erwähnt oder gar berücksichtigt.

Eine solche These zur Entstehung und Entwicklung von Städten wurde bereits vor Jahrzehnten vom Historiker *Karl-Heinz Blaschke* (*1927) vorgelegt, der in Wikipedia als „*der Nestor der sächsischen Landesgeschichtsforschung nach dem 2. Weltkrieg*“ bezeichnet wird. Wer sich mit Blaschkes Thesen konstruktiv auseinandersetzt, kann zu neuen historischen Perspektiven gelangen, wie sich exemplarisch an der Untersuchung zur Schweriner Nikolaikirche durch *Rudolf Conrades* zeigt. Bei beiden Autoren geschieht dies noch ganz ohne Chronologiekritik.

Blaschke [im Folg. zit. als 1967, B. 2 und 1997] plädiert immer wieder für die Nutzung von bisher in der Stadtgeschichtsforschung vernachlässigten Quellengattungen: zum Beispiel die Patrozinien (die eine Eingrenzung auf bestimmte Gebiete und Zeiten erlauben); die Bedeutung von Stadtteils- oder Straßennamen als methodisches Instrument (z. B. der Bült, die Steinstr.); die Verfassungstopografie (z. B. unterschiedliche Belastung der Grundstücke mit Diensten und Abgaben) und daraus folgend topografische Differenzierung, die auf unterschiedliche Zeitstufen in ihrer Entwicklung schließen lässt [1997, 361].

Bei seinen Forschungen stieß Blaschke auf das Phänomen der zahlreichen Nikolaikirchen in Europa, denen er eigene ausgiebige Studien widmete.

Die Nikolaikirchen erkannte Blaschke als früheste Brennpunkte des Handels [1967, 318]. Sie treten nicht vereinzelt auf, sondern „an Verkehrslinien aufgereiht“, und nehmen stets „die günstigste Verkehrslage im Straßensystem ein“ [B. 2, 8]. In dieser allgemeinen Gültigkeit sei das anwendbar auf Mittel-, Ost- und Nordeuropa, „zwischen Newcastle on Tyne, Bergen in Norwegen, Lubin in Ostpolen und Ljubljana in Slowenien“ [ebd., 17]. Nikolaikirchen befinden sich stets unmittelbar oder nahe an den alten



Schwerin vor 1155 (aus: Conrades, S. 25)

Handelswegen und Fernstraßen, viele liegen an Flussübergängen, sofern diese für den Fernweg notwendig waren, und die Flüsse selbst waren ebenfalls wichtige Handelsrouten.

Die Nikolaikirchen-Gründungen beginnen westlich der Elbe durch deutsche Kaufleute aus dem Westen, im Gebiet zwischen Thüringerwald, Erzgebirge und Harz. Die frühesten sind Pegau 1092, Hof 1109, Halle 1116, Aken zwischen 1117 und 1130, Zeitz und Altenburg 1140, Chemnitz 1143, Meißen 1150. Da dieses Gebiet bis Mitte des 12. Jahrhunderts weitgehend ins Deutsche Reich einbezogen war, treten hier die Nikolaikirchen „flächig“ auf. Von dort breiten sie sich östlich der Elbe aus, „aufgereiht“ an den Fernstraßen des 12. Jahrhunderts, und knüpfen ein neues Handelsnetz an das alte [1997, 47 f.].

Hier einige Beispiele:

Von Magdeburg nach Osten: Burg, Brandenburg, Potsdam, Berlin, Strausberg, Müncheberg, Frankfurt/O., Meersitz ⇒ Posen.

Von Berlin ⇒ Prenzlau, Stettin, Stolp, Danzig ⇒ Elbing, Königsberg.

Niedere Landstraße nach Osten: Leipzig, Eilenburg, Torgau, Herzberg, Luckau, Lübben, Cottbus, Forst ⇒ Glogau.

An der Hohen Straße aus Sachsen nach Schlesien steht lückenlos in jeder Stadt von Bautzen bis Breslau eine Nikolaikirche (NK). Zwischen Leipzig und Bautzen fehlen die NK aber in allen Städten (in Wurzen, Oschatz, Großenhain, Königsbrück, Kamenz); südlich davon gibt es wieder eine Kette von NK (Grimma, Leisnig, Döbeln, Meißen, Wilsdruff, Dresden). Grund: Die West-



Nikolaikirche/Brandenburg an der Havel (Wikipedia)

Ost-Straße im 12. Jahrhundert lief noch durch die von slawischer Bevölkerung dicht besiedelte Landschaft entlang der Freiberger Mulde (gesichert mit deutschen Burg- und Herrensitzen); erst in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts wurde die nordsächsische Ebene um Oschatz und Großenhain kolonisiert.

Die lückenlose Kette der Kirchen entlang der großen mittelalterlichen West-Ost-Straßen erzwingt einen bestimmten Datierungsrahmen. Diese Handelslinien erlauben,

„... bei allen Unsicherheiten der Chronologie ... die Entstehung der Nikolaikirchen doch zeitlich absolut einzuordnen. Sie begann [als eine von Westen nach Osten vorwärtsschreitende Bewegung] an der Elbe-Saale-Linie um 1100, hatte bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts den thüringisch-sächsischen Raum überzogen und die Oder um 1170/80 erreicht, um noch vor dem Jahrtausendende bis nach Danzig zu gelangen.“ [1967, 326 f.]

Die Nikolaikirchen sind älter als die Stadtgründungen, „meiden die Nähe zur Burg“ und sind nach der Stadtgründung häufig in einer „zweitrangigen oder abseitigen Stellung anzutreffen“ [1967, 322]. Sie fallen nicht in deren Rechtsbereich, unterstehen weder dem Landesherrn noch der städtischen Selbstverwaltung und „erscheinen darum nicht in der urkundlichen Überlieferung“ [ebd. 331]. Deshalb kann Blaschke zwar eine Fülle sich gegenseitig stützender Indizien nennen, aber keine urkundlichen „Beweise“.

„Da diese Nikolaikirchen von Kaufmannsgenossenschaften getragen wurden, die mit den herrschaftlichen Gewalten nur geschäftlich, nicht aber

verfassungsmäßig in Berührung kamen, konnten sie nicht Gegenstand herrschaftlicher Rechtshandlungen werden.“ [ebd.]

Die Fernhändler waren „königsfreie Leute“; da aber die Fernstraßen unter Königsrecht standen, waren die Fahr Männergemeinschaften dem Schutz des Königs unterstellt und zwar nur ihm [1997, 360].

„Wenn es sich um Kaufleute gehandelt hat, deren Wirksamkeit sich in einem fast als transkontinental anzusprechenden geografischen Bereich bewegt hat, die sich fern jeder herrschaftlichen Botmäßigkeit zu freien Genossenschaften mit Selbstverwaltung und eigener Rechtsprechung zusammenschlossen und eigene patronatsfreie Kirchen errichteten, dann können das nur freie Kaufleute gewesen sein.“ [1967, 316]

Sie sind zuständig für die „Herstellung und Unterhaltung der örtlichen Verkehrseinrichtungen“, vorrangig der Brücken [ebd. 37]. (Eine Brücke kann also in bestimmten Fällen früher als die städtische Siedlung und außerhalb von ihr gebaut worden sein, sofern eine Kaufmannsgemeinschaft vor Ort war!)

Blaschke betont, dass die einzige rechtliche Möglichkeit für solche „Fahr Männergemeinschaften“ die genossenschaftliche Verfassung war und korrigiert damit lieb gewordene Vorstellungen der Historiker, von denen fälschlich für

„... Thüringen und im kolonialen Anteil der Magdeburger Kirchenprovinz, im Sorben- und Lutizenland ein so gut wie vollständiges Fehlen der genossenschaftlichen Gemeindekirchen ... behauptet wurde“.

„Die Feststellung einer herrschaftsfreien, demzufolge nicht in das Feudalsystem eingebundenen Kaufmannssiedlung mit einer Gemeindekirche ohne Patronatsherrn passt nicht in das herkömmliche Bild, wie es in der deutschen Mittelalterforschung von Gemeinde- und Kirchenverfassung aufgekommen ist.“ [B2, 6]

„Das Entscheidende [ist], dass es hier auf dem Boden der hochmittelalterlichen Kolonisation, in einem Gebiet also, in dem nach den Erkenntnissen der bisherigen Forschung der Aufbau des Kirchenwesens ein ausschließliches Anliegen der Herrschaft war, der Typ der Genossenschaftskirche in der Bindung an einen Berufsstand weit verbreitet war. Dabei handelte es sich zweifellos um eine kirchliche Verfassungsform, die mit dem Vordringen der Kaufmannschaft vom Westen her in den Kolonisationsraum hier zum ersten Mal heimisch geworden ist.“ [1967, 331]

Blaschke sieht in der „weltlich-geistlichen Doppelfunktion“ dieser Kaufmannsgemeinden „das Bindeglied zwischen den beiden Problemen der Genossenschaftskirche und der städtischen Frühgeschichte.“ [1997, 53]. „Die politische Gemeinde der Kaufleute war mit der Kirchengemeinde identisch.“ [B. 2, 5] und „die Fahr Männergemeinschaften führten ihre eigenen Priester mit sich“ [1967, 242]. Im damaligen Rechtsverständnis verkörpert die Genossenschaft sowohl Gesamtheit wie Gemeinde; einen Unterschied zwischen beiden gab es nicht [Schmidt-Recla nach Gierke]. Zum religiösen Kult dieser Gemeinden äußert Blaschke sich nicht, doch bietet er keinen Ansatzpunkt für jene, die Genossenschaften gern als „gerechtes Heidentum“ idealisieren.

Die ältesten Nikolaikirchen sind stets Kreuzbasiliken, welche von ihrer Entstehung her ursprünglich Markthallen für Gerichtssitzungen und Handelsgeschäfte waren. Die Kirchen lagen zwar geschützt gegen Hochwasser, bedurften aber anfangs offenbar keiner weiteren Schutzmaßnahmen nach außen.

Die Kirchen und die zugehörigen Kaufmannssiedlungen sind eine Weiterentwicklung des Wik, die „genetisch und typologisch genau dem nordwesteuropäischen Wik des 10. und 11. Jahrhunderts“ entsprechen, nur mit „ein- bis zwei Jahrhunderten“ Verzögerung [1967, 335]. Überall entstand als neue soziale Form ein „topografischer Dualismus von civitas / Burg und Kaufmannswik“, eine „Zweiheit aus Kaufmannssiedlung und politisch-militärischem Zentrum“ [ebd. 5]. Dieser Dualismus ist keine plötzliche Neuentwicklung, sondern hat m. E. seine Wurzeln in der dualen Struk-

tur der Blurechtsgemeinschaften (der autochthone Gaststamm beschützt die für eine gewisse Zeit bei ihm lebenden Handwerker und Händler [vgl. Lüling 2000; Müller 2007]). Diese Struktur bleibt als Zweiheit noch erkennbar, nun aber zum jeweils eigenen Nutzen von freien Kaufleuten und grundherrschaftlichem Kriegeradel.

Zwar wird angenommen, dass die Nikolai-Gemeinden perspektivisch als Stadtgründung angelegt waren, doch entwickelten sich die Verhältnisse offenbar sehr rasch anders als geplant. Nur in wenigen Fällen wurde die Altstadt um die Nikolai-Kirche herum aufgebaut und diese selbst zur Stadtkirche, sodass sie innerhalb der (später errichteten) Stadtmauern lag [B. 2, 7]. In den meisten Fällen entstand die Altstadt aus einem burgnahen „Kern“ und die Nikolaikirchen lagen außerhalb. Die meisten Nikolai-Genossenschaften lösten sich jeweils auf mit „voller Herausbildung der nahe gelegenen Stadt“ und begaben sich unter deren Schutz, d. h. in den Schutz der Stadtmauer und damit in die Abhängigkeit vom Herrn der Burg bzw. des Stadtherrn.

Der wichtigste Grund dafür ist der um 1200 spürbar werdende Niedergang des Königsrechts bzw. der königlichen Reichsgewalt, die nicht mehr allgemein akzeptiert wurde und deshalb nicht mehr die nötige Gewähr für Sicherheit bot. Stattdessen begann der „Aufschwung der fürstlichen und adligen Gewalten und damit der Prozess der Territorialisierung“ und die mit einem „Kampf aller gegen alle verbundene feudale Anarchie“ [1967, 53]. Dieser Prozess macht sich östlich der Elbe vermutlich ebenfalls später bemerkbar als weiter westlich.

Die Genossenschaftler wurden städtische Bürger durch Inkorporation in die sich erweiternde Altstadt. Die Nikolaikirchen büßten die sie tragende Gemeinde ein, die bei jeder Kirche vorhandene kleine Genossenschaftssiedlung verfiel, der genossenschaftliche Personalverband löste sich auf. Doch sein Gebiet bzw. seine Vermögensmasse wurde sehr häufig „nicht in die Stadtverfassung aufgenommen, sondern blieb draußen vor der Stadt mit einer Sonderverfassung, die im Anschluss an die Nikolaikirche fortbestand.“ [ebd.]. Deshalb blieben die meisten Nikolaikirchen erhalten. Die Lebenszeit der Genossenschaften dauerte in vielen Fällen „nur wenige Jahrzehnte“ und löste sich im Augenblick der Stadtgründung auf, wo man dann von diesen Genossenschaften speziell nichts mehr hört [B. 2, 33]. Über ihren Einfluss auf die Gemeinschaft, in die sie inkorporierten, ist nichts bekannt, doch dürfte er aufgrund ihres relativen Wohlstandes und ihres Bildungsstandes ziemlich hoch gewesen



Nikolaikirche Oberndorf/Thüringen. Baubeginn erste Hälfte 12. Jahrhundert (1170 erster Umbau). Vermauerte Arkaden und barocke Fenster an der Südwand (Wikipedia)

sein. Bei den Nikolai-Genossenschaften handelte es sich sehr wahrscheinlich um Gilden; viele dieser Städte traten später der Hanse bei.

2. Wie gelangten Franken nach Thüringen?

Die bisherigen Vorstellungen darüber, wie Franken nach Thüringen gelangten, stammen zu großen Teilen aus Berichten des *Gregor von Tours* über die Eroberung des (seit Abzug der Hunnen 452 bestehenden) Königreichs Thüringen durch die Frankenkönige *Theuderich* und *Chlothakar* (datiert auf 531). Das gilt als die Rückkehr der einst von den einfallenden Thüringern bis an den Rhein vertriebenen Sarmaten (iranische Skythen) und Sigambrier (welche sich den salischen Franken anschlossen). Franken und Sachsen schlugen sich um das Land und teilten es sich. 620 wurde Thüringen fränkisches Herzogtum. Wer die Thüringer (*Thuringi*) selbst sind, woher sie einst kamen, bleibt nebulös [vgl. Müller 2007, 675]. In den nächsten drei Jahrhunderten missionierte hier *Bonifatius*, und der thüringische Grundadel kämpfte um seine Rechte. Im 7. Jahrhundert siedelten sich in Thüringen „Slawen“ an, von nördlich des Schwarzen Meeres, welche die fränkische Oberhoheit zunächst anerkannten [Gebser]; Letzteres muss nicht verwundern, da auch Sigambrier und Sarmaten vom Schwarzen Meer stammten.

785 kam es zu einem Aufstand der Thüringer Adelssippen, den *Karl der Große* grausam niederschlagen ließ, was noch immer der Situation im Lande zu

Beginn des 7. Jahrhunderts entspricht. Ab 906 drangen von Osten die Ungarn ein, seit 912 von Westen der Sachsenherzog *Heinrich*, Vater *Ottos d. Gr.*, und eroberte 929 das umkämpfte Grenzland. Für die 300 Jahre zwischen 7. und 10. Jahrhundert wird also ein Übergang von fränkischer zu sächsischer Herrschaft behauptet, doch tatsächlich unterscheiden sich diese ganzen Ereignisse von denen um 600 lediglich durch eine ausgeprägte karolingische und ottonische Mythologie um bestimmte Figuren.

Klärungsbedürftig bleiben somit das tatsächliche Verhältnis und die Identität von „Sachsen“ und „Franken“. Wenn Franken u. a. als freie Kaufmannschaft agierten, denen die Sachsen als militärische Einheiten mit einer anderen politischen und wirtschaftlichen Ideologie entgegenstanden, dann spielte sich ihr „Kampf“ völlig anders ab als im bisherigen Geschichtsbild vorgestellt.

Angeblieh haben die *Salfranken* (zu denen u. a. die Merowinger gehörten), nichts zu tun mit dem mittelalterlichen Herrschergeschlecht der *Salier*; dennoch nehmen Salier / Salfranken bzw. Franken unter den „sächsischen“ Ottonen noch immer nach alter Tradition Sakralpositionen ein (z. B. *Papst Gregor V.*, ein Cousin von *Otto* „womit auch *Otto salfränkische Ahnen hätte*“, und der Nachfolger des kurz nach Amtsantritt verstorbenen Cousins: *Silvester II.*), bis sie schließlich 1024 mit *Konrad II.*, dem Ur-Ur-Enkel *Ottos I.*, plötzlich wieder die Könige stellten – dem allein die fränkischen Kaufleute unterstellt waren.

933 wurden die Ungarn endgültig aus Thüringen vertrieben [ebd.]. Von



Die Nikolaibasilika in Eisenach (erbaut in den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts) gilt als Gotteshaus eines ehemaligen Benediktiner-Nonnenklosters. Der wuchtige hohe Turm gehört zum letzten Rest der Stadtbefestigung. Aus: www.nikolaikirche.de/vu/ des Förderkreises Nikolaikirche Wettin e.V.

da an gehörte das Gebiet östlich der Saale und nördlich des Erzgebirges zum „Deutschen Kaiserreich“ und es kamen Siedler und Kaufleute ins Land.

Da die Nikolaikirchen auf den Nikolauskult zurückgeführt werden, sind einer verbreiteten Annahme zufolge die „im Grenzsäum angesiedelten flämischen, niederländischen und niederrheinisch-westfälischen Kolonisten die Verpflanzter des Nikolauskultes nach den östlichen Grenzlanden“ [Meisen, 522]. Doch wie gezeigt, befinden sich die Nikolaikirchen keineswegs nur in den Grenzlanden. Historiker machen selten einen Unterschied zwischen landwirtschaftlichen Siedlern und Kaufleuten; deshalb wird nicht berücksichtigt, dass die Fernhandelskaufleute den bäuerlichen Siedlern vorausgehen.

Tatsächlich verzehnfachte z. B. Sachsen seine Bevölkerung durch Kolonisation, jedoch erst im 12. Jahrhundert [Blaschke 1997, 86]. Die anschwellende Bereitschaft zur Ostkolonisation wird mit günstigen landwirtschaftlichen Be-

dingungen und herrschaftlichen Vergünstigungen begründet [vgl. Niemitz, 715]. Doch *Auslöser* für die Bewegung solcher Menschenmassen waren klimatische Veränderungen, Naturkatastrophen und der Zusammenbruch des Römischen Reiches.

In fast allen deutschen, baltischen und russischen Hafen- und Hansestädten gibt es bei den ursprünglichen Seefahrerkirchen *Nikolaus*-Patrozinien; es ist anzunehmen, dass dieser Name seit dem 13. Jahrhundert auf viele ehemalige Nikolaikirchen erhoben wurde.

3. Eine neue Deutung des Namens *Nikolai*

Die Nikolaikirchen sollen nach dem byzantinischen Heiligen Nikolaos benannt sein, dessen Gebeine 1087 von Kleinasien ins italienische Bari überführt wurden, „womit der Anstoß zum Nikolauskult gegeben wurde“ [Blaschke 1967, 326]. Damit wird die unzweifelhafte Tatsache erklärt, dass alle diese Kirchen erst seit der Translation entstehen (die

früheste mitteldeutsche ist vermutlich Pegau 1092). Seitdem wurde der hl. Nikolaus Schutzpatron der Seeleute, der Fernhändler und europaweit Symbolfigur der wirtschaftlich führenden Kräfte des 12. Jahrhunderts [ebd. 2, 5].

Dass er dies ausgerechnet in einem „Auftrittgebiet außerhalb des ehemals römischen Reichsbodens“ wurde, und in einer Bewegung, die vor allem von deutschsprachigen Kaufleuten aus dem Rheinland, Lothringen und vom Niederrhein getragen wurde [ebd. 19] (also „fränkische“ Kaufleute waren), stellt Blaschke fest, erklärt es jedoch nicht. Damit scheint außer Frage zu stehen, dass die Nikolaikirchen zum Nikolauskult gehören. Doch unklar blieb bisher, wie es zu dieser Entwicklung kam, wieso Kaufleute aus dem Westen den Nikolauskult verbreiten, wieso gerade in Thüringen und vor allem: wieso unter diesem Namen.

Das Wort *Niko-* oder *Nikelaos* besteht aus griechisch *nika(e)* „Sieg“ (der häufig weiblich als *Nike* dargestellt wurde) und hebräisch *laos / lew / lev*. Letzteres ist das semitische Wort, mit dem die Hebräer sich selbst als „Volk“ bezeichneten. Jene Hebräer, die einst priesterlich-rechtswahrende Funktionen ausübten, nannten sich „Levitiden“, und engl. *law* „Recht, Gesetz“ leitet sich daraus ab [vgl. Lüling 2005, Anhang]; ebenso gehört dazu das lat. *Leo*, bulgarisch *Lew* und moldawisch *Leu*, das alte deutsche Dichterwort *Leu* für den „Löwen“, der im Mittelalter jene Orte markiert, an denen Recht gesprochen wurde. Von *laos* stammt über das griech. *laikos* („zum Volk gehörig“) auch das lateinische Wort *Laie*, welches – geradezu konträr zur einstigen Funktion der *Lev* – jemanden bezeichnete, der sich in der Kirche (ursprünglich wohl nur in der römisch-lateinischen) gar nicht auskannte.

Nikelaos ist nicht *der* Nikolaus, sondern entweder *die* „nike (der) lao“, also „Be-Siegerin des Volkes“, oder – wahrscheinlicher – „Sieg des Volkes“. Dieser Name steht in auffälliger Beziehung zur *Nikopoia* der „Siegbringenden“, einem Beinamen der Theotokos, deren Bilder auf Feldzügen mitgetragen wurden.

Der „Sieg“ der Hebräer bestand bereits früh auf dem Gebiet der Rechtsinstitutionen und des Fernhandels. Als Handelssprachen dienten semitische Dialekte und (noch bis in die Glanzzeit Venedigs) das Griechische. Insofern hatte *nikelaos* den Charakter eines europaweit verständlichen ‚Schlachtrufes‘ und die *magische Sieg-Reliquie Nikolaos* könnte bei allen Kaufleuten in Europa die gleiche Bedeutung gehabt haben.

Und doch erlebte sie durch fränkische Kaufleute unmittelbar nach der Translation einen Namenswandel.

Laut Nachschlagewerken ist „Nikolai“ die slawische oder russische Form für Nikolaus und zugleich der „lateinische Genitiv“ des Namens. Demnach sind die *Nikolaikirchen* latinisierte „Kirchen des Nikolaus“. Dies wird bestätigt durch die *Vita beati Nicolai episcopi*, eine Nikolausbiographie in lateinischer Sprache, die von *Johannes Diaconus* „um 880 in Neapel“ [vgl. aber: Stork] verfasst wurde, und aus der „zum Jahre 806“ erwähnten *acta sancti nicolai* in der Weltchronik des Dominikanermönches *Heinrich von Herford* (1300-1370), den Anrich merkwürdigerweise „870 zu Minden verstorben“ sein lässt [Anrich 72].

Als *Justinian d. Gr.* (6. Jahrhundert) das erste Recht in griechischer Sprache einführte, behielten die Franken das Latein als Verwaltungssprache bei und galten seitdem als „Lateiner“. Doch wenn es sich hier nur um einen grammatischen Fall handelt, wieso breitet sich der Name erst von Thüringen nach Osten aus und nicht schon im und vom fränkischen Rheinland aus (in dem Nikolaikirchen erst später erscheinen)?

Zu weiterer Erhellung der Sache verhelfen Blaschkes Hinweise auf eine fränkisch-rheinländische Herkunft, damit auf eine „deutsche“ Etymologie und auf die Platzierung der Kirchen an Flussübergängen von Handelswegen.

Flussübergänge, Furten, werden bei fast allen Völkern vom Geist des Wassers bewacht, der zum „Wassergeist“ wurde. Dies führte bereits früh zu der „oft hingeworfenen Behauptung, Nikolaos sei ein Nachfolger des Poseidon ... ein christianisierter Neptun“, wozu Anrich ironisch meint, dies sei „rasch abgetan“ [504], da der Darstellung des Heiligen alles fehle, was diese griechischen Göttergestalten ausmacht, „einen Dreizack trägt er [Nikolaus] auch nicht.“ [ebd., 319]. Der griechische Neptun war jedoch ursprünglich im Griechischen nur „Geist der fließenden Gewässer“; suchen wir diesen Wassergeist in den west- und nordeuropäischen Sprachen, heißt er im Althochdeutschen *nihhus*, Mittelhochdeutsch *nickes*, im Niederdeutschen *nekker*, im Altnordischen *nykr*, Altenglisch *nicor* [Kluge]. Diese Bildungen führen zum *Neck* oder *Nöck*, der – als männliche Entsprechung zur Nixe – *Nix* heißen kann (und ebenfalls keinen Dreizack führt). In der Volkssage lebten diese Wassergeister außerdem in Seen, Teichen, Quellen und Brunnen. Gelegentlich trieben sie Schabernack auf Schiffen, galten aber nicht als wirklich schädigend.

(Es sei darauf hingewiesen, dass Uwe Topper gleichfalls eine Verbindung zwischen Nikolaus und Nöck hergestellt hat, gegen die ich mich hier jedoch ausdrücklich abgrenze. Ohne Begründung



Die ehemalige Bürgerkirche des 12. Jahrhunderts wurde in den letzten Jahren restauriert. Blick in Schiff und Chorraum.

meint er, dass Nikolai „aus unserem eigenen Sprachbereich stammt“, den er „slawisch“ nennt. Daraus bleibt ihm nur der Nöck „als darunter liegende heidnische Gottheit übrig“ [ebd., 228 f.]

Für den Wassergeist (der niemals eine „heidnische Gottheit“ war) wird etymologisch das gemeingermanische Wort *nikwus* angenommen (gesprochen *niko/u/s*); vermutet wird ein Bezug zu *neig* „waschen, reinigen“, was aber vielleicht gar nicht stimmt, weil es darauf weder sachliche noch mythologische Hinweise gibt [Kluge]. Wie ließe sich dies alte Wort für den Wassergeist besser erklären?

Es gibt eine viel näherliegende Beziehung zu dem noch heute gebräuchlichen Wort *Nock*, *Nocken* aus der Segelschiffahrt, mit der die Kaufleute des Mittelalters bestens vertraut waren. Eine (!) „Nock“ werden die beiden Enden einer Rahe genannt, der Querstange am Mast von Segelschiffen; daran befinden sich jene Vorrichtungen, mit denen die Matrosen gesichert sind, die das Rahsegel reffen und einholen müssen. Als „Baumnock“ wird das hintere (achtere) Ende



des „Baums“ bezeichnet, an dem das Segel befestigt ist. Schließlich gibt es noch die Brückennock: ein offenes Deck an Backbord und Steuerbord, welches über den Aufbau hinaus bis auf die maximale Breite des Schiffes ragt; diese Nock dient zur Erlangung eines besseren Überblicks, dort steht der Ausguck.

Außerdem ist eine Nock ein kurvenförmiger Vorsprung an einer Welle (Nockenwelle), mit dem z. B. Ventile gesteuert werden. Solch ein Vorsprung und natürliches Ventil zur ‚Steuerung‘ fließenden Wassers heißt im Bayerischen und Schwäbischen bis heute *Nock*, ein



Historische Aufnahme der Nikolaikirche Anklam mit Marktplatz (www.nikolaikircheanklam.de/historischeansichten1.htm)

„Felskopf“, weshalb das Teigklößchen in der Suppe die Nocke oder das Nockerl heißt [Brockhaus].

Mit anderen Worten: Wo ein Nock, Nick, Nöck im Wasser sitzt – eigentlich muss es heißen: *eine* Nock, aber mit der Verwesentlichung entsteht hier eine unklare Geschlechtlichkeit – kann man das Wasser durchqueren, als läge ein Fels darin, man kann dort gesichert hinübergehen wie auf der Rahnock, hat Überblick wie auf der Brückennock; eine Furt ist eine schützende, regulierende Nock und wird zum „Werk“ des Nöck, Nick.

Damit bahnt sich ein gänzlich anderes Verständnis der Nico-Kirchen an Flussübergängen und Handelsstraßen an, welches seine letzte Bestätigung durch die Endung *-lai* erfährt:

Der Begriff *Ley* (auch *Lay*, *Lei* oder *Lai*) ist eine im Rheinland häufig anzutreffende Bezeichnung („keltischen Ursprungs“) für Fels oder Klippe [Wikipedia]. Das engl. *lay* „legen“ ist daraus abgeleitet. Zahlreiche ähnlich klingende rheinische und hessische Ortsnamen auf

-lais, -luss, -leis u. ä. sollen semitisches Sprachgut sein und im Fränkischen schließlich Anbetungsort, „Kirche“ bedeuten [laut Obermüller, Bd. 2.]. Trotz Bedeutungswandel zeigt dies „keltisch-fränkische“ *Lei* noch seine Verwandtschaft mit den semitischen Lev.

Je nachdem, in welcher Sprache das Wort „Nikolai“ verstanden wurde, stellten die Kirchen also einen „Siegesfels“ oder eine „Siegeskirche“, den „Nöck auf der Klippe“ oder ein „Gelege des Nöck“ dar, oder schlicht den doppelt gemoppelten Nock, Nick, Sieg oder Fels.

Es liegt hier ein Spiel mit Klang- und Bedeutungsassoziationen der Sprache vor, wie es heutzutage angesichts allseitiger „Hochsprachen“ nur selten zustande kommt, wie es aber früher durch viele regional verschiedene Dialekte mit Wortgleichklang (bei oft ganz unterschiedlicher Bedeutung) außerordentlich häufig – nicht nur versehentlich sondern durchaus absichtlich – zustande kam. So konnten ganz neue aussagekräftige Bedeutungen erzielt werden. Dieses

sprachliche Phänomen (sofern wir es entdecken) kann nicht nur zu interessanten Erkenntnissen führen, sondern vergönnt uns noch heute viel Heiterkeit.

Die Kirchen waren (sogar, wenn sie nicht an Flüssen lagen) Brückenköpfe, Vorsprünge, die sich immer weiter in jenes Gebiet vorschoben, welches dem Handel dieser Kaufleute erschlossen werden sollte; von diesen Kirchen aus wurde operiert, gesteuert, wurden die ‚Segel‘ gesetzt und eingeholt, von dort aus wurde nach vorn Ausschau gehalten, um die Handelswege zu sichern und das Handelsgebiet zu ‚befahren‘ – ob mit oder ohne Schiff. Die Nikolaikirchen sind als vorstehende Stützpunkte an den Handelsstraßen aufgereiht, so wie der Kapitän von der Brücke aus sein Schiff in den nächsten Hafen steuert; sie sind damit schon sprachlich als etwas Ähnliches wie im Orient die Karawansereien gekennzeichnet: Warenlager, Ruhepunkte für die Ankommenden und Ausgangsstationen für die weitere Handelsfahrt – eben „Felsköpfe“ im Strom.

Auffällig ist nun, dass in das Wort „Nikolai“ zwar die Bedeutung des griechisch-semitischen *nike-laos* als „Sieg des Volkes“ noch assoziativ hineinspielt, dass aber vor allem die zweite Silbe *lao(s)* (d. h. der Hinweis auf die rechtswahrenden, priesterlichen Leviten) durch *lai* eigentlich bedeutungsmäßig verschwunden und durch etwas anderes ersetzt ist. Dass dies tatsächlich Absicht sein könnte, muss ein andermal gezeigt werden.

Die aus *Nikolaos* entstandene Wortbildung *Nicolai* konnte nur von mittel- und nordeuropäischen Kaufleuten erdacht werden, die neben ihrer eigenen semitischen Sprache regionale Dialekte beherrschten und des Lateinischen kundig waren, von dem noch immer nicht klar ist, woher es stammt, das aber die Rechts- und Verwaltungssprache des alten Römischen Reiches (Byzanz) war. Die Sprache der osteuropäischen Hebräer heißt in Mitteleuropa „Jiddisch“ und muss bereits als eine Mischsprache aus semitischen und regionalen Dialekten betrachtet werden [vgl. Müller 2007, 666].

Insgesamt lässt die etymologische „doppelte“ Bedeutung im Namen *Nikolai* schon jetzt annehmen, dass die Namensgebung nicht ohne weiteres als Verehrung des byzantinischen Nikolaos durch fränkische Kaufleute gedeutet werden darf, sondern dass darin irgendeine Art von Affront gegen dessen Anhängerschaft deutlich wird, im Sinne von: „Wir haben unsere eigene Siegmagie“ in Gestalt eigener Stützpunkte und Handelslinien.

Die Etymologie bestätigt die von Blaschke gezeigte Verbreitungsrichtung



Nikolaikirche Rostock (um 1230) „... eine der ältesten, noch erhaltenen Hallenkirchen im Ostseeraum“ (Wikipedia).

„Die älteste Kirche Rostocks besitzt mehrere Besonderheiten: Unter dem Altar befindet sich eine Straßendurchfahrt, der Schwibbogen, in den ein buntes Gemälde des Hl. Nikolaus eingelassen wurde. Im Kirchendach sind 20 Wohnungen untergebracht, der Turm beherbergt Verwaltungseinrichtungen der Kirche. Das Schiff ist Konzertsaal.“ (www.rostock.de/Internet/stadtverwaltung/tourismus/city.jsp)

„Als frühgotische Halle von 4 Joch in Backstein erbaut, wurde sie 1312 zunächst turmlos und ohne Chor geweiht.“ (www.ostsee.de/rostock/nikolaikirche.html)

von West nach Ost und als Träger dieser Nikolai-Handelsgenossenschaften deutscher Kaufleute („Franken“) aus dem Rheinisch-Westfälischen. Ihre Religion ist unbekannt. Für einen Kreuzifikult, der zu dieser Zeit im Rheinland entstand, kenne ich in frühen Kaufmannsgenossenschaften keine Hinweise. Doch die Basiliken gibt es als „westfälische Hallenkirchen“, und noch die Rostocker Nikolaikirche gilt als „ein für diese Region typischer Hallenbau nach westfälischem Stil“ [Rostock]. Diese Kaufmannsgenossenschaften müssen als Vertreter und Verbreiter einer Art des Christentums angenommen werden, welches zuvor schon weiter westlich im Römischen Reich bei Bündnis-Genossenschaften/frühen Gilden gepflegt wurde [vgl. Müller 2007, bes. 677].

Diese Franken verlegten Handelsniederlassungen aus dem Rheinland zunächst nach Thüringen und Sachsen, um dann nach den Wendenkreuzzügen Ende des 11. Jahrhunderts mit *Nikolai* nach Norden und Osten vorzudringen. Hier begegneten sich „außerhalb des ehemals römischen Reichsbodens“ zwei Arten Kaufmannschaft: der auf „reine Händler-tätigkeit spezialisierte Kaufmann“ und der „aus slawischem Adel hervorgegangene

Kriegerkaufmann“ [Blaschke 1967, 242 nach Hermann].

Der „adlige Kriegerkaufmann“ bleibt in seiner Genese hier unklar; vielleicht handelte es sich um Kaufleute, die in noch halbwegs stabiler dualer Gemeinschaft von autochthonen Kriegern schützend begleitet wurden. Dagegen agierten die freien fränkischen Kaufleute genossenschaftlich im Sinne der antiken Eigentumsgesellschaft. Zwischen beiden dürfte es zu Konkurrenz gekommen sein, verschärft seit dem Niedergang des Königsrechts und zunehmenden Reichskirchenkämpfen.

Die Geschichte der noch unbefestigten Nikolaikirchen in Mittel- und Ostdeutschland markiert meiner Ansicht nach das zeitliche Ende der „dualen Stammesgemeinschaften“ in Europa nördlich der ehemaligen römischen Reichsgrenzen, östlich der Elbe.

Literatur

BBKL: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon. www.bautz.de/bbkl
 BKV: Bibliothek der Kirchenväter. www.unifr.ch/bkv/

BLASCHKE, Karlheinz (1967): Nikolaipatroninien und städtische Frühgeschichte. *Zeitschrift d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte - kanonistische Abtlg.*, Bd.84., S. 273-337. Weimar

(2) Stadtplanforschung. Neue Methoden und Erkenntnisse zur Entstehung des hochmittelalterlichen Städtewesens in Mittel-, Ost- und Nordeuropa: www.historiaorbium.org/deutsch/blaschke_stadt.pdf, PDF Datei, 31 S.

(1997): Stadtgrundriß und Stadtentwicklung. Forschungen zur Entstehung mitteleuropäischer Städte. Ausgewählte Aufsätze. Hg. Peter Johanek unter Mitarbeit von Uwe John. Köln

BROCKHAUS, Der Neue (1962): 5 Bd., Wiesbaden

CONRADES, Rudolf (2005): St. Nikolai in Schwerin. Schwerin (47 S.)

GEBSER, Rüdiger (2001): Das Thüringer

Königreich. www.hausarbeiten.de/faecher/hausarbeit/gek/19207.html

KLUGE, Friedrich (2002): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, New York

LÜLING, Günther (1985): Sprache und archaisches Denken. Erlangen

(2000): Das Problem „Hebräer“. *Zeiten-sprünge* 2, 180-193

(2005): The unique Pearl of Suwaid. (Umfangreiche Überarbeitung der deutsch. Ausg. von 1973) Erlangen

MANGELSDORF, Günter (1974): Die Brandenburger St. Nikolai-Kirche. Einige Bemerkungen zur Städtischen Frühgeschichte. *Brandenburger Kulturspiegel*, H. 9, 10-16

MÜLLER, Zainab Angelika (2007): Die Franken sind kein „Stamm“. Neuerlicher Versuch, ihre Identität zu erhellen. *Zeiten-sprünge* 4, 657-681

NIEMITZ, Hans-Ulrich (2001): Geld - Ethik - mittelalterlicher Feudalismus. Zu drei Entwicklungen ohne Evolution. *Zeiten-sprünge* 4, 691-723

OBERMÜLLER, Wilhelm (1872): Deutsch-keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch. Bd.1 u. 2, Paris, London

ROSTOCK, Nikolaikirche: www.festspiele-mv.de/index.php?menu=spielorte&id=74

SCHMIDT-RECLA, Adrian: Deutsches Privatrecht – Deutsche Privatrechtsgeschichte vor der Rezeption. www.uni-leipzig.de

Stork, Hans-Walter (1998): Johannes Diaconus: Vita Gregors des Großen; Paterius: Aus den Schriften Gregors. Anmerkungen zu Diözesan- und Dombibliothek, Handschrift 96. Beitrag in „Glaube und Wissen im Mittelalter“, Katalogbuch zur Ausstellung, München, S. 207-208: www.ceec.uni-koeln.de/projekte/CEEC/texts/GlaubeUndWissen/GlaubeUndWissenZuHs96.htm

TOPPER, Uwe (2006): Kalendersprung. Tübingen

Für Hinweise auf Blaschke und Conrades danke ich Herwig Brätz / Rostock. ■



Plau am See. Die Plauer Stadtkirche ist von allen Himmelsrichtungen weithin sichtbar. Mitte des 13. Jahrhundert wurde sie im Stil einer westfälischen Hallenkirche errichtet (www.m-vp.de/plau/plauseel/seiten/sehensue.htm)

Günter Bischoff

Ein archaischer Kalender im nördlichen Europa

Das Zählen der Tage und ihre Zusammenfassung in größeren Zeitabschnitten gehört zu den frühen wissenschaftlichen Leistungen der Menschen. Schon vor der Zeitenwende gab es einfache Kalender, die diesen Zweck erfüllten. Der gegenwärtig in den meisten Ländern benutzte Kalender wurde 1582 von Papst Gregor XIII. eingeführt. Trotz einiger Unzulänglichkeiten ist dieser sehr genaue Kalender seither nicht mehr verändert worden.

Bei der Entwicklung neuer Kalender gab es in der Vergangenheit die unterschiedlichsten Ansätze, die Jahres- und Monatslänge aufeinander abzustimmen. Wegen der Dauer von 365,2422 Tagen für einen vollständigen Umlauf der Erde um die Sonne bzw. 29,5306 Tagen für den Zeitraum zwischen zwei gleichen Mondphasen kann dies immer nur unvollkommen geschehen. In diesem Zusammenhang ist ein alter, ehemals in Nordeuropa gebräuchlicher Kalender von Interesse, bei dem ein völlig anderes Konzept bei der Wahl dieser Zeitabschnitte verwirklicht wurde. Er verdeutlicht, dass frühere Astronomen nicht zwangsläufig zu einer Jahreseinteilung gelangten, die der heutigen ähnelt.

Der Gregorianische Kalender unterteilt bekanntlich das Jahr in zwölf Monate mit abwechselnd 30 und 31 Tagen, wobei der Februar mit 28 oder 29 Tagen eine weitere Unregelmäßigkeit aufweist. Bei jenem nordeuropäischen Kalender hingegen wurde das Jahr gleichmäßig und ohne Ausnahme in 13 Monate zu je 4 Wochen mit 28 Tagen geteilt [1]. Daraus ergibt sich eine Jahreslänge von 52 Wochen mit insgesamt 364 Tagen. Sie weicht nur einen reichlichen Tag von der exakten Dauer eines Jahres ab. Das ist erheblich weniger als bei einem zwölfmonatigen Kalender mit einer theoretischen Monatslänge von konstant 30 oder 31 Tagen.

Die Monatsdauer von 28 Tagen war den Nordeuropäern sicher sympathisch, denn sie lässt sich nicht nur halbieren, sondern auch vierteln. Dass der nur halb beleuchtete Mond als „erstes“ bzw. „letztes“ Viertel bezeichnet wird, weist deutlich auf ein *zeitliches* und nicht auf ein sichtbares Viertel hin. Die 7 als Tagesanzahl einer Woche wurde wahrscheinlich in einem magischen

Zusammenhang mit der Zahl der im Altertum bekannten Planeten gesehen, zu denen man auch Sonne und Mond zählte. Die 28 wiederum harmoniert mit einem Zeitraum von 56 Jahren, in denen sich dreimal in einer bestimmten Reihenfolge die Sonnen- und Mondfinsternisse wiederholen.

Der alte Kalender weist gegenüber unserem heutigen noch andere Vorteile auf. Ein jeder Monat, ein jedes Quartal zu 13 Wochen und jedes Jahr beginnt mit dem gleichen Wochentag. Diese Einfachheit und Regelmäßigkeit war leicht einprägsam und offenbar auch beim einfachen Volk sehr beliebt [2]. Merkverslein waren dabei hilfreich, die Zahl der einzelnen Zeitabschnitte besser im Gedächtnis zu behalten:

*„Ein Baum hat dreizehn Äst'
und jeglicher Ast hat vier Nester
und in jeglichem Nest sieben Jungen“*
[1]

Der Kalenderaufbau war besonders vorteilhaft für Frauen. Der Beginn jedes Menstruationszyklus' verschiebt sich nämlich innerhalb eines 28-tägigen Monats weniger als bei einem Monat mit 30 bzw. 31 Tagen Länge. Auch die Schwangerschaftsdauer von 40 Wochen entsprach genau zehn der kürzeren Monate, während es heute 9,2 Monate sind, also keine ganze Anzahl. Diese Übereinstimmung mit wichtigen menschlichen Lebenszyklen und der unkomplizierte Aufbau des Kalenders sprechen für sein hohes Alter [3].

Ein gewisser Nachteil gegenüber unserem heutigen Kalender wog offenbar früher nicht so schwer: Die Monatsanzahl 13 lässt sich nicht wie die 12 durch 2, 3, 4, und 6 teilen.

Der alte Dreizehnmonatskalender ist in Europa noch nicht gänzlich verdrängt worden. Man benutzt ihn aber heute nur noch in einem letzten Refugium, auf der entlegenen Insel Island. Bis in das 17. Jahrhundert hinein fand er auch noch in Norwegen Verwendung. Vorerst lassen sich seine Wurzeln zuverlässig nur bis ins 9. Jahrhundert zurück verfolgen [4]. Sollte er aber wirklich erst relativ kurz vor Einführung des Christentums in Nordeuropa entwickelt worden sein? Eine Teilantwort auf diese Frage findet man bei der Suche nach einer sinnvollen Schaltregel für diesen Kalender.

Eine Schaltregel in der Bronzezeit

Die jährliche Differenz von etwa $1\frac{1}{4}$ Tagen zur Länge des Tropischen Jahres summierte sich bereits nach wenigen Jahrzehnten zu einer Verschiebung des Jahresanfangs, die den damaligen Astronomen nicht verborgen bleiben konnte. Eine einfache Regel, diesen misslichen Umstand zu beseitigen, ist uns aus dem frühen Mittelalter überliefert. Man hielt sich um das Jahr 955 an die Empfehlung von *Thorstein Surt*, einem Westisländer, alle sieben Jahre eine zusätzliche ganze Woche einzuschieben. Falls dies noch nicht genügen sollte, könne man dies auch in einem kürzeren Zeitraum tun [1]. Man nahm es also vor tausend Jahren nicht so genau mit dem exakten Jahresbeginn.

Bedeutsam bei dieser Schaltung ist jedoch nicht der Einschub eines einzelnen Tages, sondern gleich einer vollen Woche, um den Jahresanfang stets an demselben Wochentag zu belassen.

Eine bessere, systematische Schaltregel kann leicht gefunden werden. Dazu variiert man den Zeitraum, in dem am Ende eine zusätzliche Woche hinzugefügt wird und berechnet dann die mittlere Jahreslänge. Die Differenz zur exakten Jahreslänge verringert sich gegenüber der oben erwähnten Schaltregel schon bei einem 6-jährigen Zyklus bedeutend, steigt aber bei einem 5-Jahres-Abstand und erst recht bei einem 4-Jahres-Abstand wieder an (s. Tabelle nächste Seite). Die Kombination aus dem 5- und 6-jährigen Abstand ergibt nun eine Genauigkeit, die den Ansprüchen der früheren Astronomen sicherlich genügt.

Nach 33 Jahren beträgt die Abweichung erst einen Tag und nach 115 Jahren müsste das erste Mal über das Auslassen einer zusätzlichen Woche nachgedacht werden (s. Schaltung 6 in der Tabelle). Bei einer leicht modifizierten Abfolge des 5- bzw. 6-jährigen Schaltzyklus würde die Genauigkeit nochmals um ein Mehrfaches steigen und damit sogar den Julianischen Kalender übertreffen (s. Schaltung 7 in der Tabelle).

Einen Hinweis auf den Schaltzyklus abwechselnd alle 5 und 6 Jahre findet man bei keinem alten Kalender im Bereich der frühen Hochkulturen im

Jahr / Schaltregel	mittlere Jahreslänge (in Tagen)	mittlere Differenz pro Jahr (in Tagen)	1 Tag Differenz in ... Jahren	½ Woche Differenz in ... Jahren
Tropisches Jahr	365,24219...	-	-	-
1) Gemeinjahr ohne Schaltung	364	- 1,2422	0,8	3
2) GJ + 1 SW alle 7 Jahre	365	- 0,2422	4,1	14
3) GJ + 1 SW alle 6 Jahre	365,1667	- 0,0755	13,2	46
4) GJ + 1 SW alle 5 Jahre	365,4	+ 0,1567	6,3	22
5) GJ + 1 SW alle 4 Jahre	365,75	+ 0,5078	2	7
6) GJ + 1 SW abwechselnd alle 5 und 6 Jahre	365,2727	+ 0,0305	32,8	115
7) GJ + 1 SW abwechselnd alle 6, 5 u. 6 Jahre innerhalb 17 Jahre	365,2353	- 0,0069	145	507
Julianischer Kalender	365,25	+ 0,0078	128	(449)
Gregorianischer Kalender	365,2425	+ 0,0003	3231	(11309)

Table: Genauigkeit des nordeuropäischen Dreizehnmontatskalenders (Nr. 1 bis 7) in Abhängigkeit von der Schaltregel (GJ = Gemeinjahr; SW = Schaltwoche)

Mittelmeergebiet und im Nahen Osten. Aber es gibt über eine Region im nördlichen Mitteleuropa eine schriftliche, in das -13. Jahrhundert datierte Überlieferung, in der genau diese beiden Jahresangaben erwähnt werden. Ihr zufolge trafen sich auf einer Insel „im Atlantischen Meer“ die Könige einer weitverbreiteten Gemeinschaft von zehn verbündeten Ländern immer im Abstand von 5 und 6 Jahren. Der Verfasser der Überlieferung, der griechische Philosoph Platon, gibt als Grund für diesen Rhythmus an, die Bewohner wollten die gerade Zahl nicht vor der ungeraden bevorzugen [5].

Dieser angebliche Grund erscheint zu einfach für so eine wichtige Zeremonie. Es liegt daher die Vermutung nahe, dass die Jahresangaben mit der Schaltregel eines prähistorischen Kalenders im Zusammenhang stehen. Falls diese Überlegung richtig ist, dann traf man sich höchstwahrscheinlich nicht in einem beliebigen Gemeinjahr auf der Insel, sondern jeweils in dem Jahr mit der zusätzlichen Woche. Vielleicht war der Zeitpunkt des seltenen Zusammentreffens sogar die Schaltwoche selbst.

Der erwähnte überregionale Versammlungsort befand sich auf der reichlich 20 km großen Königsinsel „Basileia“ östlich von Helgoland, wie die wissenschaftlich gut gesicherten Forschungen des Pastors und Archäologen Jürgen Spanuth (1907–1998) ergaben [6].

Platons Atlantisbericht gibt wichtige Einblicke in die Kulte und Gebräuche der Herrscher Nordwesteuropas vor über dreitausend Jahren. Beispielsweise fingen sie mit einfachen Hilfsmitteln Stiere ein und opferten diese auf einer mit Inschriften versehenen Säule, man löschte die Opferfeuer und die Könige

zogen bei ihrer feierlichen Zeremonie dunkelblaue Mäntel „von wunderbarer Schönheit“ an. Um -1220 fand die Jahrhunderte alte Tradition ein nicht vorhersehbares Ende. In einer verheerenden Sturmflut versank fast die gesamte Insel zusammen mit dem Königspalast, den Tempeln und Wohnhäusern in der Nordsee.

Die vorliegenden Überlegungen sprechen sehr stark dafür, dass das Dreizehnmontatsjahr mit der ausgeklügelten Schaltregel schon im -13. Jahrhundert von der Bevölkerung der Nordischen Bronzekultur verwendet wurde. Sicherlich wurde aber dieser Kalender in seiner einfachsten Form, also ohne Schaltregel oder mit einer sporadischen Schaltung, schon viel früher eingeführt. Darauf findet man in der erwähnten Überlieferung keine Antwort, aber eine mögliche Spur führt nach Ägypten. In diesem hoch entwickelten Land gibt es schon seit über 5000 Jahren schriftliche Quellen, die Auskunft geben können.

Verbindungen nach Ägypten?

Die alten Ägypter benutzen seit dem Entstehen ihrer Hochkultur einen Sonnenkalender mit einer Jahreslänge von 365 Tagen. Die Genauigkeit genügte ihnen vorerst, aber sie mussten als Nachteil in Kauf nehmen, dass der laut Kalender definierte Jahresanfang allmählich alle Jahreszeiten durchlief. Erst nach 1461 Jahren ihrer Zeitrechnung entsprach der Jahresanfang wieder ihren jahreszeitlichen Vorstellungen. Diese Zeitspanne vollendete sich nach 1460 Julianischen Jahren und wurde von den Priestern Sothisperiode genannt.

Daneben werden aber in ägyptischen Quellen einige Zeitspannen für geschichtliche Ereignisse angeführt, die in keiner Weise mit unserem Wissen

über die Chronologie des Nillandes übereinstimmen. Die Ägypter sollen beispielsweise von Dionysos bis Amasis 15.000 Jahre gerechnet haben. Daneben findet man weitere unzutreffende Zeitspannen wie 10.000 und 17.000 Jahre für Ereignisse, die alle nach dem Beginn der 1. Dynastie lagen [7]. Auch der Untergang von Teilen des Atlanterreiches, der mit Sicherheit in die späte Bronzezeit einzuordnen ist, soll 8000 bis 9000 Jahre vor dem Besuch des griechischen Staatsmannes Solon in Ägypten geschehen sein.

Erklären lassen sich diese unglaublichen Zeitangaben mit der parallelen Verwendung eines Monatskalenders durch die damaligen Priesterastronomen, die diese Zeitabschnitte für uns irreführend als „Jahre“ bezeichneten. Der schwedische Universalgelehrte Olof Rudbeck erkannte um 1700 als Erster diesen Irrtum, und J. Spanuth machte 1953 darauf aufmerksam, dass die Hieroglyphe für „Jahr“ auch die Bedeutung von „Umlauf“ hat. Damit war bei den erwähnten Zeitangaben offenbar der siderische Mondumlauf mit 27,32 Tagen gemeint. Der Einfachheit halber wurde aber mit 28 Tagen gerechnet. Schon der griechische Gelehrte Diodor von Sizilien erwähnt diesen Sachverhalt, indem er über die Gepflogenheiten bei den Ägyptern berichtet: „... in alter Zeit, als die Bewegungen der Sonne noch nicht bekannt waren, pflegte man das Jahr nach dem Lauf des Mondes zu berechnen. Folglich bestand das Jahr aus 28 Tagen.“ Und argumentierend fügt er hinzu, „dass es ja auch unmöglich sei, dass einige Menschen 1200 Jahre lebten“ [8].

Neben den vielen durch 1000 teilbaren Jahresangaben im alten Ägypten gibt es eine, die nicht in dieses Schema passt. Zwischen der 1. Dynastie, die um -3100 begann, und dem Ende der 30. Dynastie im Jahre -332 sollen angeblich 36.525 „Jahre“ vergangen sein. Der Schweizer Geoarchäologe E. Zangger rechnete diese Zahl in synodische Monate um und kommt so auf eine Dauer von 2952 Sonnenjahren [9]. Die Abweichung von etwa 150 Sonnenjahren nahm er bei diesem langen Zeitraum als Ungenauigkeit hin. Aber eine Umrechnung in 36.525 Monate zu 28 Tagen hätte die genauere Zeitspanne von etwa 2800 Sonnenjahren ergeben, die auch die Archäologen annehmen. Diese Monatsanzahl von 36.525, deren Hundertfaches der Jahreslänge in Tagen sofort auffällt, war den Ägyptern sicher auch deswegen eine Erwähnung wert, weil die Entsprechung in Son-

nenjahren eine sehr runde Zahl ergab. Das verhalf den Kalendermachern vermutlich zu einer weiteren Erkenntnis. Offenbar war ihnen am Ende dieses Zeitraumes neben dem Erkennen der Sothisperiode klar geworden, dass die relativ genaue Tageslänge x eines Sonnenjahres nach der Formel

$$2800 \cdot x = 36525 \cdot 28$$

leicht berechnet werden konnte.

Diesen Überlegungen zufolge muss die parallele Zeitrechnung der ägyptischen Priesterastronomen nach einem 28-Tage-Monat bereits um -3100 begonnen haben. Das wirft einige Fragen auf, die vorerst nicht beantwortet werden können. Wurde dieser Kalender unabhängig von den Völkerschaften im nördlichen Mitteleuropa entwickelt und benutzt? Oder gab es vor über 5000 Jahren bereits erste wissenschaftliche und kulturelle Kontakte zwischen Nord und Süd? Eine Ausbreitung von Ägypten aus in Richtung Norden ist in diesem Falle eher unwahrscheinlich, weil der alte Kalender in Skandinavien und Island relativ lange die Zeiten überdauerte, hingegen in der Levante keine Spuren hinterließ. Es ist nach den Ausgrabungen bei Nebra und Goseck nicht mehr abwegig, die umgekehrte Ausbreitungsrichtung anzunehmen. Sollte es damals tatsächlich zu einem Wissensaustausch gekommen sein, dann kann indirekt auf eine Einführung des 28-Tage-Kalenders in Nord-europa gegen Ende des -4. Jahrtausends geschlossen werden.

Die Entwicklung relativ genauer Kalender in weit voneinander entfernten Regionen muss aber nicht zwingend durch frühe Kontakte der Kulturen zustande gekommen sein. Die Beobachtung der Himmelsphänomene von Sonne und Mond, die an jedem Ort der Erde möglich ist, führte zwangsläufig zur Festlegung einer Jahreslänge von ungefähr 365 Tagen und einer Monatslänge zwischen 28 und 31 Tagen. Fähige Astronomen konnten somit überall und ohne Kenntnis voneinander sinnvolle Lösungen für die Einteilung des Jahresablaufs finden. Das gilt insbesondere auch für das nord- und mitteleuropäische Gebiet, das spätestens seit den spektakulären Entdeckungen des letzten Jahrzehnts zu den frühen Zentren astronomischen Wissens gezählt werden muss.

Literatur

Bischoff, G.: „Atlantis – die Enträtselung im 20. Jahrhundert“, SYNESIS Nr. 3/2005
Online-Artikel: www.Eichner-Dresden.



Ägypten: Kalenderwand im Kom-Ombo-Tempel (Foto: Geise)

de/atlantid und www.efodon.de/html/archiv/vorgeschichte/bischoff/atlantid.htm

Meier, G., Zschweigert, H.: „Die Hochkultur der Megalithzeit“, Tübingen, 1997

Reuter, O. S.: „Der Himmel über den Germanen“, München 1936

Spanuth, J.: „Die Atlanter – Volk aus dem Bernsteinland“, Tübingen, 1977; Artikel „Zum Verständnis des Atlantisberichts“, in „Deutschland in Geschichte und Gegenwart“, Nr. 3/1988

Zangger, E.: „Atlantis – Eine Legende wird entziffert“, München, TB-Ausgabe 1994

Anmerkungen

[1] Reuter, S. 27 f.

[2] Die Praktikabilität zeigt sich noch heute. Beispielsweise wird in einem Dresdner Krankenhaus der Dienstplan eines ganzen Jahres immer noch in Zeitspannen von 2 mal 4 Wochen ohne Berücksichtigung der tatsächlichen Monatsgrenzen aufgestellt.

[3] Mediziner rechnen jetzt noch vereinfachend mit einer Schwangerschaftsdauer (nach der letzten Regel) von 10 „Mondmonaten“ zu je 4 Wochen; zum Alter des 28-Tage Kalenders s. a. Meier, Zschweigert, S. 215 f.

[4] Dieser Kalender wurde nachweislich um 870 in Island eingeführt. Reuter vermutet aber, dass er schon im gesamten germanischen Gebiet vor Übernahme der römischen Wochentagsnamen im 4. Jahrhundert verbreitet war. S. a. Reuter, S. 26 f.

[5] Platon, Dialog „Kritias“, 119 d, zitiert bei Spanuth 1977, S. 471; als „Atlantisches Meer“ wurde in Platons Atlantisbericht nicht der Atlantische Ozean, sondern das „Meer des Atlas“ bezeichnet, wo auf einer Insel Atlas als König und Ahnherr der Atlanter herrschte. Gemeint war mit diesem Meer die Nordsee (s. a. [6]).

[6] Die Insel Basileia war nur das Kult- und Handelszentrum des Kernlandes von Atlantis. Es ist nach Spanuth identisch mit dem Verbreitungsgebiet der nordischen Bronzezeit, die sich um diese Zeit in Südnorwegen, Südschweden, Dänemark und Norddeutschland ausbreitete; s. a. Spanuth, 1977; Zusammenfassung seiner Theorie s. Bischoff

[7] Nach Herodot; zitiert bei Spanuth, 1977, S. 25 und 1988, S. 33.

[8] Zitiert bei Spanuth, 1977, S. 26.

[9] Nach den ägyptischen Geschichtsschreibern Manetho, Syncellus und Eusebius, s. Zangger, S. 149.

Erhard Landmann

Die Rosswell-Schrift und die Schriften vom Kloster Sankt Gallen

Der Ufo-Absturz von Rosswell hat bei der Auseinandersetzung zwischen Ufo-Anhängern und Ufo-Gegnern eine überragende Bedeutung erhalten, obwohl es viel spektakulärere und besser erforschte Ufo-Zwischenfälle gibt und obwohl die alten Texte weltweit berichten, dass es seit Jahrhunderten außerirdische Besucher gibt und dass unsere Ahnen selbst keineswegs vom Affen aus Afrika abstammen, sondern ebenfalls aus dem All kamen.

Dies liegt daran, dass die meisten einfachen Ufo-Anhänger sich nicht intensiv und wissenschaftlich genug mit dem Problem befassen und die Ufo-Gegner schon gar nicht, beziehungsweise das Problem bewusst vertuschen wollen. Der zweite Grund für die übermäßige Strapazierung des Rosswell-Absturzes ist sein Zeitpunkt. Im 2. Weltkrieg und danach waren die Luftfahrttechnik und die Kommunikationstechnik gewaltig weiter entwickelt worden. Zudem saßen überall in Europa und Asien amerikanische Besatzungstruppen mit eigenen Armeesendern und eigenen Zeitungen. Während vor dem 2. Weltkrieg eine Nachricht über ein Ereignis in Amerika 8 bis 10 Wochen oder länger brauchte, um Europa zu erreichen, war sie jetzt schon am nächsten oder übernächsten Tag in Europa und Asien. Es gab Privatflugzeuge, und sieben Tage vor dem Rosswell-Absturz hatte ein solcher Privatflugzeugbesitzer neun Ufos gesehen und die Medien darüber informiert. Alles sprach also gerade schon über Ufos beziehungsweise über „Fliegende Untertassen“. Viele Soldaten erinnerten sich plötzlich über im Krieg ständig gesehene so genannte „Foo-Fighter“, die man für Geheimwaffen des Kriegsgegners hielt und denen man nun ihre wahre Herkunft zuschreiben konnte.

Da man den Rosswell-Zwischenfall nicht mehr ganz aus der Welt schaffen konnte, erklärte man ihn mit dem Absturz eines Wetterballons und die im Zusammenhang damit gefundenen Beweisstücke für Fälschungen. Schauen Sie sich Abbildung 1 an. Sie sehen einen Eisen- oder Stahlträger mit Schrift darauf. Seit wann besitzen Wetterballons Stahlträger? Niemals hätte ein einzelner Fälscher so etwas allein fälschen können. Es ist ein Stahlwerk notwendig, und man muss die Schrift darauf anbringen. Niemand hätte eine

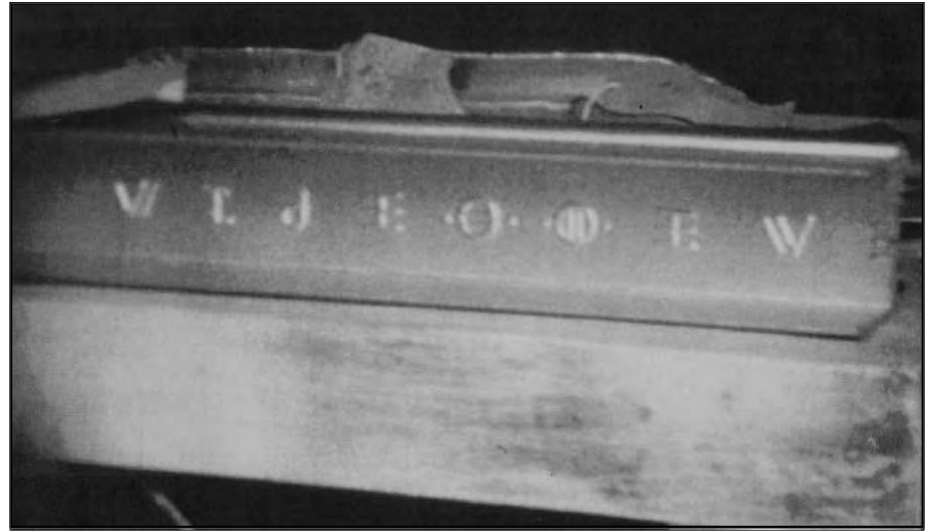


Abb. 1

so aufwändige Fälschung geheim halten können. Aber diese Dinge, obwohl sie in den Diskussionen um Rosswell kaum oder gar nicht auftauchen, sind nicht der Grund, warum ich das Thema Rosswell hier noch einmal aufgreife. Es geht mir als Sprachwissenschaftler um die schriftliche und damit um die sprachliche Seite des Falles Rosswell, über die sich meines Wissens noch niemand ernsthafte Gedanken gemacht hat, außer ein paar stümperhaften, um nicht zu sagen, lächerlichen Versuchen von Nichtsprachwissenschaftlern.

Ich habe mir den Spaß gemacht, eine Reihe von Leuten zu fragen: „Wenn Sie der Fälscher von Rosswell wären, was würden Sie für Ihre Fälschung wählen: 1. Was für eine Schrift? 2. Was für eine Sprache? 3. Was für einen Textinhalt? Die Antworten waren durchweg eindeutig. Jeder ohne Ausnahme sagte: „Ich würde eine Schrift und eine Sprache erfinden, die es auf der Erde nicht gibt“. Das ist also die typische Vorstellung des unbedarften Erdenbürgers über Außerirdische. Auf die dritte Frage nach dem Textinhalt kam eine ebenso eindeutige Antwort: „Ich würde die angeblichen (denn es soll ja die Antwort eines Fälschers sein) Koordinaten oder die Lage meines Herkunftsplaneten im Weltall angeben oder die Nummer meines eventuellen militärischen Truppenverbandes“. Genau das, was unsere Raumfahrtgesellschaften machen, wenn sie Satelliten in den Weltraum schießen. Die Leute sehen ja schließlich Fernsehen oder hören Nachrichten im Radio oder lesen Zeitungen.

Der oder die „Fälscher“ von Rosswell aber hatten im Jahr 1947 noch nichts über von uns ins All gesandte Satelliten und Raumfahrzeuge gehört. Aber eine auf der Erde nicht vorhandene Schrift und Sprache hätten sie als Fälscher sicher auch gewählt, schließlich wollten sie ja glaubwürdige Fälscher sein. Aber auf dem Stahlträger in Abbildung 1 erkennen wir so genannte lateinische Buchstaben und Zahlen. Wenn es also Fälscher waren, müssen sie (in ihrer Eigenschaft als Fälscher) mehr als sehr dumm gewesen sein. Etwa wie Bankräuber, die sich zwar bei ihrem Banküberfall maskiert und verkleidet haben, dann aber den Überfallenen ihre Visitenkarte mit Name und Wohnadresse überreichen, damit sie ja sehr schnell gefasst werden.

Noch erstaunlicher ist der Textinhalt. Es sind Koordinaten, es sind Angaben über den Herkunftsort im Weltraum. Es ist dort zu lesen: VI i.d E OdH EW = Sechs id (in der) ewigen (Galaxie) OdH (des Gottes) E.

Das Kloster Sankt Gallen in der Schweiz ist berühmt für seine alten Schriften in (angeblich) lateinischer und in altdeutscher Sprache, und es ist ein Segen Gottes, dass diese Schriften für jedermann im Internet anzusehen sind. In vielen dieser Schriften werden astronomische und (wie es unsere Wissenschaftler bezeichnen) „computistische“ Berechnungen angeführt. Viele dieser Berechnungen hält man für angebliche Berechnungen des Osterfestes, weil man das Wort „dies“ (in elidiutischer Sprache, die sich besonders gut in der altdeutschen Sprache erhalten hat) als angeblich latei-

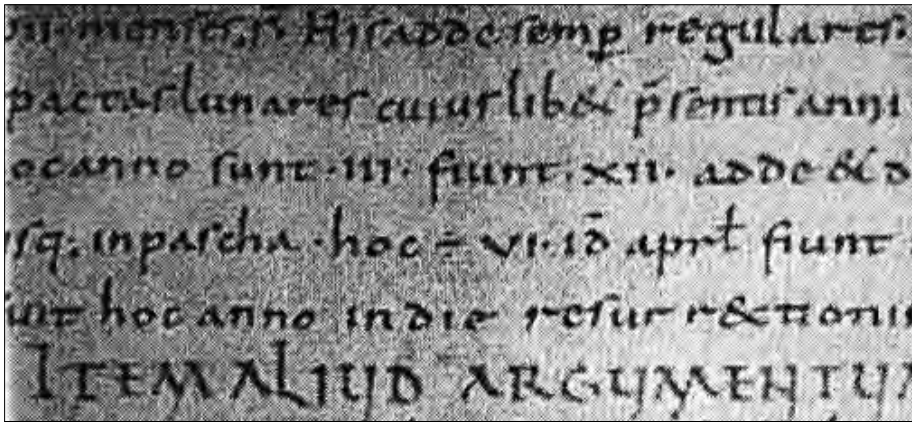


Abb. 2

nisches Wort für „Tag“ annimmt. „Dies“ bedeutet im Altdeutschen und Mittelhochdeutschen als Substantiv der „Wirbel, das Rauschen“ und als Verb „diesen, diezen“ = „sich erheben, auffahren“, wovon die 3. Person Singular eben das Wort „dies, diez“ bildet. (Dass es sich nicht um Osterfestberechnungen handeln kann, sieht man auch daran, dass der Februar 23 dies und 30 Lunes (Monde) haben soll, Juli und August 30 dies und 30 Lunes haben sollen, das Juli bis Dezember, wenn das Osterfest längst vorbei ist, in den Berechnungen vorkommen und dass jede Menge „krumme“ Zahlen wie 384 oder 492 usw. auftauchen.)

Der nächste Fehler ist, dass man die

Galaxie oder das Sternensystem „id“ für die Abkürzung des lateinischen „idus“ hält, den 15. Tag in manchen Monaten. Wenn Sie all dies wissen und berücksichtigen (und noch jede Menge mehr, das ich hier nicht anführen kann, aber nachgeprüft und erforscht habe und was als sicher und unwiderlegbar gelten kann), kann ich Ihnen nun die große Überraschung bieten: In vielen der Schriften vom Kloster Sankt Gallen finden Sie gleiche oder ähnliche Angaben wie auf dem Träger von Rosswell (Nicht immer handelt es sich um die „lateinische“ VI, auch die id VII, id VIII oder id V usw. kommen vor). Die Abbildungen 2, 3 und 4 dieses Artikels habe

ich aus zwei Schriften von Sankt Gallen ausgewählt (Codex 902 Aratos und Codex 878 Uualafriid Strabo), einfach aus Zeitgründen, weil ich nicht so lange für diesen Artikel suchen wollte und andere wichtige Forschungsaufgaben habe). Ich hätte viele weitere Schriften oder Seiten ebenso wählen können. Übrigens bedeutet der Titel der Schrift „Uualafriid“. „Uu al afriid“ = „auf ins All auffährt“ und weist schon auf Raumfahrt hin. Schauen Sie sich also die Abbildung 2 (Uualafriid Seite 235, 4. Ziele von oben) und Abbildung 3 (Uualafriid Seite 237, die beiden unteren letzten Zeilen) an, um die Ähnlichkeiten mit der Rosswell-Schrift zu erkennen.

Abbildung 4 (Aratos Seite 149) zeigt uns dagegen in den Zeilen 6 bzw. 14 von unten, wie die Klassifizierungen in den alten Schriften erfolgten: IIII & lunam XIII und IIII & lunam XIII (Also: 4. Teil oder Quadrant der Galaxie Od der 13. Mond bzw. 4. Teil der Galaxie Od der 14. Mond. Das Schriftzeichen „&“, das man heutzutage auch als „Kaufmannsund“ bezeichnet, ist nämlich gar nicht das lateinische „et“ = „und“, sondern bezeichnet die Galaxie „Od“, nämlich den Buchstaben „d“ mit einem „o“ darüber. Man muss allerdings, je nach Handschrift und Schreiber sehr genau hinsehen, denn auch das „ek, ec“ sieht bei manchem Schreiber mancher Handschrift sehr ähnlich aus.

Weiter kommen in den Schriften solche Sätze vor wie: „de stellis V quecom“ (zur Stelle fünf gekommen) oder „omnio stellarum XVIII“ (im Sternensystem Omnio die Stelle neunzehn im Raum“). Das angebliche lateinische Wort für Stern „stella“, „stellarum“ bedeutet nämlich nur „Stelle im Raum“, was ja auch ganz logisch ist. Ein Stern ist nun mal eine ausgefüllte Stelle im sonst leeren Weltraum.

Damit sind die sprachlichen Hinweise und Verbindungen von Sankt Gallen zu Rosswell, zur Raumfahrt und zum Ufo-Problem generell aber keineswegs erschöpft. Was bedeutet der Name Sankt Gallen oder besser Sancti Galli? „sanc ti gal Li“ heißt „es sank der Gal des (Gottes E) Li“. Was ist ein Gal? Gal ist die Kurzform des Wortes „Galgo“ = „der Galgen, das Kreuz“ und bezeichnet in alten Schriften auch ein galgenförmiges oder kreuzförmiges Raumfahrzeug. Schauen Sie sich Abbildung 5 an (und lassen Sie sich dabei nicht stören, dass in diese Abbildung das Signum der Bibliothek des Klosters hineingestempelt wurde). Dieses abgebildete Kreuz ist ursprünglich keineswegs ein christliches Kreuz, es ist die mittelalterliche Zeichnung eines galgen- oder kreuzförmigen Raumfahrzeuges, das Gal des Gottes E Li. (Es ist

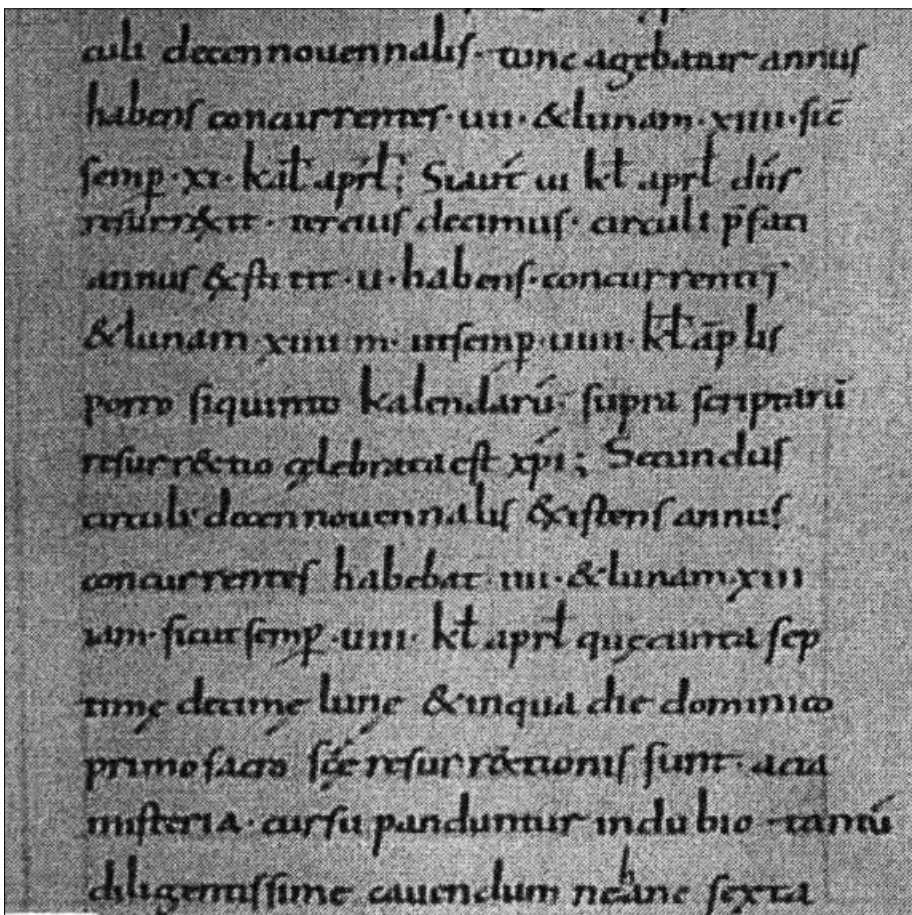


Abb. 3

mir vollkommen klar, dass Skeptiker, Ufo-Gegner und Wissenschaftler auf falscher Fährte sich jetzt halbtot lachen und sagen werden: „Dieser Kerl spinnst total“, aber ich kann hier in einem kurzen Artikel keine näheren Erklärungen zu meinen jahrelangen Forschungen und deren Ergebnissen geben). Es steht nämlich auch in den Schriften von St. Gallen und anderswo das Wort „crucifixus“. Wobei man wissen muss, dass der Buchstabe „x“ den „ch“-Laut in alten Zeiten darstellte. Crucifixus ist also Crucifichus oder aber das kreuz- oder galgenförmige Raumfahrzeug aus dem Sternbild Fisch. Da aber das Wort für „aufsteigen“ in der elidiutischen Sprache „risen“ bedeutete, ebenso wie in altdcutscher und englischer (altsächsischer) Sprache und die Vergangenheitsform davon „cherist, christ“ ist und das Cruci aus dem Sternbild Fisch „us“ = „hinaus ins All“ „gerist ist“, entstand durch falsche Übersetzung die angebliche Person „Christus am Kreuz“ oder am Kruzifix, eine Person, die es nie gab und von der auch nichts in der Christenbibel steht. Alles Übersetzungsfehler. (Es tut mir Leid für viele Christen, die oftmals hervorragende, gute Menschen sind, wenn sie dies lesen sollten, aber es ist nun mal die historische Wahrheit).

Leider waren und sind die Wesen vom Sternbild Fisch keineswegs so liebenswürdig wie mancher wohlgezogene Christ, was uns die Wörter „Fiskus, fiskal, Konfiskation“ belegen. Sie waren es also, die die Steuererpressung und die Beschlagnahme der Güter anderer Menschen erfunden und auf der Erde eingeführt haben. „Fisk us = die aus dem (Sternbild) Fisch“, „fiskal = Das (Sternbild) Fisk im All“. Leider begreifen die Wähler unserer linken und rechten Sozialisten nicht und werden es wahrscheinlich nie begreifen, dass Sozialismus und Kapitalismus die zwei gleichen Seiten der gleichen Medaille sind und immer dieselben Polit- und Gewerkschaftsfunktionäre die erpressten Steuern abkassieren, egal ob gerade Sozialismus oder Kapitalismus herrscht. Die Wesen vom Sternbild Fisch im Hintergrund passen schon auf, dass da nichts schief läuft. Wie das Wort Bischof („pisc oph“, „pisco uf“) zeigt, wurden auch die angeblich drei großen, monotheistischen Buchreligionen, die eigentlich gar keine Religionen sind, von diesen Wesen – und zwar erst im Mittelalter - eingeführt, damit immer schön Krieg herrscht. So wie wir es gerade wieder tagtäglich erleben, und es ist gar kein Zufall, dass sich der ach so friedliebende Präsident Bush so sehr als Förderer der Religionen aufspielt.

Schauen Sie sich die Abbildung 6 in diesem Artikel an. Diese Abbildung aus

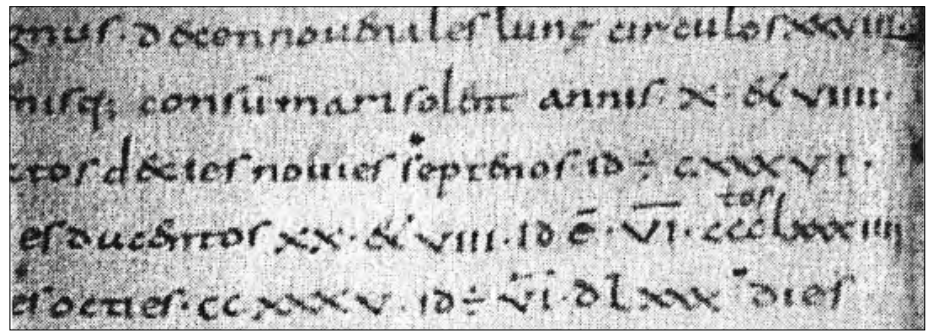


Abb. 4

dem Buch „Calcidius“, die auch in vielen weiteren alten lateinischen Schriften vorkommt und von Plinius übernommen sein soll, zeigt uns die so genannten Apsiden. Wissenschaftler und Lexika definieren Apsiden als: „Apsiden sind Hauptstern-fernst und Hauptstern-nächste Bahnpunkte eines Trabantensterns“ oder: „die zwei Punkte in der elliptischen Bahn eines Himmelskörpers, in denen er den Körper, den er umläuft, am Entferntesten bzw. am nächsten ist“.

Jetzt schauen Sie sich also diese Abbildung ganz genau an und verfolgen Sie genau die Linien. Wenn die Definition der Wissenschaftler richtig ist, dann kann

diese Abbildung der Apsiden keine Apsiden zeigen oder wenn diese Abbildung Apsiden zeigt, dann kann die Definition der Wissenschaftler für Apsiden nicht stimmen. Denn erstens sind auch Bahnpunkte für die Sonne gezeigt, was bedeuten würde, dass die Sonne sich selbst umkreist und in gewissen Punkten sich selbst am nächsten ist, also totaler Unsinn, und zweitens wäre der Planet Saturn viel näher an Erde und Sonne als Venus, Mars und Jupiter und Venus wären weiter entfernt von Erde und Sonne als Mars und Jupiter. Ich bin zwar leider kein Astronom und Physiker, aber ich weiß mit Sicherheit, dass unsere alten lateinischen

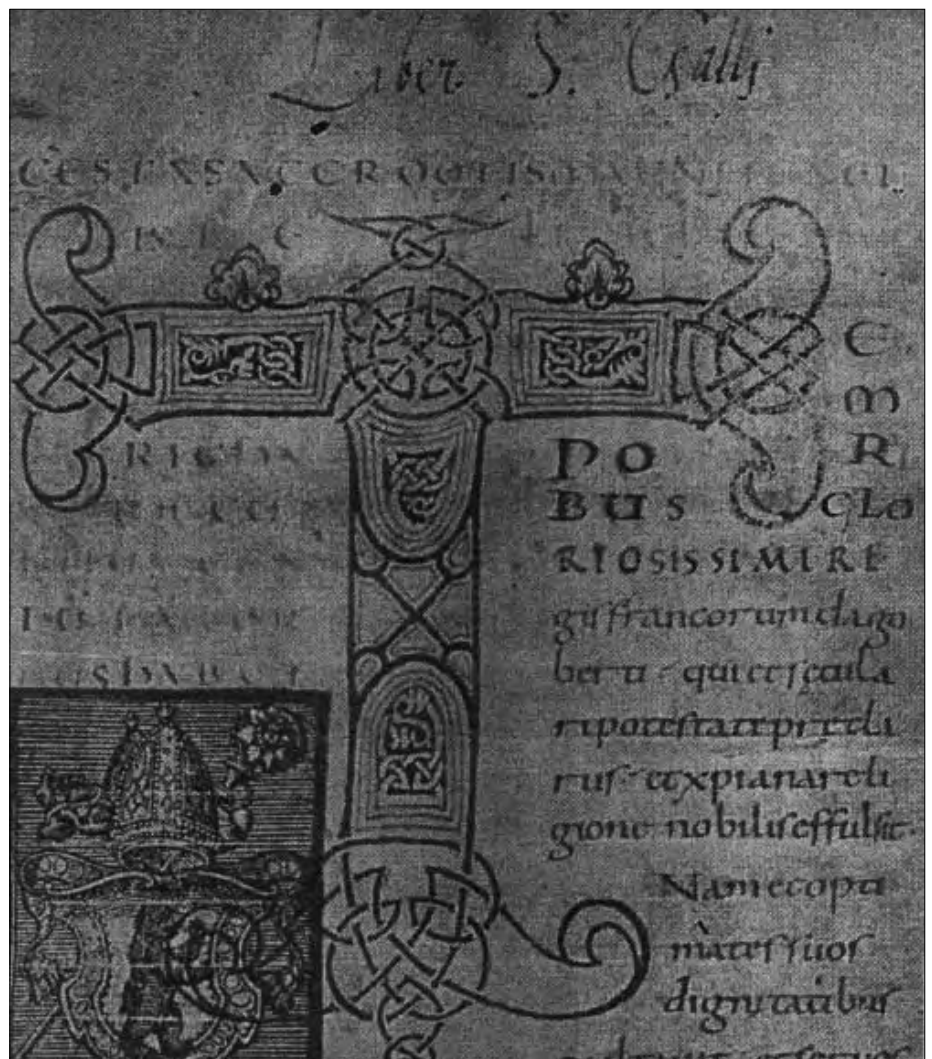


Abb. 5

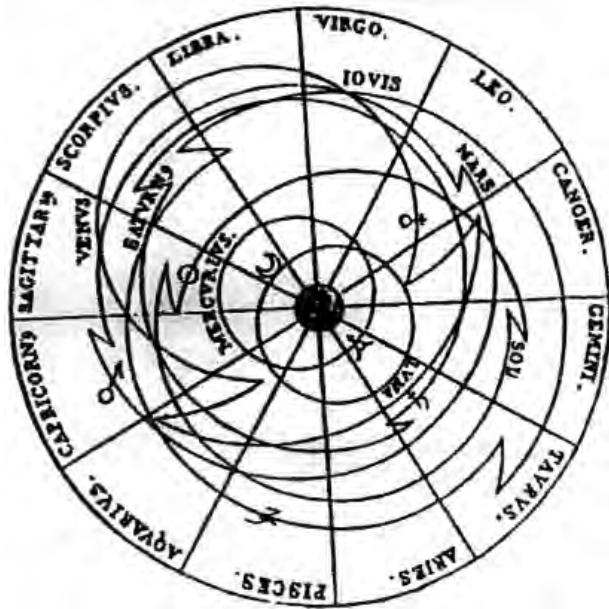


Abb. 6

und griechischen Texte total falsch übersetzt wurden. Hier liegt der Fehler. Man übersetzt das Wort „Abseiten“, das seitliche Austreten von Raumflugkörpern ins Weltall falsch. So steht denn auch bei Plinius: „De cursu ea rum per z od iacu“ = „der Kurs (oder Lauf, Fahrt) in die Raumgalaxie Bär, zu Od jagt“. (Damit haben wir ganz nebenbei mitgekriegt, was das Wort Zodiac eigentlich heißt: „z(u) Od jagt“. Es gibt allerdings spätere mittelalterliche lateinische Schriften, die schon die heutige Bedeutung des Zodiac führen). Oder es steht bei Plinius neben der Abbildung der „Apsiden“ weiter: „De ab sidi bus ea rum“ = „Ab der Seite in den Galaxienraum der Bus“. Der Bus ist eine der vielen Bezeichnungen für Raumfahrzeuge. Lassen Sie sich nicht von falschen etymologischen Wörterbüchern täuschen, die behaupten, „Bus“ sei erst im 19. Jahrhundert aufgekommen. Diese Abbildungen der Apsiden sind also seitliche Austrittsbahnen von Raumflugkörpern schon in alten Zeiten.

In den Diskussionen um Rosswell und um Ufos im Allgemeinen wird immer mit Lichtgeschwindigkeiten, Antriebsstoffen, Lichtjahrentfernungen usw. gestritten, wobei die Streitenden auf beiden Seiten nicht genau wissen, was sie selbst meinen und was der andere meint.

Das Schlüsselwort in den alten Texten ist das Wort „reren“ („fallen“). Allein die Tatsache, dass dieses Wort in allen alten Texten, keineswegs nur in lateinischen und altdeutschen Texten, vorkommt (bei den Sprachen und Dialekten, die den Buchstaben „r“ eliminiert haben, wie einige Mayadialekte, steht dann eben „l(en)“ wie viele andere Wörter auch, beweist die Existenz der alten elidiutischen Sprache. In all diesen Texten wird neben

den Wörtern für „aufsteigen“, „werfen“ und „schmeißen“ vor allem das Wort „reren“ = „fallen“ verwendet. Die Raumfahrzeuge „fallen“ also mit ungeheurer Geschwindigkeit aus dem Weltraum und vor allem in den Weltraum. Das bedeutet nichts anderes, als dass man irgendwie die Schwerkraft aufhebt und dann mit unvorstellbarer Geschwindigkeit in den Weltraum fällt oder geworfen oder geschmissen wird. Das heißt letzten Endes, man braucht keine Antriebsstoffe und Lichtgeschwindigkeiten, und je nach dem Zielplaneten oder sonstigen Zielsternen im Weltraum sucht man sich den besten Punkt, von dem man „abseiten“, von dem man am besten zu diesem Ziel seitlich aus der Erde fallen kann. Diese Punkte sind dann die Apsiden. Deshalb wohl werden an bestimmten Stellen der Erde Ufos immer wieder und an anderen Stellen kaum gesehen, wobei Arktis und Antarktis noch eine besondere Rolle spielen mögen.

Nehmen wir ein Beispiel aus den Texten der Maori, wenn sie von der Herkunft ihrer Ahnen von den Pleiaden erzählen. Zwar hat man den Maori Jahrhunderte lang verboten, ihre Sprache zu sprechen, aber es sind zum Glück mündliche Überlieferungen niedergeschrieben worden.

Immer wieder taucht in diesen Erzählungen ein zentraler Satz auf: „Tamaataea Matohoango korero“ = „Ta mata ea mata ho ango korero“. Ein schöner Satz in elidiutischer wie in altdeutscher Sprache. Man muss dazu wissen, dass der Buchstabe „l“ in der Maorisprache wie in vielen anderen Sprachen des pazifischen Raumes eliminiert wurde. Der Satz lautet übersetzt: „Da aus der (bzw. da in die) mächtige Galaxie der mächtige hohe Angel (sachse, keineswegs Engel) gefallen.“ Wir müssten in moderner Sprache noch

ein „ist“ hinzufügen. Der mächtige hohe Angel der Maori entspricht durchaus dem christlichen Archangel Michael. Denn auch „micha“ bedeutet „mächtig“, Angel ist der Angelsachse und keinesfalls ein christlicher Engel und „hel“ ist der Weltraum.

Ein weiterer Hinweis auf die mögliche Antriebstechnik von außerirdischen Raumfahrzeugen ist das Wort: „magnitudinem“: „magnit di nem“ = „er tut Magnetismus nehmen“. Was immer das genau bedeutet, wer die Antriebstechnik außerirdischer Raumfahrzeuge verstehen will, wird auf dem Feld des Magnetismus forschen müssen. Wir können es drehen und wenden, wie wir wollen, der Zwischenfall von Rosswell kann keine Fälschung sein. Es ist alles tausendfach in alten Texten beschrieben.

Dies heißt nicht, dass man nun jeden Quatsch, der über Rosswell oder Außerirdische geschrieben und verbreitet wird, glauben muss und soll. Die Mehrzahl sogar der Bücher und Artikel darüber gehört in den Papierkorb. Sie selbst bestimmen, ob Sie solches Zeug kaufen und lesen und damit der Verbreitung der Wahrheit einen Bärendienst tun. Neulich blätterte ich in einem Buch über „Aldebaran Projekt“ oder so ähnlich, das mir jemand vorlegte. Wirklich grausam, was da Bemitleidenswerte ohne Geist produzieren, das Zusammenrühren von esoterischem Quark, pseudohypnotischer Sitzungen ohne ernsthaftem Psychiater und unklaren Vermutungen über Berichte aus der Zeit des Nationalsozialismus. Schon die Dürftigkeit der Sprache und die gekünstelten Satzkonstruktionen schreien einem ständig ins Gesicht: „Wir wissen gar nichts. Wir wollen nur etwas Zusammenfantasieren“. So würden sich weder einfache Leute ausdrücken, die ein Ufo-Erlebnis hatten und erst recht nicht intelligente Leute. Leider ist nicht jeder einfache Leser literarisch und sprachlich genug geschult, um schon am Sprachstil zu erkennen: „Hier wird Unsinn produziert“. Wann erkennen diese Leute, dass sie mit solchen Produkten nur die ernsthafte Arbeit wissenschaftlicher Ufo-Forscher und ernsthafte Sprachforscher, die unsere falschen Sprach- und Geisteswissenschaften korrigieren wollen, desavouieren und vernichten und so zum besten Helfer der Vertuschter und Geschichtsfälscher werden? Wahrscheinlich nie. Was wir brauchen, um die Wahrheit zu verbreiten, sind hart und wissenschaftlich arbeitende Ufologen und Sprachforscher und keine skrupellosen Geldmacher und primitiv-nationalistischen Unsinnproduzenten. Keine Fantasten, denen sogar die gesunde Fantasie fehlt. ■

Thema Vorgeschichte

Uwe Topper

Megalithen im Kaukasus

Der Steinkreis und die Dolmen von Zorats Karer in Armenien

Auf einer der unzähligen Hochebenen Armeniens gibt es einen megalithischen Steinkreis, der von Reiseführern mit Stonehenge verglichen wird. Das hat er nicht verdient, aber bemerkenswert ist er doch. Wir werden ihn gleich näher betrachten, zunächst die erste Merkwürdigkeit: Auf den offiziellen Landkarten, die den Bereich der Megalithbauten dieser Art, also der „Cromlechs“, verzeichnen, liegt das Kaukasusgebiet weit außerhalb der Region, die meist nur die atlantischen Küstengebiete als megalithisch ausweist. Armenien gehört nicht zum klassischen Bereich der Großsteinbauten. Eugen Gabowitsch hatte uns in Synesis Nr. 42 schon damit vertraut gemacht, dass es in einer Küstenzone am Schwarzen Meer, nördlich von Georgien, im russischen Gebiet um Sotschi, Dolmen gibt, die denen im westlichen Mittelmeer so ähnlich sehen, dass eine gemeinsame Kulturstufe angenommen werden muss. Da man für die Großsteinbauten meist Seefahrer als Urheber ansieht, und die Argonauten sagengemäß in diesem Küstengebiet landeten, ist die Verbindung leicht herzustellen. Bei Armenien und dem Steinkreis von Zorats Karer ist das schwieriger – diese Gegend Armeniens liegt weit von jeder Meeresküste, und der Steinkreis im Inland auf mehr als 1500 m Höhe.

Das dreieckige Hochplateau, auf dem sich der Steinkreis erhebt, ist von zwei Seiten durch tiefe Taleinschnitte begrenzt, weshalb man auch an eine Verteidigungsanlage dachte, von der die verbindenden Mauern verschwunden wären. Damit hätte man das Rätselhafte an diesem Bauwerk – seine Einmaligkeit innerhalb eines ganz anderen Kulturumfeldes – ausgemerzt. Die These von der Wehrmauer lässt sich jedoch nicht halten. Wenn man auf einem Hügel steht oder gar eine Luftaufnahme zur Verfügung hat, sieht man, dass es sich um einen der



Der Steinkreis von Zorats Karer bei Sisian in Armenien



Dolmen im Steinkreis von Zorats Karer

typischen megalithischen Steinkreise handelt, wie sie von Westpreußen bis Marokko vielfach noch erhalten sind. Außerdem, zu unserer Überraschung, gibt es hier mitten in Armenien, innerhalb und außerhalb des Steinkreises, zahlreiche Dolmen von der bekannten Art, sogar mit seitlich eingefügten kleineren Kammern. Das Megalithikum ist an diesem Ort so präsent wie irgendwo in der Bretagne.

Der Kreis der aufrechten Steine ist nicht ganz perfekt sondern eher eine Ellipse, deren beide Achsen 28 m und 30 m betragen, und damit sind wir der Vermutung, dass es sich um ein Abbild der Erdumlaufbahn handeln könnte, schon nahegekommen. Kosmische oder zumindest kalendarische Hintergründe für die Steinkreise gelten ja heute nicht mehr als Spinnerei, sondern werden ernsthaft diskutiert. Dass die Zahl der Steine oder ihre Stellung häufig keinen einfachen Schluss auf ein kosmisches Modell erlaubt, muss nicht nur an der schlechten Erhaltung vieler Kreise liegen, sondern kann auch andere Gründe haben, z. B. den, dass sich das kosmische Vorbild, also der Bewegungsablauf der Erde oder des Mondes, seitdem verändert haben. (Diese Möglichkeit gilt meist noch nicht als akademisch diskutabel, man behandelt den Himmel lieber wie ein modernes Uhrwerk, das mit deutscher Pünktlichkeit seit Urzeiten abspult, wobei dessen kleine Eigenheiten, also das Vor- oder Nachgehen, als Präzession, Anomalie, Nutation usw. mit derselben Genauigkeit von heutigen Werten ausgehend rückberechnet werden.)

Die Dolmen im Steinkreis und auf den angrenzenden Hügeln und Abhängen waren die zweite Überraschung. Wir versuchten erst einmal zu denken, dass es sich um „ähnliche“ Bauten handelt, die nur zufällig wie Dolmen aussehen, mussten aber bald feststellen, dass sie alle bekannten Merkmale unserer Hünenbetten aufweisen: die schweren Decksteine, die aufrechten Wandsteine als Träger, den schmalen Zugang, die seitlichen Kammern, die manchmal als Nachbelegung gedeutet werden, die unterschiedliche Größe und die recht sorglose Stellung im Gelände. Auch wenn uns hier wiederum nicht klar wurde, wofür die Dolmen gedient haben – soviel steht fest: Es sind ganz gewöhnliche Dolmen wie auf Rügen oder Irland, teilweise noch mit ihrem Erdhügel bedeckt.



Armenien in den heutigen Grenzen



(Wikipedia)

Viele der noch stehenden Steine des großen Kreises von Zorats Karer haben eine Eigenheit, die ich bisher noch nirgends sah: Sie haben ein gebohrtes Loch am oberen Ende, meist an der Spitze oder nahebei. Es ist recht altmodisch von beiden Seiten gebohrt worden, verengt sich also leicht zur Mitte hin. Findige Touristenführer haben die Löcher gleich als Hinweis auf die vorgeschichtliche Astronomie genutzt: Durch sie hätte der damalige Eingeweihte die Sterne angepeilt oder die Aufgänge

von Sonne und Mond visiert. Das mag vielleicht hier und da auch möglich sein, wenn man sich auf Zehenspitzen stellt oder ein Fußbänkchen benützt, doch bei der Vielzahl der Steine mit ungeordneten Löchern ist diese Erklärung wertlos. Die Löcher dürften für den Transport der durchaus schweren und unhandlichen Felsbrocken gedient haben und werden dann auch für deren Aufstellung von Nutzen gewesen sein, indem man sie daran hoch zog.

Damit haben wir drei Besonder-

heiten festgestellt: die Transportlöcher, die Dolmen mitten im Kreis und in unmittelbarer Nähe, und das einsame Vorkommen in einer sonst „unmegalithischen“ Gegend.

Im Museum in der nahen Stadt Sisian erfuhren wir, dass der Steinkreis archäologisch erfasst und publiziert ist, in Russisch durch die damaligen Staatswissenschaftler. Die Ausgrabungen haben wertvolle Funde ergeben, die alle in die Bronzezeit weisen und damit ebenfalls die typischen Merkmale verstärken. Da gibt es vollständig erhaltene Tonkrüge und Becher mit Ritzmustern, dunkle und helle Ware; Frauenarmbänder aus Bronze und die gewohnten Pfeilspitzen. Die besten Stücke befinden sich wohl in Jerivan und in Petersburg.

Wir erfuhren von den hilfsbereiten und mehrsprachig gebildeten Museumsdamen auch, dass der Steinkreis gar nicht so vereinzelt dasteht, sondern über Armenien verstreut Geschwister hat. Leider sind die anderen Orte sehr schwer zugänglich. Vereinzelte Menhire, auch mit verwaschenen Reliefs, die vielleicht Schlangen darstellten, findet man im ganzen Land. Sie heißen manchmal „Schlangensteine“, Vischap. Einige stehen in Vardenis bei Aparan am Osthang des Aragat (kein Druckfehler, so heißt der zentrale Berg Armeniens, im Gegensatz zum Ararat an der Südgrenze), andere sind neben alten Kirchen oder Museen aufgestellt, z. B. in Metsamor. Es gibt die typischen Steinreihen und die vereinzelt Gedenksteine, die – wenn sie einmal von ihrem ursprünglichen Ort entfernt und vorsorglich zum Museum gebracht wurden – heute kaum noch einzuordnen sind.

Ist jeder Markstein mit vorchristlichen Zeichnungen auch gleich ein megalithischer Überrest? Über Irland hatte ich schon berichtet (Synesis Nr. 5/2004, und Kalendersprung, 2006, Kap. 2), dass die großen Marksteine manchmal zum Gedenken Verstorbener als Denkmal aufgestellt wurden, meist aber einen ganz anderen Sinn haben, nämlich den, die eigene Gerichtsbarkeit oder Markthoheit anzuzeigen. Derselbe Eindruck ergibt sich hier ebenfalls, und diese Reliefsteine gehen fast bruchlos in die berühmten Chatschkare über, die Kreuzsteine der armenischen Kirche. Das sind sehr eigenwillig behauene und mit Flechtbändern oder gar Bildern versehene große Steine, die in jüngerer Zeit stets ein Kreuz zeigen,



Ein kleiner Tonbecher bronzezeitlichen Stils aus Zorats Karer, Sisian, Armenien



Einige der aufrechten Steine des Kreises von Zorats Karer haben Löcher im oberen Teil.



Auch Dolmensteine von Zorats Karer weisen diese Löcher auf.



Widderstein mit persischer Inschrift in Sisian

mit verschlungenen Mustern wie beim Tierstil der Steppe oder den irischen Miniaturen. Die älteren Steine haben Sonnensymbole und Stammesmarken und sind eindeutig vorchristlich. Aus der Übergangszeit sieht man auch schon mal urtümliche Kreuze mit seltsamen Tieren und Menschenfiguren. Über manchen dieser Steine ist ein kleines Dach herausgearbeitet, das das Relief vor dem Regen schützt. Generell sind die Steine wenig verwittert, auch ohne Dach, weshalb man auf ein recht junges Alter schließen muss, denn sie stehen immer im Freien. Die daraus resultierende junge Datierung passt zu den Rückschlüssen, die wir in Westeuropa gezogen haben: Statt 1700 Jahren reichen auch 700 oder weniger Jahre, um die armenische Kirche („die älteste christliche Staatskirche der Welt, von 301 AD!“) entstehen zu lassen.

Im Zuge der neueren staatsarchäologischen „Erkenntnisse“ werden alle Steine immer älter. Die Anlage von Zorats Karer, schreibt Jasmine Dum-Tragut im Reiseführer „Armenien entdecken“ (Berlin 2006, S. 415) „ist auch viel älter geworden, plötzlich soll sie aus der Kupferzeit, aus dem fünften Jahrtausend oder gar aus der Steinzeit stammen.“ Es fällt auf, wenn die Veraltung zu schnell vor sich geht. Bei den gerade (wieder-)errichteten Kirchen und Klosterruinen ist es am deutlichsten zu sehen, und in Erebuni, der Ausgrabungsstätte der Hauptstadt Jerivan, haben die Russen seinerzeit sogar bunte Fresken mit mehrschichtigem Putz für die Besucher geschaffen, täuschend echt als Fragmente hergestellt. Wie ich erfuhr, merken es die Touristen nicht einmal, und niemand sagt es ihnen. Diese dreitausend Jahre gelten als abgesichert! Mit etwas Glück entdeckte ich die amerikanische Chefin der neuen Grabungskampagne und fragte, welches der Wandfreskenfragmente echt sein könnte. „Keins“, sagte sie lapidar. Sie muss es ja wissen.

Kehren wir ein letztes Mal nach Sisian zurück, dem Ort des Steinkreises mit dem gut bestückten Museum. Hier gibt es eine weitere Besonderheit: Im Garten des Museums stehen Steine, die aus der weiteren Umgebung zusammengetragen sind. Zuerst beachteten wir die gepunzten Felsbilder: Sie stammen aus Ughtasar, dem schwer zugänglichen Gebirgszug an der Grenze nach Karabagh, über 3000 m überm Meer, wo sich viele

dieser Punzbilder befinden. Man sieht die gewohnten Steinböcke mit dem übergroßen Gehörn, die Hirten mit ausgestreckten Armen und gespreizten fünf Fingern, sogar einen Schneeleoparden. Die Ähnlichkeit mit den Felsbildern der ganzen Alten Welt ist so verblüffend, weil man sich die Normierung der Bilder vom Antiatlas in Marokko über Andalusien, die Alpen und den Hindukusch bis China so schwer vorstellen kann; die Einheitlichkeit ist augenfällig.

Außerdem stehen im Museumsgarten steinerne Tierfiguren, die auf den ersten Blick wie die steinernen Stiere der Westgoten, die „berruecos“ und Eber der spanischen Halbinsel aussehen. Schaut man näher hin, sieht man feine Unterschiede: Es handelt sich hier um Widder mit Schneckenhörnern, und manchen ist auf den Leib ein Text graviert, in Persisch oder armenisch; manche haben auch einfach nur Bilder auf den Flanken. Diese Steinfiguren sind gar nicht so selten, sie gehören zur Kaukasusregion von Baku bis Georgien, ähnliche wurden von einer Volksgruppe noch bis vor Kurzem als Grabsteine aufgestellt: von den Jeziden. Zwar waren deren liebste Tiere Pferde (mit Sattel, ohne Reiter), aber die Ähnlichkeit mit den Widdern ist auffällig. Hier im Museum gehören die armenisch beschrifteten Widder natürlich zum Christentum und verkörpern wohl den Erlöser, die Arabopersischen gehören zum Islam (und stehen für das Lammopfer zum Kurbanfest?). Den Schwurstieren von Guisando in Kastilien gleichen sie im Kunststil wie in der Auffassung.

Kamen die Goten doch aus dem Kaukasus, wie Thor Heyerdahl mit guten Belegen neuerdings wieder vorbrachte? Die These ist ja schon sehr alt. Im 19. Jahrhundert erinnerte man gern daran, dass das klassische iberische Königreich im Kaukasus – ausdehnungsmäßig etwa dem späteren Groß-Georgien entsprechend – jahrhundertlang bestand und durch seine Literatur berühmt war. In Westeuropa verstehen wir heute unter Iberien und Iberische Halbinsel vor allem Spanien-Portugal, nicht ein Land im Kaukasus.

Die heutigen Bewohner Spaniens erinnern nur ungern daran, dass ihre Adelskaste eigentlich gotisch war, und dass die (Weis-)Goten tonangebend waren, bis sie im 16. Jahrhundert nach



Einer der berühmten Kreuzsteine, die Armenien heute die christliche Identität geben; im Museum von Sisian.

misslungener kultureller Wiederbelebung ihren Namen ablegten. Von den Kanarischen Inseln bis Südamerika, ausgebreitet durch die Seereisen, werden die Spanier noch heute Goten genannt, nicht immer mit sympathischer Absicht.

Das kaukasische Iberisch heißt Kartwelisch, auf Deutsch Georgisch und auf Russisch Grusinisch. Wurden früher die beiden Begriffe „Iberien“ nur zufällig oder zu Recht gleichgesetzt?

Literatur

Dum-Tragut, Jasmine (2006): Reise-

führer „Armenien entdecken“ (Treischer, Berlin)

Gabowitsch, Eugen (2000): „Sensation: Megalithen des russischen Südens“, in EFODON Synesis, Nr. 42, Heft 6 (November/Dezember 2000), S. 27-32.

Topper, Uwe (1977): Das Erbe der Giganten (Olten und Freiburg) (2006): Kalendersprung (Tübingen)

Alle Fotos: Uwe Topper 2008 (ausgenommen die Landkarte: Wikipedia)

Wilfried Augustin

Auf dem Weg zum Wasserauto?

Interview mit Christian Fuger in Warngau

Wir träumen alle davon. Nötig wäre es, wenn wir unsere Rohstoffreserven ansehen. Aber sind wir schon soweit? Wenn wir die diversen Bücher und Artikel der Freien-Energie-Szene zugrunde legen, gibt es das schon, gab es das schon lange und nur die bösen Energiekonzerne und andere Verschwörer haben die Erfindungen abgewürgt. Mag sein, oder auch nicht. Ich traue mir kein Urteil zu. Allerdings habe ich eine Prämisse. Ich glaube nur, was ich sehe und anfassen kann, und was auch für den privaten Bürger kaufbar oder machbar ist.

Und genau so etwas gibt es bei Christian Fuger.

Aber zurück zur Frage: Auf dem Weg zum Wasserauto? Ich sage, auf dem Weg ja, aber angekommen sicher noch nicht. Das Wasserauto ist auch (noch) nicht sein Ziel. Es geht zunächst um eine machbare, vor allem für jeden realisierbare Reduzierung des Schadstoffausstoßes im Auto und eine merkliche Senkung des Kraftstoffverbrauchs.

Wo steht das Projekt? Die Grundversuche mit einer Wasserstoffzelle sind positiv gelaufen. Die Wasserstoffgewinnung läuft mit einem Wirkungsgrad von ca. 80 %. Für nicht Involvierte: Das ist sehr hoch. Der Einbau in verschiedene Versuchsaufbauten erfolgte. Das Auto wird konventionell mit Benzin gefahren. Das erzeugte Gasgemisch (Wasserstoff/Sauerstoff/Luft) wird zusätzlich in den Vergaser eingeleitet. Das hat den Vorteil, dass zwar der Wirkungsgrad erhöht wird, aber nicht zulasten der Schmierung. Die erfolgt nach wie vor über das Benzingemisch.

Hier liegt z. B. das Problem der reinen Wasserstoffversuchsaufbauten. Die Schmierung fehlt, und Rost durch das entstehende Wasser greift die Zylinderwände an. Daniel Dingel schmiert ja bekanntlich seinen Wassermotor mit einem Spezialgemisch aus Pflanzenölen. Wie er zugab, war die Entwicklung dieses Schmiermittels eines seiner Hauptprobleme. Ein anderer Weg wäre, Zylinder und Kolben zu beschichten oder mit Keramik zu arbeiten. Aber hier kommen wir schon

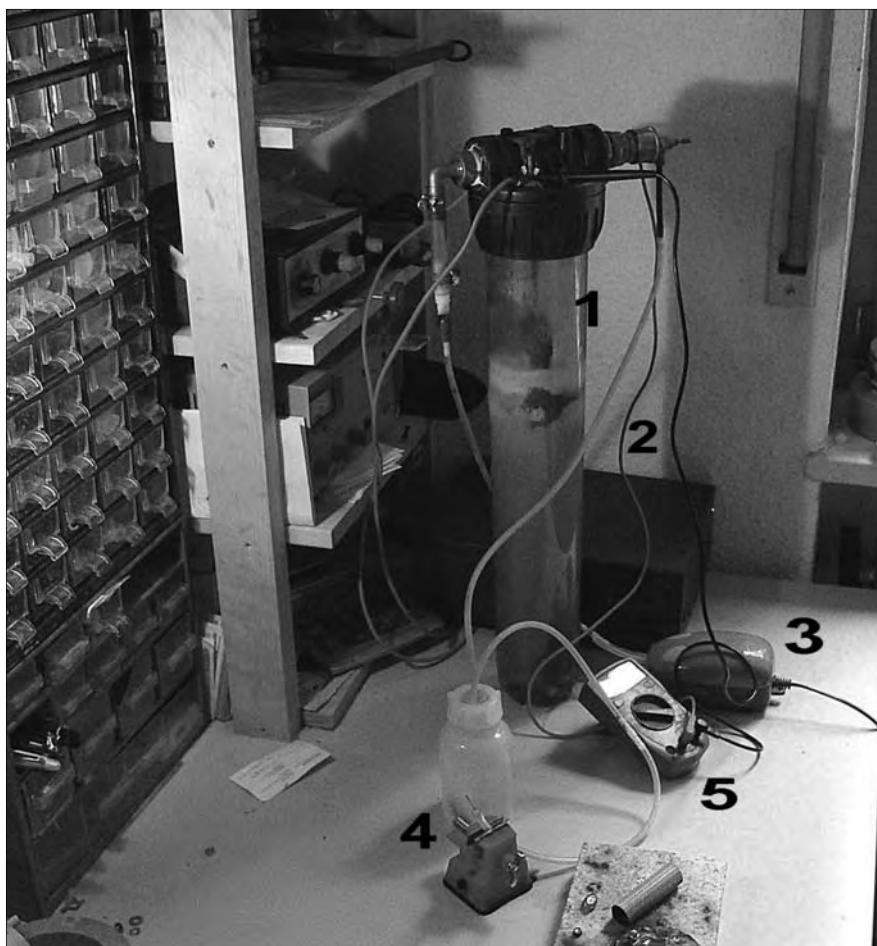


Bild 1: Apparatur zur Herstellung eines Wasserstoff/Sauerstoff/Luft-Gemisches.

1 = Elektrolysereaktor mit Edelstahl-Elektroden und Elektrolytlösung, z. B. Alkalilauge

2 = Netzteil oder Autobatterie, Leistung bevorzugt 12 V, 30 A

3 = Luftpumpe zum Verdünnen des Reaktionsgases. Das Wasserstoff/Sauerstoff-Gemisch ist so reaktiv, dass man es ohne weiteres mit Luft verdünnen kann, ohne dass es seine Wirksamkeit verliert.

4 = Halter mit Düse zum Entweichen und Verwenden des Gasgemisches. Mit dieser Düse kann geschweißt oder in den Motor eingespeist werden.

5 = Voltmeter zur Prozesskontrolle

wieder in einen Bereich, den nur die Autoindustrie abdecken kann. Und genau das wollen wir ja nicht, denn dann hängen wir ja wieder am Tropf der Großindustrie.

Jedenfalls ist das Thema bei Christian Fuger eingegrenzt, da mit Benzin plus Wasserstoff gefahren wird. Die gemessene Kraftstoffersparnis beträgt ca. 30 %. Aktuell laufen die Entwicklungen zur optimalen Regelung des Prozesses, wie Druck, Temperatur und Gasmenge im Verhältnis zur Motor-

drehzahl. Außerdem muss natürlich die Anbindung an die Fahrzeugelektronik der verschiedenen Automobiltypen erfolgen. Theoretisch steht das System. Laut Christian Fuger ist es nur noch eine Fleißaufgabe, die voraussichtlich bis zum Herbst dieses Jahres erledigt ist. Selbstverständlich geht es dann natürlich auch um die weitere Optimierung der Wasserstoffherzeugung, sodass man vielleicht von 30 % auf 50 % Einsparung kommt, oder noch höher.



Bild 2: Schweißflamme

Kommen wir jetzt mal zum Funktionsprinzip eines Wassermotors.

Wasser wird in einem Reaktor elektrolytisch gespalten. Dafür benötige ich eine Elektrolysezelle, Wasser, einen Elektrolyten und Gleichstrom. Der elektrische Strom spaltet das Wasser in seine Grundelemente Wasserstoff und Sauerstoff auf. In der klassischen Elektrolyse werden diese Gase getrennt aufgefangen und verwendet. Mischt man beide Gase wieder, haben wir das hochexplosive Knallgas. Knallgas wird z. B. zum Autogenschweißen verwendet. Zur Verwendung im Motor muss man die zwei Gase gar nicht erst trennen, denn sie entstehen ja im exakten stöchiometrischen Verhältnis, und genau das benötigen wir ja im Motor.

Jetzt werden Sie sagen, trennen und dann mischen oder gleich zusammen lassen. Wo ist da der Unterschied? Verbrannt wird doch so oder so. Aber genau das ist der Punkt. Es hat sich nämlich überraschenderweise gezeigt, dass die bei der Verbrennung freiwerdende Energie wesentlich höher ist, wenn ich das Reaktionsgemisch gleich zusammen lasse. Und vor allem, wenn nur eine sehr kurze Zeit zwischen Gasentstehung und Verbrennung besteht. Das Phänomen wird unter dem Begriff „Brownsches Gas“ zusammengefasst.

Was ist Brownsches Gas?

Es besteht aus einem stöchiometrischen Gemisch von Wasserstoff und Sauerstoff. Nun, das könnte man auch durch Mischen der Gase aus einer Gasflasche herstellen. Aber diese Mischung hat andere Eigenschaften. Die Verbrennung von Brownschem Gas verläuft anders. Es entsteht dabei eine Art Implosionsreaktion. Man kann beim Schweißen damit Materialien verbinden, die beim normalen Autogenschweißen nicht haf-ten, z. B. exotische Verbindungen wie Stein auf Metall oder Glas auf Metall.

Es wird berichtet, dass es kaum zu Verbrennungen kommt, bei Berührung von lebendem Gewebe mit der Flamme. Die Verbrennung von Brownschem Gas im Motor ergibt eine höhere Wärmeausbeute als die Verbrennung der reinen Wasserstoff/Sauerstoff-Gasmischung. Das ist auch der Grund, warum ein Wassermotor überhaupt funktionieren könnte. Es wird angenommen, dass bei der Verbrennung von Brownschem Gas mehr Energie frei wird, als es dem elektrochemischen Potential entspricht, d. h., dass ein kleiner Energieüberschuss übrig bleibt. Das Brownsche Gas wird durch Elektrolyse in einem elektrochemischen Reaktor erzeugt. Man nimmt an, dass der Wasserstoff in einem metastabilen Zustand anfällt, nicht als molekularer Wasserstoff H_2 , sondern atomar. Man nimmt an, dass der atomare Wasserstoff bei der Verbrennung wieder zu molekularem kollabiert und dadurch eine Implosionsreaktion erzeugt.

Die Bezeichnung „Brownsches Gas“ stammt von seinem Erfinder *Yull Brown*, der für das Verfahren Patente angemeldet hat.

Das klingt alles sehr kompliziert. Ist es aber nicht. Sie können Brownsches Gas auf dem Schreibtisch herstellen. So macht es Christian Fuger.

Ob jetzt in dieser Apparatur Brownsches Gas entsteht, ist unbestimmt. Es ist eine ganz normale Elektrolyse, wie sie Stand der Technik ist und seit vielen Jahrzehnten in der Chemie eingesetzt wird. Es besteht daher nach meiner Meinung kein Grund, über eventuelle Patente von Yull Brown nachzudenken. So haben wir schon während meiner Chemielehre gearbeitet. Interessant ist jedoch, dass das verdünnte Gas/Luft-Gemisch wie Brownsches Gas wirkt. Wir haben damit einige Schweißungen durchgeführt. Verschweißt wurden Metall/Stein und Metall/Glas. Geschnitten

haben wir ein Edelstahlrahtgitter – wie Butter. Das wäre eine ideale Apparatur für alle Goldschmiede!

Wie geht es weiter?

Mit so einer Apparatur wurden bereits mehrere Autos bestückt und laufen im Versuchsbetrieb. Die Kraftstoffersparnis wurde mit ca. 30 % gemessen. Damit erfolgte natürlich auch eine erhebliche Schadstoffreduzierung. Nehmen wir an, Ihr Auto emittiert aktuell 160 g/kg. Bei 30 % weniger Kraftstoffverbrauch würden Sie bei ca. 115 g/kg liegen, d. h. absolut im angepeilten Grenzwertbereich!

Wenn man sieht, wie schwer sich unsere Automobilindustrie mit dem CO_2 -Ausstoß tut, ist es eigentlich unverständlich, warum diese Technik nicht von BMW, VW & Co. aufgegriffen wird. Wenn Christian Fuger so etwas auf seinem Schreibtisch entwickeln kann, sollten unsere Automobil-Hersteller das doch schon längst in der Schublade haben! Ein Schelm, der sich dabei etwas Bestimmtes denkt!

Christian Fuger will diese Geräte oder Einbausätze nicht selbst bauen und verkaufen. Es geht ihm um Hilfe zur Selbsthilfe für den Bürger. Er möchte sein Wissen in Seminaren und Workshops verbreiten, sodass sich jeder Teilnehmer so eine Einrichtung für sein Auto selbst bauen kann. Er rechnet damit, ab Herbst dieses Jahres die ersten Workshops anzubieten.

Sie haben die Möglichkeit, Christian Fuger an unserem EFODON-Stammtisch im Oktober zu treffen. Er hält einen Vortrag und zeigt seine Apparatur. Termin ist Freitag, der 31.10. 2008 im „Hotel zur Post“ in München-Pasing. Beginn 20.00 Uhr, Eintritt 8,- EUR.



Bild 3: Schweißarbeiten

Thema Ägypten

Gernot L. Geise

Der Chephren-Taltempel

Von der Chephren-Pyramide in Gizeh führt ein heute noch recht gut erhaltener „Aufweg“ zum so genannten Taltempel des Chephren. Dieser direkt an die Grube mit dem Sphinx anschließende Tempel neben dem so genannten Sphinx-Tempel ist eine Besonderheit, dem meist viel zu wenig Beachtung geschenkt wird. Der Tempel wird dem Pharao Chephren zugeordnet, weil man darin bei den Ausgrabungen einige Chephren-Statuen gefunden hat. Weshalb man auch gleich den Sphinx Pharao Chephren zuordnete.

Es handelt sich bei dem Taltempel um einen relativ großräumigen Bau, der in Megalithbauweise aus Granitblöcken hergestellt worden ist, worin er sich durchaus auffallend von anderen Tempelbauten unterscheidet. Dabei wurde hier nicht nur der fugenlose Zusammenbau schwerster und größter blank polierter Rosengranitblöcke praktiziert, wie in den Gizeh-Pyramiden. Die unbekannteren Erbauer haben zusätzlich eine Bautechnik angewendet, die ich in anderen Tempeln der Gizeh-Region oder in der Cheops-Pyramide so nicht sah. Nur die Rote Pyramide in Dahshur macht eine Ausnahme. Die Granitblöcke sind nämlich nicht nur sauber übereinander und nebeneinander verbaut, sondern auch so bearbeitet, dass sie Ecken und Winkelaussparungen aufweisen. Man hat den Eindruck, als ob die Erbauer der Einfachheit halber (beispielsweise) aus genau passenden Blöcken einen Kubus aufgebaut und dann, als ob das Gestein butterweich gewesen wäre, unabhängig von den Quadern mit einem großen Messer den rechteckigen Innenraum herausgeschnitten hätten. Da Granitgestein ausgesprochen langsam verwittert, kann man aufgrund der inzwischen rund geschliffenen Steinblockkanten davon ausgehen, dass der „Tempel“ entweder schon viele Jahrtausende steht, oder er war in jüngerer Zeit schleifenden Wasserfluten ausgesetzt.



Der Chephren-Taltempel, gesehen vom Besucher-Parkplatz. Im Hintergrund links der Chephren-Aufweg.



Die Südostecke des Chephren-Taltempels. Wenn dies wirklich ein Tempel war, warum hatte man es nötig, ihn so zu tarnen, dass er von weitem wie ein ganz normaler Steinhaufen wirkt?

Ich tendiere zu letzterer Erklärung, da auch die äußere Sandsteinverkleidung des Tempels deutliche Wassereinflüsse erkennen lässt.

Abgesehen davon, dass es nur mit „Verrenkungen“ erklärbar ist, wie die Altägypter, denen die Ägyptologie bis zum heutigen Tag nur Kupferwerkzeuge zubilligt, ohne entsprechendes Spezialwerkzeug die harten Granitblöcke exakt rechteckig und millimetergenau plan bearbeitet haben sollen, deutet absolut nichts auf Pharao Chephren als *Erbauer* hin. Das schließt jedoch nicht aus, dass dieser Pharao dieses Gebäude einst zweckentfremdet und dann als Tempel für seine Zwecke genutzt hat, weshalb dort auch figürliche Darstellungen von ihm gefunden wurden, allerdings keinerlei Inschriften. Alle diese Benennungen nach Chephren sind reine Annahmen der Ägyptologen aufgrund der Figuren und des Aufweges, der zu „seiner“ (Chephrens) Pyramide führt. Der Taltempel mit allen Anbauten und Innenräumen ist und war völlig schmucklos und ohne jede Inschrift, genauso wie die Innenräume der Cheops- und der Chephrenpyramide.

Irgendwann wurde, aus welchen Gründen auch immer, die Granitfassade dieses Tempels mit relativ weichem Sandstein verkleidet, der heute allerdings sehr starke Wassererosion zeigt, ganz ähnlich wie der Körper der Sphinx-Figur. Wenn die Verkleidung eventuell schon beim Bau angebracht wurde, ist sie heute jedoch teilweise bereits abgefallen bzw. durch Verwitterung zerbröselt. Auch sie war schmucklos und inschriftlos.

Man könnte sich nun fragen, warum Baumeister, die mit schwersten Granitblöcken umgehen konnten wie mit Spielzeug-Bauklötzchen, und denen die perfekte Bearbeitung von hartem Granit ein Leichtes war, für die Außenfassade ein derart weiches Gestein auswählten, denn sie müssen die unterschiedliche Festigkeit von Granit und Sandstein durchaus beurteilt haben können. Demgemäß tendieren auch einige Ägyptologen zu der Annahme, dass diese Verkleidung erst zu einem späteren Zeitpunkt vorgenommen worden sei. Das ergibt allerdings kaum einen Sinn, denn die Granitblöcke sehen auch heute noch fast wie neu aus, im Gegensatz zur Sandstein-Verkleidung. Warum sollte man sie zusätzlich mit weichem Gestein verkleiden? Einen Schutz vor



Bei der Verarbeitung der Granitblöcke wurden Ecken und Kanten ausgespart. Man beachte die Eckenverfugungen.



Die Sandstein-Außenverkleidung weist starke Erosionserscheinungen durch Wassereinfluss auf.



Die Verfugung im Taltempel erinnert teilweise an die Megalith-Technik der Inka-Mauern in Südamerika.

Verwitterung bieten Sandsteine jedenfalls nicht.

Allein aus dem Aussehen der Außenverkleidung könnte man jedoch schließen, dass diese Tempelanlage ebenso alt wie der Sphinx sein könnte, nämlich rund zehntausend Jahre, es sei denn, in geschichtlicher Zeit fand eine gigantische Katastrophe statt, die Superfluten auslöste. Damit würden sich problemlos die verwitterten, ausgewaschenen Sandsteine erklären lassen.

Ich gehe aufgrund der unübersehbaren Wassereinflüsse auf dem Gizeh-Plateau, die man großräumig auch aus der Luft erkennen kann, davon aus, dass vor rund 1300 Jahren eine Superflut wie ein Riesen-Tsunami über Ägypten geschwappt ist. Ausgelöst wurde diese Flut entweder durch den Einschlag eines Himmelskörpers in einen Ozean oder durch eine spontane Erdschollen-Verschiebung, wie wir es zuletzt im Dezember 2005 in Südostasien erlebten. Über diese Superflut berichte ich detailliert in meinem Buch „Superflut über Ägypten“.

Eine Flutwelle, die mehrere hundert Meter oder höher ist, ist nicht zu unterschätzen. Nur ein einziger Kubikmeter Wasser hat ein Gewicht von einer Tonne. Eine entsprechende Flutwelle bringt also eine Masse von Millionen Tonnen auf die Waage. Allein das Wasser richtet dabei Zerstörungen größten Ausmaßes an. Die an den Tempeln und Pyramiden erkennbaren Ausspülungen entstanden jedoch durch das im Wasser mitgeführte Geröll, Baumstämme, Sand und anderes Material.

Da diese Einwirkungen von jedermann überaus deutlich zu sehen sind, ist es unverständlich, wieso sich die ägyptologische Fachliteratur darüber ausschweigt und sie völlig ignoriert.

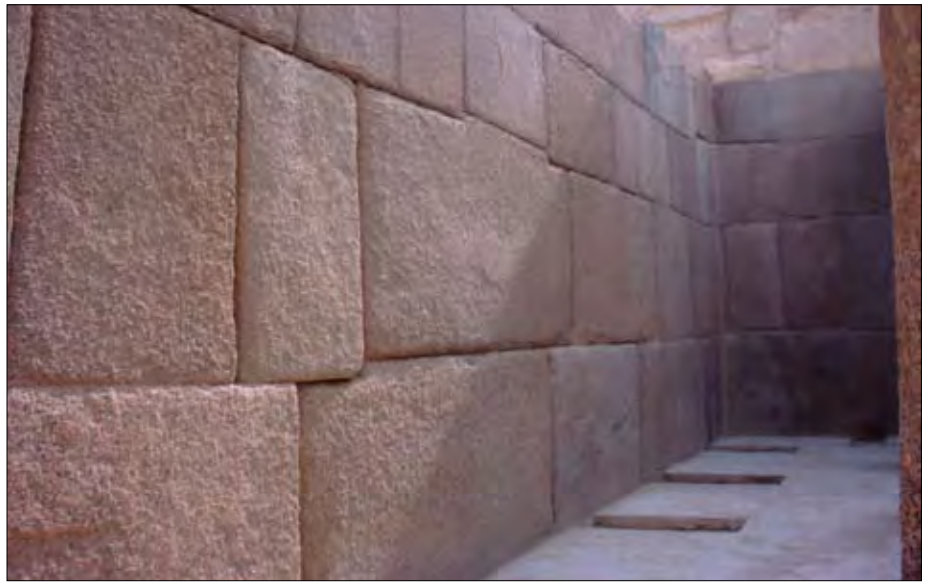
Weiterführende Literatur

Gernot L. Geise

Superflut über Ägypten

Die Pyramiden standen unter Wasser!

Michaels Verlag, Peiting
ISBN 978-3-89539-626-7
25,90 €



Der megalithische Innenraum des Taltempels. In den Vertiefungen im Boden standen einst (angeblich) Statuen von Chephren und irdengewelchen Göttern.



Oben: Der (rekonstruierte) Aufweg zur Chephren-Pyramide (Blick zum Taltempel, der Sphinx befindet sich links außerhalb des Bildes). Unten: Der Chephren-Taltempel besteht aus sauber bearbeiteten monolithischen Granitblöcken. Die Granit-Fassade wurde mit inzwischen schlimm erodiertem Sandstein verkleidet.



Wie sicher sind Sicherheitskontrollen am Flughafen?

Wir werden täglich damit konfrontiert, dass seit dem 11. September 2001 der Terrorismus zugenommen hat, und dass demgemäß „zum Schutz vor dem Terrorismus“ unsere Freiheit eingeschränkt werden muss. Insbesondere die Flughäfen sind ein sensibles Thema, denn - wie man uns nach dem 11. September erzählt hat - selbst eine kleine Nagelfeile könne zu einer Mordwaffe werden, weshalb es verboten wurde, selbige im Handgepäck mit ins Flugzeug zu nehmen, geschweige denn andere „Mordwaffen“.

Abgesehen davon, dass ein potenzieller Terrorist, der es auf ein Flugzeug abgesehen hat, wohl kaum die Sicherheitskontrollen durchlaufen wird. Dazu ist das Risiko einer Entdeckung für ihn viel zu groß. Er wird sich in aller Seelenruhe in einer Einflugschneise postieren, von dort aus ein Flugzeug abschießen und dann völlig unbehelligt verschwinden, während sich Polizei und Rettungsmannschaften um das abgeschossene Flugzeug kümmern.

Der Normalbürger, der ja schließlich vor solchen Übeltätern geschützt werden soll, wird hingegen bei den Sicherheitskontrollen auf dem Flughafen teilweise menschenunwürdig behandelt, natürlich nur zu seinem Besten! Dabei sind die Kontrollen durchaus von Flughafen zu Flughafen unterschiedlich. Während man auch vor dem 11. September bereits durch eine „Sicherheitsschleuse“ gehen und vorher ggf. die Jacke ausziehen musste, arteten die Kontrollen danach aus. Ich hatte es im Jahr 2005 selbst erlebt, dass ich mich auf dem Münchener Flughafen bei der Kontrolle in einer Stoffkabine bis auf die Unterwäsche ausziehen musste. Bei späteren Flügen beschränkte man sich darauf, dass der Gürtel aus der Hose gezogen (wie kann man eigentlich in einem Gürtel Sprengstoff oder eine Waffe verstecken?), alle Taschen geleert und die Schuhe ausgezogen werden mussten. Alle persönlichen Utensilien in einen Plastikkorb, der dann zusammen mit dem Handgepäck durchleuchtet wurde.

Seit 2006 hat dann die EU ver-

schärfte Anweisungen ausgegeben, wonach keine Flüssigkeiten mehr mit in die Kabine genommen werden dürfen, Ausnahme: kleinere Mengen Parfüm, Cremes o. ä. mit weniger als 100 ml in speziellen verschlossenen Klarsicht-Plastiktüten. Man hat anscheinend eine Heidenangst vor Attentatsversuchen, wenigstens erscheint es einem so, denn die Flugzeug-Passagiere sind eher durch die Vorschriften als vor eventuellen Terroristen genervt. Ich habe selbst gesehen, wie bei der „Sicherheitskontrolle“ Fluggäste unter Protest Flaschen mit Alkohol, Haarwaschlotion, Deospray usw. abgeben mussten und nicht mit an Bord nehmen durften. Was stellt man sich eigentlich vor? Dass ein böser Terrorist mit einer Alkoholflasche ins Flugzeug-Cockpit geht und die Piloten zwingt, diese auszutrinken, damit sie in betrunkenem Zustand das Flugzeug zum Absturz bringen? Interessanterweise nützt es gar nichts, das Zeug an der Kontrolle abzugeben, denn spätestens im Flugzeug kann man diese Dinge neu kaufen.

Gut, das Handgepäck wird bei der Sicherheitskontrolle durchleuchtet, wobei ein mitgeführter Notebook-Computer daraus entnommen und separat durchleuchtet werden muss. Wozu das gut sein soll, weiß wohl auch keiner, denn auf ägyptischen Flughäfen kann das Notebook im Handgepäck bleiben. 2005 musste noch die Kamera aus dem Handgepäck entnommen und ausgelöst werden. Ich richtete den Fotoapparat natürlich auf den Sicherheitsbeamten, der sofort erschreckt aus der „Schusslinie“ sprang.

Auf einem Bildschirm bei der Kontrolle sah ich, was die Überprüfer in den durchleuchteten Handgepäckern so sehen: ein Durcheinander von nicht identifizierbaren Gegenständen. Kameras und andere massive Gegenstände können nicht durchleuchtet werden und bilden sich schwarz ab. Demgemäß an alle potenziellen Attentäter: Ihr könnt Eure Waffen oder Sprengstoff ganz bequem ins Flugzeug schmuggeln, indem sie zwischen Ka-

meras, Netzteilen und Kabeln versteckt werden. Die Kameras schirmen den Durchblick des Kontrolleurs prima ab!

Bei meinem letzten Ägypten-Flug im August 2008 waren die Kontrollen auf dem Münchener Flughafen im Vergleich zu den Vorjahren deutlich zurückgefahren worden. Der Gürtel blieb in der Hose, die Schuhe blieben an, nur der Inhalt der Hosentaschen musste in einen Plastikkorb zur Durchleuchtung herausgenommen werden. Da ich es wissen wollte, wie genau es mit den Kontrollen genommen wird, hatte ich in meinem Handgepäck-Trolley neben der Film-/Fotoausrüstung und dem Notebook auch meinen „Kulturbeutel“ mit Haarshampoo, Deo, Nagelfeile (!), Schere (!) usw. Die Flüssigkeiten hatte ich natürlich nicht in dem vorgeschriebenen verschließbaren Plastikbeutel verpackt. Doch keiner der Sicherheitsbeamten hatte trotz Durchleuchtung des Gepäcks etwas daran auszusetzen. Dasselbe in Ägypten auf dem Flughafen Luxor bei der Rückreise. Da fragt man sich schon, was der ganze Unsinn mit den Vorschriften soll?

Ich unterhielt mich in Luxor mit einem anderen Touristen, der aus Düsseldorf kam. Er erzählte mir, dass dort wesentlich strengere Kontrollmaßnahmen durchgeführt werden. Es gibt also anscheinend gar keine bundesweit einheitlichen Vorschriften, was wie und wo kontrolliert werden soll, oder sie werden unterschiedlich angewendet. Nach meinen Erfahrungen mit dem Münchener Flughafen bin ich jedenfalls zu der Erkenntnis gekommen, dass die an den Fluggästen vorgenommenen „Sicherheitskontrollen“ einzig dazu dienen, die Fluggäste zu drangsalieren (und vielleicht Arbeitsplätze zu schaffen?). Wenn wirklich jemand eine Waffe oder Sprengstoff in ein Flugzeug schmuggeln will, so ist das meiner Meinung nach trotz „Sicherheitskontrolle“ möglich. ■

Das fehlende Kalenderjahr „Null“ (Teil 3)

Friedrich V. als Bezwinger der katholischen Mächte

Die Gematrie von Luthers 95, 31. 10. und 1517 ergibt 555, das ist der Zahlwert von *epithymia*, der Begierde in der Johannes-Apokalypse. Man beachte die Geburtsdaten von Reuchlin – Nomen est Omen! Luther wurde am 10. 11. geboren und am 11. 11. auf den Namen von St. Martin getauft. Luther war selbst ein großer Liebhaber der Zahlenmystik, Eschatologie und Kabbala, wie sein Freund Stiefel, von dem das Kirchenlexikon schreibt:

„Als Apokalyptiker und Spiritualist war er isoliert und blieb letztlich ohne Einfluss. Seine intensive Naherwartung der Parusie wurde jedoch - abgesehen von der punktuellen Berechnung - von Luther geteilt, der selbst über die zeitliche Nähe des Kommens Christi spekulierte. Die gemeinsame eschatologische Sehnsucht war das Band ihrer Freundschaft. Leider wurde das legitime endzeitliche Anliegen Stiefels aufgrund seiner Zahlenmystik (Gematrie) verkannt. Als einer der »bedeutendsten Mathematiker des 16. Jahrhunderts« (K. Reich) erlangte der bescheidene Landgeistliche Ruhm und Anerkennung.“

Luther kannte als gebildeter Augustinermönch die Osterberechnung und Kalendermathematik seiner Zeit. Der 95- und 532-Jahres-Zyklus gehörte unbedingt dazu. Zu seiner Zeit liefen bereits die ersten Berechnungen, die zur Kalenderreform führten. (z. B. Kues) Als guter Rechner wusste er, dass $5,6 \times 95 = 532$ Jahre sind. Vom Jahr 532 sind es 176 Zyklen zu 5,6 Jahren bis zum Jahr 1517. $176 = 2 \times 88$, Jesus- und Cheopszahl. Die Cheopsmaße waren durch die Vermessung der Tempelritter schon seit langem bekannt.

$$56 = 4 \times 14.$$

Die erste theosophische Reduktion von 95, 31. 10 und 1517 ergibt 14, 41, 14! Oder 14,14,14, wenn wir 95, 10.31.1517 schreiben, was früher, so wie heute noch im englischsprachigen Raum, bei uns ebenfalls möglich war.

Aus 14 Teilen besteht das Luther sicher bekannte Karolus-Monogramm.

Hätte Luther die Einführung des gregorianischen Kalenders 1582 gekannt, hätte er leicht rechnen können,



PLATE 35
The Triumph of the Reformation, showing Frederick, Elizabeth and the Protestants victorious over Roman Catholics, by an unknown engraver
Scottish National Portrait Gallery

Quelle: Marshall, Rosalind K. *The Winter Queen. The Life of Elizabeth of Bohemia 1596-1662*. Edinburgh, 1998. S. 55.

dass bis dahin $2 \times 141\frac{1}{4}$ Zyklen á 5,6 Jahren seit dem Jahr „0“ vergangen sind.

$\sqrt{2} = 1,414\dots$, doch darüber weiter unten mehr. An dieser Stelle folgendes: Das dem Einheitskreis Pi eingeschriebene Quadrat hat den Umfang $2\sqrt{2}$. Die Relation hat folglich den Wert:

Pi : $2\sqrt{2} = 1,110\dots$ Oder Pi : $11/14 \times \sqrt{2} = 1,1111\dots$, womit wir wieder bei Allerheiligen und St. Martin wären!

Und bei Aleph und dem kabbalistischen Merkvers:

Am Anfang war der OCHSE eins, GLEICH DREImal, und doch keins.

A, der erste Buchstabe und die „erste Mutter“, hat den Zahlwert 1; Alef = „Ochse“

$1 = 3 (3 \times 1) = 111 = \text{Alef} = 0$, der Narr.

Kölle Alaaf! Die 5. Jahreszeit kann endlich nun beginnen! Ruft man in Karls Aachen nicht: Oche Alaaf! Gepriesen seist du Ochse Aleph?

Erinnert sei: 1. 5. tscha, tscha, tscha

– 1. 11. rumms, da, da – 1. 2. endlich ist der Fasching da!

Vom 1. 11. bis Martini am 11. 11. vergehen 11 Tage, die das Mondjahr von 354 Tagen, gerechnet vom 11. 11. bis 31. 10., bis zum neuen Wirtschaftsjahr, das am 11. 11. erneut beginnt, überbrücken.

Auch das noch: Im Jahr 354, am 25. Dezember: Im römischen Festverzeichnis wird erstmals im Abendland das Fest anlässlich der Geburt von Jesus Christus erwähnt. Ich erinnere auch an das „kabbalistische“ Jahr 70, Tag: 9. Aw: Zerstörung des Tempels. Zweimal. Trauertag der Juden. Zufall oder Konstruktion?

Karsamstag:

„Der Karsamstag memoriert die Todesruhe Jesu im Grab und seinen Abstieg in das Reich der Toten. An diesem Tag wird keine heilige Messe gefeiert. Traditionell finden an diesem Tag die Osterbeichten statt.“ (www.festjahr.de)

Von Ostersonntag, dem 11. 4. 0, der wegen des Jahresbeginns am 5. 4. auch

11. 1. genannt werden kann, sind es exakt 205 Tage bis zum 1. 11. 0.

Die Auferstehung des Jesus von den Toten am Ostersonntag dem 11. 1. (11. 4.) und die Begegnung mit den Toten am alten Neujahrsbeginn der Kelten am 1. 11. teilt das Kalenderrund des Heiligen Jahres „0“ im Verhältnis 4 : Pi! Wenn auch noch der schriftliche Beweis fehlt: Zufall scheint das nicht zu sein!

Nis-An, „Neues Jahr“ ist, wie erwähnt, der erste Monat im jüdischen Jahr und war früher Jahresbeginn. (Der jüdische Kalender ist ein Luni-Solarkalender. Er wurde angeblich im Jahr 359 festgelegt, aber erst ab dem 11. Jahrhundert „allgemein“ verwendet. Nisan wäre der 7. Monat, wenn man ab Tischri zählt, so ist Tischri der 7. Monat).

Der Name *April* soll von *aperire* = öffnen = aufdecken = offenbaren herühren, aber auch von Aphrodite, der Göttin der Schönheit.

Aphrodite:

„*Aphrodite* (griech. Ἀφροδίτη) ist in der griechischen Mythologie die Göttin der Liebe, der Schönheit und der sinnlichen Begierde und eine der kanonischen zwölf olympischen Gottheiten. Ursprünglich zuständig für das ‚Wachsen und Entstehen‘, wurde sie erst später zur Liebesgöttin, die sich in allen polytheistischen Religionen wiederfindet.

Verheiratet war Aphrodite mit Hephaistos, dem Gott des Feuers und der Schmiedekunst, den sie allerdings ständig mit Sterblichen und Unsterblichen betrog. Notorisch war ihre lange Beziehung zum Kriegsgott Ares, aus der Eros, Harmonia, Phobos, Deimos und Anteros entstanden – wie es auch Demodokos bei den Phaiaken in seinem burlesken Lied besingt.

Laut Homer wurden die beiden mitten im Akt von Hephaistos in flagranti in einem Netz gefangen. Als er sie so den anderen Göttern präsentierte, erhoben diese das sprichwörtliche ‚Homerische Gelächter‘.

Aus Aphrodites Liebschaft mit dem Trojaner Anchises ging Äneas (griech. Aineias) hervor, Held im Trojanischen Krieg, der dann zu den mythischen Stammvätern der Römer gehören sollte und aus dessen Sohn das Geschlecht der Julier, zu dem auch Cäsar gehörte, entsprang. Außerdem zeugte sie mit Dionysos den Priapos und mit Hermes den Hermaphroditos. Ferner liebte sie den schönen Adonis, der jedoch vom eifersüchtigen Ares in Gestalt eines Keilers bei der Jagd getötet wurde.“ (<http://de.wikipedia.org/wiki/Aphrodite>)

Schon aus diesen wenigen Zeilen lässt sich der ganze christliche Osterzyklus als „antik-heidnische“ Mythe

entlarven. Man erkennt sofort, dass der ganzen christlichen Heilsgeschichte, als Jesusgeschichte erzählt, keinerlei historische Bedeutung zukommt, unabhängig davon, ob es einen historischen Prediger oder Revolutionär Jesus gab, der wegen jüdischer Interessen von Römern gekreuzigt wurde.

Hephaistos ist der ägyptische Schöpfergott Ptah, der sich in der christliche Lehre in Petrus verwandelt, der im Auftrag von Jesus die Kirche gründet und die Schlüsselgewalt über den Himmel inne hat.

Aphrodite geht ständig mit Ares/Eros, also dem Monat März fremd, dem zu guter Letzt die Römer und Julius Cäsar, der Initiator des nach ihm benannten Sonnenkalenders, entstammen.

Dionysos und Hermes sind Pendants zu Jesus-Christus, was sicher kein gebildeter Theologe leugnen wird. Adonis ist der im März = Ares von einem Keiler = Eber = Hebräer = Esus getötete/ gekreuzigte Jesus. Ibri bedeutet auch Kreuzung. Der Getötete wird durch die Liebe von März und April wieder zum Leben erweckt. Als geweihter Hirsch folgt er der Einladung zur Orgie in der Venusnacht vom 30. April auf den 1. Mai zu Ehren Saturns. Saturn ist Herrscher über die Lebenszeit.

Esus:

„*Esus* (auch *Hesus*, *Aesus*, *Esos*) war ein keltischer Gott des Handels und der Wege, der von den Galliern verehrt wurde.

Die Identifikation des Esus mit einer römischen Gottheit ist unklar. Der römische Dichter Lucan ordnete ihn neben Teutates und Taranis als einen der drei gallischen Hauptgötter ein (I. 444 ff.). Spätere Lucan-Kommentatoren setzten ihn dem römischen Merkur gleich, unklar ist, ob sich auch der römische Eroberer Galliens, Julius Cäsar, bei seiner Beschreibung Merkurs als dem am häufigsten verehrten Gott der Gallier, auf Esus bezog. Seltener wird Esus auch mit Mars verglichen, was allerdings unwahrscheinlich erscheint, da er neben Mars als eigenständiger Gott am Trierer Merkur-Altar dargestellt ist.

Nach den Berner Scholien war Esus vor allem der Gott der Händler, dem in den Augen der Römer ‚unmenschliche Altäre‘ geweiht waren und dem zu Ehren Menschen an Bäumen erhängt wurden. Es ist nicht gänzlich klar, welche Art des Opfers hiermit gemeint war, ob Hingetrichtete an Bäumen zur Schau gestellt oder sie am Baum selbst erhängt oder etwa gar durch zurückschnellende Äste gezweitelt wurden.“ (<http://de.wikipedia.org/wiki/Esus>)

„*Es wird auch vermutet, das Esus vom etruskischen Wort Aesar für „Gott“ her stammt, Esus somit nicht der Name eines bestimmten Gottes, sondern eine allgemeine, appellative Bezeichnung eines solchen ist, ähnlich dem christlichen ‚Herr-Gott‘ oder auch, dass Esus und Jesus einerlei seien.*“ (<http://sungaya.de/schwarz/kelten/esus.htm>)

Das 364-Tage-Jahr

Die Kelten kannten und verwendeten nach älteren Überlieferungen auch ein 364-Tage-Jahr. Dieses war unterteilt in 4 x 90 Tage und jeweils einen Tag für die solaren Jahreseckpunkte.

Man beachte, dass die Zahlen 9 und 1 in etymologischer Interpretation jeweils „Neu“ und in diesem Zusammenhang einen „neuen“ Jahresabschnitt bedeuten.

Ein solches reines Solarjahr zu 364 Tagen wird auch im Jubiläenbuch und im äthiopischen Buch Henoch 72 ff. beschrieben. Das Jahr hat 12 vom Mondumlauf unabhängige Monate zu je 30 Tagen und einen Schalttag am Ende eines jeden Vierteljahres zu 90 Tagen. Dies bestätigt meine Annahme, wonach zumindest ein Teil der weit verstreuten Juden (Diaspora) einen solaren Kalender hatten.

Die Maya hatten einen vergleichbaren Kalender, mit 13 Monaten zu 28 Tagen. Die Pyramide in Chichen Itza hat 4 x 91 Stufen und damit die gleiche Einteilung. Der fehlende Tag zum 365-Tage-Jahr hieß bei den Kelten „Misteltag“, bei den Maya noch heute „Grüner Tag“. Dies ist nach unserem Kalender der 26. Juli, der Tag, an dem der strahlende Sirius mit der Sonne aufgeht. Dieser Tag war Neujahr (1. Thoth) bei den alten Ägyptern. Am 25. 7. endete also das Jahr bei den alten Maya, und am 27. 7. begann es neu.

Im 364-Tage-Jahr „0“ mit Beginn 21. 3. fallen die Äquinoktien und Solstizien jeweils auf einen Sonntag, wohin sie im Sinnzusammenhang auch gehören:

- 21. 03. = Sonntag
- 20. 06. = Sonntag
- 19. 09. = Sonntag
- 19. 12. = Sonntag

Die vier Hauptfeste werden im Jahr „0“ exakt an dem Tag gefeiert, der der Festbedeutung entspricht:

- 01. 11. = Samhain
= Montag, Treffpunkt mit den verstorbenen Seelen
- 01. 02. = Imbolg
= Sonntag, mit Übergang zum
- 02. 02. = Lichtmess
= Montag, Darstellung des Herrn 40 Tage nach seiner Geburt am 25. 12.

01. 08. = Lughnasad = Sonntag

Der 01. 02. muss im Sinnzusammenhang gleichfalls stringent auf einen Sonntag fallen, da sein Pendant Lughnasad, Sonntag, der 01. 08. ist; der Feiertag des keltischen Sonnengottes Lug.

01. 05. = Beltaine = Samstag.

Die Feiern starten am Freitag, dem 30. 04. abends. Freitag ist der Tag der Venus und des gefallenen Luzifers in den alten jüdischen Sagen. An diesem Tag feiern die Hexen auf dem Blocksberg in unseren Sagen den Hexensabbat. Sabbat ist Samstag!

Sie feiern in die 5 hinein, in den 5. Monat Mai, den Lustmonat, der mit dem freitäglichen Pentagramm der Venus nachts beginnt. Mai ist die Göttin Maja, die Wonne. Sie ist die Natur der Begierde und die Begierde der Natur.

Ostern und Pfingsten sind im kirchlichen Festjahr zweitägig auf Sonntag und Montag ausgelegt. Gepriesen werden die schöpferischen, lebenserzeugenden und -erhaltenden Kräfte von Sonne und Mond.

Im heiligen Jahr „0“ gilt dieses göttliche Zusammenspiel für folgende weitere wichtige Anlässe:

Sonntag, 01. 02. Lughnasad

Montag, 02. 02 Lichtmess

Sonntag, 21. 3. Frühlingspunkt der Sonne

Montag, 22. 3. Neumond für Passah und Osterfest

Dienstag, 23. 3. Marstag = Neulicht = 1. Nisan 3760 jüdisch.

Die Zahl 21 ist die Summe von 1 – 6 und hat die Faktoren 3 x 7.

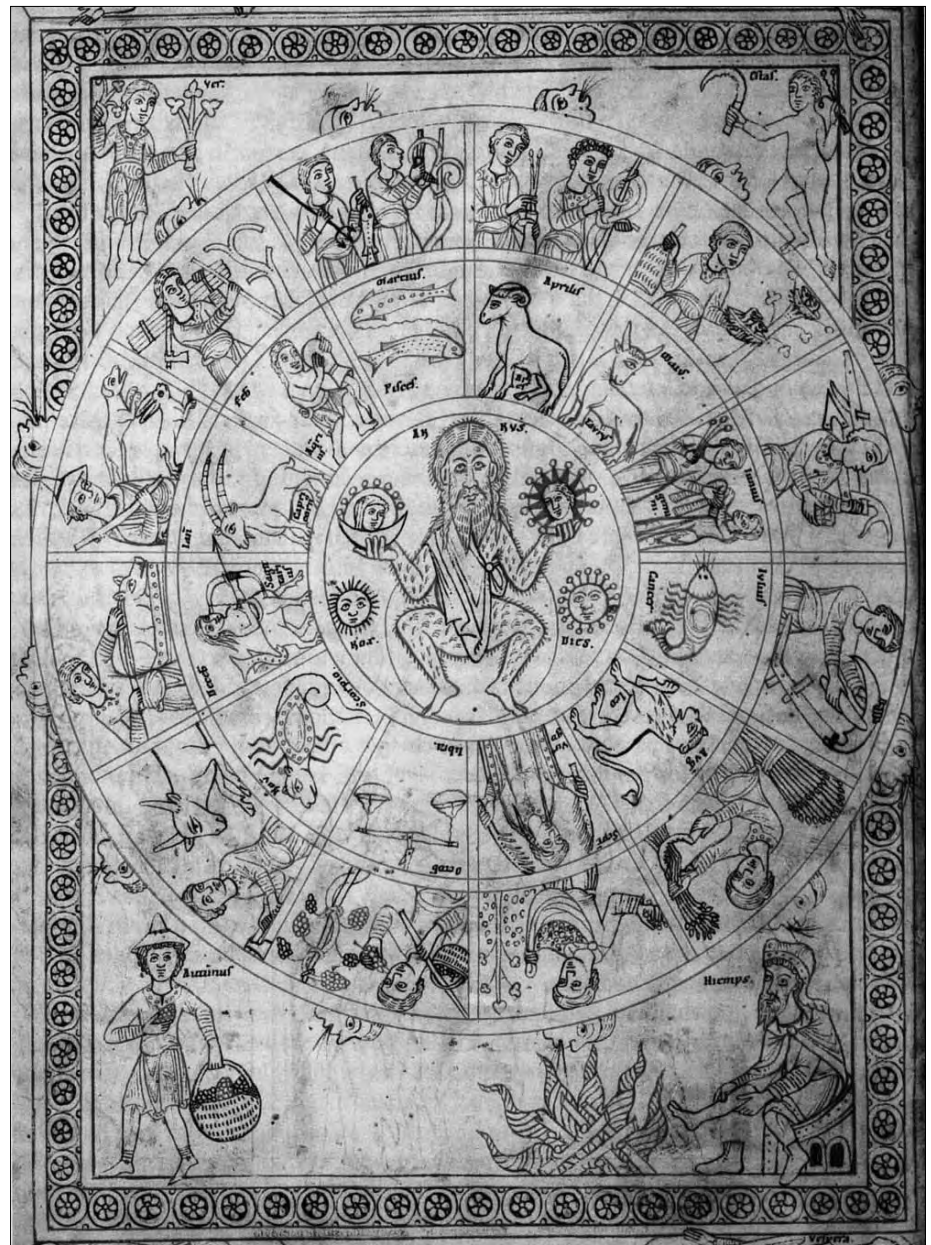
Mars ist zurecht im neuen julianischen Solarkalender der 3. Monat im Jahr (zuvor 1. Monat).

Mars ist der 3. und zugleich 6. Planet im chaldäisch-alexandrinisch-römischen System, nach Saturn 1/4 und Jupiter = 2/5. Die um 3 verschobene zweite Zählung rührt daher, dass man in Babylon drei unsichtbare Planeten hinzuzählte.

Da der 21. im Jahre „0“ ein Sonntag ist und sein muss, fallen auch der 7. 3. und 14. 3. auf einen Sonntag und bestätigen die 3 x 7 der 21, der Zahl des Frühlingsbeginns.

Sonntag, 04. 04. Quersumme 8, Jesus- und Buddhazahl, Jahresende aller früheren Zeiten vor Beginn dieses Jahres „0“ am

Montag, 05. 04. Vollmond, Beginn des christlichen Zeitalters, 14. Nisan Passah 3760.



Mittelalterliches Bild: Jesus, mit Sonne und Mond und dem Tierkreis

Quersumme 9 = Neu! Vielleicht auch der Tag „außerhalb“ der Zeit des harmonikalischen 364-Tage-Jahres. Dann wäre Neujahr der

Dienstag, 06. 04. Er korrespondiert mit dem alten Neujahrsbeginn 06. 01. Quersumme 10.

Goethes Hexeneinmaleins: 9 ist Keins und 10 ist 1!

Sonntag, 11. 04. Auferstehung, Ostersonntag

Montag, 12. 04. Ostermontag

Erste notwendige Ausnahme:

Freitag, 30. 04. Venus und Luzifertag, Tanz in den 1. Mai

Samstag, 01. 05. Hexensabbat, Sabbat = Samstag!

Sonntag, 30. 05. Pfingstsonntag

Montag, 31. 05. Pfingstmontag

Pfingsten findet 50 Tage nach Ostern statt. Im Jahr „0“ fallen die zwei Feiertage folgerichtig in die letzten beiden Tage des 5. Monats Mai!

Sonntag, 06. 06. Trinitatis, das ist Gott in den drei Personen Vater, Sohn und Heiliger Geist

Quersumme von 06. 06. = 12 = 3 (6 = Schöpfungstage, 12 = Tierkreis oder die Monate des Sonnenjahres).

Der Sonntag nach Pfingsten wird von Katholiken und Protestanten als Dreifaltigkeitssonntag bzw. Trinitatis begangen. In manchen Landesteilen heißt dieser Sonntag auch Güldensonntag oder Goldener Sonntag, denn an diesem Tag oder dieser Nacht soll die

„goldene Wunderblume“ mit magischer Kraft erblühen.

Montag, 07. 06. Der Montag nach Trinitatis hieß in Westfalen *Guter Montag*

7 ist die goldene Zahl!

Samstag, 19. 06. Neumond

Sonntag, 20. 06. Solstitium oder

Montag, 21. 06. Solstitium/Sommeranfang

Sonntag, 15. 08. Maria Himmelfahrt

Montag, 16. 08. Neumond

Sonntag, 31. 10. Keltisches Jahresende
Montag, 01. 11. Keltischer Jahresbeginn

„In Irland entstand im 8./9. Jahrhundert - als der Zusammenhang zwischen diesem Fest und Ostern verblasste - ein neuer Festtermin: Der 1. November markiert hier den Winterbeginn und ist zugleich Jahresanfang. Hintergrundfolie ist nun nicht mehr Ostern, sondern die sterbende Natur, durch die ewige Welt der Heiligen sichtbar wird. Durch die irisch-schottischen Missionare gelangte das Allerheiligenfest am 1. November im 9. Jahrhundert auf den Kontinent.“

Erinnert sei hier erneut an die 4 : Pi Teilung des Jahres.

Zudem weist auch dieses Zitat in eine spätere Entstehungszeit des Dionysischen Kalenders 0/532 mit dem Vollmond-Starttermin 5. 4.!

Zweite notwendige Ausnahme: Weihnachten! Die erste Geburt des Lammes, das am 1. 5. zum Hirsch wird. (Deere = Tier = Stier = Torre = Terra = Erde (DR > < RD, TR > < RT))

24. 12. Freitag, die Mutter Maria/Venus erwartet sehnsüchtig das göttliche Kind

25. 12. Samstag, Geburt des Sonnen-Gottes in die Zeit am Tag von Chronos/Saturn

26. 12. Sonntag, der Tag des Herrn, der erste „ganze“ Tag von Jesus ist zugleich Sonntag

01. 01. Samstag, der Tag des Schnitters Saturn, Jesu Beschneidung, Gesetz JHWHs

Die vier keltischen Jahresfeste haben Eingang gefunden in den christlichen Kanon von den vier Evangelisten und deren Tierkreis-Symbole.

Mensch = Tag des Menschen

1. Februar Zukunft

Stier/Ochse = Tag von Geburt und Tod 1. Mai Gegenwart

Löwe = Tag des Herrn = Lughnasad:

1. August Vergangenheit und Zukunft

Adler = Tag des Heils/Jesus Christus

1. November Ewigkeit

Das Sonnen-Neulicht (jeweils 3 - 4 Tage nach der WSW/FP) am 25. 12. ist der Geburtstag der Sol Invictus, Mithras und Jesus. Dem entspricht in der anderen Jahreshälfte das solare Altlicht, drei Tage nach der SSW am 24. 06.: Festtag von Johannes dem Täufer. Allerdings ist auch möglich, dass im ersten eingeführten julianischen Kalender (angeblich -46) WSW und SSW auf den 25. 12. und 24. 06. fielen bzw. festgelegt wurden, Tag- und Nachtgleiche wäre dann am 25. 03. gewesen, am kirchlich festgelegten Tag von Jesus göttlicher Zeugung.

Für die Dauer der Schwangerschaft kennen Medizin und Volksmund fünf mögliche Termine, die fünf unterschiedliche Zeugungstermine von Jesus bedingen können und entsprechend im Kalender festgehalten wurden:

1. 9 Monate
2. 280 Tage
3. 273 Tage
4. 265 Tage
5. 287 Tage

Zunächst ein Zitat aus dem Festjahreskalender von *Dr. Theol. Manfred Becker-Huberti*, Köln zur 9-Monatsregel:

„Verkündigung des Herrn: 25. März – Hochfest.“

Das heutige Fest Verkündigung des Herrn - früher: Verkündigung der Gottesmutter, Fest Mariä Verkündigung, In Annuntiatione B.M.V. - am 25. März ist ausgelöst vom Fest der Geburt Christi am 25. Dezember. Genau neun Monate zuvor memoriert die Kirche die Verkündigung des Engels an Maria und ihre Antwort: „Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast“. Im 6. Jahrhundert in der Ostkirche gefeiert, wird das Fest im 7. Jahrhundert von der Westkirche übernommen.“

Passend zum Festtag wurde früher am Vortag, dem 24. März, des Verkünders und Engels Gabriel gedacht (verlegt auf 29. September). Da Christus als Sonne und aufgehendes Licht gedeutet wurde, galt Maria Verkündigung, wenn die Geburt Christi verheißt wird, als Tag der Wiedergeburt des Lichtes, was die Natur in ihrem Jahreslauf eindrucksvoll bestätigte. Noch einmal werden Frühlingsbräuche ausgeübt. Zeitweise und in bestimmten Gegenden galt der Tag als

eigentlicher Frühlingsanfang. Die zum Frühjahr aus dem Süden heimkehrende Schwalbe gilt als das der heiligen Maria und Gottesmutter gewidmete Tier.

(Hinweis: früher Verkündigung Mariens).

Zeugungstermin 1: Der 25. 3. Mariä Verkündigung ist das Sonnen-Neulicht nach dem Äquinoktium oder der alte Frühlingspunkt.

Zeugungstermin 2: Sonntag, FP der 21. 3. fällt auf das längstmögliche normale Tragedatum von 280 Tagen.

Zeugungstermin 3: Samstag, der 27. 3. (!) geht dem 273-tägigen Normalzyklus der Schwangerschaft, der zehn siderischen Monaten entspricht und auf Sonntag, den 28. 3. fällt, voraus! Man beachte: Es sind 273,2 Tage. Die Zeugung findet mit Beginn der Dunkelheit am 27. 3. statt!

Zeugungstermin 4: Montag, der 5. 4. endlich, der Kopftag des Kopfjahres „0“, die „Verneigung des Hauptes des Widders“, wie der Name der babylonischen Zikkurat „E-Sag-Il“ (Haus-Kopf-Gott) in sinniger Übersetzung lautet, steht für die kürzeste noch reguläre Schwangerschaftsdauer von 265 Tagen!

Zeugungstermin 5: 287 Tag sind es vom 25. 3. der Verkündigung des Herrn bis zum 6. 1. Epiphanie, der Lichtgeburt des Herrn = 2. Weihnachtsfest.

An dieser Stelle gilt mein besonderer Dank *Herwig Brätz*, der mich durch die nachfolgend zitierte Kritik an Uwe Toppers Buch „Kalendersprung“ vom 05. Jul. 2006 im Forum Geschichte und Chronologie erst auf diese wichtigen Zusammenhänge aufmerksam machte:

„Im christlichen Kalender ist der 25. Dezember keineswegs die Wintersonnenwende (S. 22), sondern die Geburt Christi - das ist durchaus ein Unterschied, wie mir scheint. Dies vorausgesetzt, kann man doch die verschiedenen Jahresbeginndaten auch ohne die hypothetischen Sonnenüberreaktionen erklären.“

Wenn eine Schwangerschaft - je nach Zählweise - 273 oder 287 Tage oder 9 Monate dauert, ergibt sich nun einmal diese Merkwürdigkeit, dass 273 Tage nach dem 27. 3. der 25. 12. ist und 287 Tage nach dem 25. 3. der 6. 1. und 9 Monate nach dem 25. 3. der 25. 12.

Genau so merkwürdig erscheint Ende März am Himmel eine Figur, die als Verkündigung gedeutet werden kann, und am 24./25. 12. ist die Geburt Christi am Himmel zu sehen. Da die Spanne zwischen dem 25. 12. und dem 6. 1. nun auch noch mit dem Sonnenstillstand, den Saturnalien usw. zusammenfällt, ist es eigentlich nahe liegend, dass man für den Jahresanfang

die Mitte des Solstitiums wählt, denn die Wahrheit liegt ja in der Mitte.“

Der Kalender des Jahres „0“ spielt auch mit dem Wechsel von jüdischen zu gregorianischen Daten.

Ein schönes Beispiel:

Am Dienstag, dem 15. Nisan (= 6. April) beginnt das Passah-Fest, das ursprüngliche Neue Jahr. Von Mittwoch, dem 16. Nisan sind es 23 Wochen oder 161 Tage bis Mittwoch, dem 15. September (29. Elul), an dem das jüdische Jahr endet.

Am Donnerstag, dem 16. September (1 Tischri) beginnt das neue jüdische Jahr 3761!

Weitere Koinzidenzen im Modelljahr „0“

Samstag – Samstag – Sabbat

„Am 14./15. Februar fanden die römischen Luperkalien statt, die bis in die Spätantike gefeiert wurden - zu deutsch ‚Das Fest der Wölfin‘, später Valentinstag, in Frankreich ‚Le dimanche des Brandons‘ (Brandsonntag)

Die christlichen Kirchenväter verurteilten die Luperkalien, den Vorläufer des Valentinstages, und versuchten den Brauch zu ändern, indem sie die Namen von Heiligen und kurze Predigten auf die Zettelchen schrieben und unters Volk brachten, aber die Menschen fanden schnell wieder zu den alten „Liebesbriefchen“ zurück. Der vom Patriarchat erfundene Märtyrer Valentin entwickelte sich zwangsläufig zum Schutzheiligen der Liebenden, denn das Fest blieb trotz aller gegenteiliger Anstrengungen der Sinnlichkeit und den Liebenden gewidmet.“

Die Liebe hängt, wie wir an den Betrachtungen zum 1. Mai gesehen haben, am Saturn, der meist über den Freitag Abend mit der Venus verbunden ist. Die Luperkalien im Jahr „0“ jedoch beginnen am Samstag, den 14. 02. 0, um am Brandsonntag, den 15. 02. 0 zu enden.

Ebenso fällt das christliche Fest der Liebe, der 25. 12. 0 auf einen Samstag.

Der 27. 03., das Zeugungsdatum par Excellence, ist ein Samstag.

Und zu guter Letzt: Die Saturnalien, die römischen Feiern zu Ehren des Gottes Saturn, beginnen natürlich wie die Walpurgisnacht Freitagabend, dem 17. 12., um am Samstag, dem 18. 12. dem Saturn zu huldigen. Ausflippen war angesagt, mit allem Drum und Dran, so wie man sich das eben im alten Rom vorstellt, weshalb sukzessive noch ein paar Tage dran gehängt wurden. Wichtig erscheint mir hierbei noch der folgende Hinweis:



Der Hirsch ist in seinem Ursprung ein solares Symbol (Sonnensymbol) und hat Parallelen zur Feuer-symbolik. Die Morgendämmerung der aufgehenden Sonne in mystischer Betrachtung ist eng mit der Symboldarstellung des Hirschs verknüpft. Wie hier dargestellt, finden wir neben ihm oft den Lebensbaum (www.derkleinegarten.de)

„Der Freitag zählte gewöhnlich als der siebte Tag der Woche! Im alten jüdischen Mondkalender fiel der Sabbat auf einen Freitag, im Islam wird noch heute der Sabbat an diesem Tag gefeiert.“ (www.matriarcht.net)

Montag – Montag

Die Bedeutung des Mondes für den Kalender und seine Feste wurde bereits ausreichend gewürdigt. Erwähnt sei ergänzend noch der alte römische Neujahrstag 01. 03., das Fest der Mütter (Matronalia), das wegen der alten Einheit von Mutter und Mond (Maria auf der Mondsichel) wie der neue Kalender am 05. 04. an einem Montag im Jahr „0“ begann. „Beginnen musste!“, möchte man hinzusetzen.

„Die Mondsichelmadonna basiert auf dem Erscheinungsbericht einer kosmischen von einem Drachen verfolgten schwangeren Frau, die von Sternen gekrönt und mit der Sonne bekleidet auf den Mond tritt und dem letzten apokalyptischen Gefechts zwischen dem Drachen und dem Erzengel Michael ausgesetzt wird.

Und es geschah ein großes Zeichen am Himmel: eine Frau mit der Sonne bekleidet und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen (Apokalypse 12,1).

Religionsgeschichtlich wird das Bild vom apokalyptischen Weib auf den Isis-Astralkult der Antike zurückgeführt, es erfährt aber durch das Geburtsmotiv eine apokalyptische Umdeutung. Bereits die Alte Kirche deutet die zwölf Sterne als den

Tierkreis, die Sonne als Christus und den Mond als die Vergänglichkeit der Welt. Seit Epiphanius wird das Weib mit Maria identifiziert, in der Orthodoxie (und später auch bei Luther) mit der Kirche.

In dieser Darstellungsform wird Maria auch als Königin des Himmels (lat. *regina coeli*) bezeichnet.“ (<http://de.wikipedia.org/wiki/Mondsichelmadonna>)

Vollmond, die nächtliche Sonne, fällt auf den ersten Sonntag danach, auf den 7. März!

Donnerstag – Jupiter-, Zeus-, Jahwetag

Die Fest-Donnerstage im Jahreslauf nehmen Bezug auf den höchsten Gott, der als Planet Jupiter im babylonischen System die Zahlen 2 und 5 belegte.

Ihm zu Ehren beginnt die Bibel mit dem 2. Buchstaben „B“ (Bereshit...), worüber in kabbalistischen Kreisen schon sehr viel geschrieben wurde. Nachstehend der Teil des Originals aus dem Sohar, der das „B“ (= Bet) betrifft:

„Sodann kam das Bet und sprach: ‚Erschaffte die Welt durch mich, bin ich doch der erste Buchstabe im Wort Berachah (Segen), und durch mich wird alles, in der oberen wie in der unteren Welt, Euch segnen.‘ Wahrlich, o Bet, sprach die Heilige Wesenheit, ‚allein durch dich will ich die Welt erschaffen.‘ Nachdem der Buchstabe Alef diese Rede vernommen hatte, blieb er an seinem Platz und begab sich nicht in die Göttliche Allgegenwart, die deshalb laut rief: ‚Alef (A), Alef! Warum trittst nicht auch du vor mich wie alle die ande-

ren Buchstaben? Da erwiderte das Alef: ‚Herr und Beherrscher des Universums, es geschieht deshalb nicht, weil ich wahrgenommen habe, dass sie alle (außer dem Bet) so an ihren Platz zurückgekehrt sind, wie sie gegangen waren, ohne Erfolg. Warum also sollte ich vor Euch treten, da Ihr dem Bet bereits das große und kostbare Geschenk, das wir alle so erfleht und begehrt haben, gegeben habt. Im übrigen kommt es dem Monarchen des Universums nicht zu, Seine Gabe einem damit Bedachten wieder zu entziehen und einem anderen zu verleihen.‘ Diesen Worten entgegnete die Heilige Wesenheit: ‚Alef, Alef! Du sollst der erste unter allen Buchstaben sein, und ganz allein durch dich soll meine Einheitlichkeit, Ganzheit und Fülle zum Ausdruck gelangen. Bei allem Vorhaben, bei allen Ideen, seien sie menschlich oder göttlich, bei jeder Tat und bei jedem Beginnen, sei es im Werden begriffen oder abgeschlossen, bei allem sollst du der erste sein, der Beginn.‘ Das ist der Grund, weshalb die Heilige Wesenheit die Großbuchstaben aus dem himmlischen Alphabet und die Kleinbuchstaben aus dem irdischen Alphabet, beide einander entsprechend, geschaffen hat. Um aufzuzeigen, dass die Buchstaben dieser Alphabete, durch die eine jede Kreatur und ein jedes Ding im Universum geformt und gebildet ist, himmlisch wie irdisch und ein und dasselbe sind, beginnt auch das Buch Genesis mit zwei Worten, deren Anfangsbuchstaben das Bet ist, nämlich mit Bereshit bara (‚Anfangs schuf‘), gefolgt von zwei anderen Worten, deren Anfangsbuchstabe das Alef ist, nämlich Aelohim aet (‚Gott den‘).“ (Sohar 2b-3b)

Im christlich geprägten Kalender sind es vor allem die Tage, an denen Jesus mit seinem Vater verknüpft ist.

Donnerstag, 25. 03. Jahwe lässt durch seinen Erzengel Maria die Zeugung/ Geburt Jesus verkündigen

Donnerstag, 01. 01. Beschneidung Jesus

Beschneidung: Die von Jahwe dem Abraham mitgeteilte Sitte, männliche Nachfahren am achten Tage nach der Geburt die Vorhaut zu entfernen (1. Mose 17, 9-14). Wer dieses verweigerte, dem drohte Jahwe die Ausrottung der Seele aus seinem Volk an (ebd., 14).

Donnerstag, 24. 06. Johannes der Täufer, der im Namen des Herrn (Jahwe) tauft.

Donnerstag, 08. 04. Gründonnerstag, Eucharistie, Gebet in Gethsemane („Herr, lass diesen Kelch an mir vorübergehen ...“)

Gründonnerstag (auch Hoher, Heiliger oder Weißer Donnerstag) ist die deut-

sche Bezeichnung für den „fünften Tag“ (= Jupiter/Jahwe) der Karwoche, an dem die christlichen Kirchen das Fest des letzten Abendmahles Jesu mit den zwölf Aposteln vom Vorabend der Kreuzigung feiern.

Mit dem Gründonnerstag beginnt das Triduum Sacrum, das wichtigste Fest der römisch-katholischen Kirche. Das Triduum beginnt mit dem Abend des Gründonnerstags und endet am Abend des Ostersonntags.

Donnerstag, 20. 04. Christi Himmelfahrt, „Auf zu Jahwe ...!“

Donnerstag, 10. 05. Fronleichnam, kam offiziell erst im Mittelalter als Festtag dazu.

Der Donnerstag als Festtermin knüpft an den eigentlichen Gedenktag des letzten Abendmahls an, den Gründonnerstag, der aber wegen des stillen Charakters der Karwoche keine größere Festlichkeit erlaubt.

Aus diesem Grund wurde Fronleichnam auf den ersten Donnerstag nach der österlichen Zeit und der ehemaligen Pfingstoktav gelegt.

Donnerstag, 11. 11. St. Martin = Mithras = Jesus.

„Popularität im gesamten christlichen Abendland gewann Martin durch die über ihn verfassten Schriften. Die älteste und wichtigste Schrift, die *Vita S. Martini* (um 395) stammt von Sulpicius Severus (um 363 - 425), einem aquitanischen Adligen und Freund des Heiligen. Diese Biografie wurde zum Muster christlicher Hagiografie: die Beschreibung der Nachfolge Christi durch das Beispiel des Bischof Martin.

Von Geburt ein Römer, stammte er aus einer Familie mit militärischer Tradition. Schon sein Name war Programm: ‚Martinus‘ leitet sich ab vom Kriegsgott Mars. Man könnte den Namen übersetzen als ‚zum (Kriegsgott) Mars gehörend‘ oder ‚Kämpfer, Kriegerischer‘. Durch Martin von Tours wurde dieser martialische Name von den Christen übernommen. Er hatte einen neuen Sinn erhalten: ‚Martin‘ war nicht mehr länger ein disziplinierter Kämpfer unter dem römischen Kriegsgott, sondern ein Soldat Gottes, einer, der sich mit Eifer und Disziplin in die Pflicht der Kirche nehmen ließ.“ (<http://www.martin-von-tours.de/geschichte>)

Zur Gleichsetzung von St. Martin mit Mithras verweise ich auf den Beitrag von Herwig Brätz „Der Bamberger Reiter“.

Der Name der Aphrodite ist aber bei den Assyriern Mylitta, bei den Arabern Alitta und bei den Persern Mitra, schreibt Vollmers Wörterbuch der My-

thologie. Das macht Sinn, denn Aphrodite ist Venus, Isis, Maria mit dem göttlichen Kind.

Über die Identität von Mithras mit Jesus zitiere ich hier ausführlich ein Beitrag von Dr. Werner Papke: Wie der römische Mithras zum katholischen „Jesus“ wurde:

„Wir wissen nun, dass der römische Mithras ein Relikt des Pseudo-Messias Kain-DUMU.ZI-Tammuz ist. Doch haben die Römer den babylonischen Erlöser selbstverständlich romanisiert. Bei den Römern war der Mond (luna) wie bei den Griechen weiblichen Geschlechts, sodass der römische Mithras bei ihnen nicht lange als Mondgott überleben konnte. Es ist darum kein Wunder, wenn der römische Mithras den in seine Mysterien Eingeweihten selbst ein ‚unbekannter Gott‘ blieb und schließlich leicht mit jedem anderen Gott gleichgesetzt werden konnte. Obwohl der römische Mithras in den Mithräen oft genug neben dem Sonnengott abgebildet war, also vom Sonnengott unterschieden wurde, haben die Mithrasten den Mithras als Sol Invictus, ‚unbesiegtten Sonnengott‘, bezeichnet. Auf einer Bronzeplatte aus Ostia, dem Hafen Roms, wird ein gewisser Septimus Pompeius Maximus als ‚Pater Patrum‘ und ‚Sacerdos Solis Invicti Mithrae‘ erwähnt, also als ‚Papst‘ und ‚Priester des unbesiegtten Sonnengottes Mithras‘. Wir sehen hieran deutlich, dass der römische Mithras bedenkenlos sogar von den allerhöchsten Eingeweihten des Mithras-Kultes als „unbesiegtter Sonnengott“ (Sol Invictus) verehrt wurde.

Zur Zeit der Wintersonnenwende, die bei der Einführung des julianischen Kalenders im Jahre -46 durch Iulius Caesar auf den 25. Dezember festgelegt wurde (das ist unbewiesen, es kann auch der 21./22. 12. gewesen sein A. d. V.), feierten schon die Babylonier das Einweihungsfest des Henoeh-Mithras (siehe den „Biblischen Botschafter“ vom Dezember 1998). Als Kaiser Aurelian den römischen Mithras 274 als ‚unbesiegtten Sonnengott‘ (Sol Invictus) zum Römischen Reichsgott erklärte, wurde das Einweihungsfest des Henoeh-Mithras am 25. Dezember zum Fest des Geburts-Tages (dies natalis) des römischen Mithras Sol Invictus umfunktioniert. Die Kirche Roms feiert seit 354 bis heute am 25. Dezember dieses Einweihungs-Weihnachts-Fest des Henoeh-Mithras als Fest der Geburt des unbesiegtten Sonnengottes Mithras, dem sie den Namen Jesus gab.

Andererseits stand der römische Mithras-Kain am Oster-Ishtar-Morgen über dem Osthorizont auf. Obwohl also die Geburt des Mithras mit dem Henoeh-Mithras verbunden war und die Auferste-

hung des Mithras sich auf den römischen Pseudo-Mithras hinter dem Stier bezog, wurden dennoch beide Mithras-Feste als Feste eines und desselben römischen Mithras, des Pseudo-Messias von Babylon, ausgegeben und schließlich in der Kirche Roms zu Festen der Geburt und Auferstehung ‚Jesus‘ erklärt. Dass dieser römische ‚Jesus‘ nicht der Jesus der Evangelien ist, bedarf nun keines weiteren Beweises mehr, zumal der wahre Messias nicht am Winteranfang, sondern im Sommer, am Abend des 30. August -2, geboren wurde (auch das ist selbstverständlich unbewiesen A. d. V.), und nicht am Ishtar-Oster-Sonntag-Morgen, sondern am Abend (!) des 17. April, an einem Samstag (!), im Jahre 32, drei Tage - nicht 40 Tage - nach seinem Tod, auferstand.

Der römische Mithras wurde nicht lange nach der entscheidenden Schlacht Konstantins gegen seinen Rivalen Maxentius an der Milvischen Brücke am 27. Oktober 312 unter dem Namen ‚Jesus‘ in die konstantinische Staatskirche eingeführt, deren Oberhaupt Kaiser Konstantin als ‚Pontifex Maximus‘ selber war. Seit Iulius Caesar im Jahre -63 zum ‚Pontifex Maximus von Pergamon und Babylon‘ geweiht und damit Oberhaupt des babylonischen Mysterienkultes wurde, übten alle römischen Kaiser das Amt des Pontifex Maximus von Pergamon und Babylon aus, bis sich im Jahre 376 der römische Kaiser Gratian aus christlichen Beweggründen weigerte, Oberhaupt dieses antichristlichen Mysterienkultes zu werden. Zwei Jahre danach, im Jahre 378, wurde dann der Bischof der Kirche Roms, Damasus, zum ‚Pontifex Maximus von Babylon und Pergamon‘ gewählt“ („ZEICHEN DER FINSTERNIS“, Seite 73).

Seit Damasus haben die römischen Bischöfe den heidnischen Titel „Pontifex Maximus“, „oberster Brückenbauer“, für sich beansprucht und sich unmissverständlich als Stellvertreter des Gottes Mithras auf Erden ausgegeben, indem sie sich die rote phrygische (Zipfel-) Mütze des römischen Mithras, die sogenannte Mitra, aufs Haupt setzten und den Titel „Pater Patrum“, PAPST, aus dem Mithraismus usurpierten. Im achten Jahrhundert jedoch ersetzten die römischen Päpste und Bischöfe die rote phrygische Mütze des römischen Mithras-Kain, die heute noch der säkularisierte Weihnachtsmann trägt, durch die ursprüngliche zweispitzige Fisch-kopf-Mitra des Henoch-Mithras (siehe den „Biblischen Botschafter“ vom Dezember 1998). (Weitergehend hierzu: <http://www.bibelcenter.de/bibliothek/papke/mithrasp.htm>)

Mittwoch – Merkurtag

Da Merkur/Hermes als Planet das Horus/Jesuskindlein repräsentieren, deren Mutter Isis/Maria ist, wundert es, dass nur wenige Mittwoch Festtage sind. Mariä Empfängnis am 08. 12., und neun Monate später Mariä Geburt am 08. 09. fallen im Jahr „0“ auf einen Mittwoch. Bleibt noch Aschermittwoch, der Mittwoch vor dem 6. Sonntag vor Ostern, der im Jahr „0“ auf den 25. 02. fällt.

Vielleicht bedurfte es deshalb keiner Vielzahl an Festtagen, weil Merkur der fleischgewordene Gott ist. Er ist auch der Gott der Händler, Diebe und des Mammons, dem viele Berggipfel und die Apsiden in den großen gallorömischen Markthallen, die später in christliche Kirchen umgewandelt wurden, geweiht waren. So werden denn auch heute wieder die Kirchtürme durch die viel höheren Bankhaustürme ersetzt, deren Ursprung das babylonisch-jüdische „E-Gibi“ sein soll, das „Haus vom Stamme Gib – nicht Nimm“, auch „Haus Jakob“ genannt.

Freitag – Venustag

Der Göttin der Liebe wurden im patriarchalisch jüdisch-römisch-christlichen Kalender anscheinend keine Feste gewidmet. Ihre Wochentage sind offensichtlich mehr dem Tod ihres Sohnes Jesus vorbehalten:

1. Karfreitag, an dem Jesus ans Kreuz geschlagen wurde.
2. „Drei-Nagel-Freitag“, zweiter Freitag nach Ostern (so benannt nach den drei Nägeln, mit denen Jesus ans Kreuz geheftet wurde.
3. Freitag, 06.08.0: Verklärung Jesus.

Der Armenische Bischof Gregor Arsharuni berichtete im 7. Jahrhundert, Gregor der Erleuchter habe dieses Fest Anfang des 4. Jahrhunderts eingesetzt anstelle des heidnischen Festes „Vartavarh“, einem Rosenblütenfest, mit dem Aphrodite verehrt wurde.

Dienstag – Marstag

Der erste Dienstag im neuen Kalender fällt gleich auf den zweiten Tag, den 06.04., der ja im Prinzip der 06.01. ist. Der reale 06.01.0 fällt logischerweise auch auf einen Dienstag.

Wahrhaft göttlicher Mars: Sind Ares und Erde etymologisch doch ein und dasselbe!

6 + 1, das ist das salomonische Siegel, das 6. Buch Moses, der Davidstern mit dem ruhenden, aus sich selbst schöpfenden Punkt in der Mitte.

„Bis Papst Innozenz XII. im Jahr 1691

den Neujahrstag auf den 1. Januar festlegte, galt in weiten Teilen Europas der 6. Januar als Jahresbeginn. Dieser Termin markierte das Ende der winterlichen Erstarrung und zugleich den bevorstehenden Anbruch der Vegetationsperiode. Nach dem Volksglauben zogen sich die stürmischen Mächte der Mittwinterzeit in der Nacht auf den 6. Januar wieder zurück, ‚die wilde Jagd‘ begab sich am Ende der Raunächte zur Ruhe. In einigen Regionen Deutschlands – z. B. in Oberfranken – sind noch heute Bezeichnungen für den 6. Januar üblich, die daran erinnern: „Hochneujahr, „Oberster“ (Erster Tag im Jahr).

Schon im alten Ägypten wurde in der Nacht vom 5. zum 6. Januar die Geburt des Sonnengottes Aton aus der Jungfrau Kore gefeiert. Am Tage des 6. Januar folgte das Schöpfen des heil-bringenden Wassers aus dem Nil.

Im antiken römischen Kaiserkult im hellenistischen Osten des Römischen Reiches formte sich ein Feiertag, der die göttliche Erscheinung des Divus als Teil des Zeremoniells beinhaltete. Der Ritus wurde ebenfalls zu Beginn des Januars gefeiert und basierte auf der Epiphanie Iulius Caesars, der beim Überschreiten des Rubikon am 10. Januar -49 vom Volk als Heiland und lebender Gott (wahrscheinlich Divus Iulius) begrüßt und angebetet wurde. Grundsätzlich bedeutete die Epiphanie nichts anderes als der Adventus, die Ankunft des römischen Herrschers und ‚seinen Glück verheißenden Einzug in eine Stadt‘. (<http://de.wikipedia.org/wiki/Dreikönigstag>)

„Das Jüdische Museum Berlin bot zur Kabbala im August 2004 eine Sonderausstellung mit dem Titel ‚10 + 5 = Gott. Die Macht der Zeichen‘. Der Titel bezog sich darauf, dass der Konsonant ‚Jod‘ gemäß seiner Stellung im hebräischen Alphabet den Zahlenwert 10, ‚He‘ den Wert 5 hat. Beide stehen für die hebräische Kurzform des Tetragramms (JH, ‚Jahu‘ oder ‚Jah‘)“. (<http://de.wikipedia.org/wiki/JHWH>)

An einem 15. im Frühlingsmonat starben Cäsar und Jesus! Zufall oder Konstruktion?

Hat womöglich Francesco Carotta („War Jesus Cäsar?“) doch Recht, wenn er Cäsar und Jesus, deren Biographien unseren heutigen Kalender und seine Feste geprägt haben, in einer Art „Unio Mystica“ zu einer Figur vereinigt? Sind sie, um mit Fomenko zu sprechen, Science oder Fiction?

Kyrie eleison – lichte die Nebel!

(Fortsetzung im nächsten SYNESIS-Magazin)

Wie gefährlich sind Handys wirklich?

Wieviel Strahlung (im Vergleich zur Mikrowelle) setzt sich heute jeder Handy-Besitzer unfreiwillig aus, wenn er mal eben telefoniert oder das Handy den ganzen Tag am Körper mit sich herum trägt, möglichst noch in einer der vielen offenen Brusttaschen des Hemdes? Nach Ansicht des verantwortlichen Gesundheitsministeriums und sowieso der Mobilfunk-Industrie ist die Strahlung dieser Geräte für den Benutzer völlig harmlos, da sie ja unter den offiziellen Richtwerten liegt. Mahnende Stimmen von Bürgerinitiativen und Ärzten werden bekanntlich als Panikmache abgetan oder ignoriert.

Ein Handy besitzt heute fast jeder, weil sich ja auch leider kaum jemand Gedanken über die Gefahren macht. Niemand wird darüber richtig informiert und die Hersteller spielen sie logischerweise herunter.

Wie haben sich die Menschen früher nur ausgetauscht, wo es diese Erfindung noch nicht gab? Wenn doch bloß diese verdammte Bequemlichkeit nicht schon so weit fortgeschritten wäre!

Es gibt aber auch experimentierfreudige Jugendliche, die einen neuen „Sport“ gefunden haben, was man mit einem Handy so alles anstellen kann. So kamen sie zum Beispiel auf die Idee, mit Handys Popcorn herzustellen, nachzusehen auf diversen „Youtube“-Filmen. Es ist nicht nur erstaunlich, sondern erschreckend, dass es nicht einmal eine Minute braucht, um mittels Handy-Bestrahlung aus Puffmais Popcorn herzustellen. Was im Kopf (Gehirn!) passiert, wenn es mit einem Handy bestrahlt wird, kann sich dabei jeder selbst ausrechnen!

Eine andere Variante zum Popcorn ist der Versuch, mittels zweier Handys ein rohes Ei gar zu kochen. Auch das funktioniert, allerdings nicht innerhalb weniger Minuten. Auch hier kann man sich ausrechnen, was beim Handy-Telefonieren im Gehirn passiert, denn auch dieses besteht zum großen Teil aus Eiweiß.

Viel Spaß beim Telefonieren!

Anmerkungen

Hier finden Sie Popcorn-Filme:

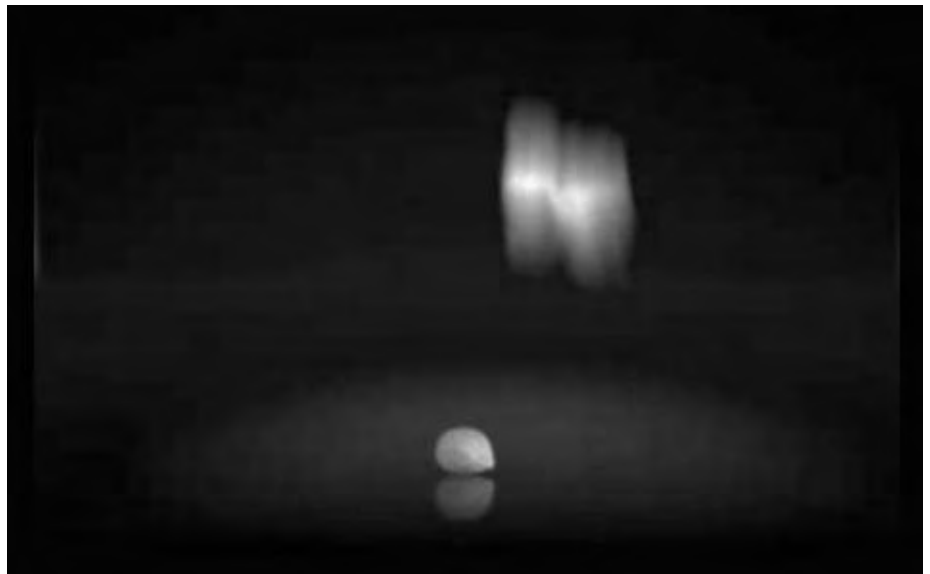
<http://www.youtube.com/watch?v=ju5yIFu4yY8&feature=related>

<http://www.youtube.com/watch?v=kAd0aWxs7kQ>

oder geben Sie bei <http://de.youtube.com> als Suchbegriff „popcorn mobile“ ein, dort werden inzwischen rund 300 Filmchen gelistet. ■



Man lege vier Handys zueinander auf einen Tisch und schalte sie ein (es funktioniert auch mit drei Handys). In die Mitte einige Puffmais-Körner. Nach wenigen Sekunden hat man Popcorn!



Lokaltermin

Themenbereich: Megalithanlagen

Die Steine von Katelbogen

Dolmen gibt es viele in Nordeuropa. Besonders zahlreich sind sie in Mecklenburg, dem Land an der Ostseeküste. Wir könnten viele Lokaltermine machen nur mit Dolmen aus dem norddeutschen Raum. Das würde die Leser bald langweilen, zumal sich die Anlagen sehr ähneln. Wenn ich heute von den Dolmen bei Katelbogen erzähle, dann, weil ich sie für etwas Besonderes halte. Nicht weil die Bauweise sich von andern unterscheidet, sondern weil Lage und Ausstrahlung noch so archaisch sind. Über einen abgelegenen Sandweg erreicht man den Dolmen. Kein Autoverkehr stört die Ruhe. Der Dolmen liegt auf einem Hügel, bewacht von hohen Buchen, ringsherum nur Wiesen und Weiden. Hier ist die Zeit stehen geblieben (siehe Bild 1).

Katelbogen ist ein kleines Dorf östlich von Wismar inmitten des hügeligen Landes, das so typisch ist für diesen Teil der Mecklenburger Ostseeküste. Die Hügel, Relikte der Vereisung, prägen ein Landschaftsbild, das etwas an die Mittelgebirge weiter im Süden Deutschlands erinnert. Immerhin sind die Hügel fünfzig bis hundert Meter hoch. Der „Lange Berg“ in der Nähe von Katelbogen kommt immerhin auf 147 Meter. Hier lebten unsere Megalith-Vorfahren und begruben ihre Toten. Das Material für ihre Dolmen lieferte ihnen die Eiszeit, Findlinge aus Granit, die von den Gletschern aus Schweden über die hoch vereiste Ostsee herangeschoben wurden und nach dem Abschmelzen der Eismassen dort liegen blieben.

Damit haben wir auch schon zwei Kennzeichnungen. Die Megalithbauten stammen aus der Zeit nach der Vereisung und die Steine kommen nicht aus Steinbrüchen. Sie sind gesammelt und transportiert, aber nicht behauen worden.

Sie mögen vielleicht schmunzeln



Bild 1: Der Dolmen Katelbogen 1.

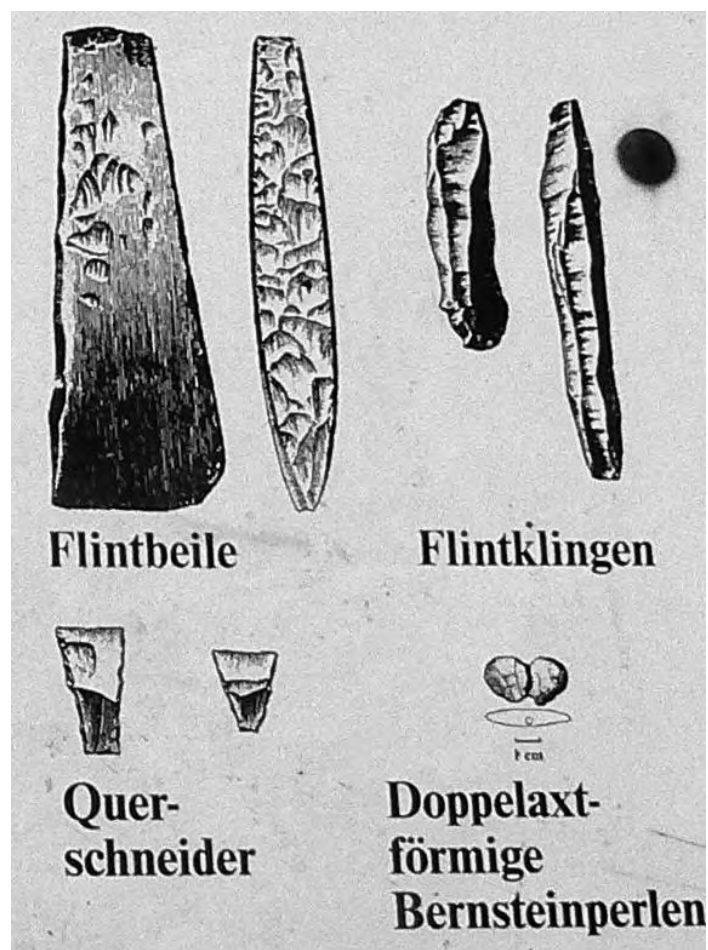


Bild 2: Werkzeuge aus dem Ganggrab.

über meine Feststellung „nach der Vereisung“. Aber mal ehrlich, was wissen wir denn über die Lebzeiten unserer Megalith-Vorfahren? Megalithische Tempel in Malta liegen teilweise unter dem Meeresspiegel, d. h., erbaut vor dem Ende der Vereisung. Megalithische Anlagen in Japan liegen unter dem Meeresspiegel, d. h., ebenfalls erbaut vor dem Ende der Vereisung.

Megalithische Strukturen bei den Bahamas liegen unter dem aktuellen Wasserspiegel, also auch erbaut, bevor der Meeresspiegel wieder anstieg. Betreffend unserer Vorfahren an der Ostseeküste jedoch ist klar, die megalithischen Anlagen wurden mit unbehauenen Findlingen errichtet, die von den Gletschern aus Skandinavien transportiert wurden. Sie wurden auf Hügeln errichtet, die vor der Eiszeit noch nicht da waren. Viel mehr kann man eigentlich zum Alter gar nicht sagen.

Die Dolmen werden von der Archäologie meist in die Jungsteinzeit gelegt, das wäre so gegen -5000 bis -2000. Regional ist das unterschiedlich. Die Datierung erfolgte aufgrund von Radiocarbon Messungen von organischem Material, das in den Dolmen gefunden wurde. Dabei muss man sich klarmachen, dass die Funde nicht unbedingt von den Erbauern stammen müssen. Es ist durchaus denkbar, dass man von den Erbauern schon längst nichts mehr wusste und die Anlagen für eigene Begräbnisse verwendete. D. h., Grabungsfunde und Zeitpunkt der Erbauung müssen nicht zwangsläufig übereinstimmen. Es bleibt also eine weite Zeitspanne, in der die Megalithanlagen vielleicht erbaut wurden.

Im Fall von Katelbogen schätzt man den Bau des Dolmens auf ein Alter von etwa -3000. Das stimmt mit den Funden aus dem Dolmenbereich überein. Hierbei handelt es sich um Steinwerkzeuge, die durchaus dieser Zeit entstammen könnten (siehe Bild 2).

Wir steigen auf den mit hohen Buchen bewachsenen Hügel. Wenn wir in nordwestlicher Richtung den Hügel hinaufgehen, kommen wir durch zwei Eingangssteine und stehen vor dem acht Meter langen Ganggrab. Das Grab mit den fünf Jochsteinen und den noch vorhandenen vier Decksteinen liegt quer vor uns. Wir stehen dabei auf dem früheren Eingange zum Ganggrab, einem schmalen, steingefassten

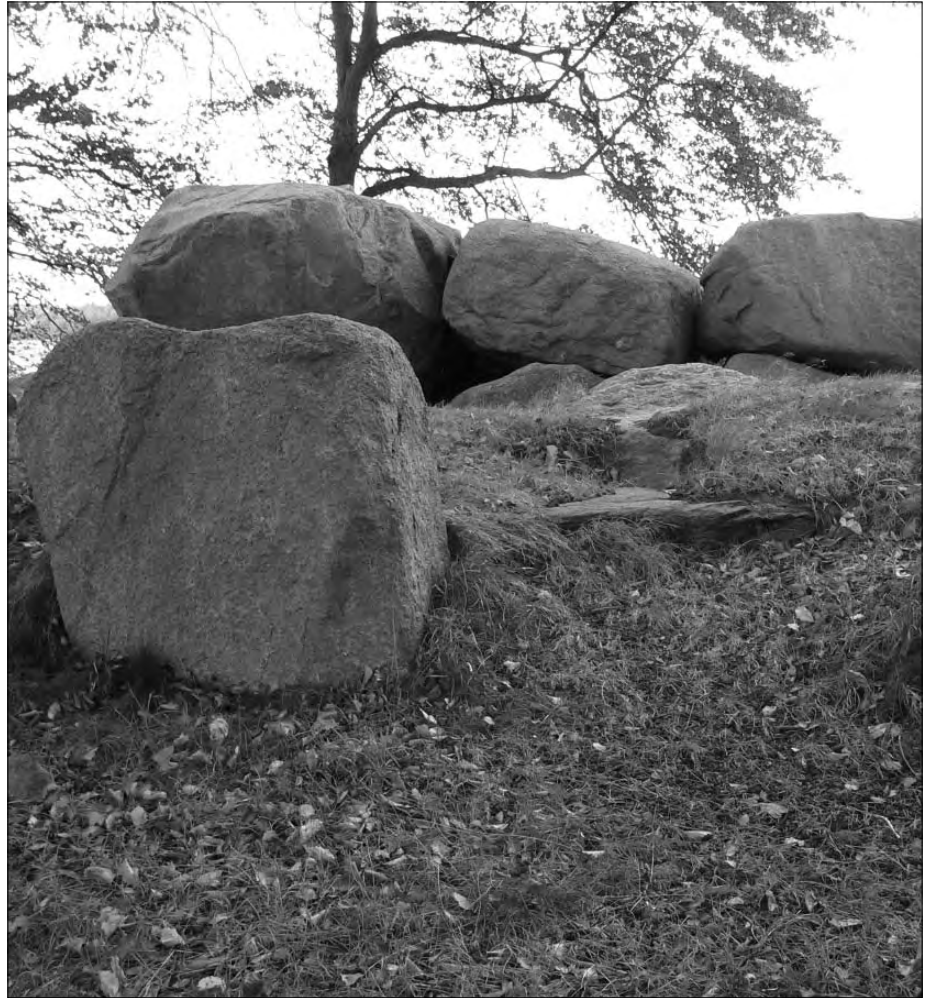


Bild 3: Ganggrab auf dem Hügel.



Bild 4: Großer Deckstein.

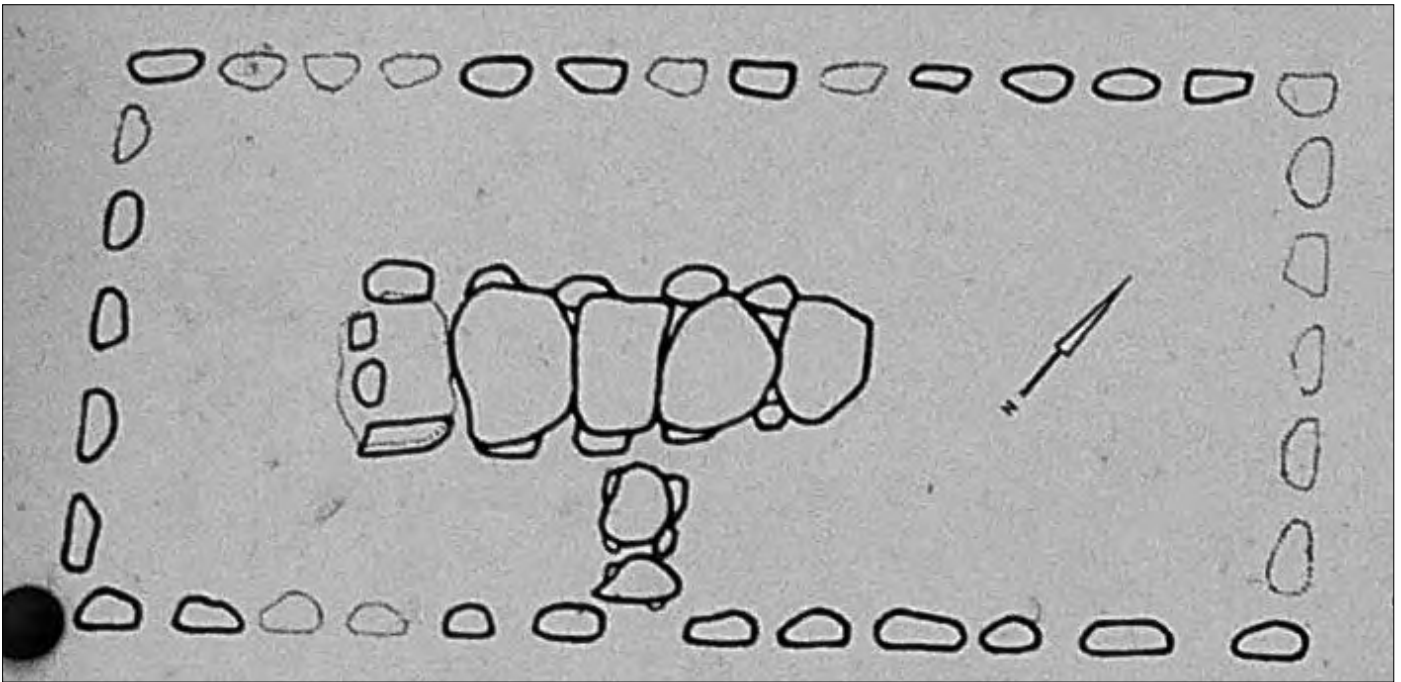


Bild 5: Skizze der Steinsetzungen.

Gang, der jetzt jedoch verschlossen ist (siehe Bild 3).

Die Decksteine sind echte Megalithen. Der vordere Deckstein hat ein geschätztes Gewicht von 15 Tonnen (siehe Bild 4 zum Größenvergleich).

Der Grabhügel wurde fachgerecht von dem Schweriner Archäologen Ewaldt Schulz im Jahre 1966 ausgegraben. Vor der Grabung war der Hügel bis an die Decksteine aufgeschüttet. Der Grabbereich auf dem Hügel war von Steinen rechteckig eingefasst, Länge etwa 18 Meter. Man sieht in der Anlage ein Sippengrab mit Nachbestattungen aus einer späteren Zeit.

Eigentümlich war die Feststellung aus dem Grabungsbericht von Ewaldt Schuldt, dass man keine kompletten Skelette fand. Die Gebeine waren auf kleinen Haufen zusammengelegt, wobei man nur Teile der Skelette verwendet hat. Dieser Befund hat die Archäologen verunsichert. Eine einheitlich anerkannte Erklärung gibt es noch nicht.

In etwa 250 Metern südwestlicher Entfernung, mitten auf einer Wiese, ohne Wegzugang liegt ein weiterer Dolmen. Dieses Ganggrab liegt bereits auf dem Gemeindegebiet der Nachbargemeinde Qualitz, daher auch die Bezeichnung Dolmen „Qualitz 1“. Die Anlage ist schlecht erhalten (siehe Bild 6). Besonderheit: In einem Deckstein sind Schälchen eingraviert.



Bild 6: Dolmen Qualitz.

So kommen Sie hin:

Von der Ostseeautobahn A20 bei Wismar auf die B 192 Richtung Sternberg abbiegen. Nach wenigen km auf die Landstraße Richtung Neukloster fahren. Auf der Landstraße weiter Richtung Bützow. Fahren Sie etwa 15 Kilometer hinter Neukloster rechts in das

Dorf Katelbogen ab. Fahren Sie die Dorfstraße immer geradeaus durch das Dorf hindurch Richtung Qualitz. Fahren Sie auf dem Sandweg weiter. Nach etwa zwei Kilometern liegt auf der rechten Seite auf einem Hügel der Dolmen. Etwa 250 Meter weiter auf einer Wiese finden Sie den zweiten Dolmen.

(Wilfried Augustin)

Thema Raumfahrt

Uwe Spangenberg Neues zum Apollo-Betrug

Vor wenigen Minuten habe ich mit Karina Kaiser in Australien gesprochen. Wir haben unsere Reverse Speech-Sitzung fortgesetzt. Dabei berichtete sie mir von der Email von Herrn Geise, in welcher er zu den Mondfotos der NASA etc. Stellung bezieht.

Ich war am 30. Mai 2008 von Berlin nach München-Pasing gereist, um an diesem gerade auch für mich hochinteressanten Vortrag zu Reverse Speech teilzunehmen.

Ich war von dem Vortrag von Karina Kaiser sehr angetan. Sofort danach habe ich mit Karina eine eigene Reverse Speech-Sitzung in Angriff genommen, denn ich wollte diese Möglichkeit an einem persönlichen Thema für mich vertiefen (beweisen).

Ich bin total begeistert von den Ergebnissen. Darüber hinaus war ich sehr glücklich, mittels der Analysen der NASA-Gespräche durch Karina mit Reverse Speech die Mondlandung von einem weiteren Standpunkt her widerlegt zu sehen.

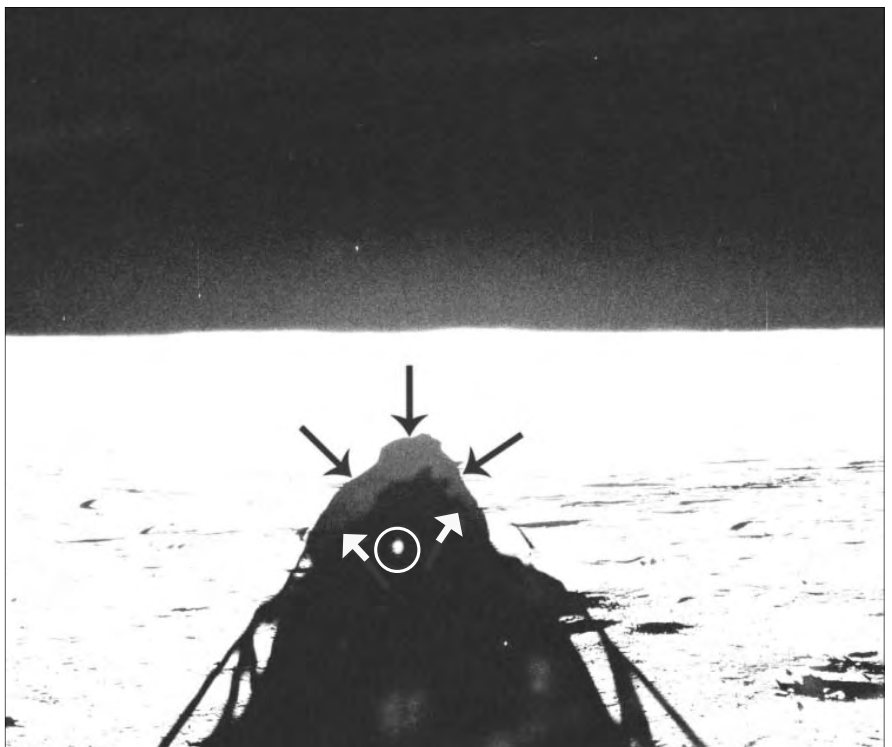
Seit Dezember 2005 beschäftige ich mich sehr intensiv mit den NASA-Fotos. Ich habe weit über 14.000 NASA-Fotos akribisch untersucht und mittels Adobe Photoshop tiefgründig analysiert. Dazu habe ich per DVD die Mondlandungsfilm untersucht, habe mit einer Lichtexpertin die Charakteristika von Lichtbogenscheinwerfern in den NASA-Fotos besprochen und alles bestätigt gefunden.

Darüber hinaus habe ich mit einem Physikprofessor meine Recherchen besprochen, er hat mir in allem Recht gegeben. Dieser Professor hat selbst ausgiebig an Entwicklungen zur Marsforschung mitgewirkt, hat selbst eigene Patente zur Magnetbandspeicherung eingereicht, kurzum, er ist eine ganz besondere Kapazität.

Ich hatte u.a. das Buch „Apollo 11 – Wahrheit oder Täuschung“ von Helmut Dette (September 2006) studiert und mich mit H. Dette aus-



AS12-48-7024 (Apollo 12). Unten: aufgebellt



giebig ausgetauscht. Er ist Befürworter, ich Kritiker der Mondlandung. Alle Merkwürdigkeiten, die ich ihm aufzeigte, konnte er nicht widerlegen. Er hatte stets Glavius eingeschaltet. Jedoch bemerkte ich, dass einige meiner Anmerkungen (z. B. doppelte Halbkugel der Erde in ein und demselben NASA-Foto) kurz nach meinem Aufzeigen an H. Dette korrigiert wurden (ich habe dies mit Datumsangabe an den Dateien dokumentiert).

Ich habe zum Thema Rover und viele Krater im Vordergrund auch einiges analysiert. Es gibt bei den NASA-Fotos viele Studio-Fotos, wo Kraterlandschaften auf der Erde zu sehen sind, wo die NASA trainiert hat. Auch dieses riesige Krangestell mit Kratern am Boden eignete sich hervorragend, um diese Filmaufnahmen auf der Erde zu erstellen.

Diese aktuellen gesellschaftlichen Konstellationen haben mich dazu bewogen, im Dezember 2005 in die Thematik „Mond“ einzusteigen. Ich sah für mich die Chance, eventuell selbst gewisse Nachweise führen zu können, um so die Kritiker selbst zu überprüfen und ihre anderen Aussagen bewerten zu können.

Zu diesem Zeitpunkt ging es mir noch vorrangig um die Sachbücher „Lügen im Weltraum“ sowie „Operation 9/11“ von G. Wisnewski. Inzwischen ist daraus viel, viel mehr geworden (auch Dank Ägypten und der wertvollen Bücher von Herrn Geise)!

Und ich habe mir diese Aufgabe in Sachen Mond wirklich nicht leicht gemacht, wollte es hier ganz genau wissen.

Also stürzte ich mich in das Abenteuer „Wahrheitssuche“ und begann die über 14.000 Mond-Fotos der NASA alle akribisch zu untersuchen. Nahezu 7.000 NASA-Apollo-Fotos habe ich nach dem gleichen System alle in der Helligkeit und im Kontrast angehoben und reduziert, um vergleichbare Ergebnisse zu erzielen.

Ich habe mich dann mit der kompetentesten Lichtexpertin von Berlin (sie wurde vor einigen Wochen von Klaus Wowereit öffentlich so benannt) getroffen und meine Vermutungen mit ihr besprochen. Sie kennt noch die spezifische Charakteristik von Lichtbogenscheinwerfern, konnte mit mir die Kohlestifte in den Zentren der Sonnenkreise in den NASA-Mondfotos ausfindig machen. Dazu muss man wissen, dass diese Lichtexpertin fest an die Mondlandung der NASA glaubte. Meine Bildrecherchen verwirrten sie allerdings kräftig. Wir haben uns dann mehrere Male getroffen und immer weiter in diese Thematik vertieft.

Nun sind Fotos halt nicht alles. Also ergriff ich die Gelegenheit und stattete in 2006 der Technischen Universität in Berlin einen Besuch ab (Abteilung Fotooptik). Dort konnte man mir aber am Ende nicht so richtig helfen, da der Wissensträger (ein Professor in höherem Alter) nicht anwesend war.

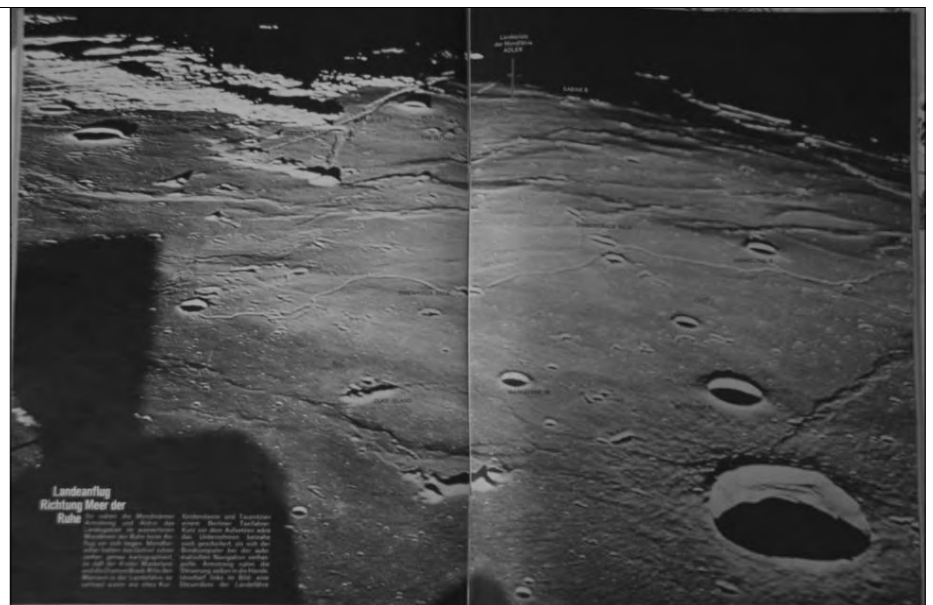
Ich habe dann weiter nach einem kompetenten Wissenschaftler gesucht. In der Zeitschrift Rundfunk Elektronik fand ich dann einen Artikel, der den Prüfer des Manuskripts von Wisnewskis

„Lügen im Weltraum“ als „jeden Zweifels erhaben“ beschrieb (Es handelte sich um Prof. Horst Völz).

Ich machte mich auf zu diesem Chefredakteur und erbat die Adresse des Professors. Der Chefredakteur erbat zunächst einige Hinweise zu meinen eigenen Anliegen (sprich Mondrecherchen) und erst nachdem ich mehrere Seiten meiner Ausarbeitungen zur Verfügung stellte, bekam ich sofort eine Antwort von Prof. Völz. Ich durfte ihn besuchen. Und ich kann wirklich sagen, ich traf eine Kapazität, wie man eine derartige wohl nur ganz wenige Male im Leben treffen wird. Prof. Völz ist absolut bescheiden, aber es stand mir ein Wissensträger gegenüber, welcher nur so vor Kenntnissen übersprudelte.

Ich habe dort meine Recherchen vorgetragen, und dann haben wir uns gemeinsam an mehren Abenden über meine Recherchen vertieft. Mit Lupe, unendlichen Fachbüchern etc. ging Prof. Völz den einzelnen Phänomenen nach. Er hat mir dann noch einige knackige Fachbücher mitgegeben.

Ich zähle Prof. Völz, welcher im Alter von 76 Jahren noch Vorlesungen an der TU und FU Berlin sowie an einer privaten Fotoschule hält, für einen absolut glaubwürdigen Wissenschaftler. Er hat jahrelang an der Entwicklung zur Marserkundung der Sowjetunion mitgewirkt, hat selbst einige Patente (Magnetbandaufzeichnungsverfahren für Satelliten etc.) angemeldet und war Direktor eines Bereiches der Akademie der Wissenschaften der DDR (bis er



Stern Nr. 33 vom 17. August 1969.

wegen zu heftiger Systemkritik aus seinem Amt entlassen wurde). Prof. Völz ist weltweit ein sehr beachteter Wissenschaftler.

Nun, es handelte sich hierbei um Kritiker der Mondlandungsthese. Ich wollte aber gerade über die Befürworter der Mondlandung an die eigentliche Wahrheit gelangen.

Das wissenschaftlich wertvollste Fachbuch soll „Full Moon“ von Michael Light sein. Dieser Bildband beherbergt wirklich exzellente Fotoaufnahmen auf hoher Papierqualität. Und die Fotos darin sprechen ebenfalls eine eindeutige Sprache.

Sehr erstaunlich empfand ich es, dass ich bei meinen Recherchen kaum deutschsprachige Fachbücher entdeckte. Es gibt deren wirklich fast keine. Und dies nach solch einem Weltereignis – merkwürdig.

Somit besorgte ich mir die Originalausgabe des Stern Nr. 33 vom 17. August 1969.

Hier waren nur wenige Wochen nach dem Ereignis Apollo 11 Fotos in A3-Größe abgebildet. Und zu dieser Zeit wurden sicherlich die Originalaufnahmen der NASA abgebildet.

Gerade dieser riesige Schlagschatten einer Manövrierdüse Seite 58/59 machte mich extrem stutzig.

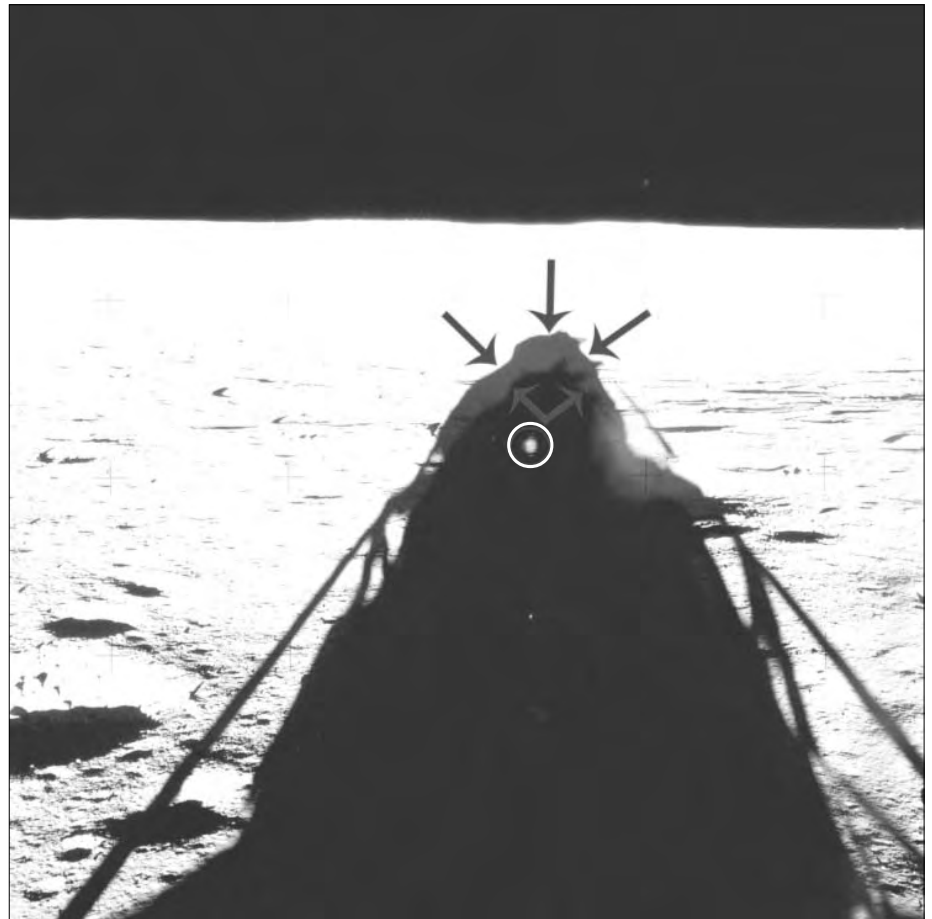
Man bedenke, diese Manövrierdüsen sind in Natur 35 cm lang und sollen dann in einer Höhe von ca. 111 km über dem Mondboden einen Schlagschatten von über 50 km erzeugen (denn der Mondkrater Makylene rechts unten ist „23“ km im Durchmesser).

Dass es sich hierbei eindeutig um einen Schlagschatten handelt, kann man im Original-Stern sehr gut erkennen (viele kleinere Krater liegen im schwarzen Schatten der Düse – also kann es sich nicht um eine Silhouette handeln).

Als weiterhin sehr vorsichtiger Analytiker habe ich mir das deutschsprachige Buch „Apollo 11 – Der erste Flug zum Mond – Wahrheit oder Täuschung“ von Helmut Dette zugelegt. Dieses Buch erschien im September 2006.

Dieses Buch enthält ebenfalls NASA-Fotos in exzellenter Qualität. Auf Seite 44 wird dann obiger Schlagschatten abgebildet und auch so von Dette als „Schlagschatten“ bezeichnet.

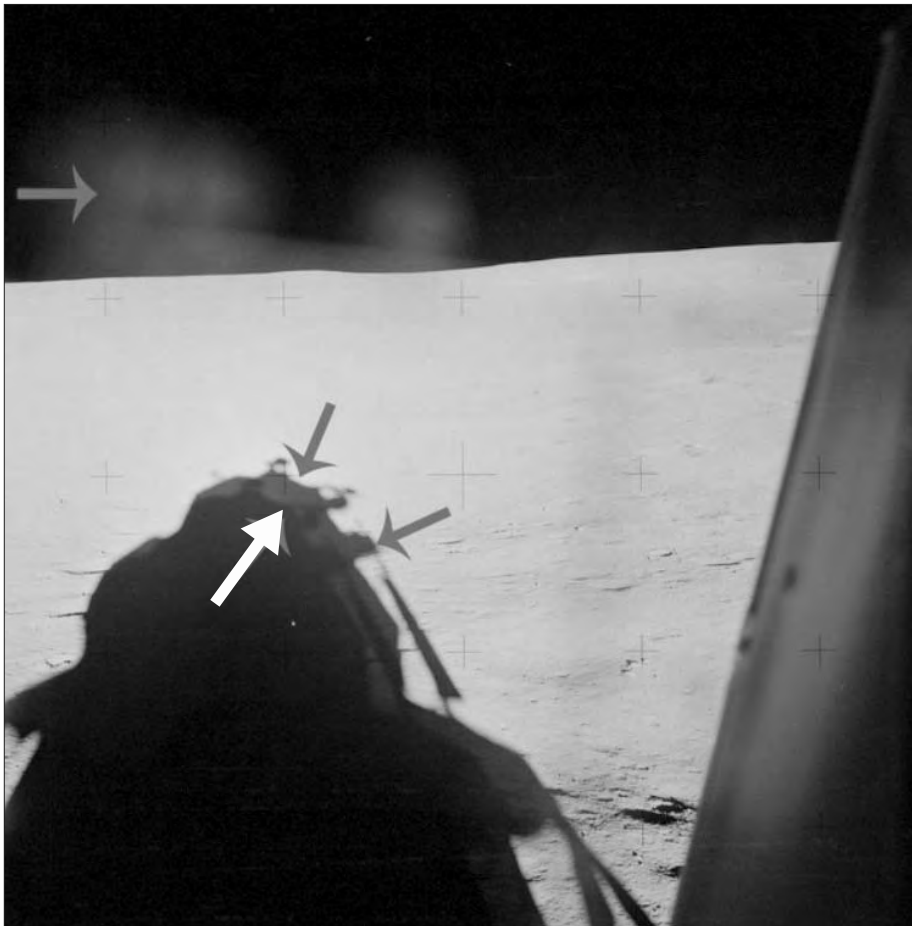
Ich habe mit H. Dette über sieben Monate einen sehr intensiven Gedan-



Apollo 12: Doppelte Schatten (AS12-48-7026)



Apollo 14: Doppelte Schatten (AS14-65-9211)



Apollo 14: Doppelte Schatten (AS14-65-9213)

ken austausch gepflegt. Allerdings hatte er fast alle Antworten durch Clavius bearbeiten lassen und mir dann oft die Papiere weitergeleitet. Helmut Dette stellte am Ende sehr viele Fragen an mich und konnte auf die meisten Phänomene/ Ungereimtheiten meinerseits nicht antworten. Er verwies auf fehlende Zeit... (wenn er souverän antworten konnte, tat er dies unmittelbar).

Allerdings konnte ich beobachten, dass sehr knackige Foto-Phänomene (wie z.B. zwei Erd-Halbkugeln auf einem NASA-Fotos), die ich H. Dette aufzeigte, kurz darauf in den spezifischen NASA-Foto-Archiven „bereinigt“ wurden. Ich kann dies aufzeigen! Es werden übrigens ständig die Fotos in den NASA-Archiven korrigiert, bereinigt, neu eingescannt – warum dies?! (Plötzlich werden halbe oder fehlende Fadenkreuze vervollständigt...)

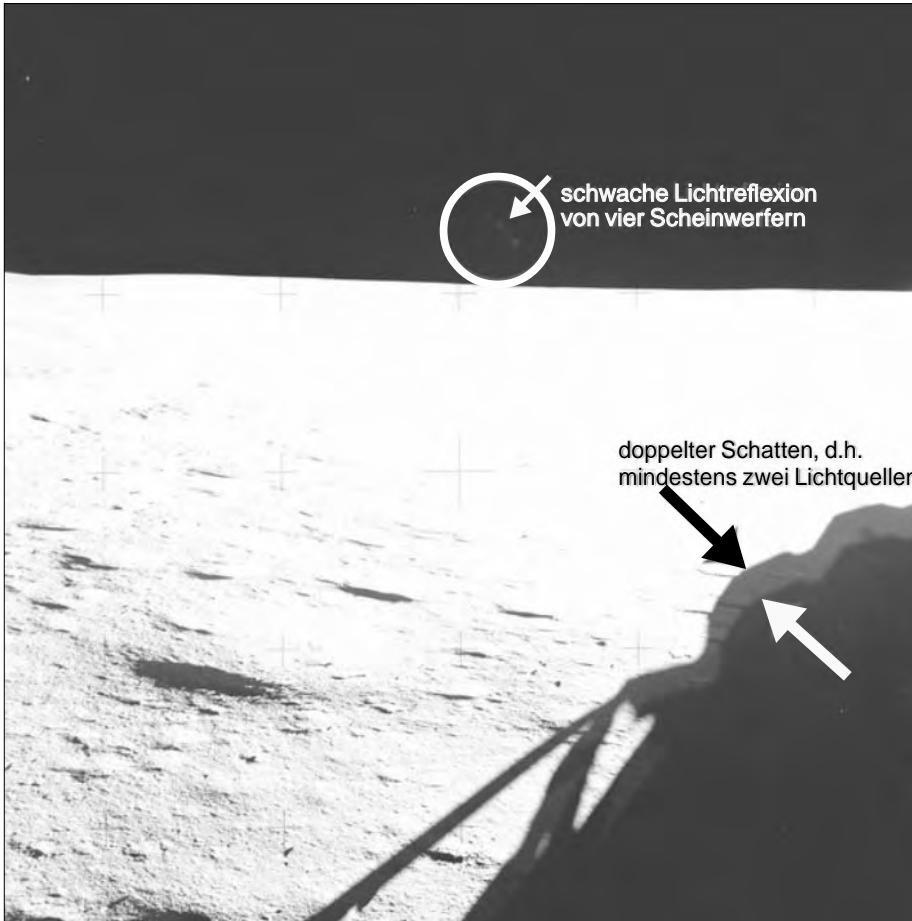
Ich habe tausende Apollo-Fotos untersucht. Hier einige Beispiele, welche mit wissenschaftlicher Herangehensweise physikalisch nicht zu erklären sind:

In den Fotos AS12-48-7024, AS12-48-7026, AS14-65-9211, AS14-65-9213, AS14-65-9214 kann man sehr deutlich doppelte Schlagschatten sehen. Mit nur der Sonne als einzige natürliche Lichtquelle ist dies physikalisch-wissenschaftlich nicht erklärbar!

Man sieht auf dem oberen Bereich des Schlagschattens (Fotos AS12-48-7024, AS12-48-7026) einen hellen weißen Punkt (siehe Kreis). Derartiges entsteht, wenn eine künstliche Lichtquelle wie z. B. eine Taschenlampe (Scheinwerfer) direkt von schräg oben auf ein Objekt gerichtet wird. Durch die gekrümmten Reflektoren hinter der Glühlampe kreuzen sich die Lichtstrahlen in diesem Punkt (Kann jeder daheim im Dunkeln mit einer einfachen Taschenlampe und einem länglichen Objekt nachprüfen). Ansonsten dürfte im Bereich des Schlagschattens auch kein Lichtfleck entstehen. Und die Mondlandefähre hatte dort kein Loch – wäre ja auch fatal gewesen!

In dem international sehr beachteten Fachbuch „Full Moon“ von Michael Light fand ich Erläuterungen, die doch die Durchführung der Mondmissionen stark bezweifeln lassen.

Michael Light führte darin aus, er habe vier Jahre lang die Archive der NASA durchforsten dürfen, mit als erster. Er konnte sich alle Erstkopien ansehen und sich das notwendige Fotomaterial zusammenstellen.



AS14-65-9214



GPN-2000-001137 (as17-134-20384)

Im offiziellen NASA-GRIN-Fotoarchiv konnte ich dieses Foto von Apollo 17 finden. Ist schon erstaunlich, was eine nur geringfügige Aufhellung so alles sichtbar macht. Dieses Foto kann so niemals auf dem Mond erstellt worden sein. Ein solcher Schatten unmittelbar hinter dem Objekt am unendlichen All-Himmel??

Er schreibt, dass die Astronauten bei den sechs Missionen 17.000 Fotos mit der manuellen Kamera und 15.000 Fotos mit den automatischen Kameras gemacht hätten.

Man spricht von einem Schatz von

über 32.000 Einzelaufnahmen, der sich als besonders wertvoll erwies.

Die 17.000 Fotos entstanden alle nach Aussage von Light bei den Ausflügen auf der Mondoberfläche. Light meinte, es sind insgesamt ca. 80 Stunden gewesen.

Aha – also rief ich die NASA-Seite auf und stellte aus der Statistik die einzelnen Zeiten der reinen Mondspaziergänge der sechs bemannten Apollo-Missionen zusammen:

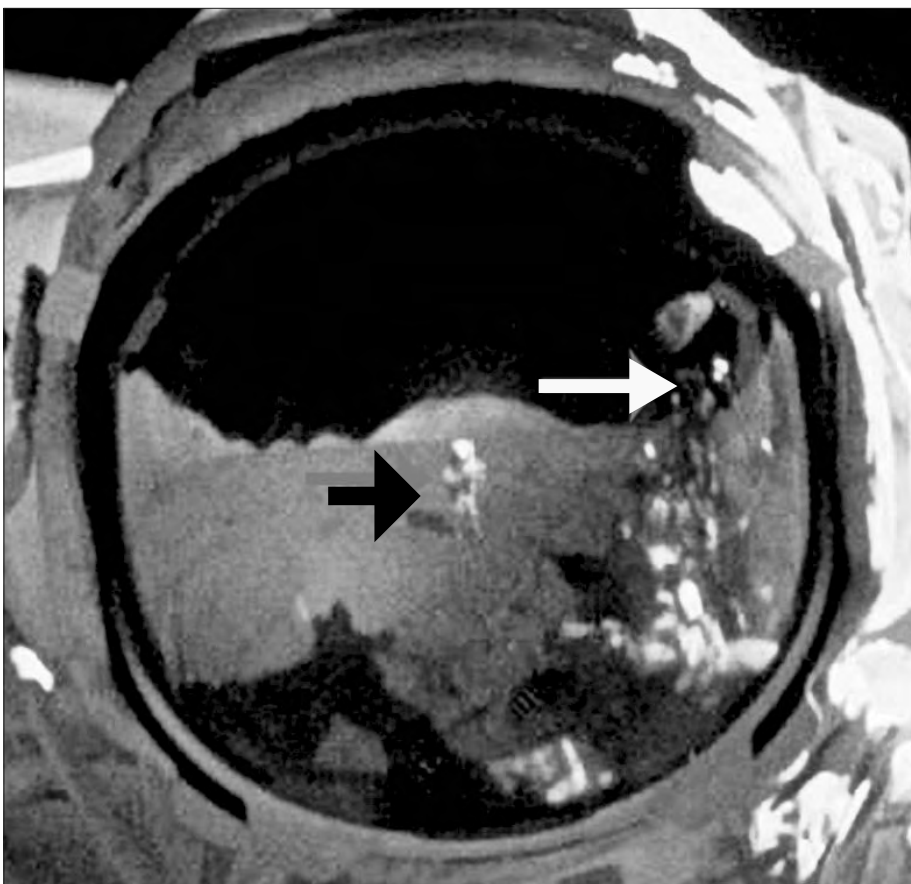
Apollo 11		
Mondlandung im Mare Transquillitatis- Gebiet	20.07.1969	
Mondausflug und Rückstart am	21.07.1969	152 min.
Apollo 12		
Mondlandung im Oceanus Porcellarum- Gebiet, Mondausflug	19.11.1969	236 min.
Mondausflug und Rückstart am	20.11.1969	229 min.
Apollo 14		
Mondlandung im Frau Mauro- Gebiet mit Mondausflug	05.02.1971	288 min.
Mondausflug und Rückstart am	06.02.1971	275 min.
Apollo 15		
Mondlandung im Hadley- Apeninnen- Gebiet mit Mondausflug	30.07.1971	33 min.
Mondausflug	31.07.1971	393 min.
Mondausflug	01.08.1971	432 min.
Mondausflug und Rückstart am	02.08.1971	301 min.
Apollo 16		
Mondlandung im Descartes- Gebiet	20.04.1972	
Mondausflug	21.04.1972	431 min.
Mondausflug	22.04.1972	443 min.
Mondausflug und Rückstart am	23.04.1972	340 min.
Apollo 17		
Mondlandung im Taurus- Littrow- Gebiet mit Mondausflug	11.12.1972	432 min.
Mondausflug	12.12.1972	457 min.
Mondausflug	13.12.1972	439 min.
Rückstart am	14.12.1972	

Daraus ergibt sich eine Summe aller bemannten Apollo-Flüge von 4881 min.



Apollo 17 (AS17-140-21391)

Bereits der helle Astronautenanzug auf der Schattenseite (gerade auf der rechten Schulterpartie) lassen doch erhebliche Zweifel aufkommen. Im Helmvisier spiegeln sich der fotografierende Astronaut sowie rechts oben ein weiteres Wesen... (siehe unten)



Ausschnitt aus AS17-140-21391

Es waren stets nur zwei Astronauten auf dem Mond. Einer ist der Fotograf (siehe Schlagschatten), ein weiterer der gegenüberstehende Astronaut. Der Techniker rechts oben passt nicht in die Landschaft... (übrigens auch die anderen großen Gerätschaften, die es so am Mondrover nirgends gab...)

Dies würde bedeuten, dass bei 17.000 Einzelaufnahmen mit den tragbaren Hasselblad-Kameras je Minute ca. 3,5 Aufnahmen gemacht wurden. Dies ist natürlich eine ungeheuerliche Zahl. Wenn man bedenkt, dass die Astronauten erstmals auf einem fremden Planeten waren, im Vakuum, bei enormer Hitze und dazu extrem grellem Sonnenlicht – also bei außergewöhnlichen Fotografenbedingungen, dann kommen mir doch gehörige Zweifel.

Die Astronauten sind doch nicht aus der Mondlandefähre gestiegen und haben unentwegt fotografiert. Nein, sie sollen die Umgebung erkundet und teilweise viele hundert Kilometer mit dem Mond-Rover zurückgelegt haben. Daneben führten sie einige Experimente durch, mussten die Antenne aufbauen etc. Und 3,5 Aufnahmen je Minute, dies schaffe ich auf keiner Urlaubsreise über längere Zeit.

Neben dem gewaltigen Bereich der Fotos gibt es aber noch andere Merkmale der Apollo-Missionen. So wurden unendlich viele Filme gedreht. Leider gingen alle 700 Kartons mit Originalfilmen in 2007 verloren. Da auch sämtliche Konstruktionsunterlagen der Saturn V-Rakete sowie der Landefähren der NASA spurlos verschwunden sein sollen, mache ich mir natürlich so meine Gedanken...

Ich habe natürlich auch die Apollo-Filme durchgesehen. Diese Aufnahme sind ja noch viel haarsträubender als die Studio-Fotos (übrigens passen Fotos und Filmaufnahmen sehr oft überhaupt nicht zusammen – wahrscheinlich wurde die jeweilige Produktion in verschiedenen Umgebungen erstellt). Bei Apollo 11 läuft Aldrin vor der Kamera hin und her. Durch ihn hindurch kann man die dahinter stehende Landefähre sehen, oder auch die Sonnenwindfolie. Dies bedeutet, dass hier Hintergrund und Vordergrund (Astronautenbewegungen) getrennt gefilmt und später zu einem Film zusammen geschnitten wurden (dies war gängige Praxis in den Jahren um 1970, was mir ein Filmexperte bestätigte).

Aber ich habe auch andere Phänomene wie riesige Schatten von Streben der Landefähre über die gesamte Mondkugel erkennen können. Da sich diese Schatten in die Krater hinein- und hinausbewegten (mal kleiner und wieder größer wurden), kann es sich nur um Schlagschatten (und keine Silhouetten) handeln. In den gleichen Filmaufnahmen sieht man links im Bild eine echte

Silhouette im Vordergrund von der Landefähre. Diese bleibt in Form und Größe immer gleich...

Zum Van Allen-Gürtel haben sich die Autoren Bennett und Percy in „Dark Moon“ ausgiebig ausgelassen. Auch in „Spektrum der Wissenschaft“ haben wahre Wissenschaftler, welche hohe internationale Auszeichnungen erhielten aufgezeigt, dass es für die Menschheit derzeit aufgrund der extrem starken Weltraumstrahlungen absolut unmöglich ist, zu anderen Planeten zu fliegen. Den schützenden Orbit haben die Menschen bisher noch nie verlassen...

Ich habe aber auch andere Zeitschriften / wissenschaftliche Publikationen studiert. So schreibt Ute Kehse in einem Artikel „Alle Welt will plötzlich zum Mond“ in der Ausgabe „Bild der Wissenschaft 07/2006“ u. a.:

Seite 54: „Um Roboter und erst recht Menschen sicher auf dem Mond abzusetzen, müsse man die Bodenbeschaffenheit, die Verteilung von Felsbrocken und die Hangneigung vorher akkurat vermessen.“

Nun, ich denke mir, die Amerikaner müssten doch über diverse Erfahrungen der Apollo-Missionen verfügen!?

Seite 56: „Die 382 Kilogramm Mondgestein, die die Apollo-Astronauten zur Erde gebracht haben, sind ebenfalls wenig aufschlussreich. Ihre chemische Zusammensetzung ist nicht repräsentativ für den gesamten Mond, wie sich inzwischen herausgestellt hat: Alle Proben stammen aus einer geochemisch ungewöhnlichen Region.“

Bereits im Frühjahr 2006 hatte mich ein Beitrag in der April-Ausgabe des „Spiegel“ (Nr. 15) aufhorchen lassen, wo ich überraschend auf den Beitrag „Gewaltsame Geburt“ oder „Woher stammt der Mond?“ (S. 172) stieß.

Es heißt da u. a., dass Geologen aus Münster aufgeklärt haben, wann und wie die Erde zu ihrem Begleiter kam. Auf die Spur brachte die Forscher eine genauere Untersuchung jener Gesteinsproben, die „Apollo“- Astronauten mit nach Hause brachten.

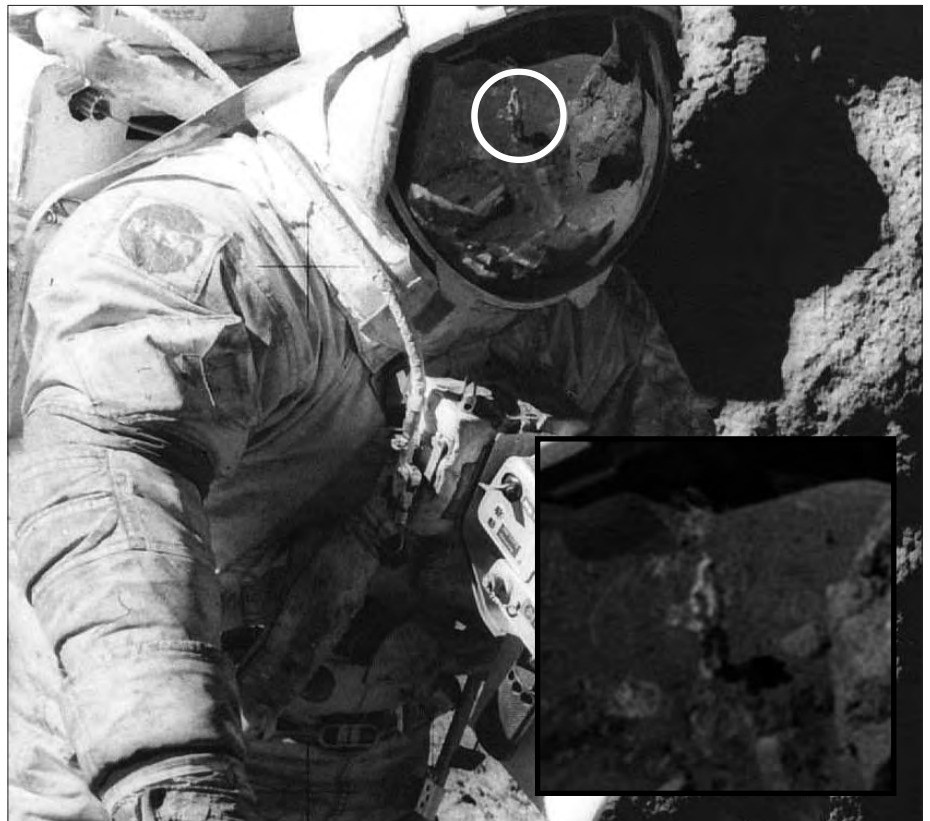
(Ein Foto-Beispiel: „AS15-86-11557“ zeigt Fußabdrücke im Mondstaub, allerdings laufen mehrere Enden von Fußabdrücken wie in einem feuchten Schlamm zusammen.)

So wurde in dem Spiegel-Artikel u. a. ausgeführt, dass die Geologen über diverse Fakten sehr staunten. Die Häufigkeit des Isotops Wolfram 182 schwankte von Probe zu Probe. Für den kosmischen Herkunftsnachweis fahnde-



Apollo 17 (AS17-141-21608)

In der Mitte auf dem Helmvisier spiegelt sich ein drittes Wesen. Er hält keinen Fotoapparat in den Händen, somit kann er nicht der zweite Astronaut sein, welcher dieses Foto produziert hat. Aber auch die abgewandte Haltung (Hände in den Taschen) lassen einen teilnahmslosen Techniker erkennen ...



Ausschnitt aus AS17-141-21608

Wenn man das Visier genau betrachtet, entdeckt man ein Wesen ohne Astronautenkluft. Es fehlt der PLS-Koffer, und ohne künstlichen Sauerstoff auf dem Mond... ich weiß nicht...! Zudem ist dieses Wesen auch hier das dritte Lebewesen auf der Mondoberfläche, wo es doch nur zwei geben dürfte! Die Hose ist viel dunkler als das Oberteil (die Jacke scheint offen zu sein, da sich die darunter befindliche Kleidung zeigt)

ten die Münsteraner Forscher im Mondgestein nach einem geochemischen Fingerabdruck der Erde. Kleinere Planeten wie der Mars, aber auch Asteroiden enthalten einen ähnlich hohen Anteil des Elements Niob. In den Gesteinen der Erde hingegen findet sich auffallend wenig davon; das fehlende Niob steckt im metallischen Erdkern. Die Untersuchung der „Apollo“-Proben erbrachte das erstaunliche Ergebnis, dass auf dem Mond das Niob seltener als erwartet vorkommt, andererseits auch nicht ganz so selten wie auf der Erde. Weiter heißt es: Genauso ein Eintopf kommt heraus, wenn irdische und fremdartige Zutaten miteinander verrührt werden.

Ich entsann mich einer Meldung in 2006 aus Washington, dass Mondstaub merkwürdigerweise Schießpulver enthalte. Man könne sich dies nur damit erklären, dass der Mondstaub beim Transport zur Erde von den Astronauten verunreinigt worden war. Tja, ist schon erstaunlich, dass die Astronauten so wertvolles Material ausgerechnet mit Schießpulver vermengten...

Folgende Bemerkung in dem Spiegel-Artikel ließ mich besonders aufhorchen: „*Noch mehr verstörte die Experten, wie extrem trocken der Erdtrabant Mond ist. So sehr die Forscher auch danach suchten, sie fanden in seinem Boden nicht ein einziges Wassermolekül. Als Ursache wird angeführt, dass bei der Kollisionshitze mit einem riesigen Meteoriten das Wasser, aber auch alle flüchtigen Elemente verdampften – aus diesem Grund ist der Mond so staubtrocken.*“

Es zogen sofort alle meine Recherchen zu den Mondfotos vor meinem inneren Auge vorbei. Ich fand da sehr viele Fotos (z. B. „AS15-86-11534“, „AS17-147-22550“), wo sich die Fußabdrücke extrem deutlich in den Mondstaub abzeichneten. Und das NASA-Foto „AS15-86-11557“ ragt dabei besonders heraus. Man erkennt hier deutlich das Vorhandensein von Feuchtigkeit wenn nicht gar Wasser – anders könnte der Zusammenfluss einzelner Fußabdrücke nicht erklärbar sein. Ich könnte diesbezüglich noch ganz viele NASA-Fotos anführen, die ebenso sehr deutliche Fußabdrücke der „Apollo“-Astronauten aufzeigen.

Nun, neben diesen Fakten hat mich der Vortrag über „Reverse Speech“ von Karina Kaiser speziell zu den Apollo-Mondlandungen der NASA interessiert. Karina Kaiser berichtete in dem Vortrag, dass sie mit Hilfe von Reverse Speech die Mondlandung gegen alle

Kritiker beweisen wollte. Sie war absolut nicht darauf vorbereitet und total entsetzt, als sie in den Reversals von Aldrin, Armstrong, Nixon & Co. die wahren Hintergründe erfuhr. Karina war bis zu diesem Zeitpunkt absolut von erfolgreichen Mondmissionen der NASA überzeugt gewesen.

Aus diesem Grund hatte ich mich mit diesen Möglichkeiten des Reverse Speech befasst und mit Karina eine eigene Sitzung in Angriff genommen. Reverse Speech wird von Geheimdiensten sehr geschätzt, wurde auch in einem US-Bundesstaat erfolgreich bei der Verbrechensbekämpfung eingesetzt.

Mit meinen Aufzählungen möchte ich aufzeigen, dass ich schon bemüht bin, als Laie die Wissenschaft bei eigenen Recherchen in den Vordergrund zu rücken.

Gernot L. Geise schreibt in einem Beitrag „Ein neuer Wettlauf zum Mond“ u. a.:

„Heute bezweifeln einige, dass die Landung von Apollo 11 je real stattgefunden hat. Die meisten Argumente der Landungs-Skeptiker sind schnell zu entkräften, nicht in allen Fällen lässt sich allerdings leicht Klarheit erzielen. Die Interpretation von Bildmaterial ...“

Also ich denke, ich habe da sehr viel Zeit und Kraft investiert, um die vielen Phänomene in den über 14.000 NASA-Fotos ausfindig zu machen. Aber wie will man denn nach nunmehr 39 Jahren der Wahrheit auf den Grund kommen, wenn die haarsträubensten Phänomene nicht weiter ernst genommen werden.

Und Geise schreibt in seiner Einleitung: „*Zumindest die Wissenschaft zweifelt nicht daran*“ (dass die Mondlandungen von Armstrong & Co. stattgefunden haben).

Ich habe versucht, Wissenschaftler einzubeziehen, und ich meine, mir ist dies auch gelungen. Es sind dabei wirklich sehr anerkannte und überzeugende Wissenschaftler. Also, es gibt nicht wenige Wissenschaftler, die an der Durchführbarkeit der Apollo-Mondlandungen erheblich zweifeln.

Seit einigen Jahren wird von einem neuen Ansturm auf den Mond gesprochen. Und Geise schreibt es auch, dass die US-Amerikaner befürchten, dass die Chinesen die *ersten* Menschen auf dem Mond sein könnten. Wenn aber die Amerikaner so stark von ihren geglückten Mond-Missionen überzeugt sind, warum sprechen sie dann von einem neuen An-

sturm und Ängste ihrerseits?

Ich bedaure sehr, dass hier wieder in Kategorien von Amerikanern, Europäern, Chinesen, Russen etc. gesprochen wird. Ich finde, derartig komplexe und gewaltige Unternehmungen gehen doch die gesamte Menschheit an und deshalb sollten alle Nationen hier auch zusammenwirken. Ich weiß – alles ein Wunschtraum.

Das Thema Mond ist eben nicht nur ein rein wissenschaftliches Thema, sondern hier geht es für die US-Amerikaner um sehr viel. Es geht ihnen um die uneingeschränkte Vorherrschaft in der Weltraumforschung, sprich in der wissenschaftlichen Forschung und Entwicklung insgesamt. Denn sehr oft habe ich von Freunden vernommen, dass sich die Amerikaner immer dieses Verdienstes brüsten und damit über alle anderen Nationen erheben.

Würde der Schwindel aufliegen, würden sie ihre gesamte Glaubwürdigkeit verlieren. Siehe den 11.09.2001. Auch dies hatte anfangs kaum jemand für möglich gehalten. Es ist schon äußerst bedenklich, dass wir nach sieben Jahren 11. September sowie nach 39 Jahren Apollo-Mondmissionen nicht in der Lage sind, die eigentliche Wahrheit aufzuzeigen.

In die Zukunft können wir nur optimistisch blicken, wenn wir dies auf ein wahrheitsgemäßes Fundament gründen. ■

**Nachtrag zu
„39 Jahre nach Apollo - und
immer noch dieselben Lügen!“
im SYNESIS-Magazin Nr.
4/2008**

Sicher wird es der eine oder andere Leser gemerkt haben, der im NASA-Archiv recherchiert hat: Der merkwürdige Plastikbecher, der bei der Apollo 14-Mission neben einem Hammer auf einem Felsen liegt, ist ein so genannter „Dixy-Cup“. In diesen Bechern wurden Gesteins- und Bodenproben gesammelt und anschließend in größere Behälter verpackt. Es ist schon erstaunlich, wie widerstandsfähig normales Plastikmaterial ist, wenn es (Mond-) Vakuum und den extremen Mondtemperaturen ausgesetzt wird - sofern diese Szenen nicht auf der Erde aufgenommen wurden.

Gernot L. Geise



Hans-Peter Thietz meint:

Das „Erd-Magneto-Verfahren“

Heute möchte ich Ihnen eine hochinteressante, aber völlig in Vergessenheit geratene Entwicklung vorstellen: das „Erd-Magneto-Verfahren“. Es geht hierbei um die Steigerung von Ernte-Erträgen auf natürliche Weise - und ohne jegliche Düngung.

Wir können uns hier sicherlich jegliche kritischen Bemerkungen über die Überdüngung der Böden und die gefährvolle Gentechnik ersparen, um von den landwirtschaftlichen Flächen möglichst große Erträge zu erzielen. Die hiermit verbundenen beträchtlichen negativen Folgen erfordern, jede sich zeigende alternative Möglichkeit zu prüfen und, wenn möglich, zu nutzen.

Genau in dieser Richtung liegt ein vor etwa 80 Jahren von einem *Gustav Winter* entdeckter agrikulturner Effekt, der offensichtlich auf der Wirkung des Erdmagnetismus beruht. Winter hatte 1935 hierüber eine erste Schrift - „Der Orga-Urkult“ - verfasst, die im Bestand einer Bibliothek aufgefunden wurde.

In dieser schildert er die erstaunlichen Wirkungen dieses Verfahrens, allerdings leider ohne die technische Anordnung seiner Anlage genauer zu beschreiben. Dies war für eine Folgeschrift angekündigt, die wohl damals auch erschien, aber bisher verschollen ist. Wenn Winter auf dem Titelblatt versichert:

„Dreifach gesunde Ernte auf allen Böden, ohne jede Düngung und Fachpflege!“, dann muss das für uns von größtem Interesse sein. Da uns der genaue Aufbau seiner Erdmagneto-Anlagen hierin leider nicht überliefert worden ist, bleibt uns nur die Möglichkeit, dies durch eigene Versuche nachzuvollziehen und hierbei von den Informationen auszugehen, die wir aus dieser seiner ersten Veröffentlichung herausfiltern können.

Deshalb war diese Schrift sorgfältig nach allen Angaben durchzuprüfen, inwieweit sie uns Hinweise auf den Aufbau der damaligen Winter-Anlagen geben könnten. Diese Teile der Winterschen Schrift werden so nachstehend in wörtlicher Zitierung wiedergegeben.



Alles, was hierzu dargestellt werden kann, beruht also auf dieser Orga-Urkult-Veröffentlichung. Der tiefere Sinn der hier gegebenen Darstellung besteht damit darin, Sie anzuregen, selbst derartige Versuche durchzuführen. Dabei ist es ratsam, unsere dabei gewonnenen Erfahrungen gegenseitig auszutauschen. So bitte ich Sie, mir von Ihnen gewonnene Erfahrungen zu übermitteln, um so alle Mitstreiter, die sich hierzu gemeldet haben, jeweils informieren zu können.

Winter war recht zufällig auf dieses Erdmagneto-Phänomen gestoßen - durch seine Beobachtung eines auffälligen Unkrautwachstums an bestimmten Abschnitten des Gleisnetzes der Deutschen Reichsbahn. Er schreibt:

„... Noch etwas rein Bautechnisches kommt hinzu: Die Pflanzen sammeln durch ihre Ausscheidungen Wasser an; das setzt sich in die hölzernen Schwellen und lässt sie schnell fäulen. Jedenfalls hat die Bahnverwaltung errechnet, dass es trotz der Riesenkosten immer noch billiger ist, dass sie das Unkraut vernichten lässt, als wenn die Schwellen öfter als sonst erneuert werden müssen.

Im Frühjahr und Sommer setzt deshalb die Reichsbahn Spezialzüge ein, die die Strecken abfahren. Die Züge bestehen aus einer Anzahl Spezialtender, die als Behälter für eine Natriumchloratlö-

sung dienen, und einer Lokomotive, die die Tender schiebt ...

Mit zwanzig Kilometern Geschwindigkeit fährt dann der Zug die Strecke ab. Wie ein Sprengwagen spritzt der vorderste Tender, der einen Fahrerstand besitzt, die Flüssigkeit auf den Bahndamm, und nach kurzer Zeit sterben die Pflanzen ...

Nach dem Besprengen wird das Unkraut alsbald braun; es verdorrt, stirbt ab, und nach einigen Tagen ist es völlig vernichtet. Das in den Boden eingezogene Natriumchlorat sorgt ferner dafür, dass für lange Zeit frische Pflanzen sich nicht wieder entwickeln können ...

Ein nachdenklicher deutscher Volksgenosse, den Gott oder »das Schicksal« sehr viel reisen ließ, »studierte« nun ganz beiläufig dieses originelle Problem und ... löste es!

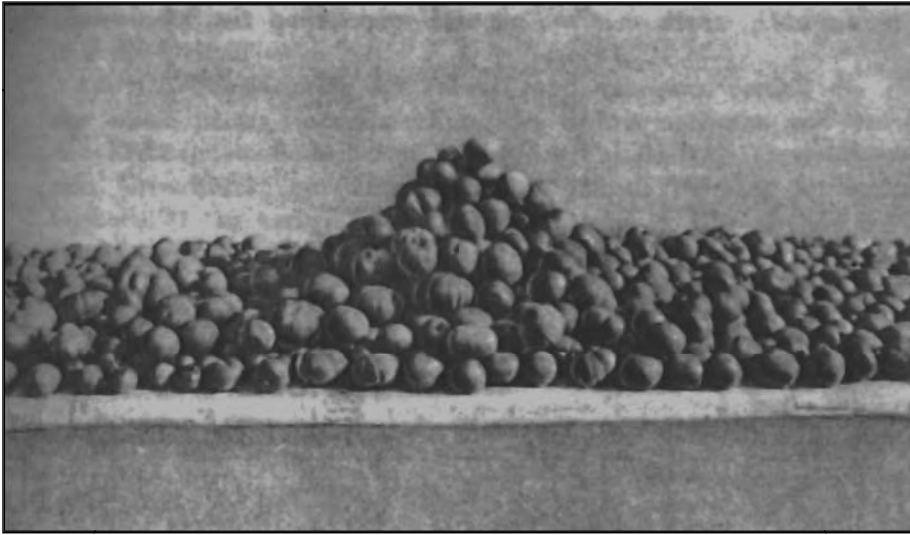
Er fand, dass das Unkraut nur auf Strecken wucherte, bei denen die Schienenstränge genau von Süden nach Norden bzw. von Norden nach Süden verlaufen. Aber nicht auf allen solchen Stellen, bei denen die Schienen »längsgradig« verlaufen, wächst und wuchert das Unkraut, sondern nur auf ganz »bestimmten«, während es bei Strecken mit sonstigem Richtungsverlauf der Schienenstränge nur sehr mäßig oder überhaupt nicht wächst.

Es dauerte Jahre und kostete dem betr. nachdenklichen deutschen Volksgenossen viel Nervenkraft, Zeit und Geld ... bis er die entscheidenden Ursachen für ... (das) die Reichsbahn so kostspielige Phänomen der ungleichmäßigen, ... sehr, sehr störenden Unkrautwucherung gefunden hatte.

Nun aber ging er daran, das »Unangenehme« mit dem Nützlichen zu verbinden. Er sagte sich: Wenn Unkraut auf »solchem« unbrauchbaren Boden wächst, dann könnten — »vielleicht« — auch Nutzpflanzen auf diese Weise erzeugt werden.

Gedacht, getan! Er »baute« sich also eine provisorische Schienenanlage mit echten Eisenbahnschottersteinen und mit echten Schienen, säte allerlei Nutzpflanzen und ... benötigte weitere drei volle Jahre um — — —? Nun, um nicht nur bessere und gesündere, sondern auch dreifach größere, also auch viel »rentablere« Nutzpflanzen ernten zu können, als alle übrigen Gärtner und Landwirte ...

Und hatte kein Gramm Stallmist oder Kunstdünger dazu gebraucht! Auch nicht »gegossen« bei Trockenheit, also dem Wachstum der Pflanzen nicht gärtnerisch



Tomaten. Ernte von 4 Pflanzen auf 1 qm Heideboden. Die beste Pflanze wies 123 Früchte gleichzeitig auf, die rentabelsten Pflanzen brachten 120 Pfd. und mehr (Original-Bildtext)

nachgeholfen, nicht den Boden »gehackt«, nicht Nebentriebe »abgekniffen« usw. usw. Und trotzdem waren es Prachtpflanzen geworden und diese ... soweit essbar, von allerbestem Geschmack, von vorzüglichstem Aussehen und höchstem Nährwert; und die Blumen waren in Pracht, Duft und Menge direkt Genüsse, was er selbst, seine Familie und viele Freunde und ... Feinde praktisch erproben konnten.

Schon damals machte der Entdecker die deutsche Reichsregierung auf seine besonderen Arbeiten und Ziele aufmerksam.“

Das ist für unsere Arbeiten sehr aussagekräftig. Also allein durch den Aufbau eines solchen Schienennetz-Abschnittes - und das mit Schottersteinen - tritt bereits der angestrebte Effekt ein! Also müsste das doch von uns unbedingt nachzueralisieren sein! Doch weiter:

„Nur ein bisschen unpraktisch und ein bisschen teuer war die Methode; namentlich, wenn man etwa daran dachte, nunmehr ganze Felder oder ganze »Äcker« von Schottersteinen mit Schienen anzulegen, um etwa darauf ganz neuartig »Landwirtschaft« zu betreiben.

Der Entdecker forschte und experimentierte also weiter und fand schließlich, dass einfacher Erdboden noch besser für die neue Kultur geeignet war; und noch besser reiner Kies; am allergeeignetsten erwies sich jedoch der sandige Heideboden!“

Interessant! Wir erinnern uns, dass sich Quarzsand als das beste Speicher-material für kosmische Energie erwiesen hat! (Siehe Buch I des Autors: „Die Herausforderung“) Ein Hinweis, dass tatsächlich eine energetische Verbindung zum Magneto-Effekt bestehen müsste. Das dürfte vor allem für die „Brandenburger Streusandbüchse“ von größtem Interesse sein und dort eine unerwartet erfolgreiche Landwirtschaft betrieben werden können.

„Das heißt: Wohlgemerkt, nur in Verbindung mit einer inzwischen konstruierten physikalischen »Anlage«, die planmäßig alles enthielt und enthält, was sich bei der Eisenbahn »zufällig« zusammengefunden hatte. Auch erwiesen sich die Schienen als viel zu teuer und konnten durch billigeren, verzinkten Eisendraht ersetzt werden, der entsprechend am Erdboden »befestigt« wurde usw. usw.“

Also haben wir verzinkten Eisendraht zu verlegen, wie er z. B. als Spanndraht für Zäune erhältlich ist.

»Nun wurde eines Tages eine neue Entdeckung gemacht: Die Drähte enthielten »Strom«! — Regelrechten Strom: Schwachstrom! Ein zufällig neben einem Draht liegender Kompass, den man zum »Richten« der Drähte benutzt hatte,

kehrte seine schwarze Spitze nach dem Draht! Eine unbekannte, aber unzweifelhaft vorhandene magnetische Kraft hatte die Anziehung des magnetischen Südpols der Erde (bisher auf der Insel Boothia) überwunden, der sonst die schwarzen Spitzen sämtlicher Kompass in der nördlichen gemäßigten Zone anzieht, soweit diese nicht von stärkeren »Fremdeinflüssen« beeinträchtigt werden.

Aber, und das sei hier ausdrücklich hervorgehoben und muss dauernd wiederholt und festgestellt werden: Der Strom erschien und erscheint von selbst; braucht also nicht künstlich zugeführt zu werden! Der Orga-Urkult hat somit ganz und gar nichts mit der zweifelhaften, kostspieligen und oft völlig versagenden und mehrfach aus Frankreich gestohlenen »Elektrokultur« zu tun, wie mancher »kluge Kopf« nun etwa glaubt vermuten zu dürfen!

Eine neue Serie von Versuchen begann. Denn wiederum enthielten nicht alle Drähte »Strom«, und nicht dauernd, sondern wechselnd; »auf ganz bestimmten Stellen!« An sich ist es ja nun allerdings überhaupt ein »Wunder«, dass das Unkraut auf dem fast »reinen« Grobsteinboden der Bahnkörper wächst, da es doch dort keinerlei eigentlichen »Mutterboden« vorfindet, und die gleichen Pflanzen im Allgemeinen woanders allerlei Ansprüche an den Boden stellen. Lange Zeit und wohl auch heute noch nahm man deshalb an, dass es sich dabei um die nicht allzu auffälligen bekannten Vorgänge handelt, dass Samen von »anspruchlosen« Gräsern zwischen die Schottersteine fliegen, dort »aufgehen« und ein halb »übererdiges«, halb »luftiges« Dasein führen. Nach erfolgter Wachsung, Blühung und



Jeder Stock bringt bis zu 100 Pfund beste Trauben

Abb. 37 u 38 „Staats“stöcke — ohne Dung, ohne Gießen, ohne Giftspritzung! Die Stöcke werden bis 4 Meter hoch! (Aufnahme im Juni 1935).

Samung vergehen und verwittern dann die Pflanzen; ihre Reste, in Verbindung mit Staub, werden »Humus« und in diesem wachsen und gedeihen dann die nächsten Pflanzen.

Dies ist recht hübsch, recht »logisch« und recht praktisch gedacht, nur ist es falsch gedacht. Denn warum erfolgt dann der Vorgang nicht überall auf den Eisenbahnkörpern, sondern immer nur auf »bestimmten«? Auf ganz »bestimmten«! Leider wissen die Herren Fachleute heute noch nicht, wieso die Verunkrautung in »bestimmter« oder »besonderer« ursächlicher Beziehung zu den betreffenden Stellen der Eisenbahnkörper steht. Vergeblich vergleichen sie die Böden, Schienenbeschaffenheit, Abfälle der verkehrenden Züge und Umgebungen der Strecken miteinander; sie haben — Verzeihung, verehrte Fachleute — noch heute »keinen Dunst« von der ganzen Geschichte.

Als aufseinem Grundstück alles prächtig stand: Flachs, Hanf, Kartoffeln, reife Sojabohnen und Blumen aller Art, versuchte der Entdecker eine neue Aufgabe zu lösen; und diese hieß: »Wie vermittele ich diesen Gotteseignen schnellstens unserem ganzen Volke?«

Doch alle diese, an verschiedenste Ministerien gerichteten Schreiben verliefen im Sande, niemand interessierte sich dafür, trotz beigefügter, eindrucksvoller Fotos.

„Es wurde also weitergearbeitet und geforscht, denn nicht immer wurde die schwarze Spitze der Magnetnadel angezogen, sondern manchmal auch die weiße! Drähte auf Kontrollfeldern versagten dagegen vollständig oder wiesen die »lustigsten« Erscheinungen auf; es war also damals durchaus (noch) kein Verlass auf die ganze Geschichte, denn wiederum war nur unter ganz »bestimmten« Voraussetzungen und mit ganz bestimmten Ergänzungen der »Anlage« der große Ernteertrag zu erzielen — namentlich auf dem Heideboden (!), der rings in der Umgebung nach wie vor unfruchtbar blieb, wie bis dahin.

Endlich stand in der Heide, wie eine Oase in der Wüste, ein kleines Paradies. Petunienpflanzen von fünf Metern Länge, mit vielen Dutzenden von großen, schönen, duftenden Blüten, desgleichen Pelargonien; Azaleen und ... Palmen blühten und wuchsen; zum Teil selbst den Winter hindurch, im Freien, und am 16. Dezember 1927 grub sich der neue »Heidebauer« einen kräftigen und duftenden Veilchenstrauch aus dem Schnee ...

Sogar Wein wurde auf dem Heideboden angebaut; ohne Düngung, ohne Gießen, ohne Pflege. Das Gemüse wurde im nächsten Jahre »bedenklich« groß und schön, und selbst in Nachbars Garten er-



Kartoffeln nach 8 Wochen in Sand- bzw. Heideboden (Original-Bildtext)

reichten Grünkohlpflanzen die stattliche Höhe von — 2 Metern.

Endlich gedieh, blühte und reifte mit sehr reichem Ertrag auch die mandschurische Sojabohne, die aus echtem bitteren Samen »gezogen« war, deren Früchte aber nicht mehr bitter schmeckten und auch für Europäer nicht mehr giftig waren bzw. nicht erst nach ungarischem Verfahren »entbittert« zu werden brauchten - zwei Meter hoher Grün- bzw. Braunkohl (sogar in »Nachbars Garten« durch Übergreifen des damals noch nicht isolierbaren »Stromes«) ...

Sobald die Anlage richtig angelegt ist, beginnt sofort ein »Wuchern« von gesäten und gepflanzten Pflanzen aller Art. Bei richtiger Anlage befindet sich in den den Eisenbahnschienen nachgeahmten Drähten »Strom«, der mittels eines Kompasses kontrollierbar, jedoch noch nicht messbar ist



Abb. 31. Gurken von Armlänge und Armdicke, im heißesten Sommer, ohne Gießen.

—; bei unrichtiger Anlage reagiert die Magnetnadel nicht, bei richtiger wird sie von dem Draht angezogen. Da Kupferdraht unverwendbar ist, kann es sich dabei nicht etwa um »verloren gegangene« elektrische Ströme in der Erdoberfläche handeln, sondern eben nur um (erd-) magnetische, die sich bekanntlich nur an Eisen binden lassen. Innerhalb der richtig ausgeführten Anlage scheint schnellstens ein erdmagnetisches Kraftfeld zu entstehen, in dem die Pflanzen so vorzüglich gedeihen. Es findet nicht nur eine leichte, nützliche Bodenerwärmung wie bei der kostspieligen, echten Elektrokultur des Franzosen Christofleau statt, sondern, da es sich bei den bisherigen und vorzüglich gelungenen Versuchen sehr oft um absolut »unbrauchbaren«, »sterilen« (unfruchtbaren) Boden handelte, eine regelrechte Umstellung in der Ernährungsweise der Pflanzen statt. Ist nämlich der Boden steril, so kann doch die Pflanze einfach nicht wie bisher mittels ihrer Wurzeln die Aufbau- und Nährstoffe aus dem Boden ziehen, sondern sie muss sie mittels ihrer Blätter, die nunmehr wie Lungen wirken, aus der Atmosphäre ziehen, z. B. den benötigten Stickstoff, ganz ähnlich wie dies künstlich ja auch schon Fabriken (wie die Leunawerke bei Merseburg) solches vermögen. Andererseits stört aber auch die Bodenerwärmung in heißen, dünnen Sommerzeiten nicht; die Pflanzen haben dann im Gegensatz zu den Pflanzen in der Nachbarschaft merkwürdigerweise auch die benötigte Feuchtigkeit in sich. Die Pflanzen werden bei dieser »natürlichen« Ernährung auch nicht wie bei der Düngung einseitig falsch ernährt oder überfüttert bzw. vergiftet, sondern sie »saugen« vielmehr nur das unbedingt Benötigte aus der Atmosphäre in sich auf. Sie entwickeln sich dabei prachtvoll, sind gesund, ihre Früchte von vorzüglichem Geschmack und die Pflanzen von größtem Ertragnis. Die



Letzte Kontrolle: „Graben fertig!“ (Original-Bildtext)

Vegetationsperiode wird um 1/3 bis 2/3 verkürzt, je nach der Pflanzenart. Sie sind wegen ihrer Gesundheit widerstandsfähiger gegen Unbill der Witterung und gegen Schmarotzeranfall. Wegen der verkürzten Vegetationsperiode werden zwei bis drei gute Ernten, bei kurzlebigen Produkten wie Salat und Kartoffeln — sogar fünf-, sechs- und zehnmahlige Ernten im Jahre möglich. Die Behandlung der Pflanzen unterscheidet sich von der bisherigen nur dadurch, dass alle künstlichen »Nachhilfen«, wie Gießen bei Trockenheit, Abschneiden von Nebentrieben, Umliegen der Zwiebel-schlotten usw. völlig überflüssig werden und sich sogar schädlich auswirken!

Dagegen bedarf das Unkraut, das ja ebenfalls tüchtig mitwächst, schärferer Bekämpfung.

Es findet dabei auch kein »Raubbau« am (guten) Boden statt, da im Gegenteil die Pflanzen deutlich sichtbar in schlechten Böden sich auch noch eine Art Reservoir mit Nährstoffen um sich herum im Boden anlegen und somit selbständig dauernd den Boden verbessern! ...“

Nun wird berichtet, wie eine Arbeitskolonne von ca. 20 Mann an einem Dienstag Vormittag mit Hacke, Spaten und Schaufel die notwendigen Gräben in das zur Verfügung gestellte Erdreich zogen.

„Am Mittwochvormittag traf der Sohn von X. (Mit X meint der unter Pseudonym schreibende Winter sich selbst) mit zwei Spezialarbeitern aus Gr. in München ein und fertigte mit diesen vor aller Augen die Anlage bis dicht vor den Abschluss ...“

Am Freitag erschien der »Chef« selbst, um die Arbeiten zu prüfen und den Schlussstein der Anlage zu legen. Der »Chef« kontrolliert: »Zu 95 Prozent fertig!« Die letzten 5 Prozent macht der »Chef« selbst und allein!

Die Anlage war bis auf elf »Drähte« in Ordnung. Sie zeigte jedoch wiederum ein neues unvorhergesehenes Phänomen. Statt dreißig »Stromeinheiten« wies die Anlage fünfunddreißig auf, während die »schlechten« Drähte nur sieben (2 plus 5) zeigten. Die fünf zusätzlichen Einheiten erklärten

sich jedoch daraus, dass der verwendete Draht beim Lagern im Heimatgrundstück in Gr. magnetisch geworden war, was zwar nicht notwendig ist (!), aber auch schlecht vermieden werden konnte.

Die elf »schlechten« Drähte wurden also korrigiert und die Anlage — die am nächsten Tage schon einen »Kraftzuwachs« von zehn Einheiten aufwies (!) — konnte von X. übernommen werden.

Nach mehrfachen gründlichen Aussprachen kamen wir überein, dass baldigst ein mehrere Morgen großes Stück Land mit Boden 7. Klasse (!) mit erdmagnetischer Anlage für Heilpflanzenbau zur Verfügung gestellt werde, was Anfang Juni 1934 in Angriff genommen wurde. Der Erfolg im ersten halben Jahre war verblüffend. Trotz der kurzen Zeit (man bedenke die späte Saat- und Pflanzzeit, Juli/August! Pl.) war der Erfolg sehr gut. Selbst von sogenannten zweijährigen Pflanzen konnten prachtvolle Teile (Blätter, Stengel und Blüten!) bereits bis Mitte November zwei- und dreimal geerntet werden! Die Pflanzen wurden nicht nur überraschend kräftig und groß, sondern zeigten stärkste Medizinizität, feinstes Aroma und vorzüglichem spezifischen Geschmack. Die Wermutpflanzen, die schwarze Malve (*Althea nigra*) wucherten geradezu und das sonst kümmerliche erstjährige Gewächs der Königskerze bekam die Größe eines Riesenwirsings, d. h. fast einen Meter Durchmesser! ...

Z. B. hatte Herr X. erklärt, dass auch die kultivierten Wildpflanzen selbst bei stärkster Trockenheit nicht gegossen werden dürften, sondern lediglich auf den natürlichen Regen angewiesen bleiben müssten. Die Pflanzen benötigen für ihre Umstellung von »Wurzeler-nährung« in »Blattlungener-nährung« Sicherheit vor jedem Eingriff; da sie sich während der Umstellung in einer Art Krisis befänden, die nicht durch künstliche Verwässerung des Pflanzensaftes beeinträchtigt werden dürfe. Dies gelte natürlich zunächst erst für die bisher allgemein gedüngten Pflanzen (Getreide, Kartoffeln, Gemüse usw.), dürfte aber auch für Wildpflanzen richtig sein.

Das war nun eine starke Nervenprobe



Die letzten 5 Prozent macht der »Chef« selbst und allein! (Original-Bildtext)

in dem vorjährigen heißen Sommer: nicht Gießen! Manche Pflanzen gingen (naturgemäß!) vor dem ersten Regen überhaupt nicht auf, und es war wirklich schwierig, zu glauben, dass die Pflanzen doch noch vieles einholen sollten, wenngleich man wegen der späten Saat und Pflanzung natürlich ebenfalls etwas unter dem Sommer zu leiden habe, während man bei rechtzeitiger Saat (im Februar/März!) überhaupt nicht leide. Mein Gärtner beschwor mich heimlich, den »Unsinn« des Nichtgießens nicht mitzumachen; er könne das mit seinem gärtnerischen Gewissen nicht verantworten, und bestimmte mich, einige Stücke Land »probeweise« heimlich zu gießen.

Auf einem Kontrollfeld hatten wir allerdings bei gleicher Bodenbeschaffenheit mit dem Gießen und Pflege nur leidliche Erfolge. Die gegossenen »Kontrollpflanzen« verkümmerten jedoch bei der Hitze sehr bald, trotz aller Pflege, während nach dem ersten Regen das gar nicht mehr erwartete Aufschließen der ungedüngten und ungegossenen Pflanzen begann und den eben genannten überraschend günstigen Ertrag brachte, während die gegossenen zurückblieben und sich erst im Oktober-November wieder erholten (!).

Bezeugen möchte ich aber auch noch, dass auch die von Herrn X. nur im beschränkten Maße und sehr spät (erst im August!) angebauten Küchenpflanzen (Kohlrabi, verschiedene Kohlarten, Tomaten, Kartoffeln, Porree, Wein usw.) von ansehnlicher Größe, bester Gesundheit und vorzüglichstem Geschmack waren und somit (nach nunmehr vierjährigem ununterbrochenem Anbau ohne Fruchtwechsel) auf dem wertlosen Boden, ohne Dung und Pflege die »Fruchtbarkeit« nicht durch etwa befürchteten »Raubbau« nachgelassen hat. Im Juli 1935 begann dann die zweite bzw. erste Pracht- und Riesenernte des Pächters; die erste war im Mai!“

Unter zweiter Ernte ist zu verstehen, dass man entweder nachgewachsene Früchte zum zweiten Male erntet, oder nach dem ersten Abschnitt der Pflanzen die neuen Triebe ebenfalls erntereif abschneidet, desgl. das dritte Mal usw. je nach Art der Pflanzen.

„Interessant und wichtig ist auch der Einfluss des »Orga-Urkultes« auf den Weinbau. Obwohl an der Unstrut und Saale der Peronospra-Schädling stark auftritt und die Behörden mit schärfsten Maßnahmen und Giftpflanzungen (Kupfervitriol usw.) vorgehen müssen, gedeiht der Wein auf dem Xschen Grundstück ohne Pflege und Schutzmaßnahmen prachtvoll.“

**Lesen Sie bitte im nächsten
SYNESIS-Magazin weiter!**

Thema Raumfahrt

Gernot L. Geise

39 Jahre nach Apollo - und immer noch dieselben Lügen!

Eigentlich müsste es zum Lachen sein, wenn es nicht so traurig wäre. Zum Lachen deshalb, weil die USA und hier insbesondere die NASA es fertig gebracht haben, die ganze Welt 39 Jahre zum Narren zu halten. Traurig deshalb, weil tatsächlich der größte Teil der Menschheit auf diesen Jahrhundert-Bluff hereingefallen ist und größtenteils heute noch daran glaubt. An den Bluff der angeblichen bemannten Mondlandungen 1969 bis 1972.

Obwohl es heute nicht wenige Menschen gibt, die der Sache recht skeptisch gegenüber stehen, glauben die meisten daran, dass die Amerikaner tatsächlich 1969 bemannt auf dem Mond gelandet sind. Die Älteren sind davon überzeugt, weil sie es mit eigenen Augen auf dem Fernsehschirm miterlebt haben, die jüngeren, weil es letztendlich in jedem Lexikon als Tatsache verewigt ist.

Einmal als angebliche „Tatsache“ registriert, wird dieser Vorgang nicht mehr hinterfragt. Daran erkennt man zunächst, wie einfältig die Menschen sind, wie leicht sie zu manipulieren sind, und dass tatsächlich alles kommentarlos als Tatsachen geglaubt wird, was im Fernsehen dargeboten wird.

Dabei - seien wir doch mal ehrlich - hat man bei der angeblichen Direktübertragung der „Mondlandung“ 1969 doch wirklich so gut wie nichts gesehen. Stundenlanges Warten auf spektakuläre Bilder. Immer wieder der Kommentar der Moderatoren „Wir haben keine Verbindung zu Houston“ oder „Houston liegen noch keine Bilder vor“. Und dann schließlich die erlösende Nachricht „Sie sind gelandet“. Die ersten Filmsequenzen in einer unglaublich schlechten Bildqualität zeigten dann den Ausstieg von Neil Armstrong sowie später von Edwin Aldrin, wobei Armstrongs genuschelter Spruch vom „kleinen Schritt“ in einem Kommentar eines der Moderatoren



Der Chef des NASA-Apollo-Archivs (Apollo Lunar Surface Journal) Eric Jones mit seiner Tochter Anne. Die Sprüche auf ihren T-Shirts sprechen für sich!

unterging, sodass einer der Moderatoren sagen konnte, Neil Armstrong habe sich daran gehalten, was er bei einer Pressekonferenz eine Woche vor dem Flug gesagt habe, nämlich dass er beim Ausstieg keine „glorreichen“ Worte sagen würde. Das war wohl seine eigene Meinung gewesen, während des Mond-Spektakels hatte er sich jedoch strikt an das vorgegebene Drehbuch zu halten, und darin stand nunmal dieser Spruch.

Nähere Details (Filmclips) zur Landung wurden dann von der NASA erst später nachgereicht.

Ich habe in 2002/2003 meine beiden Bücher „Die dunkle Seite von Apollo“ und „Die Schatten von Apollo“ veröffentlicht, in denen ich die Widersprüche der Apollo-Missionen minutiös beleuchtet habe. Dabei bemühte ich mich, möglichst objektiv zu bleiben und für die Widersprüche auch „konventionelle“ Erklärungen zu finden, denn was vor mir die amerikanischen Apollo-Kritiker kritisierten, war teilweise haarsträubend. Deshalb

musste man sich nicht wundern, dass die US-Kritiker alsbald lächerlich gemacht und als „Spinner“ verschrien wurden. Was hatten sie falsch gemacht? Sie hatten sich teilweise auf angebliche Widersprüche festgelegt, die eigentlich gar keine waren, wenn man sie näher hinterfragte und blieben stur bei ihren Behauptungen.



Waren die Astronauten mit Apollo 17 schon so leichtsinnig geworden, dass keiner etwas merken würde, weil sie (wie hier Jack Schmitt) mit offenem Helm herum liefen? (NASA-Foto 21117422)



Was liegt denn da auf dem Felsen neben dem Hammer? Ein Plastik-Becher! Wie kommt so etwas wohl auf den Mond? (NASA-Foto AS14-68-9453, Apollo 14)

Gut, es kann durchaus passieren, dass man einer falschen Information aufgesessen ist. Aber man sollte dann auch dazu in der Lage sein, die Kritiken zurück zu nehmen oder zu relativieren. Denn das Apollo-Projekt zeigte ja nicht nur drei bis vier Widersprüche, sondern eine Unmenge, die durchaus nicht einfach „normal“ erklärbar sind, wie etwa die auf den Fotos nicht (oder nur in Ausnahmefällen) sichtbaren Sterne.

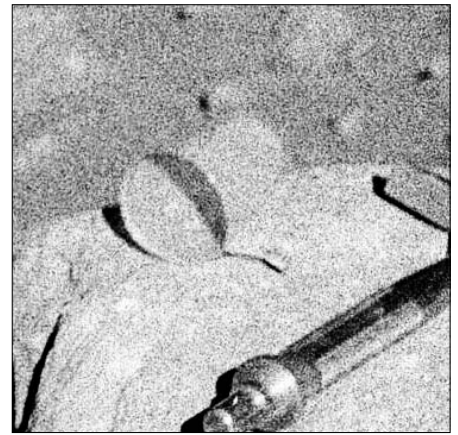
Interessant ist, dass die Kontroverse bis heute noch andauert. Auch heute noch - 39 Jahre nach der „1. bemannten Mondlandung“ - erhalte ich Zuschriften, die mir unterstellen, ich hätte ja keine Ahnung von Physik, und von Raumfahrt-Technologie schon gar nicht. Klar, das hatte ich auch nie behauptet. Ich zeigte in meinen Büchern die Widersprüche auf, die offensichtlich waren und überwiegend auf dem öffentlich zugänglichen NASA-Film- und Fotomaterial basieren, das jeder nachkontrollieren kann.

Interessant ist aber auch, dass sich seit Erscheinen meiner Apollo-Bücher einige Ingenieure bei mir gemeldet haben, die erst aufgrund meiner Ausführungen nachgeforscht und nachgerechnet haben und ebenfalls zu dem

ernüchternden Ergebnis kamen, dass bei den Apollo-Missionen etwas gewaltig „stinkt“. Die von der NASA angegebenen technischen Daten sind teilweise direkt unsinnig. Aber trotzdem werden sie von den meisten Apollo-Gläubigen übernommen, ohne sie zu hinterfragen. Interessant ist, dass viele der kritischen Ingenieure genauso vorgegangen sind, wie ich es damals tat.

Ich hatte 1969 die geschichtsträchtige „1. bemannte Mondlandung“ selbst vor dem Fernseher miterlebt, und auch ich hatte lange Zeit daran geglaubt, dass sie und die folgenden Missionen tatsächlich so stattgefunden hatten, wie es uns präsentiert wurde. Ich wurde eigentlich erst stutzig, als ich von den amerikanischen Apollo-Kritikern hörte, insbesondere von Bill Kaysing. Daraufhin begann ich, mich näher mit dem Apollo-Komplex zu befassen, um mir selbst zu beweisen, dass die Apollo-Kritiker Unsinn verbreiten. Ich wollte diese Kritiker widerlegen, damit mein „Weltbild“ wieder in Ordnung war.

Doch je weiter ich in die Apollo-(Bild-)Materie eintauchte, umso mehr Diskrepanzen fielen mir auf. Letztendlich musste ich feststellen, dass das, was die amerikanischen Apollo-Kritiker



Ausschnittsvergrößerung: Der Becher neben dem Hammer.

von sich gaben, zwar teilweise falsch war, aber insgesamt gesehen das Apollo-Projekt derart von Widersprüchen und Falschaussagen wimmelt, dass die Wahrscheinlichkeit, Amerikaner seien auf dem Mond gelandet, gegen Null ging. Die amerikanischen Astronauten sind tatsächlich gelandet, aber in einem Studio, nicht auf dem Mond!

Sicherlich war das ganze Apollo-Projekt für die damalige Zeit perfekt inszeniert worden, letztendlich hat Wernher von Braun ja auch mit den Walt-Disney-Studios zusammengearbeitet. Und wenn man ein Budget von rund 30 Milliarden US-Dollar zur Verfügung hat, dann kann man schon mal realistisch wirkende Mondflüge herstellen. Zum Vergleich: Der 1968 in die Kinos gekommene Kubrik-Film „2001 - Odyssee im Weltraum“ kostete in der Herstellung „nur“ rund 3 Millionen Dollar.

Interessant ist, dass ich im deutschsprachigen Raum der einzige Autor war, der es gewagt hat, dieses Thema zu hinterfragen. Erst einige Jahre später zog Gerhard Wisnewski mit seinem Buch „Lügen im Weltraum“ nach.

Betrachten wir die Sache einmal von der NASA-Seite aus: Welche Beweise kann die NASA vorweisen, dass Menschen auf dem Mond waren? Die ernüchternde Tatsache: keinen einzigen Beweis!

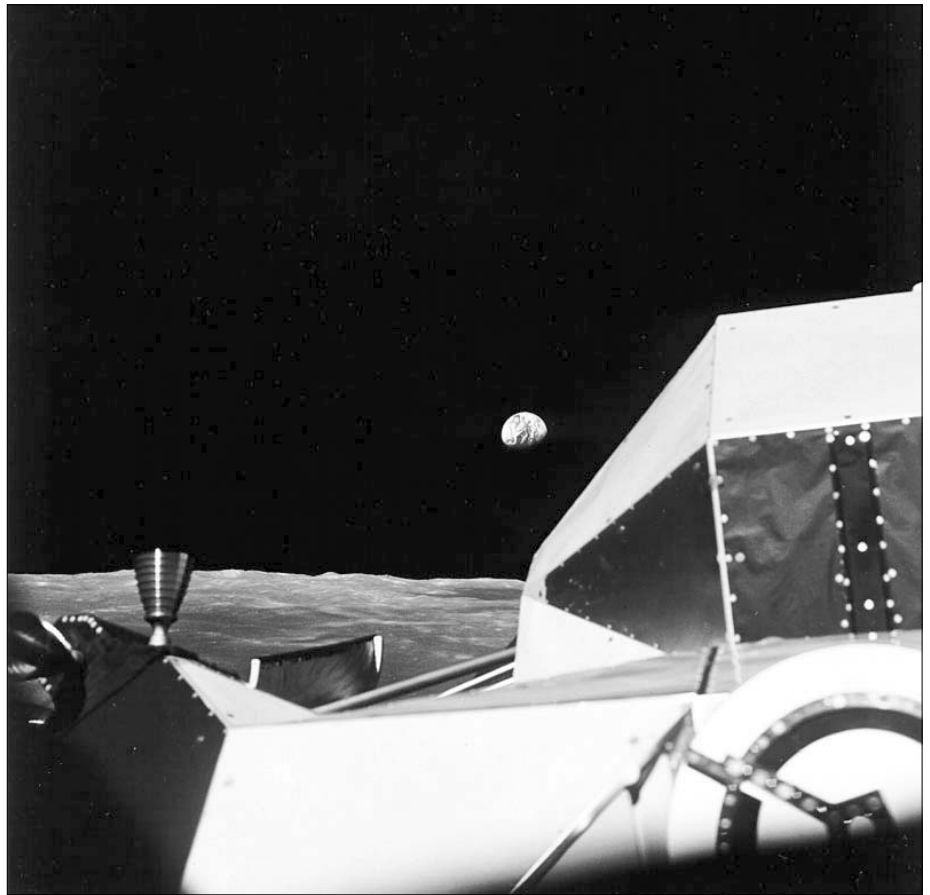
Die NASA verweist auf über zehntausend Fotos und Filme. Die sind jedoch heute größtenteils bereits nicht mehr als Original vorhanden und zeigen teilweise auch Details, die nur von Studioaufnahmen stammen können, oder sie zeigen Widersprüche (zugegebenermaßen nur auf wenigen der tausenden Fotos).

Die NASA verweist auf das „Mondgestein“, wovon jedoch niemand weiß, woher es wirklich stammt, zumal die NASA in ihren Labors seit den siebziger

Jahren mehr oder weniger unauffällig ihr eigenes „Mondgestein“ hergestellt hat, zuletzt in den Neunzigern. Ist das nötig, wenn man noch rund 250 kg „echtes“ Mondgestein im Tresor liegen hat? Und warum haben die Wissenschaftler, die nach Apollo jeweils geringe Mengen „Mondgestein“ untersuchen durften, einhellig die Meinung vertreten, dass es fast identisch mit irdischem Gestein ist? Teilweise hat man sogar Pflanzenfasern darin gefunden. In Mondgestein? Ja, so ist es.

Und damit hört es mit den angeblichen Beweisen schon auf. Nein, eines noch: Auf dem „Weltraumbahnhof“ Cape Kennedy liegen noch ein paar alte Saturn-Raketenstufen herum und rosten vor sich hin. Auch sie gelten heute als Beweismittel. Ob diese Raketenfragmente, wenn auch riesig, jemals geflogen wären, steht auf einem ganz anderen Blatt. Und wenn, dann beweist es nur, dass damit Astronauten bis in die erdnahe Umlaufbahn fliegen konnten, nicht mehr und nicht weniger. Denn die Saturn 5-Rakete war laut Aussage von Wernher von Braun, der zur Zeit der Apollo-Missionen Chef der NASA war, viel zu schwach ausgelegt für einen Direktflug zum Mond.

Wollen wir nun weiterhin daran glauben, dass Astronauten auf dem Mond waren? „Glauben“ ist das richtige Wort dafür, denn das Wissen dazu und darüber fehlt nach wie vor. Das ganze Apollo-Drum und Dran hat sich



Apropos Schludrigkeit bei Apollo 17: Was schaut da wohl hinter der Landefähre hervor? Die Lehne des Regiestuhls! Dumm gelaufen... (NASA-Foto ASI7-151-23188)

im Laufe der letzten 39 Jahre zu einer regelrechten Religion entwickelt, und die Apollo-Astronauten sind die Propheten dieser Religion (oder vielleicht die Götter?).

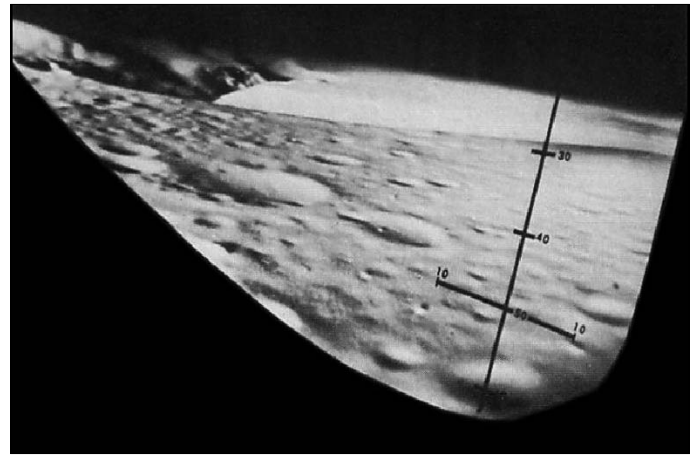
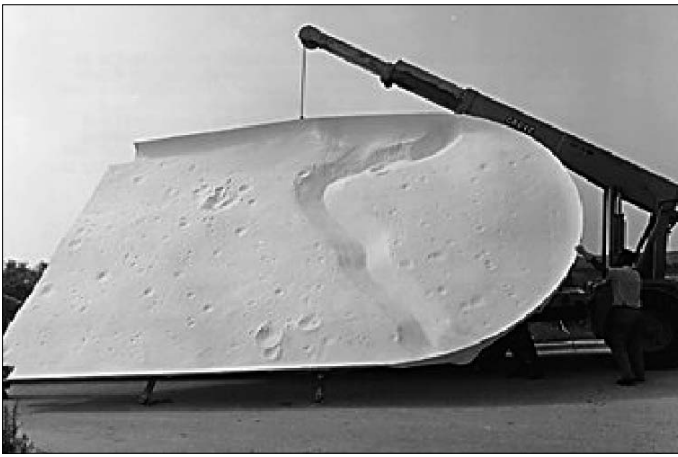
Zuletzt kam Karina Kaiser dazu, die

Apollo-Missionen als Betrug zu entlarven. Sie arbeitet mit der so genannten Rückwärtssprache, die in normaler vorwärts gesprochener Kommunikation enthalten ist, durch das Unterbewusstsein erzeugt und auch verstanden wird. Durch technisches Gerät kann man sie hörbar machen (mehr darüber in ihrem Artikel in diesem Heft). Frau Kaiser war bisher wie viele andere Menschen davon überzeugt, dass die Mondflüge tatsächlich stattgefunden hatten. Dann hörte sie von verschiedener Seite, dass manche diese Flüge bezweifeln und wendete ihre Technik dazu an, in Aussagen von Astronauten und NASA-Angehörigen nach rückwärtigen Botschaften zu suchen. Sie wurde fündig, aber in der Art, dass immer nur von Betrug, Film, Studio usw. geredet wurde. Sie fand keine einzige Bestätigung, dass die Flüge tatsächlich zum Mond führten. Damit brach für sie eine Welt zusammen, denn mit einem solchen Ergebnis hatte sie nicht gerechnet.

Es kommen also auch 39 Jahre nach der „I. bemannten Mondlandung“ noch neue Punkte hinzu, und ich frage mich nach wie vor, wann die NASA endlich zugibt, dass das Apollo-Projekt ein einziger großer Bluff war, um den (damaligen) Sowjets eine angebliche Überlegenheit



Letzte Arbeiten an einem der rund elf Meter durchmessenden Mondmodelle im NASA-Langley Research Center, vor denen dann die Apollo-Modelle gefilmt wurden, als würden sie um den echten Mond kreisen.



Links: Das Modell für die Hadley-Rille auf dem Mond (NASA-Langley Research Center), an der die Landung von Apollo 15 stattfinden sollte. Rechts: Und so sahen es dann die Fernsehzuschauer.

der USA vorzugaukeln. Denn das war der wichtigste Punkt. Die Amerikaner hatten nach den spektakulären Weltraumerfolgen der Sowjets eine panische Angst vor ihnen. Denn sie sagten sich in ihrer Logik: Wenn die Russen Satelliten und Raumfahrer in die Erdumlaufbahn schicken können, dann können sie auch diese Trägerraketen mit Atomsprenkköpfen versehen und die USA damit beschießen. Dem musste natürlich entgegen gewirkt werden, und mit bemannten Mondflügen wäre der Beweis erbracht, dass die USA in der Raumfahrttechnik (und damit in der Konstruktion von Trägerraketen für Atomsprenkköpfe) nicht nur mit den Russen gleichgezogen, sondern sie überflügelt hätten.

Der Apollo-Bluff lief gut an, und die NASA konnte sich freuen, dass nach Apollo 11 die Finanzierung von weiteren Flügen bis zu Apollo 20 gesichert war. Es wurden schon Pläne geschmiedet für die weitere „Eroberung“ des Mondes, und damit begann die Sache für die NASA brenzlich zu werden, denn schon mit Apollo 18 sollten erste Vorarbeiten für eine zukünftige Mondstation gemacht werden. Apollo 19 sollte dann die Stati-



Roverfahrten „auf dem Mond“: Man kann auf den ersten Blick sehen, dass die Fahrten tatsächlich auf dem Mond stattgefunden haben, denn der Staub fällt in einer ballistischen Kurve nieder, argumentieren einige der Apollo-Gläubigen. Ich kann auf den entsprechenden Filmclips allerdings keinen Unterschied feststellen, wie der Staub herunter fällt...

on in der ersten Phase aufbauen und ab Apollo 20 sollte die Station dann dauerhaft besetzt werden. Das ganze lief unter der Bezeichnung „Project Horizon“.

Die „Eroberung des Mondes“ war keinesfalls so friedfertig, wie man es uns hier erzählt hat. Äußerlich schon mal daran erkennbar, dass die Apollo-Astronauten ausschließlich Militärs waren. Die geplante Mondstation „Horizon“ sollte eine militärische Station werden, bestückt mit Atomraketen, weil man vom Mond aus jeden Punkt der Erde damit hätte beschießen können und somit den Sowjets eine Nasenlänge voraus gewesen wäre. Aus heutiger Sicht völliger Unsinn, aber damals wurde tatsächlich so gedacht und geplant.

Da allerdings die Mondaktivitäten alle auf der Erde stattgefunden hatten, musste die NASA mit Apollo 17 das Programm beenden, unter recht fadenscheinigen Begründungen, denn je länger eine Lüge aufrecht erhalten wird, desto größer ist die Gefahr, dass sie auffliegt. Und spätestens mit Apollo 18 wäre das mit großer Wahrscheinlichkeit der Fall gewesen. Merkwürdigerweise hat auch hier niemand nachgeforscht, was der wirkliche Grund für den Stopp der „Mondflüge“ war, denn - wie gesagt - am Geld lag es nicht.

Die NASA verlegte ihre Aktivitäten dann in den erdnahen Raum. Die noch vorhandene Apollo 18-Kapsel wurde schließlich werbewirksam in der Erdumlaufbahn mit einer sowjetischen Sojus-Kapsel zusammengekoppelt.

Was danach geschah, weiß jeder: Es fanden nur noch Spaceshuttle-Flüge statt. Und nachdem vor einigen Jahren US-Präsident George W. Bush angeregt hatte, „erneut“ bemannt zum Mond und später zum Mars zu fliegen, redet die NASA von einer rund zwanzigjährigen

Entwicklungszeit für eine Mondmission. Da fragt man sich unwillkürlich, was das soll? In den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts schafften es die NASA-Ingenieure innerhalb von rund sechs Jahren, aus dem Nichts einen bemannten Mondflug (Apollo 8 umkreiste bemannt 1968 den Mond, ohne zu landen) zu ermöglichen, und mit unserer heutigen hochgezüchteten Technik, die immerhin auf rund fünfzig Jahre Raumfahrt-Erfahrung zurück greifen kann, soll das erst nach solch langer Entwicklungszeit möglich sein?

Nicht nachvollziehen kann ich hingegen, wenn der amerikanische Autor Charles T. Hawkins in seinem 2004 erschienenen Buch „How America Faked the Moon Landings“ in verschiedenen Apollo-Fotos alle möglichen Tiere erkennen will: Hunde, Katzen, Vögel, Ameisen, Raupen und andere Tiere, um damit zu beweisen, dass die Fotos auf der Erde gemacht wurden. Auch seine „angerauchte, weggeworfene Zigarette“ neben einer der Mondlandefähren sieht zwar gut aus, entpuppt sich jedoch auf



Das so genannte „Hammer-und-Feder-Experiment“ von Apollo 15: Astronaut Alan Bean lässt beide Gegenstände gleichzeitig fallen, und - oh Wunder! - sie kommen gleichzeitig unten an, ein Beweis dafür, dass Bean im Vakuum war? Völliger Unsinn! Dieses Experiment kann jeder selbst durchführen, es funktioniert hier auf der Erde in einer Atmosphäre genauso, allerdings nur aus Hüfthöhe, wie bei Bean.

der hochaufgelösten Version des angegebenen Fotos als eine Schraube mit Hülse. Seine „Tiere“, soweit ich es nachprüfen konnte, stellen sich als Steinbrocken oder Schatten heraus. Und (gäh!) die alten flatternden Flaggen werden auch mal wieder aus der Versenkung geholt. Neu ist, dass Hawkins den Mord an Präsident Kennedy der NASA bzw. der dahinter stehenden CIA in die Schuhe schiebt, mit der merkwürdigen Begründung, auf einem der Apollo-Fotos hätte jemand in den Sand geschrieben „We killed Kennedy“. Nun gut, auf dem abgebildeten Foto war im Sand nichts zu erkennen, aber Hawkins schreibt für den verdutzten Leser, auf dem Bildschirm könne man es gut lesen. Leider hätte die NASA Wind davon bekommen und dieses Foto aus ihrem Archiv entfernt, sodass der Leser es „leider“ nicht nachprüfen kann. Man fragt sich unwillkürlich, ob Hawkins wirklich ernsthaft recherchiert hat (in seinem Buch erweckt er durchaus den Anschein) oder ob er nur eine Lachnummer produziert hat, zur Freude der NASA. Hinzu kommt, dass die beiden im Buch angegebenen Internet-Adressen höchst verdächtig sind: Die erste landet auf einer reinen Werbeseite, die zweite Adresse auf einer virenverseuchten Seite. Beide haben absolut nichts mit dem Thema zu tun.

So kann man die Apollo-Missionen nicht widerlegen, beim besten Willen nicht. Im Gegenteil, die NASA dürfte sich über solche Autoren freuen, denn sie „beweisen“ der Welt, dass sie Spinner sind, ohne dass die NASA in irgend einer Art reagieren muss! (Und der Leser ist verärgert).

Wir sehen: Auch heute sind die angeblichen bemannten Mondlandungen der sechziger/siebziger Jahre noch höchst umstritten.

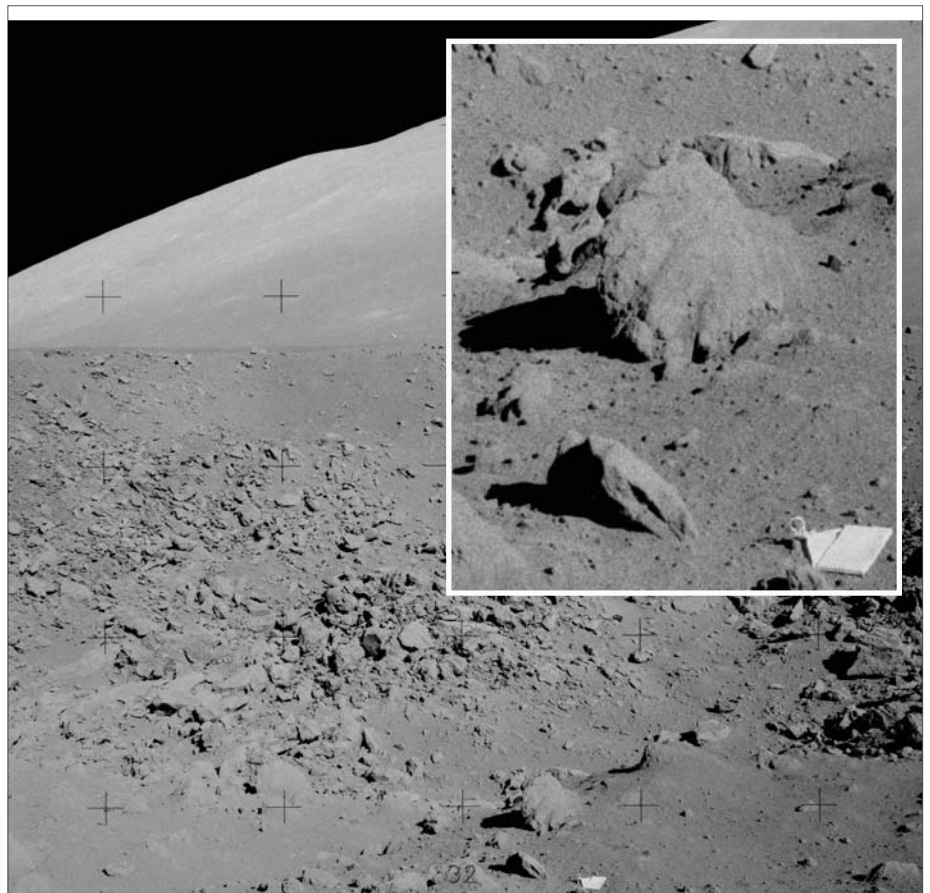
Literatur

Gernot L. Geise: „Die dunkle Seite von Apollo“, 4. Auflage, Peiting 2002

Gernot L. Geise: „Die Schatten von Apollo“, Peiting 2003



Eine Katze auf dem Mond? (Vordergrund unten, Bildmitte) Das wäre der eindeutige Beweis dafür, dass die Apollo-Fotos auf der Erde gemacht wurden. Doch Charles T. Hawkins hat schlecht recherchiert und hätte sich mal besser die hochaufgelöste Version dieses Fotos ansehen sollen.



Das hochaufgelöste Bild AS17-142-21805HR zeigt, dass die „Katze“ leider nur aus einigen Felsbrocken und Schatten besteht (siehe Ausschnittsvergrößerung). Was allerdings nicht erklärt, was der Briefumschlag am Bildrand soll... Solche Fehler sollten in einem Buch nicht vorkommen, das vom Titel her die Leser aufklären will, wie die Mondlandungen gefälscht wurden. Aber dieses Bild ist nicht das einzige, das fehlgedeutet wurde. Hawkins bietet jede Menge Fotos auf, in denen Katzen, Hunde, Vögel und anderes Getier zu sehen ist. Da die Abbildungen in seinem Buch recht klein sind, kann man tatsächlich solche Objekte hinein deuten. Ein Vergleich mit den hochaufgelösten Versionen der Fotos bringt die Ernüchterung.

Karina Kaiser
(Reverse Speech Consultant & Trainerin)

Mann auf dem Mond?

Reverse Speech und die Kontroverse der Apollo-Mondlandungen von 1969 – 1972

Die NASA behauptet bis heute, dass zwischen 1969 und 1972 unter der Regierung von Präsident *Nixon* zwölf Astronauten auf der Mondoberfläche herum liefen und nach dem Ende ihrer Mission wieder sicher auf der Erde gelandet sind. Der Glaube, dass diese Begebenheit tatsächlich stattfand, wird von dem Großteil der Weltbevölkerung geteilt. Es gibt aber auch große Gruppen von Menschen, die bezweifeln, dass diese Mondlandungen jemals stattgefunden haben. Oftmals werden diese Menschen mit anderen in die Gruppe der Verschwörungstheoretiker eingestuft und ihre Argumente daher nicht ernst genommen. Meistens werden sie durch die Tatsache verunglimpft, dass es gesellschaftlich nicht akzeptierbar ist, einen Glauben zu hinterfragen, welcher über Jahrzehnte vom Großteil der Bevölkerung für wahr gehalten wurde und noch weiterhin wird.

Während eines Vortrages über die Rückwärtssprache spielte ich *Neil Armstrongs* berühmte Worte ab: „*This is one small step for man, one giant leap for mankind*“, als er angeblich auf dem Mond stand, übersetzt „*Dies ist ein kleiner Schritt für einen Mensch, ein Riesensprung für die Menschheit*“. Das Publikum war total erstaunt, mitten im rückwärts abgespielten Kauderwelsch der abgehackten Worte *Neil Armstrongs* einen vorwärts gesprochenen Satz zu hören: „*Man will spacewalk (Mensch wird im All gehen)*“.

In den vielen Fragen des Publikums daraufhin tauchte dann auch die Frage auf, ob diese rückwärtige Botschaft von *Neil Armstrong* wirklich die Mondlandung von *Apollo 11* bestätigte. Nach einiger Diskussion wurde festgestellt, dass dieses Reversal - (der Fachausdruck für die rückwärtigen Mitteilungen) – eine zukünftige Aussage machte („*Man will spacewalk – Mensch wird im All gehen*“) und daher nicht bestätigt, dass *Neil Armstrong* zu diesem Zeitpunkt auf dem Mond stand!

Über die nächsten Wochen wurde ich mir mehr und mehr dieser Kontroverse der Mondlandungen bewusst,



Neil Armstrongs „kleiner Schritt“: In welchem Studio fand er wirklich statt?

welche ich bis zu diesem Zeitpunkt als Wahrheit angenommen hatte - ich hatte schließlich alles als Kind im Fernsehen gesehen! Um jetzt der Wahrheit auf die Spuren zukommen, und mit meiner professionellen Erfahrung mit Reverse Speech, entschied ich mich, eine umfangreiche und zeitintensive Recherche mittels Reverse Speech zu beginnen, um (mir) zu beweisen, dass diese Mondlandungen tatsächlich stattgefunden hatten. Bald hatte ich etliche originale Tonaufnahmen von Astronauten und vielen anderen Beteiligten der *Apollo*-Missionen. Ich fing an, diese Tonaufnahmen rückwärts abzuspielen und nach Reversals zu untersuchen - und ich fand unglaubliche, erschreckende neue Hinweise, welche meinen eigenen Glauben bezüglich der *Apollo*-Mondlandungen infrage stellen würde.

Was ist die Rückwärtssprache?

Dazu möchte ich zunächst einmal kurz erläutern, was die so genannte

„Rückwärts-Sprache“ ist. Die Rückwärts-Sprache (Reverse Speech), entdeckt und entwickelt von dem Australier *D. Oates*, ist ein Kommunikationsphänomen, das jedes Mal stattfindet, wenn wir sprechen. Wann immer wir uns im Alltag ganz normal unterhalten, enthält unsere Sprache versteckte Botschaften, welche sich durch Rückwärts-Abspielen einer technischen Tonaufzeichnung decodieren lassen. Rückwärtsbotschaften entstehen auf den verschiedensten Ebenen unserer Psyche und erscheinen in der Alltagssprache als Bilder, als Metaphern und Archetypen.

Sprachreversals erscheinen in der vorwärts gesprochenen Sprache und werden automatisch vom Gehirn geformt, bzw. vom Gehirn anderer Menschen aufgenommen. Reversals werden auf einer unbewussten Ebene geliefert, empfangen und verstanden und beziehen sich immer auf den vorwärts gesprochenen Dialog in der menschlichen Sprache. Reverse Speech spricht immer die Wahrheit!



Neil Armstrong und Edwin „Buzz“ Aldrin 1969 vor ihrem „Flug zum Mond“.

Man könnte es so formulieren, dass sich Menschen mit der Rückwärtssprache während eines Dialogs unbewusst gegenseitig die Wahrheit mitteilen, unabhängig davon, was vorwärts kommuniziert wird.

Meine Recherche bezüglich der Apollo-Mondlandungen umfasste das Rückwärts-Abspielen von originalen Tonaufnahmen, Analysen und Dokumentationen unzähliger Töne, angefangen bei den Astronauten selber, zu Präsident Nixons Telefonat mit Neil Armstrong, der dabei angeblich auf dem

Mond stand, sowie auch unzählige original Tonaufnahmen von Journalisten, Fernsehreportern, NASA-Houston-Angestellten und anderen Beteiligten der damaligen Zeit. Ich fand diese Tonaufnahmen im Internet sowie auch in dokumentarischen Film-Interviews.

Die erste originale Film- und Tonaufnahme, die ich analysierte, war die Pressekonferenz der Astronauten Neil Armstrong, Buzz Aldrin und Michael Collins von Apollo 11 am 12. August 1969 in Houston. Die Astronauten sollten angeblich zwei Wochen zuvor



US-Präsident Richard Nixon telefoniert mit Neil Armstrong „auf dem Mond“. (Aus der Direktübertragung des Apollo 11-Spektakels).

„zur Erde“ zurückgekehrt sein und machten ihren ersten Auftritt in der Öffentlichkeit.

Lug und Betrug

Die allererste und klar hörbare rückwärtige Aussage hörte ich von Neil Armstrong. Während er darüber sprach, mit welcher Freude sie alle jetzt dieses große Abenteuer mit aller Welt teilen wollten, ist ein klares Reversal zu hören, welches sagt: „*There is Shit (Hier ist Scheiße)*“.

Ich spürte einen Schock, der durch meinen ganzen Körper ging, denn ich hatte nicht so eine Nachricht erwartet, wenn über so ein weltbewegendes, lebensveränderndes Jahrhundert-Abenteuer gesprochen wurde. Als ich mir weiterhin den Bericht der Astronauten über das Geschehen „auf dem Mond“ vorwärts und rückwärts anhörte und Buzz Aldrin über ein Rendezvous-Manöver nah am Mond berichtete, sagte er rückwärts jedoch traurigerweise: „*In a Movie now (Jetzt in einem Film)*“. Von Neil Armstrong hörte ich, als er über Fotos und den Schatten des Mondes sprach, rückwärts nur „*My Fraud (mein Betrug)*“, und Michael Collins, während er über ein Annäherungsmanöver des Mondmoduls sprach, lieferte diese Botschaft von seinem unbewussten Verstand: „*It was in the lab (Es war im Labor)*“.

Tausende von Stunden als Analytikerin der Rückwärtssprache haben mir und meinen Kollegen bewiesen, dass der unbewusste Verstand nicht lügt – er spricht immer die Wahrheit!

Schockiert und immer noch nicht fassen könnend, suchte ich nach mehr Material mit Original-Tönen. Ich fand eine Original-Aufnahme von Neil Armstrong, unmittelbar bevor er auf eine puderartige Fläche trat, die angeblich die Oberfläche des Mondes sein sollte.

Armstrong: „*Ich bin auf der untersten Sprosse der Leiter. Die Füße des Mondmoduls sind nur leicht in die Oberfläche eingedrückt, vielleicht 3 – 4 Zentimeter, obwohl die Oberfläche sehr sehr fein gekörnt zu sein scheint, sowie man näher kommt, es ist fast wie ein Puder*“.

In den rückwärts abgespielten Worten „*fein gekörnt zu sein scheint, sowie man näher kommt*“ ist sehr deutlich dieser Satz zu hören: „*Joke engineered now (Scherz nun hergestellt [manipuliert])*“. Ich überlasse es dem Leser, was dies wohl bedeuten mag!

Dieser Aussage folgte sofort diese Phrase: „*Man will spacewalk (Mensch*

© Richard Holliday 2005



wird im All gehen)“, die in dem Satz „Dies ist ein kleiner Schritt für einen Mensch, ein Riesensprung für die Menschheit“ auftauchte. Dieses Reversal ist ein Zukunftsreversal, was bedeutet, dass dies zu diesem Zeitpunkt noch nicht stattgefunden hatte.

In dem Film von 2006 „Astronauts gone wild“ wurden viele Astronauten von dem Filmemacher *Bart Sibrel* von www.moonmovie.com interviewt. Ich untersuchte den ganzen Film nach Sprachreversals der Astronauten. Alle Astronauten, die interviewt wurden, sprachen rückwärts nur von Lügen und Betrug. Ich hörte Reversals wie zum Beispiel:

- „Liar saw a lie (Lügner sah eine Lüge)“
 - „Remember the Lie (Erinnere Dich an die Lüge)“
 - „See the Rat can't lie (sieh, die Ratte kann nicht lügen)“
 - „This Lie (diese Lüge)“
 - „I lie (ich lüge)“
 - „Shame the lie (beschämende Lüge)“
 - „Saw the lies (Sah die Lügen)“
- und in diesem Stil ging es dann weiter.

Tatsächlich handelte es sich in den gesamten Original-Tonaufnahmen, die ich über drei bis vier Monate intensiv nach Sprachreversals untersuchte, nur um Lügen und Betrug. Diese Inkongruenzen oder Unwahrheiten wurden von dem Unbewussten der Menschen, die in irgendeiner Weise mit den „Mondlandungen“ zu tun hatten, ganz klar herausgestellt.

Alle 125 rückwärtigen Aussagen, die



Buzz Aldrin, Neil Armstrong und Michael Collins (von links nach rechts) bei ihrer Pressekonferenz am 12. August 1969, zwei Wochen nach ihrer „Rückkehr vom Mond“. Sehen so Menschen aus, die den Jahrhundert-Traum vom Flug zum Mond erfolgreich erfüllt haben? Allein ihre Körpersprache sagt das Gegenteil aus.

ich bisher gefunden hatte, resultierten ausnahmslos direkt in der Verneinung der Apollo-Mondlandungen und -Umkreisungen. Viele der Reversals benutzen die Worte *Lüge, Betrug, Farce* und sogar *Movie* oder *Film*.

Leider kann ich nur zu dem Schluss kommen, zumindest mit dieser Recherche mittels der Rückwärtssprache, dass die Apollo-Mondlandungen nie stattgefunden haben und somit die Rückwärtssprache (Reverse Speech) alle anderen dokumentierten Diskrepanzen der behaupteten Mondlandungen unterstützt!



Neil Armstrong bei der Pressekonferenz: „There is shit!“

Anmerkung

Karina Kaiser arbeitet und unterrichtet weltweit als Reverse Speech Consultant und Trainerin. Sie lebt in Byron Bay in Australien.

Für mehr Information über Reverse Speech besuchen Sie bitte ihre Homepage www.reversespeechinternational.com

Für eine detaillierte Recherche mittels Rückwärtssprache bei den Apollo-Mondlandungen besuchen Sie bitte: <http://www.reversespeechinternational.com/moonlanding.php>

Hier können Sie sich auch die Tondokumente anhören. ■

Wilfried Augustin Die Realität der deutschen Flugscheiben



Abb. 1: Umschlag „Militärisches Taschenlexikon“

Wer über deutsche Flugscheiben oder UFOs schreibt wird belächelt und als Spinner dargestellt.

Bei unseren Nachforschungen betreffend Jonastal und reichsdeutsche Geheimtechnologie sind wir allerdings nicht am Thema Flugscheiben vorbeigekommen. Es gibt Meinungen von Insidern, dass die deutschen Flugscheiben gegen Ende des 2. Weltkrieges fertig entwickelt und einsatzbereit waren. Flugtaugliche Exemplare sollen heute noch in geheimen Stollen unter der Erde Thüringens eingelagert sein.

Das klingt abenteuerlich. Es gibt auch Bilder in Büchern und im Internet, die Flugscheiben mit deutschem Balkenkreuz und Soldaten davor in deutscher Uniform zeigen. Wir wissen jedoch, wie leicht Bilder heutzutage digitalisiert und gefälscht werden können. Was immer heute im Internet oder in den Medien gezeigt wird,

Die Herausgeber Fregattenkapitän Assessor Karl-Heinz Fuchs und Friedrich-Wilhelm Kölper sowie der größte Teil der Mitarbeiter gehören dem Bundesministerium für Verteidigung an.

von der Impressum-Seite

kann Betrug sein. Wir haben daher das Thema Flugscheiben immer sehr kritisch behandelt.

Jetzt sind wir jedoch auf eine Information gestoßen, die glaubwürdig erscheint und die Realität der deutschen Flugscheiben bestätigt. Es handelt sich dabei um ein Buch von 1958, ein militärtechnisches Lexikon mit dem Titel „Militärisches Taschenlexikon, Fachausdrücke der Bundeswehr“ (siehe Bild 1).

Herausgeber waren Fregattenkapitän K. H. Fuchs und Friedrich Wilhelm Kölper. Beide, sowie der größte Teil der Mitarbeiter, gehörten dem Bundesministerium für Verteidigung an.

Im Begleittext lesen wir unter anderem Folgendes: „Von zwei Angehörigen des Führungsstabes der Bundeswehr herausgegeben unter Mitwirkung von etwa 40 sachverständigen weiteren Mitarbeitern des Bundesministeriums für Verteidigung erscheint mit diesem Buch erstmalig ein alphabetisch geordnetes Nachschlagewerk in Taschenformat, das die Begriffswelt der neuen Bundeswehr ‚gebrauchsfertig‘ zusammenfasst.“

Informationen zu Verlag und Druck siehe Abbildungen.

Auf Seite 106/107 finden Sie folgende Information:

„*Fliegende Scheibe: Arbeitsausdruck für einen kreisförmigen Flugkörper, der aus deutschen Entwicklungen bis zum Jahre 1944 flugfähig geworden war. Ein kugelartiges Mittelstück nimmt die Besatzung auf, ein auftriebsfördernder flacher Ring ist zentrisch um das Mittelstück angeordnet, der am Außenrand viele in ihrer Wirkungsrichtung verstellbare Düsen aufweist. Durchmesser des Flugkörpers 44 m. Kann unkonventionelle Flugbewegungen auf Quer- und Hochachse ausführen; soll 1944 bereits 2000 km/h und 12.000 m Höhe in wenigen Minuten erreicht haben. Ähnliche französische Konstruktion wurde nach dem Kriege bekannt. Die deutschen Entwicklungen gingen wahrscheinlich vorwiegend in russische und amerikanische Hände über.*“ (Siehe Abbildungen).

Zusammengefasst entnehmen wir dem militärischen Taschenlexikon folgende Informationen:

- Deutsche Flugscheiben waren eine Realität.
- Die Flugscheiben waren 1944 fertig und hatten Eigenschaften, die jedem damaligen konventionellen Flugzeugtyp überlegen waren.
- Geräte und Know-how haben sich

Einband und Schutzumschlag Oul Esté, Bad Godesberg
© 1958 by Athenäum-Verlag Junker und Dünnhaupt K. G., Bonn
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Bonner Universitäts-Buchdruckerei, Bonn
Klischees: Ludwig Fein, Neuwied
Buchbinderarbeiten: Richter & Lumbeck, Hattingen

von der Impressum-Seite

Flieg

Flaggschiff: Das Schiff in einem Verbande*, auf dem der Befehlshaber im Range eines Flaggoftiziers* eingeschiff ist und von dem aus er seinen Verband führt.

Flak: Zum Wort gewordene Abkürzung (aus dem ersten Weltkrieg) für Flugabwehrkanone; wird auch als Bezeichnung für die Gesamtheit der Flugabwehrrartillerie gebraucht. > Fla.

Flameout: > Burnout.

Flammenwerfer: Trag- oder fahrbarer Behälter, aus dem brennbares Flammöl in kurzen Flammstößen mit großer Rauchentwicklung bis zu 70 m weit verspritzt werden kann. Dient zum Ausräumen von Widerstandsnestern*, Kampfständen, Unterständen, Stollen und Kellern.

Flanke: Raum in der Tiefe hinter dem rechten oder linken Flügel* eines Verbandes, dessen Ausdehnung in die Tiefe von der jeweiligen Größe des Verbandes abhängt.

Fliegende Scheibe: Arbeitsausdruck für einen kreisförmigen Flugkörper, der aus deutschen Entwick-



Seite 106/107

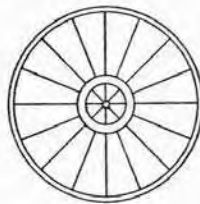
Amerikaner und Russen unter den Nagel gerissen.

- 1958, also 13 Jahre nach Kriegsende, war das Wissen um die deutschen Flugscheiben bei der Bundeswehrführung noch präsent. Dabei müssen wir davon ausgehen, dass die damalige Bundeswehrführung aus Offizieren der ehemaligen deutschen Armee bestand, die natürlich aus der Zeit des 2. Weltkrieges bestens und aus eigener Anschauung informiert waren.

Kurios ist, dass in späteren Publikationen das Thema deutsche Flugscheiben völlig fehlt. Interessanterweise beginnt gleich nach dem Krieg (nachdem die Alliierten ihre deutsche Beute nach Hause gebracht hatten) die Sichtungswelle von so genannten UFOs in den USA. Die erste Sichtung, und damit der Beginn einer Sichtungsserie, die bis in unsere heutigen Tage reicht, wurde von dem Militärpiloten Kenneth Ar-

Flieger

lungen bis zum Jahre 1944 flugfähig geworden war. Ein kugelartiges Mittelstück nimmt die Besatzung auf, ein auftriebfördernder flacher Ring ist zentrisch um das Mittelstück angeordnet, der am Außenrand viele in ihrer Wirkungsrichtung verstellbare Düsen aufweist. Durchmesser des Flugkörpers 44 m. Kann unkonventionelle Flugbewegungen auf Quer- und Hochachse ausführen; soll 1944 bereits 2000 km/h und



12 000 m Höhe in wenigen Minuten erreicht haben. Ähnliche französische Konstruktion wurde nach dem Kriege bekannt. Die deutschen Entwicklungen gingen wahrscheinlich vorwiegend in russische und amerikanische Hände über. S. Abb. > Ufo.

Flieger: > Schütze.

geübt werden. Im Gegensatz zum Manöver* dient die U. der Verbesserung und nicht der Prüfung des Ausbildungsstandes der Truppe. > Gefechtsübungen; Rahmenübungen; Sonderübungen; Planübungen.

Übungskopf: Torpedokopf*, der zu Übungszwecken eingebaut wird. Er ist anstelle von Sprengstoff mit Wasser gefüllt, das am Ende der Laufstrecke ausgeblasen wird. Dadurch schwimmt der Torpedo* auf, kann gefischt und erneut benutzt werden. > Grundgänger.

Übungsmunition: Munition*, die aus Sicherheitsgründen keine oder nur solche Arten und Mengen von Explosiv-* und/oder anderen Stoffen enthält, die der jeweilige Zweck der Übung* erfordert. Sie wird bei Übungen anstelle der Gefechtsmunition* verwendet.

> Ausbildungsmunition.

Ufo: Zum Wort gewordene Abkürzung für „Unbekanntes Flugobjekt“ oder „unidentified flying

nold am 24.6.1947 am Mount Rainier gemacht.

Er beschrieb das unbekanntes extrem schnelle und wendige Fluggerät wie eine umgekehrte fliegende Untertasse. Damit war der neue Begriff „Flying saucer“ (fliegende Untertasse) geboren und füllte seither die Presseseiten, bis heute.

Wenn Arnold etwas dichter an das Objekt herangekommen wäre, hätte er vielleicht noch die Aufschrift „made in Germany“ an der Scheibe sehen können.

Umi

object*, womit die Fliegenden Scheiben* vorwiegend angesprochen wurden.

U-Jagd: Maßnahmen zur Bekämpfung feindlicher U-Boote* durch Angriff und Vernichtung. U-J. erfolgt aus der U-Bootsuche oder der Verfolgung heraus. Sie ist keine unmittelbare Schutzmaßnahme. > U-Abwehr; Wasserbombe.

U-Jagdflugzeug: Spezialtyp der Marineflieger*. Besonders geeignet zum Auffinden und Bekämpfen von U-Booten.

U-Jagdmunition: Unterwassermunition der Marine: Wasserbomben*, Munition für Mehrfachwerfer (Hedgehog) u. U-Jagd-Torpedos* zur Bekämpfung von getauchten U-Booten.

U-Jagdtorpedo: Besonders entwickelter Torpedo*, um U-Boote* zu vernichten. > Gefechtspistole.

U-Jagdweffendienst: Fachrichtung im Dienstzweig Weffendienst*. Umfasst Bedienung, Wartung und Reparatur von U-Jagdweffen einschließlich U-Jagdtorpedos* und Wasserbomben*, Pflege der U-Jagdmunition, Werkstattdienst.

Umbuchung: Bezeichnung eines kassentechnischen Vorganges, dem die Übertragung einer bereits gebuchten Zahlung auf eine andere Verbuchungsstelle* zugrunde liegt. > Buchung.

Umfassungsangriff: Gegen eine od. beide Flanken* des Feindes gerichteter Angriff* unter Fesselung der Front mit dem Ziel, die Feindkräfte einzuschließen und zu vernichten.

Hier wird es bestätigt, dass Ufos ein Synonym für reichsdeutsche Flugscheiben sind.

Von nun an begann das große Verwirrspiel UFO. Alles wurde und wird herangezogen, von Wetterballons über Vogelschwärme bis zu Wetterphänomenen, um zu erklären, was gesichtet wurde. Nur das naheliegende, die reichsdeutschen Flugscheiben oder deren verbesserte Nachbauten, wurden totgeschwiegen. Zum Glück erfand man dann auch den Trick mit den Außerirdischen, die uns mit ihren überlegenen Scheiben aus dem Weltraum beobachten. Damit konnte man gleichzeitig immense Gelder bei der Volksvertretung für eine Verteidigung gegen diese „Aliens“ locker machen.

Aber überlegen wir doch mal: 1945 übernahmen Russen und Amerikaner eine abgeschlossene Flugscheiben-Entwicklung von den Deutschen. Schon damals waren die Flugeigenschaften der Scheiben den bestehenden Flugzeugen weit überlegen. Heute, nach 63 Jahren, mit Technologiesprüngen in der Elektronik und Materialtechnik dürften die Flugeigenschaften ins Unvorstellbare gesteigert worden sein. Brauchen wir zur Erklärung da noch Außerirdische?

Nur eines ist nicht klar. Warum bei Amerikanern und Russen gleichermaßen dieser Vorhang des Schweigens

und der Vertuschung – bis heute? Man hätte doch zugeben können: „Wir, die Sieger des 2. Weltkrieges, haben den Deutschen die Flugscheibentechnik geklaut. Das war rechtens, denn wir haben ja gewonnen. Anschließend haben wir mithilfe deutscher Techniker und später mit neuen Technologien die Flugscheiben verbessert. Der heutige technische Stand ist so hoch, dass kein konventionelles Flugzeug den Scheiben Paroli bieten kann.“

Wer, oder welche Gruppen halten da den Daumen drauf? Vielleicht kann das ja einer erklären! ■

Themenkreis Jonastal und deutsche Geheimwaffen

Wilfried Augustin

Reichsdeutsche Atomwaffen und Flugscheiben in Thüringen

Gespräch mit dem Autor Martin Stade am 2. Mai 2008 in Wachsenburg

Es geht um geheime unterirdische Anlagen, die während des 2. Weltkrieges in Thüringen südlich Erfurt/Gotha mit Zentrum bei Arnstadt gebaut wurden. Synonym hierfür ist das Jonastal bei Arnstadt. Hier sind die gesprengten Bergstollen noch heute zu erkennen. Hier sollten angeblich reichsdeutsche Atomtechnik und neuartige Fluggeräte entwickelt worden sein. In Thüringen soll das Zentrum für Forschung und Fertigung der so genannten „Siegeswaffen“ gewesen sein, von denen Goebbels gegen Ende des Krieges sprach, als die Alliierten schon auf Kerndeutschland zumarschierten. Spekulation oder Wahrheit? In Arnstadt gibt es eine Reihe von Gruppen, die sich mit dem Thema auseinandersetzen. Es herrscht die Grundmeinung vor, dass deutsche Atomversuche stattgefunden haben könnten, und dass auch noch funktionierende Anlagen im Untergrund existieren könnten.

Der *Jonastalverein e. V.* unterhält ein kleines Museum in Wölfis. Der *Arnstädter Geschichtsverein* um *Achim König* sammelt Informationen und veröffentlicht Schriftliches. Am weitesten haben jedoch *Thomas Mehner* und seine Mitstreiter das Jonastal bekannt gemacht, durch Veröffentlichung ihres Wissens in Buchform.

Eines muss man aber ganz klar sa-

gen: Hieb- und stichfeste Beweise gibt es bisher nicht.

Ein anderer Forscher ist *Martin Stade* (im folgenden MST genannt), ein bekannter DDR-Schriftsteller, der sich mit geschichtlichen Themen befasst. Er geht wesentlich weiter in seinen Aussagen. Man kann es auf seiner Internetz-Seite www.jonastal-online.de nachlesen.

Aufgrund seiner Informationen ist er zu dem Ergebnis gekommen, dass gegen Ende des Krieges deutsche Atombomben verschiedener Größe einsatzbereit waren, und dass Atommaterial noch heute unentdeckt unter der Erde schlummert. Er will auch wissen, dass deutsche Flugscheiben fertig entwickelt und einsatzbereit waren, und flugfertige Geräte noch heute, unentdeckt von Russen und Amerikanern, unter der Erde eingelagert sind.

Das ist natürlich starker Tobak. Entsprechend wird er auch angefeindet oder ins Lächerliche gezogen.

Ich bin mir dessen bewusst, wenn ich über MST schreibe. Es soll hier auch ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass Nachfolgendes nicht die Meinung des Verfassers ist, sondern die von MST.

Ich halte es jedoch für nötig, die Dinge, die MST herausgefunden hat, oder meint zu schlussfolgern, einmal

kritiklos darzustellen und zur späteren Überprüfung festzuhalten. Das, was er sagt, geht weit über das hinaus, was in Büchern z. B. von Thomas Mehner oder Rainer Karlsch geschrieben wurde. Aber was passiert? Man glaubt ihm nicht. Ich las jüngst in einem Forum: „*Martin Stade, Spinner, der sieht doch unter jedem Strauch eine deutsche Atombombe*“. Liegt da Methode drin? Foren sind öffentlich. Da kann jeder hineinschreiben, auch entsprechende Dienste. Wer sagt uns denn, dass MST nicht absichtlich unglaubwürdig gemacht wird? Vielleicht ist er ja der Wahrheit etwas zu nahe gekommen. Es ist sicherlich nicht im Sinne der Ex-Alliierten, dass die Vorgänge von 1944/45 bekannt werden. Damit könnten sie leicht ihre Unschuld verlieren, in die sie sich bequemerweise hüllen. Nicht umsonst sind alle Dokumente, die Licht ins Dunkel bringen könnten, noch weitere Jahrzehnte als topsecret eingestuft. Warum eigentlich? Der Unschuldige scheut nicht das Licht!

Das war auch für mich der Grund, warum ich ein Gespräch mit MST gesucht habe. Ich wollte von ihm etwas über die Vorgänge während des Krieges in Thüringen hören und ihm dabei ins Gesicht schauen. Ich habe diese Möglichkeit bekommen und danke MST noch einmal herzlich für diese Gelegenheit.



Vermauerter Stolleneingang im Jonastal.

MST ist ein absoluter Insider, was das Thema Jonastal und die reichsdeutsche Geheimwaffenfertigung in Thüringen angeht. Er ist seinem Gebiet sehr verbunden, weil seine Wurzeln hier sind. Seine Großeltern waren Schäfer auf dem Gelände des heutigen Truppenübungsplatzes Ohrdruf und wurden 1908 dort vertrieben, weil zu Kaisers Zeit dort ein Artillerieschießplatz entstand. Sein Großvater starb im Zuge dieser Maßnahmen, worüber MST noch heute sauer ist. Irgendwie muss er es irgendeiner staatlichen Organisation einmal heimzahlen. Daher auch die Akribie seiner Recherchen, was das Jonastal angeht, und sein Kampf gegen die Vertuschung der Behörden.

MST wurde 1931 geboren, lebte als Jugendlicher in der Gegend um Arnstadt und war zum Ende des Krieges 13 Jahre alt. Natürlich blieben den Jugendlichen die Vorgänge im Jonastal und um Arnstadt herum nicht verborgen. Ich hätte in meiner Zeit als Jugendlicher auch gewusst, wo gebuddelt wird. Natürlich wusste er nicht, worum es genau ging, aber wo Tunnel, Bunker, Stollen und Eingänge gebaut wurden, hat er schon mitgekriegt. Natürlich weiß er das auch heute noch. Er kann es bei seinen Wanderungen rekonstruieren, wo sich etwas befindet, und wie es heute aussieht.

Ansonsten stammt sein Wissen von Zeitzeugen und Wissenschaftlern, die damals beteiligt waren, mit denen er nach seinen Angaben in Kontakt steht. Die Haltung der Wissenschaftler ist zwiespältig. Einerseits finden sie sich um

die Anerkennung Ihrer Arbeit betrogen, andererseits fühlen Sie sich schuldig am Tod Unschuldiger durch Test und Bau ihrer Waffen. MST nennt leider keine Namen.

Das Thema ist zu umfangreich und vielschichtig, um alles in dieser Berichtsform unterzubringen. Das wäre ein neues Buch und dazu ein höchst brisantes. Ich hoffe, dass MST das eines Tages schreiben wird. Ich werde daher im Folgenden nur einige Stichpunkte aufgreifen und sie so wiedererzählen, wie MST sie mir berichtet hat.

Deutsche Atomtechnik

MST gibt an, dass mit der Atomforschung schon frühzeitig begonnen wurde. Deutschland hatte sogar ab 1940 einen reichsdeutschen Atomminister. MST kennt den Namen. Dieser Herr starb erst nach 1990 am Bodensee.

Uranpechblende mit einem Gehalt von 15 % Uranoxid wurde im heutigen Tschechien gefördert, in Schlesien mechanisch aufgearbeitet und in Blöcken mit einem Gehalt von 33 % Uranoxid mit der Reichsbahn nach Thüringen und Sachsen gefahren. Das Material wurde in Blöcken von 50 x 50 x 50 cm transportiert. So ein Block wog ca. 8,5 Zentner.

In Sachsen und Thüringen wurde das Material mittels Gaszentrifugen in bombenfähige Konzentration von 94 % U 235 gebracht. Das geschah über die Reaktion zu Uranhexafluorid.

Die Gaszentrifugen entsprachen ungefähr denen von heute, nur dass sie wesentlich größer waren und einen reibungsfreien Magnetantrieb besaßen. Die Anlagen befanden sich in unterirdischen Räumen von 40 x 60 Metern. Weil die Zentrifugen sehr laut waren, befanden sich die Anlagen 140 Meter unter der Erdoberfläche. In so einem Gebiet befanden sich jeweils acht oder zehn Zentrifugen. Diese Anlagen erzeugten ausreichend Material für die Herstellung einer ganzen Reihe von Atombomben unterschiedlicher Größe. Wenn das stimmt, hätte Deutschland ausreichend Uranmaterial zur Bombenfertigung gehabt. Was Rainer Karlsch in seinem Buch beschreibt, dass deutsche Atomwissenschaftler eine Minibombe bauen mussten, weil nicht genügend Material vorhanden war, wäre danach falsch.

Die Anreicherungsanlagen arbeiteten zum Teil noch bis 1947. Das Uran ging nach dem Krieg nach Russland. Dann wurden sie abgeschaltet.

Nach seiner Aussage kennt MST Orte, unter denen Uranoxid verarbeitet wurde. Heute stehen zum Teil Wohnbauten darüber. Entsprechend hoch soll die Krebsrate sein. Es gibt aber keine offizielle Statistik darüber und keine Information seitens der Behörden. Wenn das zutrifft und deutsche Behörden darüber Bescheid wissen, wäre das verantwortungslos.

Die bekannten „Uranmaschinen“ (Kernreaktoren) sollten kein Bombenuran fertigen, sondern Plutonium. Das sollte ebenfalls der Waffenfertigung dienen.

Auch in anderen Landesteilen gab es Atomanlagen, z. B. in Nordbayern. Hier wurden in Grafenwöhr im Mai/April 1945 fertige Atombomben an die Amerikaner übergeben. Die Amerikaner waren mit ihrer Technik noch nicht so weit. Die in Japan abgeworfenen Atombomben waren deutsche.

Der von Thomas Mehner und Rainer Karlsch beschriebene Test einer kleinen Kernwaffe bei Röhrensee fand tatsächlich statt. Der Explosionstrichter auf dem Testgelände war noch sichtbar, als die Amerikaner auf der Wachsenburg eintrafen. *Kläre Werner* von der Wachsenburg machte General Eisenhower und General Patton darauf aufmerksam.

Die amerikanische Militärführung besichtigte die Explosionsstelle zwischen dem 4. und 12. April 1945 und berief daraufhin am 13./14. April eine Besprechung mit amerikanischen Physikern in Arnstadt im Festsaal des Rathauses ein. Als erste Maßnahme wurde



Blick in einen der Stollen im Jonastal.

die Explosionsstelle zugeschüttet und mit Erde überdeckt. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Erdproben von der Oberfläche, die jetzt gezogen wurden, keine eindeutigen Beweise für eine Kernwaffenexplosion lieferten.

Auf dieser amerikanischen Besprechung wurde beschlossen, sofort Suchtrupps aufzustellen. Ziel: Die Atombomben finden. Aufgrund der Informationen, die den Amerikanern vorlagen, war die Suche auch erfolgreich. Alle Bomben wurden umgehend in die USA abtransportiert.

Erst vor Kurzem sprach MST mit einer Frau, die auf dem Truppenübungsplatz aufgewachsen war und jetzt in einem Dorf in der Nähe lebt. Ihre Eltern hatten während des Krieges irgendeine Arbeit auf dem Gelände zu verrichten. Ihr Haus war ca. 1,6 km vom Ort der Explosion entfernt. Vor dem Test kamen Offiziere in ihr Haus und wiesen sie an, zu einer bestimmten Zeit nicht das Haus zu verlassen, sowie Fenster und Türen geschlossen zu halten. Ihre Eltern mussten unterschreiben, niemals etwas über die Vorgänge verlauten zu lassen. Erst 2007 hat sie darüber geredet. Gesehen haben sie nichts, nur die außerordentlich heftige Detonation gespürt.

Für diesen Test und die Arbeiten mit radioaktivem Material spricht auch die Tatsache, dass es zwischen Bittstädt und Holzhausen einen Sanitätsbunker gab. Das war ein Krankenhaus speziell für Strahlengeschädigte. Die Russen haben den Bunker nach dem Krieg weiter benutzt.

Neben diesem Test einer Kleinernwaffe gab es während des Krieges

Testversuche mit Atomwaffen mittlerer Größe. In Ostpolen, Weißrussland, nördlich von Berlin und in der Nordsee sollen Bomben gezündet worden sein. Zwei Bomben sollen versuchsweise mit Raketen auf englische Hafenstädte abgefeuert worden sein. Die Explosionen wurden jedoch nicht als Kernexplosionen erkannt.

Deutsche Flugscheiben

Es gab sie in verschiedenen Größen, flugtauglich, erprobt und ausgereift. Die Entwicklung begann bei der Reichswehr bereits Anfang der 20er Jahre. Grundlage der Entwicklung war die Idee der reibungslosen Bewegung von Bauteilen mit Hilfe von berührungslosen Magnetführungen. Vorteil ist, dass keine Vortriebsenergie zur Überwindung der Reibung verbraucht wird. Damit kann ein Teil reibungslos mit einem Bruchteil der Energie beschleunigt werden. Diese Technik finden wir heute im Transrapid realisiert. Der Ingenieur, der damals bei der Reichswehr diese Technik für Flugscheiben entwickelte, hat später auch beim Transrapid mitentwickelt. Der Name ist MST bekannt.

Die Flugscheiben waren wie folgt aufgebaut:

Im Zentrum befand sich eine Kabine als Stator mit U-förmigem Rand nach außen. Das äußere Bauteil der Flugscheibe war ebenfalls ein Stator mit U-förmigem Rand nach innen. Zwischen diesen beiden Statoren lief magnetisch in den beiden U-förmigen Profilen reibungslos geführt der Rotor. Der Rotor trug Lamellen, ähnlich wie ein Lüfterrad. Dieser „Lüfter“ be-

sorgte den Auftrieb der Flugscheibe. Antriebsenergie und Steuerung befanden sich in der Kabine.

Zum vertikalen Vortrieb der Scheibe dienten vier oder sechs Düsenmotore, die peripher am äußeren Stator befestigt waren. Die Düsen waren in jeder Richtung drehbar und konnten vom Kabineninneren mechanisch bewegt werden, je nach Flugrichtung.

Klare Feststellung an dieser Stelle: Bei diesen Flugscheiben handelte es sich um Fluggeräte mit konventionellem Antrieb. Quasi ein Hubschrauber mit Flugeigenschaften, von denen die Konstrukteure auch heute noch träumen. Aber kein Freie-Energie- oder Vril-Antrieb, sondern ganz bodenständige Technologie.

Die Entwicklung obiger Scheiben mit einem Durchmesser von sechs Metern wurde bereits 1937/38 abgeschlossen. Gefertigt wurden die Scheiben u. a. unterirdisch unter Polte 1 bei Arnstadt. Die Tests fanden bei Molsdorf statt. Dabei stürzten zwei Sechsmeter-Scheiben ab.

Ab 1934/35 wurde auch mit der Entwicklung größerer Scheiben begonnen. Entwicklung und Fertigung waren in Thüringen. Der Start zu Einsätzen erfolgte vom Raum Arnstadt aus. MST weiß, von wo, sagt es aber nicht.

Flugscheiben griffen sporadisch in das Kriegsgeschehen ein, aber selten und unbemerkt. Ein solcher Fall war der Angriff alliierter Bomber auf Leuna am 12./13. März 1945. Der deutschen Flak wurde befohlen, nicht zu schießen. Viele Bomber wurden trotzdem vernichtet. Flak-Leute berichteten später verstört, dass die Bombenteile nur so vom Himmel fielen, obwohl keiner von ihnen einen Schuss abgegeben hatte.



Jonastal S III underground factory. interior view. 1945.

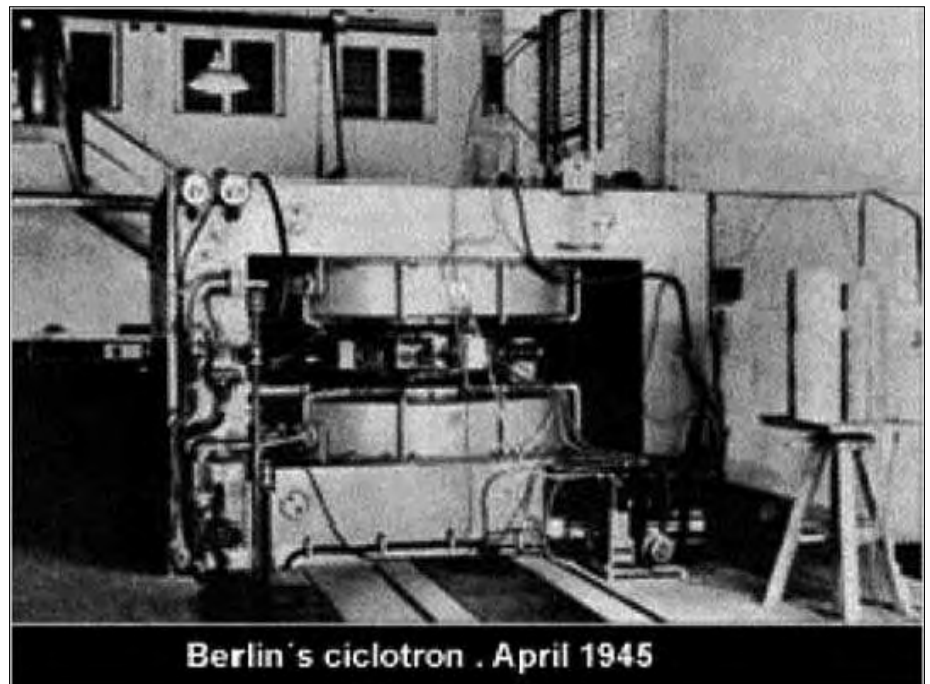
Flugfertige Scheiben wurden gegen Ende des Krieges unterirdisch in Thüringen eingelagert und die Stollen versiegelt. Die Flugscheiben befinden sich noch heute dort. Man könnte theoretisch hineingehen und die Scheiben bergen. Wo, ist MST bekannt. Er gibt die Orte jedoch nicht preis. Nach Ansicht von MST wurde die Technologie von den Amerikanern übernommen. Die entsprechenden deutschen Unterlagen und Patente befinden sich im Besitz der USA. Die Russen und die DDR-Administration wussten nichts davon.

Es müssen auch in anderen Gebieten Deutschlands noch reichsdeutsche Flugscheiben existieren. Ein Bekannter von MST berichtete ihm, noch vor zwei Jahren (d. h. 2006) in einer Anlage bei Bonn eine 14-m-Flugscheibe besichtigt zu haben. Die Scheibe war zwölfeckig. Die Person kann aber nicht sagen, wie er in die Anlage hineingekommen ist. Ihm waren die Augen verbunden worden.

Warum wurden die Geheimwaffen nicht eingesetzt?

Wenn man von der bestehenden deutschen Geheimtechnologie ausgeht, hätte das Kriegsende anders aussehen müssen, wenn die Waffen eingesetzt worden wären. Warum eigentlich nicht?

Laut MST war der Entscheidungsträger für den Einsatz der Siegeswaffen Albert Speer. Der jedoch, und Gleichgesinnte, verweigerten die Freigabe. Begründung war, dass man Hitler für einen Dilettanten hielt. Der hat den Krieg viel zu früh begonnen. 1943/44 waren die Rüstungsbetriebe erst soweit, die entscheidenden Waffen und Kampfmittel zu produzieren. Speer und Anderen war schon frühzeitig klar gewesen, dass der



Berlin's cyclotron . April 1945

Krieg verloren sein würde. Deutschland hatte keine Chance standzuhalten. Es gab daher nur die Möglichkeit, den Krieg schnellstens zu beenden, ohne die Geheimwaffen preiszugeben. Man wollte einen Frieden, Waffenstillstand oder eine Zusammenarbeit mit den Amerikanern erreichen. Zu einem späteren, für Deutschland günstigeren Zeitpunkt sollten die neuen Technologien dann eingesetzt werden.

Die Leute um Speer, vor allem General *Wolff*, sollen mit Dulles in der Schweiz verhandelt haben mit dem Ziel, dass Deutschland und die USA gemeinsam gegen Russland vorgehen. Dabei sollten dann auch die neuen Waffen eingesetzt werden. Auch Himmler war auf Speers Seite. Der Vertrag kam angeblich Anfang 1944 auch zustande, wurde von Deutschland eingehalten, jedoch von den Amerikanern gebrochen. Im Zuge

dieser Verhandlungen sollen den Amerikanern auch deutsche Flugscheiben und Atombomben gezeigt worden sein. Das war der Grund dafür, warum die Amerikaner gegen Ende des Krieges so zielstrebig nach Thüringen marschierten. Sie wussten, was sie finden wollten.

Speers Verhalten, oder besser, seine versuchte Zusammenarbeit mit den Amerikanern, führte auch dazu, dass er in den Nürnberger Prozessen nicht zum Tode verurteilt wurde, sondern nur zu einer 20-jährigen Haftstrafe in Spandau.

Warum wurden die Stollen während der DDR-Zeit nicht geöffnet?

Die DDR-Behörden haben gar nicht die Tragweite dessen erkannt, was unter der Erde in Thüringen liegt. Die Einrichtungen wurden am Ende des Krieges verschlossen und von dem reichsdeutschen SD (= Sicherheitsdienst; oberster Führer Martin Bormann) getarnt. Ausführende Häftlinge und deutsche Soldaten wurden samt und sonders erschossen.

Führende Mitglieder des SD und auch die beteiligten Wissenschaftler der Sonderwaffenentwicklungen haben Schweigegelübde abgelegt.

Die SD-Strukturen sind nach dem Krieg erhalten geblieben. Die Schweigegelübde wurden eingehalten. Die Stolleneingänge wurden noch bis Ende der 90er Jahre regelmäßig kontrolliert, beobachtet und bewacht. Die Kontakte zu den örtlichen Bewachern und deren Bezahlung liefen über die Leipziger Messe.



Rügen island atomic explosion. October 12, 1944
11:45 AM .Photo done in Stralsund.
The sky looks dark as contrast to brilliant explosion.



So könnten die deutschen Flugscheiben ausgesehen haben (Computer-Rekonstruktion)

MST hat selber gesehen, wie immer wieder Zeichen in der Landschaft erneuert wurden. Die Aktivitäten seitens der SD-Strukturen gingen von der BRD vom Bodenseeraum aus.

2002 starb der letzte führende SD-Mann, ein früherer General und Stellvertreter des reichsdeutschen Atomministers. Seitdem hat MST den Eindruck, dass nicht mehr kontrolliert wird.

Ein Teil der Stollen ist weder Russen noch Amerikanern bekannt. Andere Stollen jedoch wurden von den Russen genutzt. Nach der Wende wurden diese Stollen den Amerikanern übergeben. Auch heute noch dürften die Stollen mit den russischen oder jetzt amerikanischen Waffen aktiv sein. Vielleicht ist das der Grund, warum die deutschen Behörden bei der Erforschung des reichsdeutschen Stollensystems so konsequent mauern.

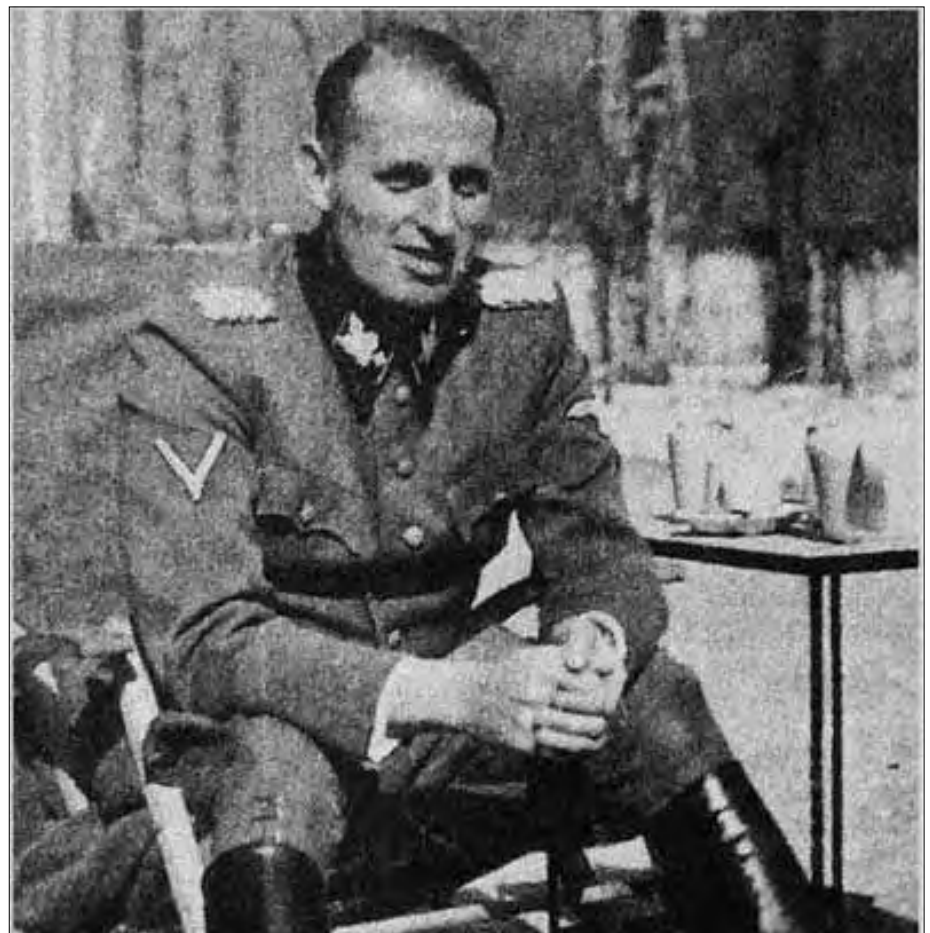
Hans Rittermann

Den Informanten *Hans Rittermann* (siehe die Bücher von Thomas Mehner) hat es tatsächlich gegeben. Er war während des Krieges Gestapo-Mann. Er war niemals in Jerusalem, wie es nach seinen Briefen den Anschein erwecken sollte. Die Briefe wurden nicht auf dem Postweg befördert, sondern einigen Personen direkt in den Briefkasten getan.

Die Briefe geben die Tatsachen nur zum Teil wieder. Manches ist auch falsch. Die Endredaktion wurde nicht von Rittermann gemacht, sondern von anderen.

Hans Rittermann hat mit den Russen zusammengearbeitet. Nach dem

Krieg wohnte er in Ilmenau in der Nähe von Arnstadt und besaß eine Transportfirma, mit der er Transporte nach Berlin machte. Er war sogar Leiter einer Betriebskampfgruppe von hundert Mann. In den 50er Jahren hat er sich in die BRD abgesetzt, irgendwo in den Bodenseeraum.



Der SS-General Hans Kammler (Alle Abb.: GLG-Archiv)

Hans Kammler

Der SS-General Hans Kammler hat am Kriegsende mit den Russen und Amerikanern kooperiert. Er hat sich dann nach Tschechien abgesetzt und dort mit falscher Identität bis 1968 mit Wissen der Russen gelebt. Während des „Prager Frühlings“ 1968 haben die Amerikaner ihn dort herausgeholt und nach Frankfurt verbracht. Er lebte dort bis in die 70er Jahre.

So weit die Informationen von Martin Stade. Nachdem in den USA die Dokumente um die Vorgänge der letzten Kriegswochen in Deutschland und den Technologieklaue für weitere Jahrzehnte gesperrt bleiben, haben wir wohl wenig Möglichkeit, die Angaben zu überprüfen. Ich hoffe, dass Martin Stade eines Tages Namen nennt, sodass wenigstens deutsche Quellen überprüft werden können. Ich meine, wir sind es der Kriegsgeneration schuldig, die Wahrheit herauszufinden und zu erzählen, was immer auch dabei herauskommt.

Mir geht dabei nie der Satz eines Kriegsteilnehmers aus dem Sinn, den er mir als Jugendlicher gesagt hat: „Wir taten das für Deutschland, nicht für Adolf Hitler oder die Nazis.“ – Und Deutschland sind wir!



Thema Südamerika

Marco Alhelm

Ein sensationeller Fund in den bolivianischen Anden

„Was wissen wir schon von den Menschen der Frühzeit? Von Europa, von Asien und Teilen Afrikas einiges, aber von dem riesigen amerikanischen Kontinent, der heute einen Großteil der menschlichen Bevölkerung beherbergt, erbärmlich wenig“

(Alexander von Wuthenau. *Altamerikanische Tonplastik*, 1965)

Gegen Ende letzten Jahres entdeckte ein bolivianischer Forscher der UNAR (Unidad nacional de Arqueología) (1), *Roberto Hidalgo*, per Zufall einen versteinerten Fußabdruck (Abb. 1-4) in der Nähe des Ortes Jesús de Machaca nahe des Titicacasees auf dem bolivianischen Altiplano, dem in 3500 bis 5200 Metern gelegenen Hochland der südamerikanischen Anden. Dies geschah, als er im Rahmen des Projektes „Projekt zur touristischen Erschließung von Jesús de Machaca“ einige Besichtigungen von archäologisch relevanten Orten in der Region vornahm. Daraufhin informierte er seine Kollegen des Institutes, um die weitere Vorgehensweise einzuleiten. Den vor Ort lebenden Campesinos war der Abdruck schon lange bekannt, sie nannten ihn schlicht „Fußabdruck des Inka“.

Im Dezember fuhr ich selbst mit Kollegen der UNAR zur Fundstelle, um mir ein eigenes Bild des Abdrucks zu verschaffen und um Foto- sowie Filmaufnahmen zu erstellen.

Beteiligt an diesem Projekt sind in der Hauptsache folgende Forscher der UNAR:

Lic. Fernando Calderón, Dr. Jorge Miranda, Ing. Ariel Infantes, Ing. Carlos Copa, Ing. Alejandro Copa, Arq. Javier Escalante sowie der Autor.

Mittlerweile liegen einige Gutachten von bolivianischen Fachleuten vor, welche die anfängliche Vermutung, nämlich dass es sich um einen menschlichen Fußabdruck handelt, erhärten. Am Ende dieses Berichtes ist eine kurze Zusammenfassung der aus den Gutachten hervorgehenden Schlussfolgerungen zu lesen.



Abb. 1 – In dieser Region, dem bolivianischen Altiplano, wurde der Fußabdruck entdeckt.



Abb. 2 und 3 - Ansicht des andinen Fußabdrucks.





Abb. 4 - Der Autor neben dem andinen Fußabdruck.

Hier zunächst die genaue Lage des Fundortes in Bolivien:

Department: La Paz
 Provinz: Ingavi
 Gemeinde: Sullkatiti Lahuacollu
 Ort: Jesús de Machaca
 Höhe über dem Meeresspiegel:
 ca. 4024 m
 Geografische Lage:
 Breite -16,768, Länge -68,715

Der hier vorgestellte Abdruck befindet sich in einer Gesteinsformation aus rötlichem Sandstein (klastisches Sediment), einer häufig vorkommenden Gesteinsart in dieser Region des bolivianischen Altiplano.

Der Fußabdruck befindet sich nicht in der Horizontalen, sondern in einer leicht schrägen Lage von schätzungsweise 15-20°. Er befindet sich in einem eklatant guten Zustand, was auf den Fotos sehr deutlich zu erkennen ist. Dies ist wohl auf eine in nicht allzu ferner Vergangenheit zurückliegenden Freilegung der Platte zurückzuführen, die zuvor von einer weiteren Platte verdeckt war. So konnte der Abdruck vor äußeren Beschädigungen und Witterungseinflüssen geschützt werden.

Das Alter der Gesteinsformation wird vorsichtig mit mindestens 7 Millionen Jahren mit bis zu 15 Millionen angegeben, datiert also ins Tertiär, genauer gesagt in den tertiären Abschnitt des Miozän (siehe Gutachten von Escalante sowie [1]). Ungefähr in diesem Zeitraum sollen sich auch die ersten Hominiden entwickelt haben [2]. Ferner fällt das Auffalten und die Heraus-

hebung der Anden ungefähr in dieses erdgeschichtliche Zeitalter.

Das genaue Alter des Abdrucks ist nicht festzustellen, dürfte aber aufgrund der vorliegenden Daten tatsächlich ins Tertiär datieren, welches einen Zeitraum von ca. 63 Millionen Jahren umfasst (vor 2 - 65 Millionen Jahren) und wiederum in verschiedene Abschnitte unterteilt ist (Pliozän, Miozän, Oligozän, Eozän und Paläozän) [2].

Weitere wichtige Datierungshilfen werden einige in nur wenigen Metern Entfernung vom Abdruck entdeckte versteinerte Pflanzen sein (Abb. 6). Diese erlauben eine relative geologische Alterseinstufung, wobei aber ebenso physikalische Altersbestimmungen vorgenommen werden sollten. Diese Untersuchungen werden in Bälde von bolivianischen Geologen in Angriff genommen.

Bisher deutet alles auf ein sehr hohes

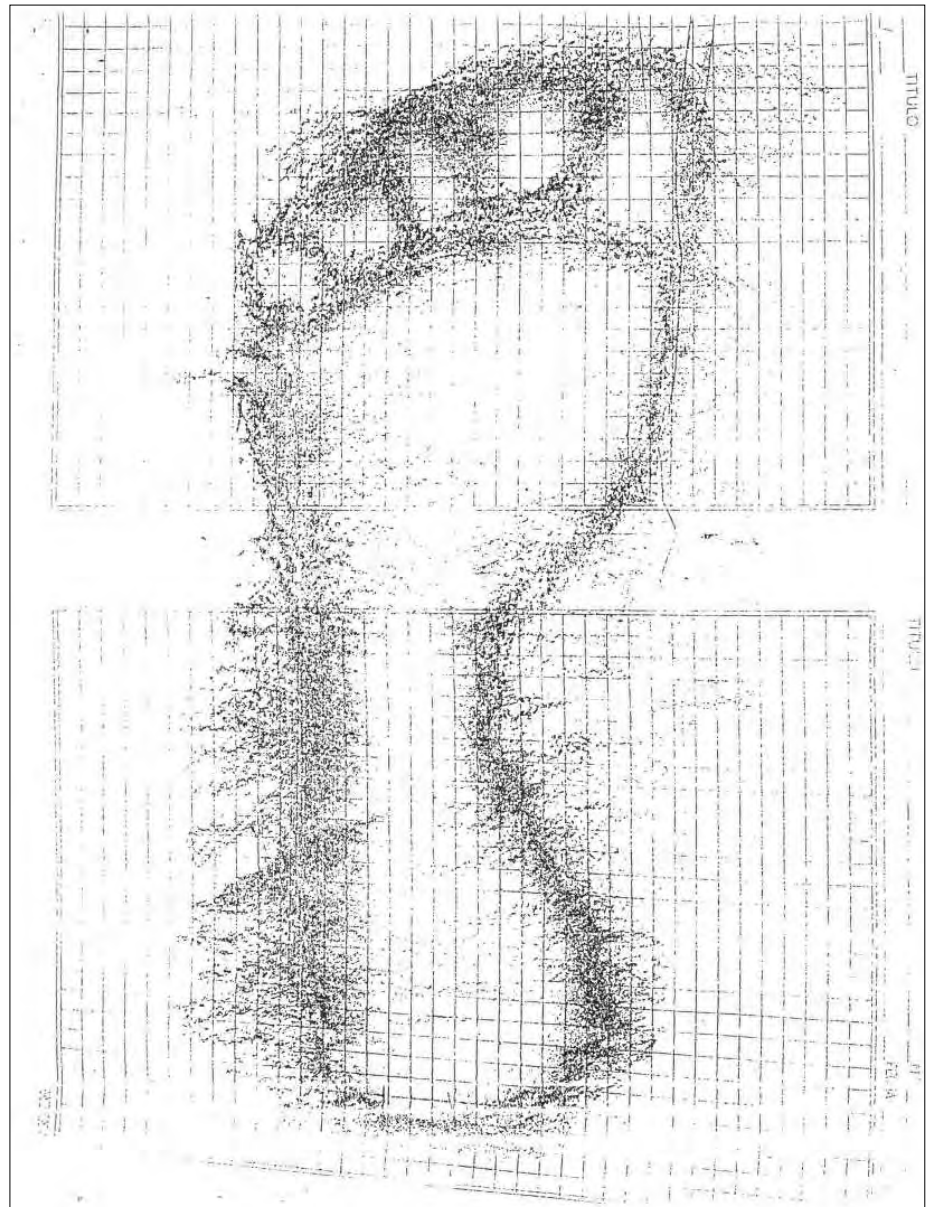


Abb. 5 - Zeichnung des andinen Fußabdrucks.



Abb. 6 – In der Nähe des Abdrucks gefundene versteinerte Pflanzen, die zur Altersbestimmung der geologischen Schicht herangezogen werden.



Abb. 7 – Dr. Miranda-Luizaga während der offiziellen Bekanntmachung des Fundes am 29.05.08 in La Paz.

Alter des Abdrucks hin, und sollte sich dies endgültig als sicher herausstellen, so müsste man das Auftauchen der ersten Menschen um einige Jahrtausende zurück verlegen, oder sämtliche bisherige geologische Erkenntnisse und Zeitabläufe revidieren.

Denn: In jener Epoche vor 7 - 15 Millionen Jahren gab es nach bisherigem Kenntnisstand noch keine anatomisch modernen, aufrechtgehenden Vertreter des Homo sapiens (lat. Weiser Mensch). Diese tauchten erst vor 130.000 bis 200.000 Jahren auf [3, 4, 5]. Es gibt zwar weitere Funde von sehr alten Fußabdrücken, wie etwa die von

Mary Leaky entdeckten Laetoli-Fußabdrücke in Tansania, die sehr an moderne menschliche Füße heranreichen, jedoch sind diese von der Fachwelt nicht vollständig anerkannt worden. Denn, so Cremo und Thompson 1996 in ihrem Werk „Verbotene Archäologie“:

„So faszinierend diese archäologische Möglichkeit auch sein mag, sie verbietet sich angesichts der gegenwärtig gültigen Theorien von der menschlichen Evolution.“ [6]

Jüngst wurde auch in Ägypten ein sensationeller Fußabdruck präsentiert. Ende August/Anfang September 2007 gibt diese Meldung kurz durch die

internationale Presse. So soll der in der Nähe der Oase Siwa entdeckte Abdruck ein Alter von ca. 2 Millionen Jahren aufweisen, womit er tatsächlich der bisher älteste Fußabdruck eines Menschen wäre. Laut den Meldungen sollen noch weitere Untersuchungen, unter anderem an Pflanzenresten in der Lehmschicht in welcher sich der Abdruck befindet, durchgeführt werden, um das Alter genauer bestimmen zu können. Bisher sind nach meinem Kenntnisstand aber keine weiteren Publikationen diesbezüglich öffentlich vorgestellt worden [8, 9].

Nun haben wir jedoch einen weiteren Fund eines Fußabdrucks vor uns, der sicherlich für einige Diskussionen und Aufruhr in Fachkreisen sorgen dürfte. Allein schon wegen des sehr hohen Alters. Gegenwärtig vorliegende Daten legen die Besiedlung Amerikas in den Zeitraum zwischen vor 23.000 und 18.000 Jahren [10, 11]. Sollte der andine Fußabdruck also tatsächlich aus dem Tertiär sein, so müsste die gesamte Geschichte der Besiedlung des amerikanischen Kontinents neu überdacht werden.

An dieser Stelle soll diese außergewöhnliche Entdeckung nur publiziert werden, vorerst ohne Spekulationen und Deutungsversuche. Die hier veröffentlichten Gutachten und Bilder sind die ersten Resultate von Untersuchungen, die im laufenden Jahr noch fortgesetzt und intensiviert werden.

Der besprochene Abdruck wurde zwischenzeitlich auch mit Einverständnis der dort lebenden indigenen Bolivianer umzäunt, um ihn so vor Beschädigungen zu bewahren. In Planung ist weiterhin ein Transport in ein Museum in La Paz, vielleicht wird aber auch ein kleines Häuschen direkt vor Ort errichtet. Im Spätsommer werde ich erneut vor Ort sein und hoffentlich mit weiteren Erkenntnissen die Heimreise antreten.

Hier die bereits erwähnte Zusammenfassung der Gutachten (Die Originale können bei Interesse bei mir angefordert werden):

- Die Gutachten wurden erstellt von:
- Lic. D. Villamor Encinas (Anthropologe)
 - G. Lazcacano Morón (Facharzt für Fußanatomie)
 - J. Escalante Moscoso (Architekt u. Archäologe, Leiter der UNAR)
 - Der Abdruck entspricht der heutigen Schuhgröße 39.
 - Die Ballenregion weist eine Breite von 90 mm auf.

- Der Fuß erlaubt einen stabilen, aufrechten Gang, der dem eines modernen Menschen entspricht.
- Das Individuum litt wahrscheinlich an mehreren Fuß- und Gelenkerkrankheiten.
- Das Individuum bewegte sich barfuß.
- Der Abdruck stammt von einem Menschen mit einer Körpergröße von 1,70 m - 1,75 m und einem Körpergewicht von etwa 80 kg (2).

Ergänzung vom 04.06.2008

Mittlerweile wurde der Abdruck offiziell vorgestellt. Dies geschah durch *Freddy Arce Helguero* sowie *Dr. Luizaga-Miranda* am 29.05.2008 in La Paz.

Ein Video des Abdrucks wird in Bälde auf unserer Seite zu sehen sein (www.agrw-online.de)

Anmerkungen

- (1) Unidad Nacional de Arqueología, Ministerio de educación y culturas, Viceministerio de Desarrollo de culturas. Mehr Informationen und Kontakt zur UNAR über mich oder auf: <http://www.arqueologiabolivia.com/>

- (2) Entgegen dem Gutachten von J. Escalante wird in aktuellen Nachrichten (u. a. auf der Internetseite von La Razón, siehe: <http://larazon.glradio.com/irn.asp?ver=2186&c=253&id=605367>) von einem Gewicht von 70 kg gesprochen. Dr. Miranda- Luizaga teilte mir mit, dass dies weitere Untersuchungen ergeben hätten.

Literatur

- [1] Dr. R. Miranda- Luizaga: Huellas del pasado. PowerPoint- Präsentation der UNAR, November 2007
- [2] Richard Leakey: Die ersten Spuren, München 1999
- [3] Joachim Herrmann: Die Menschwerdung, 4. Auflage, Berlin 1988
- [4] <http://de.wikipedia.org/wiki/Hominisation>
- [5] Der Brockhaus: Sonderausgabe für den Weltbild Verlag GmbH, Augsburg 2000
- [6] Michael A. Cremona/Richard L. Thompson: Verbotene Archäologie, Augsburg 1996
- [7] Peter Rothe: Gesteine, 2. Auflage, Darmstadt 2005
- [8] Ägypten: Möglicherweise ältester

Fußabdruck eines Menschen entdeckt. Meldung auf: www.shortnews.de vom 21.08.2007

- [9] la huella más antigua? Meldung auf: www.muyinteresante.es vom 30.08.2007 (hier ist auch eine Photographie des Abdrucks zu sehen, Anm. des Verf.)
- [10] Axel Schulze-Thulin: Indianer der Urzeit, München 1995
- [11] Christian F. Feest/Peter Kann: Das Altertum der neuen Welt, Berlin 1992
- [12] Günther Stoll/Rüdiger Vaas: Spurensuche im Indianerland. Exkursionen in die neue Welt. Stuttgart 2001
- [12] Hans-Eberhard Thust: Altiplano, München 1983
- [13] Hervé Chaumeton/Didier Magnan: Kleine Enzyklopädie der Fossilien, Tandem Verlag GmbH 2005

Bildnachweis

Abb. 1-4 sowie Abb. 6 – Marco Alhelm, Dezember 2007

Abb. 5 – entnommen aus dem Bericht über den Abdruck von Arq. J. Escalante

Abb. 7 – Foto mit freundlicher Genehmigung von Dr. Miranda- Luizaga.



Marco Alhelm

Geheimnisvolles Nazca

„Wenn wir die Dinge in ihrer rechten Perspektive sehen wollen, müssen wir die Vergangenheit des Menschen ebenso verstehen wie seine Gegenwart. Deshalb ist das Verständnis der Mythen und Symbole von entscheidender Bedeutung.“

Carl Gustav Jung (1875 – 1961)

Wir befinden uns im Süden des Andenstaates Peru, gut 450 km entfernt von der Landeshauptstadt Lima im Departement Ica. Hier, in der Nähe des kleinen Städtchens Nazca, befindet sich eine der weltweit berühmtesten, rätselhaftesten und zugleich umstrittensten archäologischen Stätten: Die Linien und Geoglyphen von Nazca, seit 1994 als UNESCO-Weltkulturerbe anerkannt.

In dieser öden und regenarmen Region (1) kann man mehr als 1500 Geoglyphen bestaunen, sowie zahlreiche Linien, geometrische Figuren und überdimensionale Trapeze, wovon eines der größten die beachtlichen Abmessungen von 1,70 km in der Länge und 0,50 km in der Breite aufweist (2). Nahezu

alle in die Pampa gescharten Werke sind ausschließlich aus der Luft zu erkennen (Abb. 1 und 2) [1]. Über die Bedeutung, speziell jene der Linien, sind schon zahlreiche Diskussionen geführt worden. Es gibt dutzende Theorien und Deutungsversuche, ernsthafte, witzige, abstruse und sehr fantasiereiche. Man spricht von Ritual- und Zeremonialplätzen, Wasser- und Fruchtbarkeitskulten, Pferchen für heilige Tiere, vorzeitlichen Beschäftigungsmaßnahmen (kein Scherz!), astronomischen Kalendern, überdimensionierten Weltkarten, religiösen Prozessionswegen, und seit Kolumbus, Charroux, Däniken und weiteren vermehrt auch von Landepisten sowie Cargo-Kulten [4, 6 - 9].

Befassen wir uns kurz mit der archäologischen Erschließung der Nazca-Kultur, die nicht nur aufgrund der Geoglyphen, sondern auch wegen ihrer einzigartigen und farbenfrohen, mit mythischen Wesen dekorierten Keramiken, Weltruhm erlangte (Abb. 3).

Als Pionier der Erforschung dieser Kultur kann man *Max Uhle* bezeich-

nen, der bereits 1901 die erste archäologische Expedition im Nazca-Gebiet leitete. Uhle erwähnte auch kurz die Linien, allerdings wurde diesen damals kaum Beachtung geschenkt (3). Weitere bedeutende Forscher in Nazca waren u. a. *Kroeber*, *Horkheimer*, *Tello* sowie *Ubbelohde-Doering*. Eine hervorragende Übersicht zu den ersten archäologischen Tätigkeiten gibt *Angelika Neudecker* in ihrer Dissertation [10]. Die Erforschung der eigentlichen Linien und Figuren begann jedoch erst später. Schon in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts erzählten einige Piloten, sie hätten linienartige Strukturen in der Wüstenregion um Nazca entdeckt. 1926 untersuchte dann der Forscher *Torbio Mejia Xesspe* als erster systematisch die Figuren. Er sah in ihnen Zeremonialstraßen. Für mehr als ein Jahrzehnt gerieten die Scharbilder dann in Vergessenheit, bis im Jahre 1939 der Amerikaner Dr. *Paul Kosok* sie für die Öffentlichkeit wiederentdeckte. Einige Jahre später kam dann die deutsche Mathematikerin *Maria Reiche* nach Nazca, wo sie sich ihr



Abb. 1, und 2 – Gigantische trapezoide und pfeilförmige Pisten in der Pampa von Nazca.



ganzes Leben lang der Erforschung der Geoglyphen widmete.

Heute wird die Nazca-Kultur in verschiedene Horizonte und Phasen aufgeteilt. Eine anerkannte Chronologie ist die von *Dawson*, der neun verschiedene Phasen unterscheidet, von -200 bis +600 [11].

Andere Wissenschaftler verlegen den Beginn in das Jahr -300 [12].

Wann aber wurden die Linien und Figuren angelegt?

Radiokarbondatierungen eines Holzpfeilers in der Nähe einer der Linien ergaben einen mittleren Zeitanlass um das Jahr 525 (+/- 80 Jahre) [4], wobei allerdings niemand weiß, wie lange die Linie schon vorhanden war, als man den Pflock in den Boden rammt. Andere C-14-Daten schwanken zwischen 14 und 550 [5]. Astronomische Datierungen ergaben die Jahre 350 –

950 sowie 800 – 1400 [4]. In weiteren Publikationen ist die Rede von einem Alter bis zu 4000 Jahren [11, 29]. Mit Gewissheit konnte man bis heute kein exaktes Entstehungsdatum der Scharrzeichnungen ermitteln. Ebenso wenig ist bisher klar, weshalb die Figuren und pistenähnlichen Strukturen in den Boden geritzt wurden. Und warum in solch riesigen Abmessungen, sodass man sie fast nur aus der Luft wahrnehmen kann.

Wer die Veröffentlichungen von diversen Wissenschaftlern in den letzten Jahren verfolgt hat, weiß natürlich, dass man das Rätsel um die Scharrbilder von Nazca schon mehrfach gelüftet hat [13 - 15].

Denn: „Die Antwort ist so einfach, dass mancher sie nicht glauben will“, so der peruanische Archäologe *Johnny Isla Cuadrado*. Für ihn waren die Geoglyph-

phen und Linien Prozessionsflächen für religiös-gesellschaftliche Großveranstaltungen. Er stützt seine Argumentation auf Funde von Altären und Opfergaben entlang der Linien [16].

So einfach dürfte es aber wohl kaum sein. Auch seine Annahme erklärt nicht alle Linien und figürlichen Motive in Nazca. Schon die an den Berghängen klebenden Figuren rütteln an seiner Theorie. Ferner ist es auch schwer vorstellbar, wie die Nazca-Priester mitsamt Gefolge die mitunter mehrere Kilometer langen Linien, die Hügel und Täler geradlinig durchschneiden, so als ob diese Hindernisse gar nicht vorhanden wären, im Rahmen einer religiösen oder sonstigen Prozession abschreiten sollten. Wozu auch? Ebenso wenig kann man mit seiner Deutung die oft an entlegenen und schwer zugänglichen Orten entdeckten geometrischen Muster erklären. Diese werden ohnehin so gut wie nie in der Fachliteratur besprochen. Und somit wären wir beim eigentlichen Thema dieses Artikels angelangt: den geometrischen Figuren bzw. der Vorstellung einiger dieser mysteriösen Bilder.

Nachdem ich bei meinem ersten Besuch des Landes Peru im Jahre 2002 nur die Gelegenheit hatte, einen kurzen ca. 45-minütigen Touristenflug über die Geoglyphen zu machen, beschloss ich, ein Jahr später erneut Nazca aufzusuchen. Ich nahm Kontakt mit dem Piloten *Eduardo Herrán* auf und verweilte für einige Tage in einem Hotel nahe des Flughafens. In einem kleinen offenen Flieger der Nazca-Patrol überflogen wir dann an mehreren Tagen jeweils in den frühen Morgenstunden die gesamte Region von Nazca und Palpa. Im Rahmen dieser Flüge fiel mir eine besondere geometrische Bodenzeichnung auf (Abb. 6, Figur 1). Diese befindet sich in der Nähe der als „Schachbrett“ titulierten



Abb. 3 – Beispiel der farbenfrohen und formenreichen Nazca-Keramik. Dieser Wal ist auch als riesiges Scharrbild in der trockenen Ebene von Nazca zu finden.

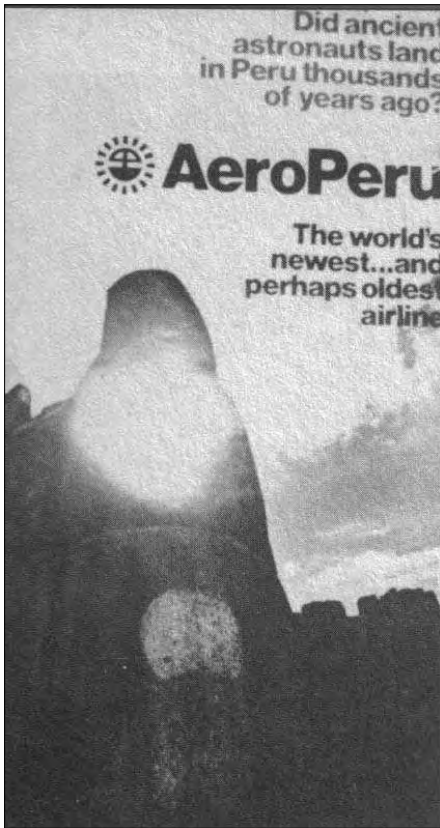


Abb. 4 – Humoristische Werbung der peruanischen Fluglinie Aero Perú aus den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts

Zeichnung (Abb. 6, Figur 2), welche durch Erich von Däniken der Öffentlichkeit bekannt wurde.

Die von mir und Eduardo gesichtete Bodenzeichnung zeigt acht in einem Teilkreis angelegte Quadrate. Zur besseren Veranschaulichung habe ich die Figur mit Mastercam® (4) nachgezeichnet (Abb. 7) Die Lage bzw. die Neigung der einzelnen Quadrate habe ich mit 15° angenommen, da eine präzise Vermessung aus dem Flugzeug nicht möglich war. Bisher konnte ich diese Geoglyphe in keinem Werk über die Nazca-Kultur ausfindig machen. An dieser Stelle möchte ich sie erstmals veröffentlichen und zur Diskussion stellen. Vielleicht findet sich unter den Lesern jemand, der sie zu deuten vermag. Die Größe schätze ich auf ungefähr 30-60 Meter im Durchmesser. Die Rechtecke sind jeweils unter 45° angeordnet (360°/8).

Einen direkten Bezug zu den Linien, welche die Quadrate durchkreuzen, sowie zu der „Schachbrett-Figur“ sehe ich nicht.

Betrachten wir eine weitere rätselhafte und ungewöhnliche Darstellung (Abb. 8, Figur 2 in Abb. 6).

Wir haben hier ein Rechteck aus zahlreichen Linien. Ich habe 16 Längslinien und 36 Querlinien gezählt. Hieraus ergeben sich 15 x 35 Quadrate oder

Kästchen. Sind diese Zahlen rein zufällig gewählt wurden oder ergaben sie sich einfach im Laufe der Konstruktion des Motivs? Oder steckt doch mehr dahinter? Mathematische Botschaften?

Figur 2

- Anzahl der Linien: 576 (16 Querlinien x 36 Längslinien)
- Anzahl der Quadrate: 525 (15 Quadrate in Längsrichtung x 35 Quadrate in Querrichtung)

Durch die ermittelte Zahl 576 taten sich unerwartete Parallelen zu Tiahuanaco auf:

Auf die Besonderheiten der Quadratzahl 576 sowie ihren Bezug zum Sonnentor in Tiahuanaco wies bereits Dieter Groben in dem Artikel „Tiahuanaco 8“ (siehe [27]) hin.

Hier einige Auffälligkeiten: $576 = 2^2 \times 3^2 \times 4^2 = 24 \times 24 = 4^2 \times 6^2 = 4 \times 144$

An dieser Stelle widmen wir uns kurz weiteren relevanten Zahlen bezüglich der Monumente von Tiahuanaco.

Erwähnenswert ist nämlich auch, dass wir in diesem Motiv auch auf die Zahl 108 treffen, indem wir mit den Werten der Anzahl der Linien eine Multiplikation durchführen:

$1 \times 6 \times 3 \times 6 = 108$ (!) dies entspricht dem Länge/Breite-Verhältnis der Kalasasaya in Tiahuanaco (5): $128,665 \text{ m} / 118,31 \text{ m} = 1,0875\dots$

Ferner:
 576×525 (15 x 35, siehe oben) = $302400 = 108 \times 2800$
 $5 + 7 + 6 = 18$
 $5 + 2 + 5 = 12$
 $\rightarrow 18 \times 12 = 216 = 2 \times 108$

Es sei ein kurzer Abstecher zu den Ruinen von Sechín Bajo im Norden Perus gestattet.

Im dortigen Casma-Tal finden wir zahlreiche monumentale präinkaische Bauwerke, die aus dem 3. und 2. vorchristlichen Jahrtausend stammen. Das rechteckige Hauptgebäude dieser Fundstätte weist folgende Abmessungen auf (6): Länge = 180 m, Breite = 120 m, Höhe = 18 m.

Dies entspricht einem Flächeninhalt von 21.600 m^2 und einem Volumen von $388.800 \text{ m}^3 = 216 \times 1800 = 108 \times 3600$.

Begeben wir uns für einen Augenblick nach Machu Picchu am Ostabhang der peruanischen Anden, der wohl berühmtesten archäologischen Stätte Südamerikas. In dieser grandiosen Ruine wurden exakt 216 (2 x 108) (!) steinerne Gebäude gezählt! [27]

Also auch in diesen uralten Stätten findet sich wieder die allem Anschein nach in alten Kulturen, und dies weltweit, bedeutungsvolle Zahlenfolge 2-1-6 (siehe auch „Tiahuanaco 8“ [28]).

Befassen wir uns weiter mit Nazca und Tiahuanaco. Auch die Zahl Sieben taucht sehr häufig in der Schachbrettfigur von Nazca auf: Addieren wir mit den Werten der Linien, so erhalten wir folgendes Ergebnis:

$1 + 6 + 3 + 6 = 16 = 1 + 6 = 7$
 oder auch:
 $16 + 36 = 52 = 5 + 2 = 7$

Mit den 525 Quadraten (15x 35) erhalten wir folgende Resultate:

$1 + 5 + 3 + 5 = 14 = 2 \times 7$
 $525 \times 576 = 302.700 \rightarrow 302.400 / 7 = 43.200$ (auf diese Zahl kommen



Abb. 5 – Mit diesem kleinen Flieger der Nazca-Patrol erhoben wir uns in die Lüfte über die Pampa von Nazca. Der offene Flieger erlaubt eine fantastische Aussicht auf die riesigen Geoglyphen.



Abb. 6 – Hier sehen sie eine bislang nicht veröffentlichte Geoglyphe (Figur 1) neben der so genannten „Schachbrettfigur“.

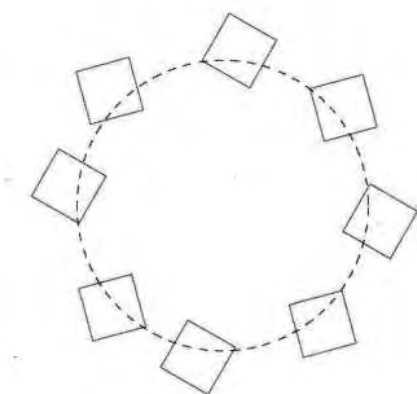


Abb. 7 – Zeichnung der in Abbildung 6 vorgestellten Figur.

wir später nochmals zurück)

$$\rightarrow 302400 / 108 = 2800 = 400 \times 7$$

Die Zahl Sieben spielte in vielen alten Kulturkreisen eine bedeutende Rolle. So auch in Tiahuanaco, hier einige Beispiele:

- Die Akhapana-Pyramide wurde siebenstufig errichtet.
- Die Treppe an der Westseite der Akhapana hat sieben Stufen.
- Der halb unterirdische Tempel (Qullakami Utawi), die Kalasasaya sowie der Putuni- Palast weisen siebenstufige Eingangstrepfen auf.
- Die äußere Umgrenzung der Kalasasaya besteht aus 91 (13 x 7) Pfeilern [23].

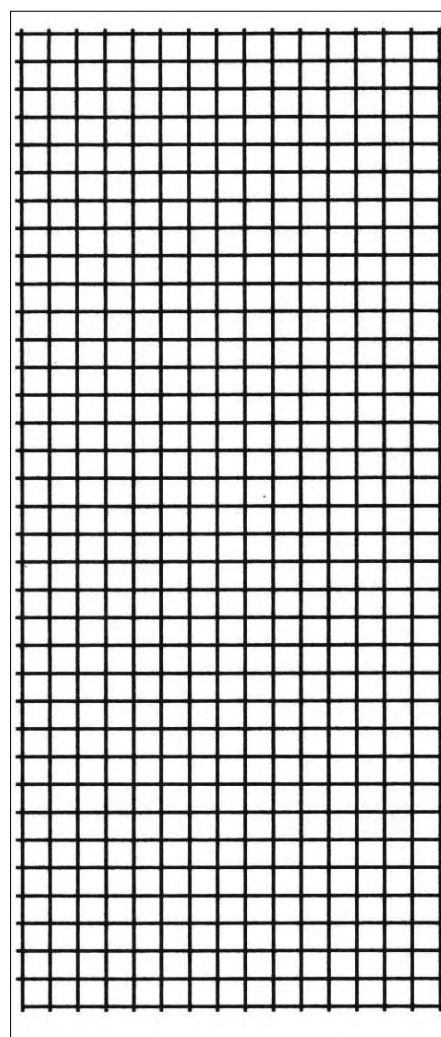


Abb. 8 – Zeichnung von Figur 2 in Abbildung 6.

- Der Solstitienwinkel der Kalasasaya beträgt $49,49^\circ = 72,72^\circ$ (siehe „Tiahuanaco 8“)
- Der Mäander des Mondtores von Puma Puncu ist in sieben Segmente aufgeteilt.
- Auf dem Relief des Sonnentores finden wir ebenfalls die Zahl Sieben wieder. Diesmal in Form von zoomorphen Symbolen. Ich zitiere Herrn Dr. Luizaga: „Im Mäander des Tores befinden sich zum Beispiel 11 Sonnengesichter mit jeweils 4 kleineren einfachen Pumaköpfen; insgesamt können wir also 44 Pumaköpfe zählen. 7 von den Sonnengesichtern ruhen auf Pyramiden, die jeweils auch zwei einfache Pumaköpfe enthalten, also insgesamt 14. Wir stellen damit folgende Relation auf: $44/14 = 22/7 = \pi$ “ [22].

Sehen wir uns einmal die bereits weiter oben erwähnte Zahlenfolge 4-3-2 an:

In Nazca konnten wir sie aus dem Produkt der Multiplikation der 525 Quadrate mit der Zahl 576 ermitteln, indem wir dieses durch die bedeutende Zahl Sieben dividierten:

$$525 \times 576 = 302.400 \rightarrow 302.400 / 7 = 43200$$

Was ist nun das Besondere daran? Die Tatsache, dass diese Zahl auch in anderen alten Kulturen vorkommt. Hier drei mir bekannte Beispiele:

- Gemäß einer Liste der Könige vor der Sintflut des babylonischen Priesters Berossos (ca. -340 bis -275) (7) regierten zehn Könige vor der Sintflut 432.000 Jahre (8) lang.
- In der indischen Mythologie, die uns von verschiedenen Zeitaltern berichtet, finden wir das so genannte Kali- oder auch Kali-Yuga-Zeitalter. Seine Dauer: 432.000 Jahre (9).
- In der isländischen Edda kann man folgendes nachlesen: „Fünfhundert Tore und noch vierzig dazu weiß ich in Walhall wohl; achthundert Krieger kommen aus jedem, wenn sie ausziehen zu wehren dem Wolf.“ (10). In Kürze: 540 Tore x 800 Krieger = 432.000.

Südamerika, Europa und Asien. Eine wirklich internationale Zahl, diese 432.000. Es sei aber auch angemerkt, dass dies nicht zwingend auf Kulturverkettenungen hindeuten muss. Zum einen könnte hier unser Freund „Zufall“ mitspielen, und zum anderen gibt es auch mathematische Einwände, wie etwa das Gesetz der runden Zahlen (11). So ist es für den Mathematiker Underwood

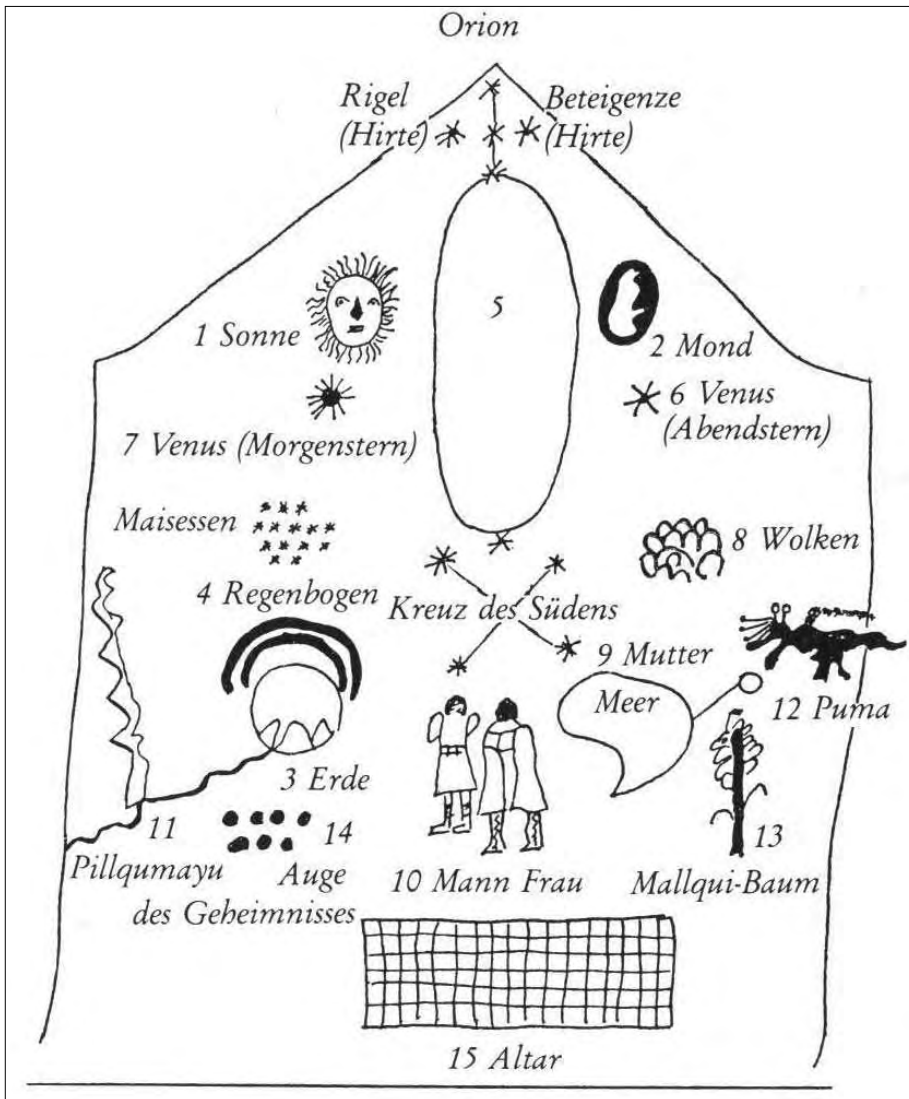


Abb. 9 – Skizze aus dem 17. Jahrhundert die wahrscheinlich in verschlüsselter Form wesentliche Teile der Inkamythologie wiedergibt.

Dudley nicht verblüffend, dass die Zahl 432.000 sowohl in Indien als auch in Island auftaucht. Eine interkulturelle Verbindung kann auch er aber nicht ausschließen, denn seine Annahmen lassen sich ebenso wenig beweisen, wie er fairerweise auch einräumt. Zur Vertiefung in seine Argumente sei sein Buch „Die Macht der Zahl“ empfohlen, erschienen im Jahre 1999.

Da wir mittlerweile aber schon viermal in weit auseinander liegenden Erdteilen diese Zahl vorfinden, halte ich Kontakte zwischen den verschiedenen Kulturen für wahrscheinlicher. Beweisen lässt sich dies allerdings auch noch nicht.

Zurück zum eigentlichen Thema, den geometrischen Motiven in Nazca. Bevor wir uns mit einer anderen rätselhaften Figur beschäftigen, möchte ich eine weitere Zeichnung aus dem alten Peru vorstellen. Diese kam mir beim Betrachten der Schachbrettfigur in den Sinn.

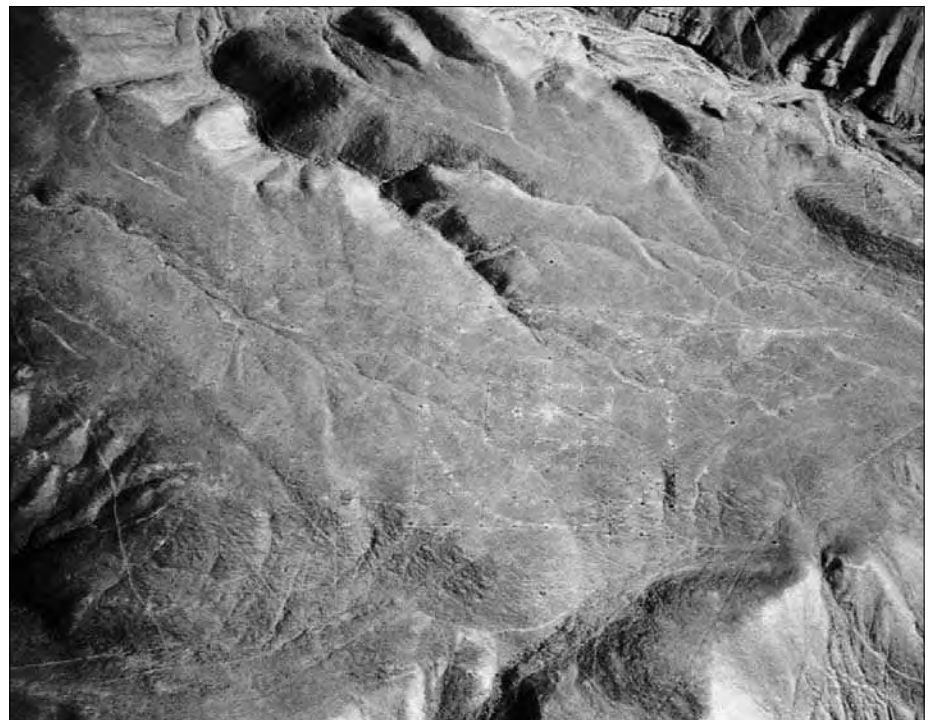


Abb. 10 – Eines der rätselhaftesten geometrischen Motive in Nazca.

Es handelt sich hier um eine Skizze, die in den Schriften des *Paters Francisco de Avila* entdeckt wurde (Abb. 9). Sie wurde wahrscheinlich im 17. Jahrhundert unter Mithilfe des inkaischen Schreibers *Santa Cruz Pachakuti-Yanqui Salkamaywa* angefertigt [22].

Mein Interesse erregte das im unteren Bildteil gezeichnete Rechteck aus Quadraten. Es erinnert unweigerlich an das Motiv in Nazca. Besteht hier ein Zusammenhang?

Die meisten Historiker sehen in dem Bild eine Art Geschichte oder Ursprungsmythos der Inakdynastie. Einig ist man sich nicht. Das Rechteck wird oftmals als Altar bezeichnet, oder auch als Symbol für Ackerbauterrassen angesehen, demnach also ein Fruchtbarkeitssymbol. Beweisen konnte man dies aber noch nicht.

Das Motiv besteht aus 102 (6 x 17) Quadraten und aus 126 (7 x 18) Linien.

Mithilfe der Zahlen konnte ich keine Verbindung zur Nazca-Figur ausfindig machen. Da wir keine Berichte über die Bedeutung des Nazca-Motivs haben, muss ein Vergleich mit den Deutungen der Inkazeichnung entfallen. Es bleibt also vorerst bei einer rein optischen Ähnlichkeit dieser beiden Zeichnungen, wobei man aber nicht voreilig eine Verbindung ausschließen sollte.

Kommen wir zu einer weiteren geometrischen Scharrzeichnung in Nazca. Abbildung 10 zeigt diese Struktur, die meiner Kenntnis nach erstmals von *Erich von Däniken* vorgestellt wurde.

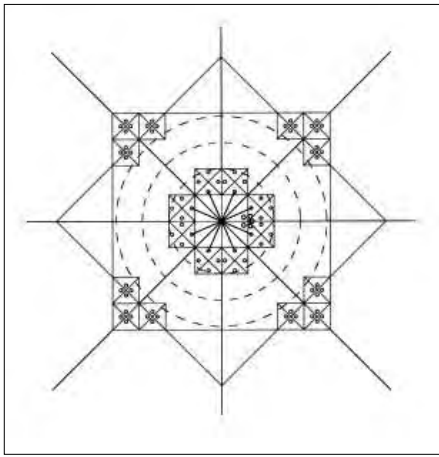


Abb. 11 – Zeichnung des Motivs aus Abbildung 10.

Wir haben hier ein bemerkenswertes Motiv vor uns, welches einmalig in Nazca ist. Abbildung 11 ist eine Zeichnung zur Verdeutlichung der einzelnen Details, die ich auf Grundlage meiner Fotos angefertigt habe. Zu sehen ist nur die „Kernstruktur“. Der mit den Quadraten verbundene Kreis (siehe Abb. 10) konnte aufgrund zu ungenauer Aufnahmen nicht berücksichtigt werden.

Hier einige Daten der Figur:

- Wir haben zwei Quadrate, unter 45° versetzt angeordnet.
- Das innere Quadrat weist wiederum 21 Quadrate sowie zwei Rechtecke auf.
- Die kleineren Quadrate, 20 an der Zahl, sind in jeweils vier Segmente unterteilt, wovon
- jedes eine Markierung in Form eines kleinen Kreises aufweist.
- Von dem mittleren Quadrat gehen 12 Strahlen, Linien aus. Acht enden in Markierungen der das große Quadrat umgebenden Quadrate.
- An der rechten Seite des mittleren Quadrats finden wir fünf weitere Markierungen.
- Insgesamt haben wir somit 85 Markierungen.

Eine genauere Betrachtung und Analyse dieser hochinteressanten geometrischen Figur und eine Analyse der Zahlen soll in einem weiteren Artikel folgen.

Im März dieses Jahres bin ich in Peru zufällig auf eine weitere interessante Geoglyphe gestoßen (Abb. 12), die ich zuvor noch nirgends gesehen hatte. Sie befindet sich auch nicht in Nazca, sondern in Cosos, nahe Aplao in der Provinz von Castilla im Department Arequipa. Zu sehen sind zehn Kreise, deren größter knapp 14 Meter im Durchmesser misst, sowie ein mit

diesem verbundener kleinerer Kreis von etwa zwei Metern Durchmesser. Die Gesamtlänge der Figur beträgt zirka 26,50 m. Ich hatte leider keine Zeit, dieses Motiv vor Ort genauer zu untersuchen und konnte nur in Erfahrung bringen, dass es sich um eine Kultstätte handeln soll. In dieser Gegend um Cosos herum befänden sich auch noch weitere Geoglyphen, teilte mir ein Landwirt in Querulpa mit (in Querulpa sind auch Fußspuren von Dinosauriern entdeckt worden. Das Alter wird auf 150 Millionen Jahre geschätzt). Ich werde diesen Ort sicherlich erneut aufsuchen, um weitere Informationen über die Scharbilder zu erhalten.

Zum Schluss möchte ich noch ein Foto zur Diskussion stellen (Abb. 13). Man sieht dort eine der zahlreichen trapezoiden Pisten in der Pampa von Nazca. Wie man unschwer erkennen kann, hat sich im Laufe der Zeit eine Gesteinsformation über diesem Trapez gebildet. Allem Anschein nach ist dieses Kuriosum bisher noch niemanden aufgefallen. Des weiteren sind zwei ausgebrochene Flussläufe zu erkennen, die sich durch die Figur schlängeln. Hinsichtlich des Alters drängte sich mir nun folgende Fragestellung auf: In welchem Zeitraum ist solch ein geologischer Prozess möglich? In 1000, 2000, 5000 oder gar 10.000 Jahren? Ich kann diese Frage nicht beantworten.

Fakt ist, dass in Nazca seit fast 10.000 Jahren fast kein Regen gefallen ist [24]. Vielleicht findet sich unter den Lesern ja jemand, der hier weiterhelfen kann. Genauere Daten, um was für ein Gestein es sich handelt, besitze ich leider nicht, da mir eine Geländeuntersuchung bisher nicht möglich war. Ich hoffe jedoch, dass ich dies bei einer meiner nächsten Reisen nachholen kann.

Anmerkungen

- (1) Gemeint ist hier der Landstrich von der Pampa Colorado bis hin zur Pampa de Jumana, also nicht nur das Kerngebiet, wo man ca. 300 Figuren findet, wie etwa die populären Zeichnungen eines Kolibri, den Kondor, einen riesigen Affen oder auch die beinahe 200 m lange Eidechse. Nicht nur in Nazca wurden riesige Geoglyphen angelegt. Auch in weiteren Landesteilen, wie etwa in der Nähe von Lima oder in Arequipa, wurden gigantische Bilder in den Boden gescharrt [26, 2].
- (2) Geoffrey H. S. Bushnell: Peru. Von den Frühkulturen zum Kaiserreich der Inka. Köln 1957, Seite 91.
- (3) Pedro de Cieza de Leon, „Soldatenchronist“ im 16. Jhd., beschrieb als Erster die Linien von Nazca (Auf den Königsstraßen der Inkas, Sevilla 1553/Stuttgart 1971).

Bisher sind keine weiteren Chronisten aus der Zeit der Conquista bekannt, welche die dortigen Linien erwähnen.

- (4) Sämtliche Zeichnungen wurden mit Mastercam Version 9 erstellt.
- (5) Gemittelte Werte, basierend auf den Messresultaten von Rolf Müller und Arthur Posnansky. (Rolf Müller: Der Sonnentempel in den Ruinen von Tihuanacu. Versuch einer astronomischen Altersbestimmung. Verlag von Dietrich Reimer, Berlin 1930-1931)
- (6) Maße aus: Forschungsprojekt „Sechin Bajo“, Casma-Tal, Peru. www.archaeo-kontrakt.de/Seite29.htm
- (7) H. W. F. Sagg: Mesopotamien. Assyrer, Babylonier, Sumerer. Magnus Verlag, Essen 1975
- (8) Louis Delaporte: Die Babylonier, Assyrer, Perser und Phöniker. Zeitafel auf Seite 336. Beitrag in: Die Völker des antiken Orients. Freiburg im Breisgau 1933
- (9) Christian Lassen: Indische Alterthumskunde. Erster Band. Geographie und die älteste Geschichte. Bonn MDCC-CXLVII
- (10) Prof. Dr. Hans Baumann: Die Zahl 432000. Beitrag auf: www.asatru.de, Rubrik Mythologie
- (11) Das Gesetz der runden Zahlen. Kapitel 10, Seite 101, in: Underwood Dudley: Die Macht der Zahl. Was die Numerologie uns weismachen will. Birkhäuser Verlag, Berlin 1999

Literatur

- [1] M. Reindel/J. Isla/K. Lambers Forschungsprojekt Nazca. Die Arbeiten des archäologischen Projektes Nazca- Palpa, Peru, im Jahre 2002.
- [2] Las líneas de Caravelí. Artikel vom 22.11.2006 auf: www.peru.blogalaxia.com siehe auch: Hallazgo de Caravelí. Artikel vom 29.11.2006 auf: www.profesorchristianchoy.blogspot.com
- [3] Rudolf Drößler: „Astronomie in Stein. Archäologen und Astronomen enträtseln alte Bauwerke und Kultstätten“. Wiesbaden 2001



Abb. 12 – Interessante Geoglyphe in Cosos nahe Arequipa

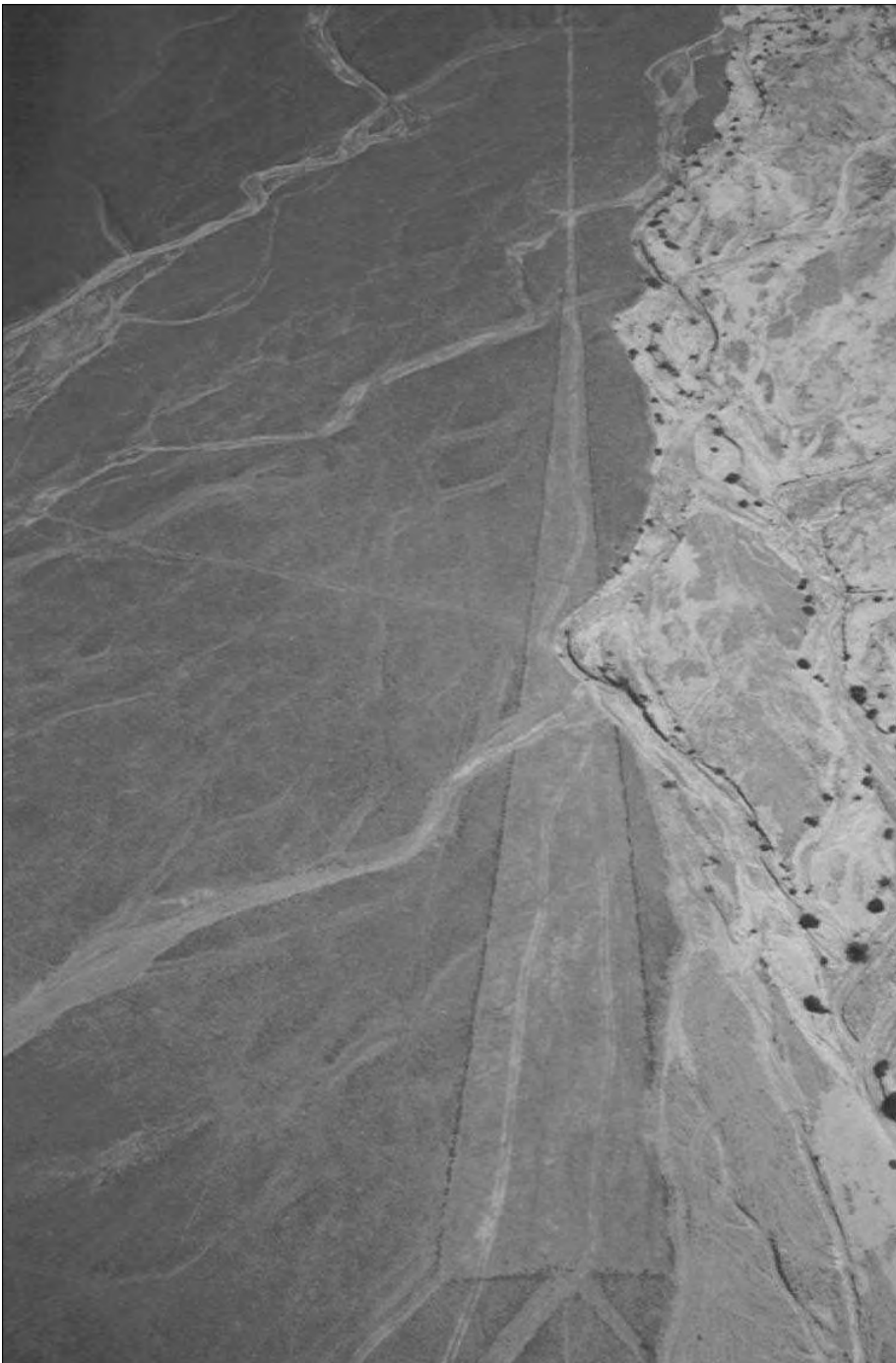


Abb. 13 – Eines der großen Trapeze die in die peruanische Wüste gekratzt wurden. Wie alt ist dieses Werk? Gesteinsformationen scheinen über die Piste „gewachsen“ zu sein, was auf ein sehr hohes Alter hindeuten könnte.

[4] Maria Reiche, Geheimnis der Wüste, Stuttgart 1968
 [5] Henri Stierlin, Die Kunst der Inka und ihrer Vorläufer. Von Valdivia bis Machu Picchu. Belser Verlag, Stuttgart und Zürich 1983
 [6] Erich von Däniken, Zeichen für die Ewigkeit. Die Botschaft von Nazca. 2. Auflage, München 1997
 [7] Peter Kolosimo, Woher wir kommen. Wiesbaden 1972
 [8] Robert Charroux, Das Rätsel der Anden. Econ Verlag, Düsseldorf und Wien 1978
 [9] S. E. Waxmann, Unsere Lehrmeister aus dem Kosmos. Ebersbach/Fils 1982
 [10] Angelika Neudecker, Archäologische

Forschungen im Nazca- Gebiet, Peru. Münchner Beiträge zur Amerikanistik Band 3, herausgegeben von Dr. phil. Otto Zerries, Hohenschäftlarn 1979
 [11] Inka-Peru. 3000 Jahre Indianische Hochkultur. Ausstellungskatalog. Tübingen 1992
 [12] Glyn Daniel, Enzyklopädie der Archäologie, S. 112. Herrsching 1986
 [13] Enträtselte Nazca-Linien. Nach jahrzehntelangem Rätselraten kennen Forscher nun Entstehung und Bedeutung der Scharrbilder im peruanischen Hochland. Artikel auf: www.wissenschaft.de vom 29.12.2006
 [14] Das Geheimnis der Nazca-Linien. Landebahnen für Außerirdische, astro-

nomische Kalender oder Bühnen – Wissenschaftler lüften das Mysterium der Nazca-Linien und entdecken dabei eine rätselhafte Kultur. Artikel von Isabella Kroth auf: www.focus.de vom 15.06.07

- [15] Das Geheimnis von Nazca ist gelüftet. Heidelberger Geographen rekonstruierten Klima- und Landschaftsgeschichte im Süden Perus – Wasserkult am Wüstenrand. Artikel von Birgit Sommer auf: www.uni-heidelberg.de/presse vom 02.03.2007
 [16] Nazca – langsam lüftet sich das Liniengeheimnis. Das Geheimnis der Nazca-Linien ist gelüftet. Nicht für Außerirdische, sondern für religiöse Prozessionen wurden sie errichtet. Artikel auf: www.blog.zeit.de vom 19.06.2007
 [17] W. Alva/M. Longhena, Inkas – Das große Volk der Anden. Köln 2002
 [18] C. F. Feest/P. Kann, Das Altertum in der Neuen Welt. Voreuropäische Kulturen Amerikas. Berlin 1992
 [19] Jennifer Westwood, Sagen - Mythen - Menschheitsrätsel. München 1990
 [20] Hermann Leicht, Indianische Kunst und Kultur. 2. Auflage Zürich 1957
 [21] Cultura Tiwanaku alberga en su diseño el cablístico número 7, Artikel auf www.enigmasperu.org vom 07.05.2007
 [22] Jorge Miranda-Luizaga, Das Sonnentor. Vom Überleben der archaischen Andenkultur. Dianus-Trikont Verlag, München 1985
 [23] Rolf Müller, Der Sonnentempel in den Ruinen von Tihuanacu. Versuch einer astronomischen Altersbestimmung. Verlag von Dietrich Reimer, Berlin 1930-1931
 [24] Simone Waisbard, Nazca: Zeichen in der Wüste. Beitrag in: Die letzten Geheimnisse unserer Welt. Stuttgart 1977
 [25] Dr. Christiane Clados, Formen und Darstellung in der Kultur von Nazca. Artikel, in: MegaLithos. Amerika. Die alte Welt. 4. Jahrgang Heft 2, April/Mai/Juni 2003
 [26] F. Kauffmann Doig, El Perú antiguo. Lima 1988
 [27] Simone Waisbard, Machu Picchu. Die heilige Stadt der Inka. Herrsching 1992
 [28] Dieter Groben, Tiahuanaco Teil 8, Rubrik Reiseberichte auf www.agrw-online.de
 [29] K. Dona & R. Habeck, Im Labyrinth des Unerklärlichen. Rottenburg 2004

Bildnachweis

Abb. 1, 2, 5, 6, 10, 13 – Marco Alhelm, Oktober 2003
 Abb. 3, 4, 12 – Archiv Marco Alhelm
 Abb. 7, 8, 11 – Erstellt von Marco Alhelm, Juni 2004
 Abb. 9 – entnommen aus: Jorge Miranda-Luizaga, Das Sonnentor. Vom Überleben der archaischen Andenkultur. Dianus-Trikont Verlag, München 1985

Besuchen Sie uns auch im Internetz unter www.agrw-netz.de

Volker Dübbers

Das fehlende Kalenderjahr „Null“ (Teil 2)

Agnes Klein schreibt in ihrem Buch zu John Dee's Monas-Hieroglyphe von 1564, gewidmet Kaiser Maximilian II. auf S. 30 ff: „Rechts und links des Schildes flattern Spruchbänder, die beschrieben sind (auf deutsch): ‚Auch die Mutter aller Planeten wird König‘ und: ‚Glanz wird durch den beständigen Gummi vollbracht‘“.

Beide Aussprüche sind nur alchemistisch aufzulösen und sinnreich, als Hilfsmittel hat Dee den zweiten Spruch mit den Zahlen 1-4 versehen. König und Glanz sind Synonyme seiner Monas, die aus der Vierheit von Widder, Kreuz, Sonne und Mond wieder die ursprüngliche Einheit als LICHT DER WELT (Joh. 8,12) hervorbringt, wie es die Christusnachfolge als Ziel setzt: König = Gesalbter = Messias = Erlöser (Joh. 18,37)

Dieses Portal (Abb. 1) steht auf einem soliden Fundament, das den Eintretenden mit dem Segensspruch aus Gen. 27/28 (man beachte die Mondzahlen! A. d. V.) begrüßt: „Möge dir Gott vom Tau des Himmels wie auch von den Früchten der Erde im Überfluss geben!“ Im Text des Alten Testaments werden ausdrücklich Brot und Wein genannt (Auch ein Hinweis auf die gleichzeitige Entstehung von AT und NT), sodass auch hier im Zusammenhang mit dem Tau – lateinisch: ros – von der alchemistischen Wandlung gesprochen wird. Auf diesen alchemistischen Prozess weisen ferner die beiden Gefäße auf dem Sockel jeder Säule hin, die den Extrakt aus Sonne bzw. Mond deutlich sichtbar tropfenförmig auffangen.

Der von den Säulen getragene Architrav verkündet schließlich noch einen vierten Hinweis auf die Alchemie mit den Worten:

QUI NON INTELLIGIT, AUT TACEAT, AUT DISCAT (WER DIES NICHT VERSTEHT, SCHWEIGE ODER LERNE!)

Es ist eine deutliche Aussage, dass nur Wissen den Menschen an das Portal der Ewigkeit führt, Kritik dagegen hier nicht am Platze ist: „Es gibt nur diesen einen Weg zur Versöhnung mit Gott, die Wiederherstellung der Einheit oder Konjunktion von Sonne und Mond, aus der das neue Leben wächst, wie dargestellt auf beiden Seiten des Tympanons, der sich als Regenbogen über einem sternbesäten Himmel erhebt.“ (Agnes Klein)



Abb. 1: Der von den Säulen getragene Architrav verkündet einen vierten Hinweis auf die Alchemie mit den Worten: **QUI NON INTELLIGIT, AUT TACEAT, AUT DISCAT (WER DIES NICHT VERSTEHT, SCHWEIGE ODER LERNE!)**

Dee beendet seine Monas Hieroglyphe mit den Insignien der Herrschaft, der liegenden „10“ (Abb. 2)

Es scheint, dass die Kenntnis der Chromosomenzahl/menschlichen Schöpfungszahl in Babylon in folgende Formel gepackt wurde:

10 Urkönige : 10 Patriarchen = göttliche Schöpfung : menschliche Schöpfung

432.000 Jahre : 1656 Jahre = 6000 : 23

Vom 6. 4. 0 (entspricht 6. 1. 0) bis zum 6. 1. 0 vergehen folglich 12 mythische Monate zu 23 menschlichen

Schöpfungstagen im ewigen Kreislauf des Jahres „0“!

Die Zahl 23 war wohl auch eine der wichtigsten Zahlen der ägyptischen Pyramidenbauer (Mesoamerikanische Pyramiden habe ich noch nicht überprüft). Axel Klitzke hat beispielsweise mit Andreas von Rétyi die „Rote Pyramide“ neu vermessen und schreibt in seinem Beitrag im Magazin 2000plus/ Nr. 221 auf S. 33 folgendes: „Ergänzend muss man wissen, dass die Gangbreite innerhalb der Pyramide (wie auch in vielen anderen Pyramiden) 2,0 KE (königliche Ellen zu 52,36 cm) breit und 2,3 KE hoch

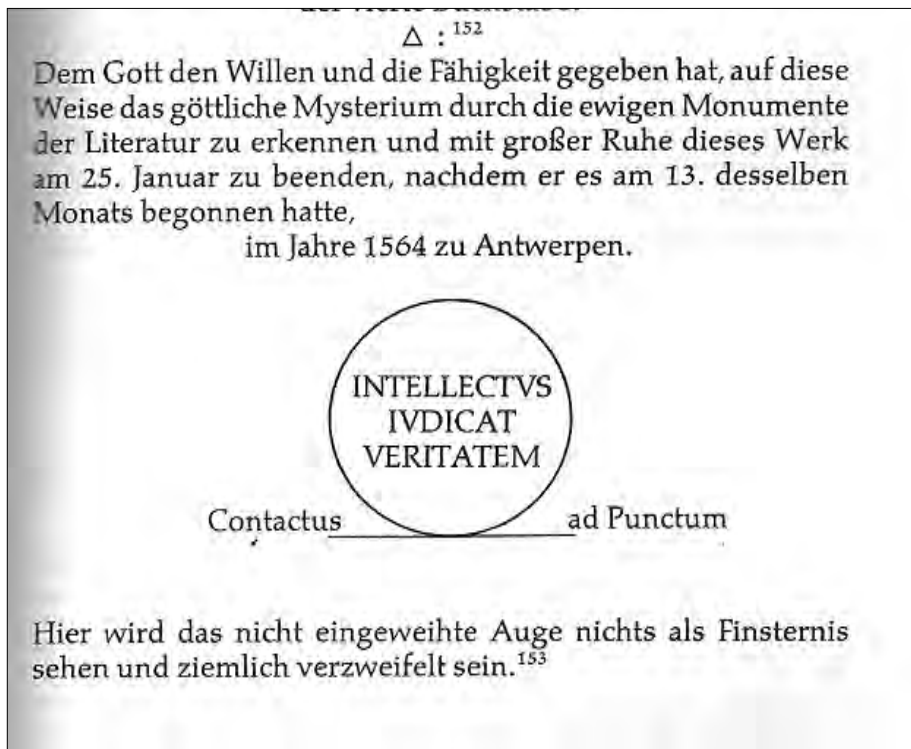


Abb. 2: Die liegende Zehn

ist. Das heißt, wir haben in der Höhe des Ganges verborgen die gleiche Ziffernfolge 2-3 wie im Bruch mit der Zahl 23. (Ein Großteil der Pyramidenmaße lässt sich mit ganzzahligen, rationalen Brüchen, bei denen im Nenner die Zahl 23 steht, darstellen. A. d. V.) Diese Parameter führen dazu, dass ein Volumen dieses Ganges, dessen Eingang genau 56 KE von der Außenkante der Pyramide entfernt ist, exakt 560 Kubikellen groß ist.“

Im Zusammenhang mit unserem Kalenderrund des Jahres Null ist nun folgender mathematische Zusammenhang überraschend: Ich habe gezeigt, dass das Schaltjahr in 205 +161 eingeteilt wurde, das Normaljahr hingegen in 204 + 161 oder in 104,4 + 160,6 Tage.

204,4 : 365 = 0,56 : 56 Tage springen vom römischen Neujahrstag 1. 1. auf Aschermittwoch, den 25. 2. oder vom Kalenderbeginn Montag, den 5. 4. auf Pfingstsonntag, den 30. 05 oder vom keltischen Neujahrstag, Montag, den 1. 11. auf Weihnachtssonntag, den 26. 12.

204 : 365 = 0,55 89 04 : 55 und 89 x 4 sind die Cheops-Pyramidenmaße 220 und 356.

56 : 366 = 0,15300... : 153 ist die berühmte Zahl im NT, die Anzahl der gefangenen Fische auf der Hochzeit zu Kana, die Summe von 1 - 17 und zugleich 9 x 17. 17 wird als Zahl der Gnade bezeichnet. Der aufmerksame Leser wird sich fragen, ob denn die Zahl auch bei Dionysius eine Rolle spielte. Oh ja, und da bin ich einer Meinung mit Sepp Rothwangel, der diesbezüglich

Dionysius mit eigenen Worten einleitend zitiert:

„So lauten die entscheidenden an den römischen Bischof Petronius gerichteten Zeilen der ‚epistola prima de ratione paschae‘ (von der man sich mal fragen müsste, wie und wo sie überhaupt 1000 Jahre bis ins 16. Jahrhundert überstand?): ‚Weil St. Cyrill den ersten Zyklus im Jahre 153 des Diokletian begann und seinen letzten im Jahr 247 beendete, im Jahre 248 desselben eher Tyrannen als Fürsten (bezeichneten) fangen wir an, wollen aber unsere Kreise nicht mit dem Gedenken an einen gottlosen Verfolger verknüpfen, sondern haben eher gewählt, die Zeit ab der Inkarnation unseres Herrn Jesu Christus fortzuschreiben, insofern als der Anfang der Hoffnung für uns mehr hervortrete und die Ursache der menschlichen Wiederherstellung, das heißt, dass das Leiden unseres Erlösers, augenscheinlicher hervorleuchte.“ (Deutsche Übersetzung, Original siehe: www.calendersign.com)

Im Jahre -153 verlegten die Römer nach ihrem Kalender den Jahresbeginn vom 1. März auf den 1. Januar, auf den Tag des Amtsantrittes der Konsuln. Sie benannten die Jahre ja auch nach den Amtszeiten dieser Konsuln. Damit verloren auch die Zählmonate (Sep-tember, soviel wie siebter, Oktober, der achte, November, der neunte, Dezember, der zehnte) ihre entsprechenden Positionen (Wikipedia).

Der Zahlwert der 12 Jünger, die Markus anführt, beträgt nach der Be-

rechnung von Ivan Panin (1855-1942) 9639. 9638 = 7 x 9 x 153. Die 12 Apostel korrespondieren mit den 12 Monaten eines Jahres und den 12 Tierkreiszeichen des platonischen Jahres. 7 ist Sol Invictus, 9 Merkur.

Christian Lindtner schreibt in seinem Buch „Geheimnisse um Jesus Christus“, in dem er den gematrischen Zusammenhang zwischen der Lehre Buddhas und Jesus beweist, dass die Zahl 153 von größter Bedeutung sei (S. 71). Auf den Seiten 98 ff. belegt er, dass der Zahlennamen Buddhas 4 x 153 = 612 ist, der mit dem edlen achtfachen Weg zusammenhängt.

8 x 153 = 1224, das sind die Zahlwerte von griechisch *ikhtues* (Fisch) und *to diktuon* (das Netz). 1224 ist ebenso der Zahlwert von *Kurios Daueid*, der „Herr David“, wie für *ho kurios ho theos*, „der Herr der Gott“!

Götter und Göttinnen sind bekanntlich Lotuskinder. Sie sitzen auf einem Lotus und fliegen auf einem umher. Dies gilt insbesondere für Bodhisattvas wie das Buddhakind, Jesuskind, Horuskind. Lindtner belegt, dass die buddhistischen Schriften um Tathagata, den buddhistischen Messias, Vorbild für die Evangelien waren. Diesen voraus gingen vor allem die Mythen um Dionysos. Zahlwerte buddhistischer Schlüsselbegriffe sind identisch mit denen der griechischen Evangelien. Der weiße Lotus heißt „Pundarika“. Sein Zahlwert ist 666 und damit identisch mit der Zahl des Tieres der Apokalypse. Gemeint ist die Präzession der Erde durch den Tierkreis, denn 6 x 6 x 6! (Fakultät) ergibt die kalibrierte Umlaufdauer von 25.920 Jahren. Tier = Terra = Erde.

Pundarika besteht auch aus drei indogermanischen Zahlwörtern: PN DR K: Pan, Der, Ek = 5, 3, 1.

Bezeichnet man damit die Seiten eines gleichschenkligen Dreiecks, ergeben sich die Zahlenfolgen: 531, 315, 153.

531: Ende des ersten christlichen Mondzyklus mit Planeten-Symposition

153: Jesus- und Kalenderzahl

315 = 21 x 15, die Tag-und-Nacht-Gleiche trifft auf Gott und sein Sterben.

Doch schauen wir uns die indogermanischen Silben in kabbalistischer Manier etwas näher an:

PN = Pan, der Allgott. Fünf, Alles, Herr, Brot u. v. m.

DR = Der, Drei, Baum, Deer, hart, Drehen, verbinden u. v. m.

IKA = Ich, Auge, Ecke, eins und acht, Sohn u. v. m.

Die Vielzahl der sprachlichen Bedeutungen ist enorm groß. Ich beschränke mich hier nur auf den Vergleich mit Iggdrasil, der Weltenesche der Edda.

Rückwärts gelesen bedeuten die Silben *Ika dar Pun* = Ich der Pan bzw. Sohn des Pan.

Iggdrasil = Igg dr Asil = Ich der Esel = Ich der göttliche Ase (As-IL), oder aber

Igg dar Sil = Ich der Sohn = Ich die Sonne = Ich die Säule.

Iggdrasil ist das Reittier des Odin, wie der gradstielige Lotus der Götter, auf dem sie, getrieben vom göttlichen Wind, umherschweben.

Pundarika – Iggdrasil – Irminsul sind somit die Achsen, um die sich alles dreht, auch das Jahr, als Lauf der Erde um die Sonne.

Das andere Wort für Lotus ist „Padmam“. Wir können es deuten als Vater = Pad und Mutter = Mam. Herrlich die Erkenntnis von Lindtner, wonach Krippe auf griechisch *phatne* heißt.

phatne = *padme*, was „im Lotus“ bedeutet. Laut- und Zahlwert sind gleich.

Im Jahr „0“ vergehen von der göttlichen Geburt Christi am 6. 1. bis zur Bestätigung seiner Göttlichkeit an Trinitatis am 6. 6. einschließlich des Geburtstages 153 Tage!

Interessant ist, dass im Zeitraum vom 1. 3., dem alten Neujahrsbeginn der Römer, bis zum 29. 9., nach 153 Tagen immer die gleiche Kalenderzahl getroffen wird: z. B. 1. 3. + 153 = 1. 8. oder 29. 9. + 153 = 29. 2.

Die Zahl 153 codiert somit über den Beginn 1. 3. und das Ende 29. 2. das ganze Jahr „0“.

Bedenkenswert ist auch der Zahlendreher vom 28. 9. Der letzter Tag wäre, wenn man zu den Jahren 1 oder 533 weiterzählt (da diese keine Schaltjahre sind), zum 29. 8., dem julianisch gerechneten Jahresbeginn der christlichen Kopten (1. Tout). Diese rechnen nach der „Märtyrer-Ära“ des Diokletian, die wiederum Ausgangspunkt für die Berechnungen des Dionysius Exiguus war!

Gregorianisch gerechnet fällt der koptische Märtyrerneujahrstag 29. 8. im Katastrophenjahr 2001 übrigens auf den 11. September! Welch seltsame Koinzidenz!

„Mit dem Jahr 247 nach Diokletian (531) werden 13 Metonische Zyklen innerhalb dieser Ära vergangen sein. Gestützt auf andere Quellen wusste er, (Dionysius) dass zwischen dem Beginn der Ära Diokletians am koptischen Neujahrstag 1. Tout des Jahres 1 nach

Diokletian (also 29. August 284) und dem Ende der Herrschaft des Königs Herodes, in etwa fünfzehn weitere Metonische Zyklen, also 285 Jahre verfließen sein mussten. Dies ergäbe einen kompletten alexandrinischen Zyklus zu 532 Jahren.

Er beschloss deshalb, auf seine Tafeln ab dem Jahr 248 nach Diokletian (in römischem Stil mit dem 1. Januar als Jahresbeginn, also etwa vier Monate später), auch die Jahresangabe *anni ab incarnatione Domini*, lateinisch für „Jahre nach der Inkarnation des Herrn“, zu schreiben. Letztere ist im Vergleich zur ersteren um genau 284 (15 × 19 – 1) Jahre erhöht (was wiederum bedeutet, dass der vorangegangene, gerade ablaufende, alexandrinische 532-Jahre-Zyklus mit dem geschichtlichen Jahr -1 begonnen haben muss). (http://de.wikipedia.org/wiki/Dionysius_Exiguus)

Logischerweise sollte der Zyklus mit dem Jahr „0“ begonnen haben!

284 A.D. entspricht dem des koptischen Kalenderbeginns 1. Tout 1.

284 ist nur eine veränderte Ziffernfolge der koptischen Jahreszahl 248. (geometrische Reihe!)

248 ist der Beginn des nächsten 532 Jahreszyklus im Jahre 532 A.D.

Betrachten wir die Zahl 284 als Monatsdatum im Jahr 532 oder 0, also als 28. 4., so erhalten wir nach 153 Tagen den 28. 9., den letzten Tag für den 153er Zyklus im Normaljahr.

Nun findet sich noch ein weiteres, wunderbares Zusammenspiel von Kalenderdaten für das Ende des ersten 532-Jahres-Zyklus im Jahr 531. Wie wir zuvor festgestellt haben, beachtete Dionysius Exiguus drei verschiedene Kalender: den jüdischen, koptischen und römisch-christlichen (siehe Tabelle 1).

Mit großem Erstaunen stellen wir fest, dass im Jahre 531 der Jahresanfang

im jüdischen und koptischen Kalender auf den gleichen Tag fällt! Wäre im alten römischen Kalender der Jahresanfang nicht am 1. März, sondern auch im Herbst, fiel er selbstverständlich auf den 1. September: Auf den Tag, der an diesem heiligen Jahr, an dem das Symposium stattfand, tatsächlich identisch ist mit 1. Tischri und 1. Tout!

Nun gilt im koptischen Kalender die Regel, dass der Jahresanfang zwar auf den 29. August fällt, in Jahren, die einem julianischen Schaltjahr vorausgehen, ist dies allerdings der 30. August. 532 war ein Schaltjahr! Da im 6. Jahrhundert der julianische und der gregorianische Kalender um zwei Tage auseinander laufen, fügen sich alle Kalender zu einem harmonisches Ganzen. Das gilt selbst für den römisch-julianischen Kalender, der ab Gründung der Stadt Rom zählt und hier das Jahr mit der Ziffernfolge 1.284 ausweist. 284 ist koptisch 0/1.

Hier, an dieser Stelle entdecken wir nun endlich auch den komputistischen Zusammenhang mit der Gründung Roms. Und dieser ist in seiner Konstruktion nun wirklich erstaunlich.

Die Tabelle gilt jeweils für den 1. 1. gregorianisch/julianisch. Das ist wichtig, weil die anderen Kalender im Vorjahr beginnen, also z. B. 531 und in das Jahr 532 hineinlaufen (siehe Tabelle 2).

Scaliger und Casaubon – Clavius und Petavius – John Dee und Nostradamus

Es gibt praktisch keinen Zweifel mehr: *Exiguus* und *Venerabilis* sind Erfindungen des 16. Jahrhunderts. Oder sie kannten bereits den gregorianischen Kalenderentwurf und den erst seit dem 11. Jahrhundert (oder noch später) gültigen jüdischen Kalender!

Gregorianischer Kalender:	(1. September 531)
Julianischer Kalender:	30. August 531
Römischer (julian.) Kalender:	ANTE DIEM III KAL. SEP. MCCLXXXIII A. V. C. = 1.284
Jüdischer Kalender:	1. Tischri 4292
Koptischer Kalender:	1. Tout 248

Tabelle 1

Römisch-julianisch	Gregorianisch/Julianisch	Koptisch	Differenzjahre
+ 752	0	- 284	
+ 1000	+ 248	- 36	248
+ 1036	+ 284	0	36
+ 1284	+ 532	+ 248	248

Tabelle 2

Wer weiß, vielleicht konnten sie in die Zukunft blicken, wie ihr großer, in den Sternen lesender Kollege *Michael Nostradamus*? Dann wären sie historisch und chronologisch vielleicht real. Vielleicht waren sie aber auch nur Wahrsager der Vergangenheit, wie der nicht minder berühmte *Joseph Justus Scaliger*. Beide kannten sich bestens: Es gibt gute Gründe zur Annahme, dass Nostradamus mit der Schwester von Scaliger verheiratet war. Sie starb samt ihren zwei Kindern an der Pest, während er, der berühmte Pestarzt Nostradamus, unterwegs war, um andere vor der tödlichen Seuche zu retten. Dies führte zu einem dauerhaften Bruch mit der Familie Scaliger. Jahre später, als Nostradamus begann, seine Prophezeiungen zu veröffentlichen, war sein größter Gegner und Lästler sein Ex-Schwager Joseph Scaliger.

Ray Nolan, der Nostradamus-Kenner, vertritt folgende Ansicht:

„So wissen wir heute, dass Nostradamus, der bereits als junger Arzt revolutionäre Theorien in die Tat umsetzte und die Ärzteschaft seiner Zeit damit gegen sich aufbrachte (er verdammt z. B. den Aderlass bei Pesterkrankten), von *Julius Cäsar Escalier*, genannt Scaliger, eingeladen wurde, lange in dessen Haus wohnte und dessen Vertrauen genoss.

Scaliger, ein bekannter Humanist, galt als ‚Geheimbündler‘, was man ihm jedoch nie beweisen konnte. In einem geheimen Raum seines Hauses soll er über einen wahren Schatz von verbotener Geheimpliteratur verfügt haben, in welche auch Nostradamus im Laufe

der Zeit Einblick hatte. Es ist anzunehmen, dass Nostradamus durch den wesentlich älteren Scaliger nicht nur in geheime Bruderschaften und Praktiken eingeweiht wurde, sondern im Hause Scaligers erst den Anstoß zu seinen späteren Aktivitäten bekam.

Die beiden Männer – beides Hitzköpfe, laut im Sprechen, ich-bezogen und zur Cholerik neigend – wurden nach der ersten Veröffentlichung der Nostradamus-Centurien zu erbitterten Feinden.

Ich glaube, dass es nicht die Prophezeiungen selbst waren, die Scaliger so gegen Nostradamus aufbrachten, sondern viel mehr die Tatsache, dass Nostradamus in seinen Büchern (versteckt zwar, dennoch erkennbar) Dinge ausplauderte, die er in den Archiven Scaligers entdeckt hatte, z. B. die geheime Zahl 4713 – ein gefährliches Spiel mit dem Feuer ...

Falsche Bibelzahlen und das verdrehte Geheimnis ... Nostradamus gibt diese Zahl nach einer Auflistung von biblischen Daten im Begleitbrief an Henri II. zwar verdreht an, doch hier taucht sie zum ersten Male öffentlich als 4173 auf. Erst Jahre später soll die Zahl in der korrekten Schreibweise 4713 die Kirchenväter ihrer Zeit erschüttern.

Veröffentlicht wurde sie – vermutlich denselben Quellen entnommen – ausgerechnet vom Sohn Scaligers, *Joseph Justus Scaliger*. Eine Zahl, die als „Julianisches Datum“ in die Geschichte einging ...

Joseph J. Scaliger stellt damit nicht nur ein neues Jahr Null vor, welches

am 1. Januar -4713 beginnt, sondern auch eine Berechnungsgrundlage von durchlaufenden Tageszählungen, die heute noch in der Astronomie Anwendung findet.

Er legte einen Schlüssel offen, durch den man die bis zu einem Fixpunkt verflossenen mittleren Sonnentage, Stunden, Minuten und Sekunden in einfachen Dezimalteilen ausdrückt und damit eine mühelose Berechnung von abgelaufenen Zeitintervallen korrekt ermöglicht wird. Dabei werden die ungleichen Längen von Jahren u. Monaten bereits berücksichtigt.

Joseph Justus Scaliger und das Julianische Datum

Scaliger gilt als der Begründer der wissenschaftlichen Chronologie im Abendland. Zahlreiche Quellen aus dem griechisch-römischen, dem babylonischen, ägyptischen, persischen und jüdischen Kulturkreis wertete er aus und brachte sie in eine systematische Ordnung. Unsterblich wurde er jedoch durch die Entwicklung der „Julianischen Periode“. Scaliger entwickelte einen Zyklus 7980 Jahren, der sich aus dem Osterzyklus von $19 \cdot 28$ Jahren (= 532, siehe Dionysius und das Jahr 0, A. d. V.) und dem Zyklus der römischen Indiktion von 15 Jahren ergibt ($532 \cdot 15 = 7980$).

Ausgangspunkt dieser Zählung ist Montag, der 1. 1. -4713 (entspricht 0 JD), das erste Jahr zurückgerechnet, das sowohl als Ausgangspunkt der Osterrechnung wie auch der Indiktion angesehen werden kann. Der letzte Tag dieser Periode ist Sonntag, der 31.



(von links nach rechts) Nostradamus, Julius Scaliger, Joseph Scaliger.



De Arte Cabalastica Johannes Reuchlin.

Dezember 3267 (nach dem Julianischen Kalender, entspricht 2914694 JD).

Die manchmal geäußerte Ansicht, Scaliger habe die Bezeichnung „Julianische Periode“ zu Ehren seines Vaters Julius Cäsar gewählt, ist zwar recht rührend, aber falsch. Scaliger selbst schreibt, der Name stamme davon, dass die Grundlage seines Systems der julianische Kalender bildet. (<http://www.nabkal.de/umrechnung.html>)

Verschleiert wird bis heute, dass beide anhand astrologischer Berechnungen ihre Visionen absicherten. Nostradamus saß nachts auf einem ehernen, dreibeinigen Schemel und „sah“ mittels magischer Methoden die Zukunft; Scaliger hingegen las in Büchern alte Sagen und Geschichten und träumte von einer chronologisch korrekten Vergangenheit. Bewiesen haben beide ihre „Eingebungen“ tagsüber mittels Berechnung der Gestirne. Historische Lücken füllte Scaliger dank gebildeter Helfer durch „Entdeckungen“ alter Werke in europäischen Bibliotheken. Hierzu zählte beispielsweise Isaac Casaubon, der in Paris die Liste der griechischen Olympioniken entdeckte. Sein Sohn Meric Casaubon war der Herausgeber und Denunziant der „True und faithful relation of what passed for many years between Dr. John Dee and some spirits“.

Die Verbindung von Engelsvisionen und Mathematik, die durch die Veröffentlichung seines spirituellen

Tagebuches (durch Casaubon 1659) offenbar wurde, diskreditierte den Menschen und Wissenschaftler Dee für Jahrhunderte. Dennoch ist Dee's Monas-Hieroglyphe ein unsterbliches philosophisches Traktat mit Bezug zu unserem Kalender und dem Jahr „0“.

Er ist der erste, reale (!) 007 (Vorbild für James Bond) und Initiator des britischen Empires. Wie der Phönix stieg sein Name und sein Werk erneut aus der Asche, während die Casaubons nur noch Randnotizen einiger Historiker sind.

Nostradamus ging als Wahrsager und großer Scharlatan in die Geschichte ein, seine Prophezeiungen wurden in viele Sprachen übertragen. Noch heute verkündet jedes neue Kalendermanach seine angeblich treffsicheren Vorhersagen.

Scaliger hingegen, damals einer der berühmtesten Wissenschaftler seiner Zeit, schuf zwar fast im Alleingang die noch heute im wesentlichen gültige, unumstößliche Chronologie anhand älterer, verworrener Überlieferungen. Ansonsten aber ist er der Allgemeinheit entschwunden. Bedenklicher Weise wurden seine komplizierten lateinischen Schriften zur Chronologie nie gänzlich in eine andere Sprache übersetzt, obwohl dies die Voraussetzung für eine jedermann zugängliche Forschung über seine Berechnungen wäre. Scaliger war auch als Gegner tief in die gregorianische Kalenderreform involviert. Er kannte den Text auf der Tafel der 1551 in Rom ausgegrabenen Hippolytstatue, zu der er sich auch komputistisch äußerte. Christoph Däppen glaubt, dass Nostradamus mit Q-8.66 auf die Statue Bezug nimmt und schrieb im Forum von Dr. Gabowitsch: „*Er hätte damit ein zeitgenössisches Ereignis mit tiefgründigen chronologischen Bezügen verarbeiten können.*“

Das Kirchenlexikon vermerkt: „*In anderen Punkten war aber Scaliger im Irrtum. So hatte er in seinem ersten chronologischen Werk den eben vorgeschlagenen und in mehreren Ländern bereits eingeführten Gregorianischen Kalender mit fragwürdigen Argumenten verworfen und kurz nach seinem Amtsantritt in Leiden die ‚Quadratur des Kreises‘ (1,2732! A. d. V.), die er gefunden zu haben glaubte, nachzuweisen versucht; gegen beides trat der Mathematiker Christoph Clavius, der an der Gregorianischen Kalenderreform maßgeblich*



Rechts: Johannes Reuchlin (22.02.1455 - 19.04.1560)

beteiligt war, mit triftigen Gründen auf Dionysius Petavius konnte die Chronologie Scaligers in vielen Punkten verbessern.“ (www.bautz.de/bbkl)

Dionysius Petavius wird von einigen Geschichtskritikern, z. B. von Dr. Pfister verdächtigt, der Namensgeber von Dionysius Exiguus zu sein.

Damit hätten wir zwei der Täter eingekreist! Der Bamberger Jesuit und Topmathematiker Christoph Clavius widerlegt Versuche von Scaliger zur Quadratur des Kreises. Scaliger wollte mit hoher Wahrscheinlichkeit die 4 : Pi-Einteilung des gregorianischen Kalenders angreifen, verändern oder verbessern. Hierzu versuchte er sich auch an der Unmöglichkeit, dies mit Lineal und Zirkel zu bewerkstelligen.

Zudem operierte Scaliger mit einem Startjahr „0“, dem Jahr -4713. Der 1. 1. fällt, was von ihm zweifellos intendiert wurde, auf einen Montag!

Clavius hat ziemlich sicher die hier ausgeführten Berechnungen und Fixierungen der Jahresfeste unseres Kalenders maßgeblich mitgestaltet. Es sei auch erwähnt, dass die Kalenderreform im deutsch-römischen Kaiserreich vorwiegend von deutschen Jesuiten und Mathematikern ausgearbeitet wurde. Es waren auch meist deutsche Mathematiker aus dem protestantischen Lager, die dagegen hielten. Noch heute hierzu sehr informativ: Johannes Kepler, Ein Gespräch von der Reformation des alten Calenders (1613[unpublished]) [Joannis Kepleri Opera Omnia, vol. 4 (1863), p. 37 <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k949577/f44>].

So ist die Welt. Da wollen noch



Philipp Melanchthon
(16.02.1497 - 19.04.1560).

immer Unzählige den Geheimcode des „Wahrsagers“ Nostradamus entdecken, als ob einer die Zukunft kennen würde; kaum einer aber interessiert sich für den gelehrten Wissenschaftler Scaliger und seinen eigentlich offen in lateinischer Sprache geschriebenen, unübersetzt leider dennoch kryptischen Code unserer Vergangenheit, weil die eifersüchtige Geschichtswissenschaft nicht will, dass man ihr in die Bücher schaut. Vielleicht können wir Nostradamus auch rehabilitieren: Nämlich dann, wenn Christoph Däppen Recht hat mit seiner in „Nostradamus und Das Rätsel der Weltzeitalter“ geäußerten Theorie, dass er wie Scaliger zwar „Geschichte“ schrieb, aber keine Prophezeiungen. Und vielleicht ist seine Chronologie und Geschichte „wahrer“, als die von Scaliger und Petavius. Schreibt er doch in dem oft gedruckten Brief an seinen Sohn Cäsar: „Gleichwohl kann es auch in der Gegenwart Menschen geben, durch die Gott der Schöpfer, in bildhaften Impressionen einige Geheimnisse der Zukunft enthüllen will. Sie sind im Einklang mit der berechenbaren Astrologie, wie auch die in der Vergangenheit.“ Großspurig behauptet er von sich: „*Possum non errare, falli, decipi*“. (Ich kann mich nicht irren, noch täuschen, noch getäuscht werden).

Doch kehren wir nun wieder zurück zu unseren Betrachtungen zu Allerheiligen und Allerseelen, dem 1. 11. und 2. 11.: Allerseelen, 1 Tag nach Allerheiligen – Hochfest.

„Jährliche Gedenktage für alle Verstorbenen (Sammelfest) gibt es in der

Westkirche seit dem frühen Mittelalter, meist nach der Osterzeit, z. B. am Pfingstmontag oder am Montag nach dem Dreifaltigkeitssonntag. Tendenziell gibt es eine - allerdings nicht allgemeingültige - Verbindung zwischen Ostern und dem Totengedächtnis. Papst Johannes XXIII. (1958 - 1963) hat noch von Ostern als dem „Fest aller Toten“ gesprochen. Seit dem 9. Jahrhundert, befördert durch Cluny, setzt die Verlagerung des Gedenktages auf den 2. November, den Tag nach Allerheiligen, ein. Nach altem Volksglauben, der auch in evangelischen Gebieten verbreitet war, stiegen die armen Seelen an diesem Tag aus dem Fegefeuer zur Erde auf und ruhten für kurze Zeit von ihren Qualen aus. An manchen Orten finden feierliche Prozessionen der Gläubigen auf den Friedhof statt, wobei auch die Priestergräber besucht werden. Der Kirchenchor intoniert auf dem Friedhof das ‚Dies irae, dies illae‘. (Totenmesse, Hymnus für das Jüngste Gericht, den Tag des Zorns A. d. V.) Mit dem Allerheiligentag endete in früheren Jahrhunderten das alte Wirtschaftsjahr. Das Neue begann mit Martini.“ (www.festjahr.de)

Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne ...

Martini ist am 11. 11., was möglicherweise bedeutet, dass vom 1. 11. bis 11. 11. die fehlenden elf Tage des 354-tägigen Mondjahres geschaltet wurden!

1111 ist der Gottes-Tetraeder mit der daraus abgeleiteten Trinitätslehre. In Markus 13:53 wird Jesus durch den „Herrn des Hauses“ symbolisiert, griechisch *kurios oikias* = 1111, auf Sanskrit *devanam devas* = 1111 (der Gott der Götter) und *aryastangiko margas* = 1111 (edler achteckiger Weg). St. Martin (11. 11.) steht in der Nachfolge von Jesus und Mithras (s. a. Christian Lindtner – Geheimnisse um Jesus Christus).

Manche meinen, dass selbst Luthers Lebensdaten kabbalistisch konstruiert seien. Ursprünglicher hieß er Luder. Das Luder ist der Köder des Jägers, bei Luther symbolisch seine Mission. Er schlägt 95 Thesen an die Kirchentür von Wittenberg, die mit der 95-jährigen Mondtafel des Dionysius korrespondieren könnten. Dies geschieht, glaubt man der auf Philipp Melanchthon zurückgehenden Überlieferung, angeblich am 31. 10. 1517, dem Tag vor Allerheiligen, dem Tag des Zorns, an dem das *Dies Irae* intoniert wird. In dieser Nacht



Rechts: Martin Luther
(10.11.1483 - 18.02.1546)

so sagt man, treffen die im Fegefeuer weilenden Toten die Lebenden und die katholischen Geistlichen predigten im Auftrag Roms, wie unerträglich heiß es für die Sünder an diesem unwirtlichen Orte sei. Die geschürte Angst nutzte die Kirche zur eigenen Finanzierung sträflich aus: „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt“. Genau ein Jahr vor dem Thesenanschlag in Wittenberg predigte Luther erstmals öffentlich dagegen. Der beste Tag also, um gegen den Ablasshandel zu wettern!

Melanchthon stammt aus Bretten. Im Kloster Maulbronn wurde schon zu Zeiten Fausts, der nur wenige Kilometer von Bretten entfernt in Knittlingen das Licht der Welt erblickte, Kabbala, Magie und Alchemie im geheimen Freundeskreis praktiziert. Man fragt sich, woher die Bücher kamen. Der bekannteste christliche Kabbalist damals war Melanchthons Verwandter, Freund und Mentor Johannes Reuchlin aus Pforzheim. Heidelberg, Stuttgart und Tübingen waren Horte der Magier, Mathematiker, Komputisten und Chronologen des 15. und 16. Jahrhunderts.

Im Auftrag des Heidelberger Kurfürsten Friedrich V. wurde hundert Jahre später, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, der Plan zur allgemeinen Reformation im rosenkreuzerischen Sinne ausgearbeitet, der bedauerlicherweise zum 30-jährigen Krieg führte.

(Lesen Sie weiter im nächsten SYNESIS-Magazin) ■

Lokaltermin

Themenbereich: Vorgeschichte

Besuch bei Neandertalers

Eine unserer schönsten Flusslandschaften in Deutschland ist das Altmühltal. Kein Wunder, dass unsere Vorfahren hier gesiedelt haben. Wir finden Burgen aus dem Mittelalter, keltische Siedlungsreste und römische Befestigungsanlagen, aber auch viel weiter zurückliegende Spuren aus der Steinzeit. In Höhlen und auf den Hochflächen fand man Werkzeuge aus der Zeit der Neandertaler. Neandertaler? Ist das realistisch? Darum geht es heute in unserem Lokaltermin.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Man fand keine Knochen oder menschliche Überreste des Neandertalers im Altmühltal und der Umgebung. Man schließt nur von den Steinwerkzeugen auf seine Anwesenheit. Aber kann man die Steinwerkzeuge, die als Beweis dienen sollen, dieser Spezies zuordnen? Das Problem ist, dass alles, was über Neandertaler gemeinhin verbreitet wurde, falsch ist. Es wurden an verschiedenen Stellen in Europa, Vorderasien und Nordafrika eine Reihe von Knochen und Zähne gefunden. Es gibt aber keine Hautreste, keine Kleidungsreste, keine Holzgerätschaften, keine Schriftzeichen und Höhlenzeichnungen. Alles was über den Neandertaler gesagt und geschrieben wurde, sind Rekonstruktionen aus ein paar Knochen und Zähnen.

Die Steinwerkzeuge, mit denen man die Existenz der Neandertaler im Altmühltal definiert, stammen nicht nur aus Höhlen, sondern auch von den Hochebenen oberhalb der Altmühl. Hier gab es eine regelrechte Werkzeugindustrie. In diesen Werkstätten wurden große Mengen arttypischer Steinwerkzeuge gefertigt, die man sogar heute noch suchen und finden kann.

Für den etwas Geübten sind die bearbeiteten Steine von den einfachen Bruchsteinen gut zu unterscheiden. Es ergaben sich charakteristische, flach gewölbte Bruchstücke durch den Schlag Stein auf Stein, mit



Bild 1: Neandertaler Steinwerkzeuge



Bild 2: Neandertalerhöhle neben der Pension Felsenhäusl

dunkler Patina auf den Bruchflächen. Alle Neandertaler-Artefakte sind durch einen sog. harten Schlag Stein auf Stein entstanden. Das ist typisch für Werkzeuge dieser Menschen. Für den geschulten Archäologen gibt es daher keinerlei Zweifel, dass bei bestimmten Bruchfiguren eine menschliche Bearbeitung vorliegt und nicht etwa ein Frostbruch. Für das Alter entscheidend ist dann die Patina.

Die Neandertaler-Werkzeuge erscheinen relativ primitiv. Zwischen den Werkzeugen des Neandertalers und dem einige hunderttausend Jahre früher lebenden Homo Erectus ist kein großer technischer Fortschritt zu erkennen. Dagegen ist jedoch zu den nachfolgenden Kulturen der Jungsteinzeit ein deutlicher Technologiesprung zu sehen. Hier entstehen wesentlich feinere, mehr zweckgebundene und spezi-

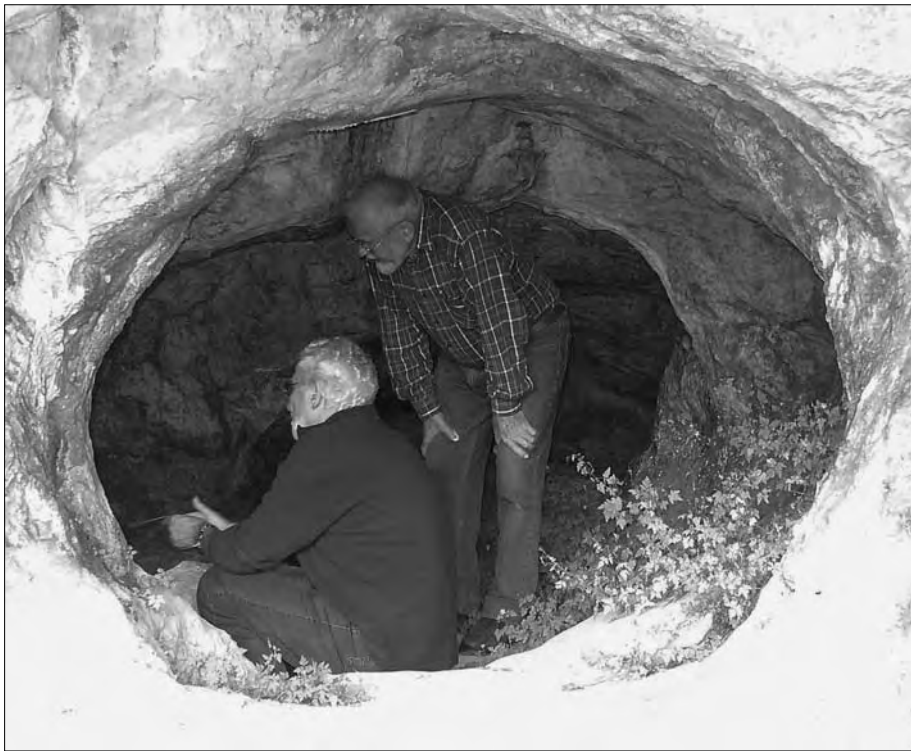


Bild 3: Hermann Schäffer (rechts) in seiner Höhle

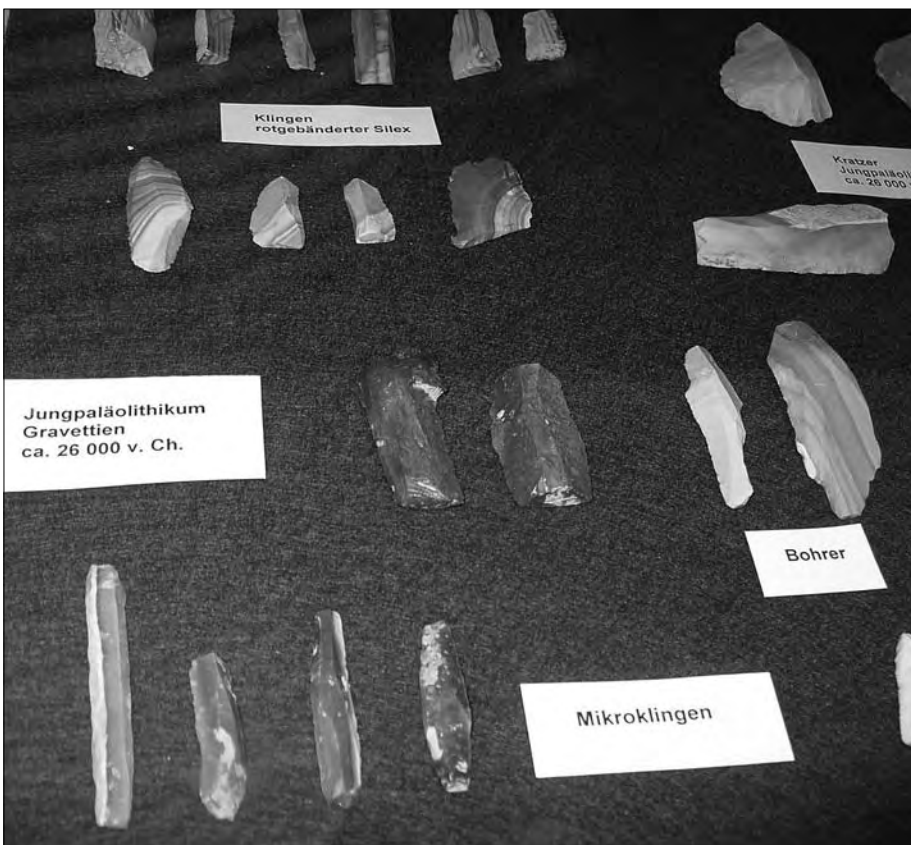


Bild 4: Werkzeuge aus der Neandertaler-Zeit

fisch ausgelegte Werkzeuge und Kultgegenstände.

Der Archäologe kann daher deutlich zwischen Werkzeugen von Neandertalern und späteren Steinzeitkulturen unterscheiden. Das bedeutet für unseren Siedlungsplatz Altmühltal, dass anhand

der Werkzeuge hier Neandertaler nachgewiesen werden konnten.

Der Werkstoff für die Geräte im Altmühltal ist ein ganz spezifisches, hauptsächlich in dieser Gegend anzutreffendes Gestein, das Alemonit. Es kommt dort aufgrund ganz bestimmter

erdgeschichtlicher Vorkommnisse vor. Stichwort Alemonit:

Alemonit ist eine Sammelbezeichnung für Kieselgesteine in unterschiedlicher Ausbildung. Das Gestein entstand durch vollständige nachträgliche Einkieselung von ursprünglich vorhandenen Sand-, Kalk- oder Mergelschichten. Die Einkieselung erfolgte durch Kieselsäurelösungen aus der Atmosphäre als Folge eines Meteoriteneinschlages. Man nimmt an, dass unsere Erde vor ca. 14 Mio Jahren mit kosmischer Masse kollidierte. Die Einschlagzone erstreckt sich in Ost-West Richtung von Ostfrankreich bis in die Ukraine auf einer Breite von ca. 300 km. Im Kernbereich von Württemberg bis Mähren ging ein Schwarm fester Meteoriten aus Stein und Eisen nieder. Einer der Einschlagkrater ist heute noch zu erkennen, das Nördlinger Ries. Ein Teil der Meteoriten schmolzen in der Atmosphäre und erreichen den Erdboden als extrem heiße Kieselsäurelösung. Diese Lösung imprägnierte bis in viele Meter Tiefe das Oberflächengestein. Das Gestein wurde dabei zertrümmert, aufgewirbelt, geschmolzen, vermischt und durch die Kieselsäure gebunden. Das wurde unser Alemonit. Der Name stammt von Alemona, dem früheren Namen der Altmühl. Hier wurde es zum ersten Mal definiert.

Die Entstehung des Gesteins ist Ursache für die harte aber zähe Struktur. Der Stein bricht unregelmäßig. Die Schlägeinwirkung lässt sich nicht vorausbestimmen. Es sind daher nur einfache Schlagtechniken anwendbar.

Man sollte daher den Neandertalern, die diesen Stein benutzten, nicht vorwerfen, dass sie es nicht besser konnten. Der Stein gibt einfach nicht mehr her.

Nun müssen wir einmal den Zeitrahmen abschätzen, den die Neandertaler im Altmühltal siedelten. Das Ende der Neandertaler lässt sich aus zwei Faktoren abschätzen, der Patinierung der gefundenen Werkzeuge und der Ablagerung des Lösses, in der die Teile festgehalten wurden. Danach war das Ende noch vor dem Höhepunkt der letzten Eiszeit, der Würm Vereisung. Das Maximum dauerte in den Alpen ca. 8000 Jahre, von ca. -27000 bis -15000.

Wie kommt man darauf, dass die Neandertaler früher verschwanden?

Im Maximum der Würm Eiszeit war es in Europa außerordentlich trocken. Weil die Mittelgebirge kaum Vegetation hatten, wurden durch extreme Stürme gewaltige Sand- und Staubmassen aus den sandigen Böden herausgeblasen. Diese Stürme bliesen in Süddeutschland immer aus West. Dadurch lagerten sich

Sand- und Staubteilchen immer in Lee hinter ostwärts gerichteten Erhebungen ab. Daraus wurde nach der Verfestigung das, was wir Löss nennen. Auf der Altmühlalb ist die Schicht 1 – 2 Meter stark.

Gleichzeitig polierten die sandhaltigen Winde jeden festen Untergrund und auch lose Stein, wie z. B. Werkzeuge, die herum lagen. D. h. windpolierte Artefakte, die unter einer Löss-Schicht liegen, müssen vor dem Würm-Maximum gefertigt worden sein. D. h., der Neandertaler musste vor dieser Zeit gelebt haben. Nach dieser Zeit werden keine Neandertaler-Werkzeuge mehr gefunden, sondern nur noch Artefakte des Homo sapiens.

Die Einordnung des Neandertalers in der fernen Vergangenheit ist außerordentlich schwer und reine Vermutung. Man nimmt an, dass er in der Eem-Warmzeit bis zum Beginn der Würm-Vereisung in Süddeutschland lebte. Eem ist die Zeit zwischen Riss- und Würmeiszeit.

Der Neandertaler ist daher ein Warmzeitmensch, der von Pflanzen und Tieren einer typischen Warmzone lebte. Man muss ihn als Sammler von Pflanzen, Wurzeln, Beeren, Honig, Kleingetier und Eiern sehen. Es gibt keinen Beweis dafür, dass er gejagt hat. Unter den Werkzeugen sind keine Jagdwaffen gefunden worden. Vielmehr besteht die Wahrscheinlichkeit, dass er auch von Aas gelebt hat. Es ist noch nicht einmal nachgewiesen, ob er Feuer verwendete. Über viele tausend Jahre konnte er in dieser Überflussnatur gut leben. Dann kam ein sehr langsamer Übergang in ein kälteres Klima. Die Eiszeit setzte nicht spontan ein. Es fand ein sehr langsamer Übergang statt, in dem sich die Pflanzen- und Tierwelt änderte. Der Neandertaler konnte ausweichen. Man könnte annehmen, dass er allmählich nach Südosten auswich.

Die Bilder eines in Pelz gehüllten Neandertalers, wie er speerbewaffnet vor seiner Wohnhöhle hockt und dem Eis trotz, sind ein absolutes Märchen. Keine menschliche Spezies kann auf Dauer in Höhlen wohnen. Das ist viel zu ungesund. Dass man in Höhlen die meisten Artefakte fand, hat nur damit zu tun, dass sich die Teile hier erhalten haben, im Gegensatz zur offenen Landschaft.

Zurück zu heute zu unserem Altmühltal.

Was gibt es zu sehen:

1. Museum Felsenhäusl bei Essing
2. Das Schulerloch zwischen Kelheim und Essing

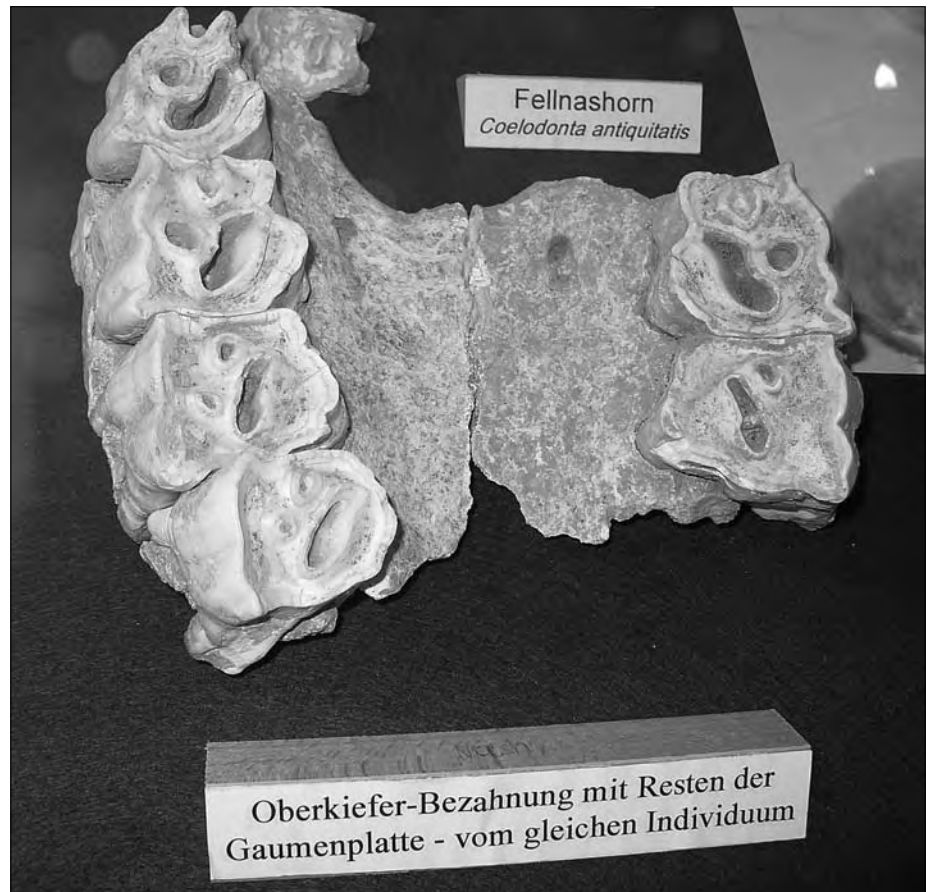


Bild 5: fossiler Nashornoberkieferteil

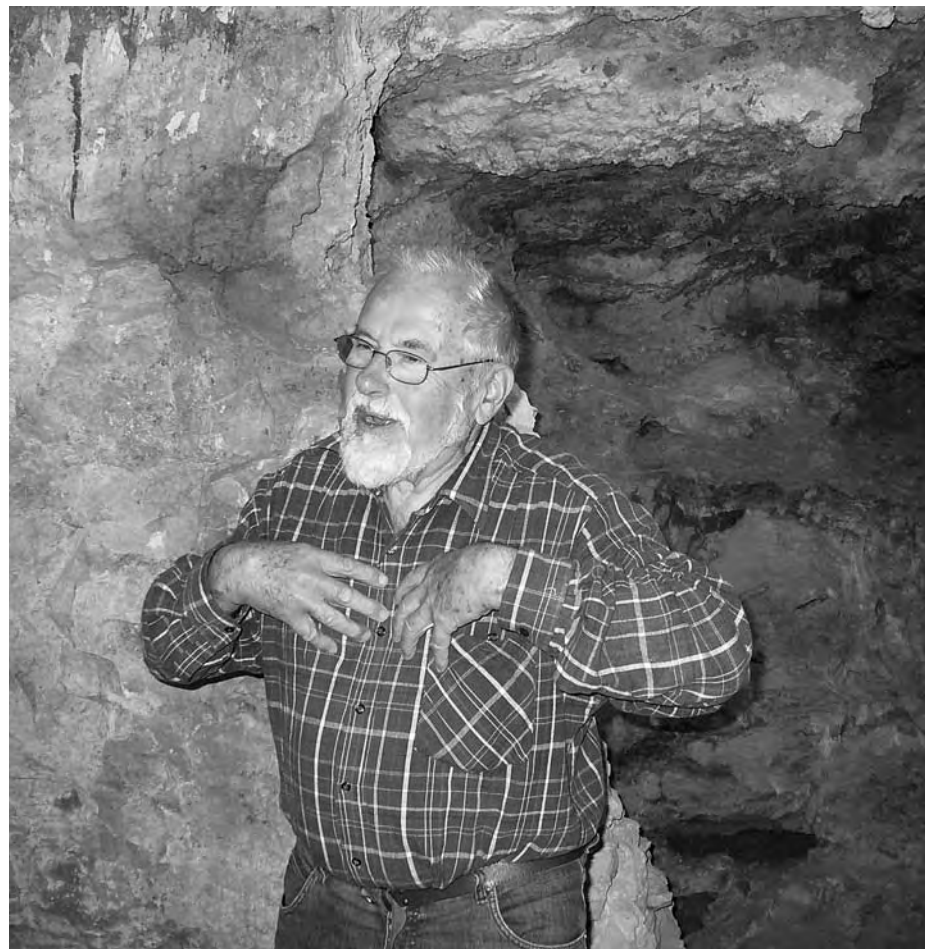


Bild 6: Hermann Schäffer vor der „Höhle des Anstoßes“

3. Die Klausenhöhlen
4. Die Sesselfelsgrotte
5. Die prähistorische Abteilung im Museum in Kelheim

zu 1

Ungefähr 2 km westlich von Essing Richtung Riedenburg liegt das Urgeschichtliche Felsenhäusl-Museum Essing. Es ist gleichzeitig die Frühstückspension Hermann Schäffer. Das Haus liegt malerisch am Fels des Altmühltals. Direkt daneben in der Felswand liegt eine Höhle, die schon in der Neandertalerzeit genutzt wurde.

Die Höhle ist leicht zugänglich, relativ klein und verzweigt. Der Boden ist mit Sand und Geröll bedeckt. Die Höhle ist offiziell registriert und von der Wissenschaft anerkannt.

Allerdings hat Hermann Schäffer Stress mit den Archäologen. Er hat das Sakrileg begangen, selbst in seiner Höhle zu graben. Er hatte die Fundstelle wohl angezeigt, aber nichts passierte. Da hat er eben selbst die Initiative ergriffen. Das hat ihm kein Wohlwollen in Kehlheim und München eingebracht. Auch wollte er die Funde nicht herausgeben. Er befürchtete, die Funde würden in irgendwelchen Kisten im Keller eines Museums verschwinden. Ich denke, damit lag er gar nicht so falsch, wenn man bedenkt, welche Schätze in den Archiven der Wissenschaftler vor sich hin verstauben. Jedenfalls einigte man sich darauf, dass die Funde im Felsenhäusle verbleiben durften, in einem kleinen Museumsraum, den Hermann Schäffer dafür einrichtete. Somit ergibt sich hier für alle Interessierten die Gelegenheit, authentische Fundstücke direkt am Fundort zu beurteilen.

Die Geschichte geht aber noch weiter. Als Hermann Schäffer einen Raum seines Hauses zum Felshang hin erweitern wollte und die Felswand aushöhlte, rutschten aus einem Hohlraum in der Felswand jede Menge fossiler Tierknochen. Offensichtlich war in dem Felsgestein eine Höhlung, in die das Oberflächenwasser fossile Knochen hinein geschwemmt und so bis in unsere Zeit konserviert hatte. Weil Archäologen und Paläontologen sich nicht rührten, hat er den Raum eigenmächtig erweitert. Das brachte ihm weiteren Stress mit den Wissenschaftlern ein.

Die fossilen Tierknochen dieser Höhlung, von Mammut, Nashorn, Riesenhirsch, Wildpferd Rentier und Höhlenhyäne, Begleitfauna unserer Neandertaler sind ebenfalls in seiner Sammlung ausgestellt.

Die fossilen Tierknochen beweisen



Bild 7: Ein besonderer Stalagmit



Bild 8: Freimaurer-Turm über dem Eingang des Schulerloches.

die wechselnde Klimageschichte auf den Höhen über der Altmühl. Zusammen mit den Steinwerkzeugen geben sie ein deutliches Bild der Vorzeit in dieser Region.

Das kleine Museum kann gegen einen geringen Eintrittspreis besichtigt werden.

zu 2

Die Tropfsteinhöhle Schulerloch liegt ca. 4 km westlich von Kehlheim an der Straße nach Riedenburg. An der Straße ist ein großer Parkplatz. Von hier aus geht es zu Fuß den Berg hinauf zu Eingang und Kasse der Tropfsteinhöhle. 1914/15 wurde eine zwei Meter starke Kulturschicht im Eingangsbereich der

Höhle nachgewiesen. Darin fanden sich über zweitausend Steinartefakte mit Bearbeitungs- und Gebrauchsspuren, sodass man von einer Nutzung durch Neandertaler ausgehen konnte. Davon ist vor Ort nichts mehr vorhanden. Die Funde sind in der Prähistorischen Staatssammlung in München.

Aus mehreren Gründen ist der Besuch der Höhle trotzdem sehr interessant. Es ist eine außerordentlich schöne Tropfsteinhöhle.

Natürlich, wie bei solchen Höhlen häufig, gibt es Licht und Klanganimation während der Führungen. Trotzdem, ein Besuch lohnt. Nicht umsonst haben Freimaurer die Höhle als Tempelraum für Zusammenkünfte und Initiati-

onen benutzt. 1828 ließ ein Anton von Schmaus über dem Höhleneingang einen sechseckigen Turm errichten mit den typischen Freimaurer-Symbolen.

Die Höhle wird heute auch für Musikveranstaltungen genutzt, sog. Höhlenkonzerte. Zusammen mit den Lichteffekten und dem Klang in der Höhle ergibt das ein ganz besonderes Musikerlebnis.

zu 3

Die Klausenhöhlen liegen auf der westlichen Seite der Altmühl am Fels- hang.

Man erreicht die Höhlen über aus- geschilderte Wanderwege, wenn man bei Altessing über die Holzbrücke der Altmühl geht.

Bei den Klausenhöhlen handelt es sich quasi um eine „steinzeitliche Eta- genwohnung“. Vier Höhlen liegen am Hang übereinander. In allen vier Hö- len wurden steinzeitliche Funde ge- macht. Die Funde sollen aus der Zeit vor und nach dem Würm-Kältemaximum stammen. Die Artefakte aus der ersten Kältephase können durchaus noch den Neandertalern zugeordnet werden.

zu 4

Die Sesselfeldgrotte ist eine Höhlung in der Felswand im Dorf Essing auf der Höhe der Kirche. Aus dieser Grotte sind bei verschiedenen Ausgrabungen über einhunderttausend Artefakte aus der Neandertalerzeit aber auch jüngerer Kulturen gefunden worden. Leider kann die Höhle nicht besichtigt werden. Die Archäologen arbeiten angeblich noch darin.

zu 5

Viele der Funde werden im Archäo- logischen Museum der Stadt Kelheim, Ledergasse 11 gezeigt. Es wird die Ge- schichte von der Neandertalerzeit bis zu den Kelten und Römern dargestellt.

Von April bis Oktober ist das Muse- um täglich (außer Montag) von 10.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.

So kommen Sie hin:

Nehmen Sie die A 93 Regensburg/ München, Abfahrt Abensberg oder Bad Abach, je nachdem von welcher Richtung Sie kommen.

Fahren Sie nach Kelheim und von dort aus ins Altmühltal Richtung Rie- denburg. Bester Ausgangspunkt für alle Aktivitäten ist Essing.

Empfohlene Karte:

Topografische Karte 1 : 50.000 L 7136, Kelheim (Wilfried Augustin)



Bild 9: Ein keltisches Harfenkonzert im Schulerloch.

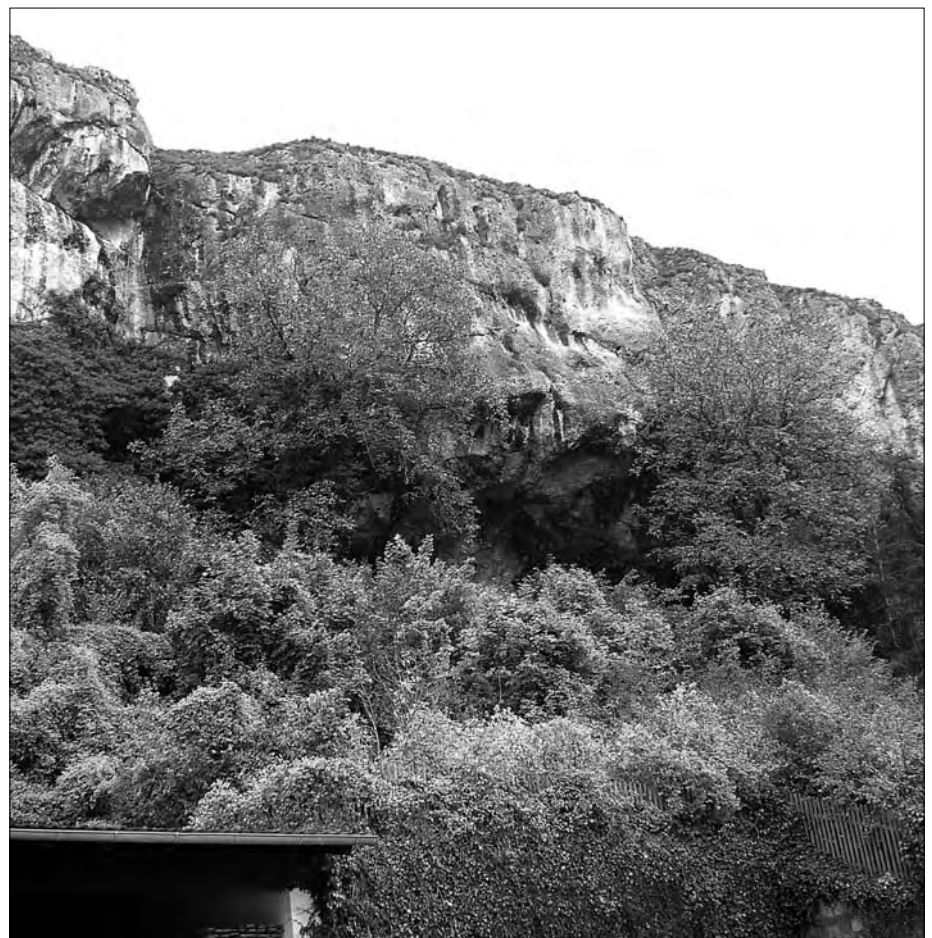


Bild 10: Sesselfeldgrotte in Essing.



Thema Vorgeschichte

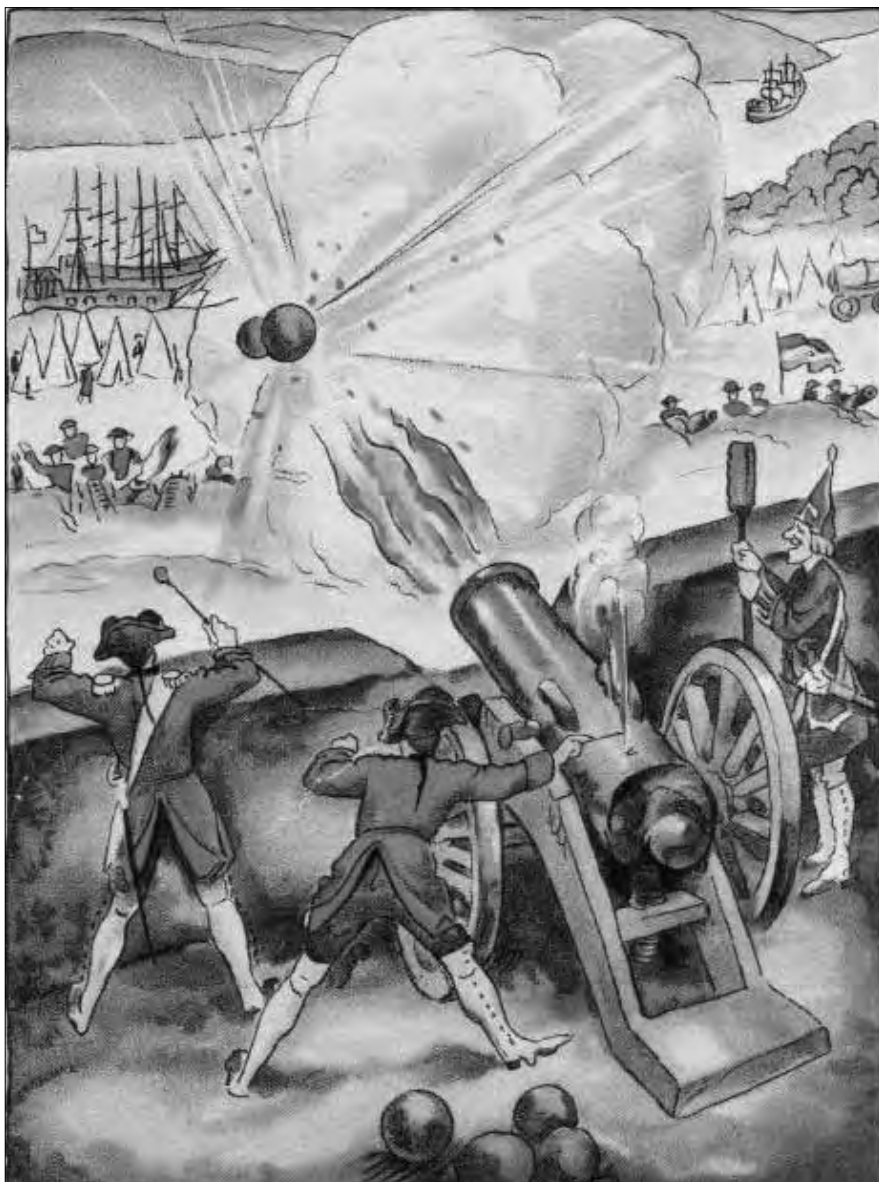
Dipl.-Ing. Peter Brüchmann

Interplanetare Katastrophe und Vorläuferkulturen dürften im Zusammenhang stehen!

Es kann inzwischen keinen Zweifel mehr geben: Die gesamte Menschheitsgeschichte ist von so genannten Vorläuferkulturen geprägt worden, deren eigene Geschichte sich allerdings unserer intensiven, diesbezüglichen Forschungsarbeit entzieht. Hat ausschließlich der von mir festgestellte Durchschlag eines Großmeteoriten oder Asteroiden durch die Erdkruste diesen kollektiven Erinnerungsverlust bewirkt, oder haben wir es mit (einer!) Vorläuferkultur zu tun, deren Langzeitentwicklung (Evolution) gar nicht auf der Erde stattgefunden hat?

Nach den Bemühungen, über einen Zeitraum von nahezu zehn Jahren auf das Interesse der betroffenen Wissenschafts-Fachbereiche und -Medien zu stoßen, möchte ich ein klares Statement wiederholen: Die genau auf das Vorstellungsvermögen der (Erd-) Bevölkerung abgestimmten amtlich-offiziellen Darstellungen der Erd- und Menschheitsgeschichte sind als Gesamtkonzept gegenwärtig (noch) nicht zu erschüttern. Die Bekanntgabe bzw. Meldung meiner langjährigen Beobachtungen der Erdoberfläche aus der Fliegersicht und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen und Konsequenzen sind amtlicherseits nicht aufgegriffen, d. h. ignoriert worden.

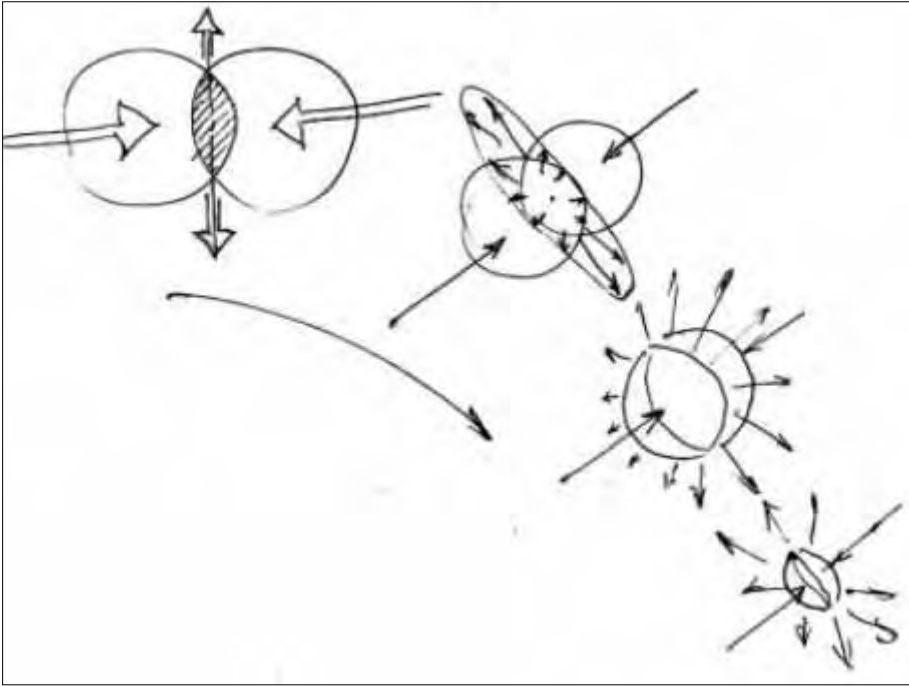
Dennoch: Die alles entscheidenden und nicht widerlegbaren Nachweise einer erst ca. 12.500 Jahre zurückliegenden Kollision unseres Heimatplaneten mit einem schnellen Meteoriten, Asteroiden oder Planetoiden liegen weiterhin überdeutlich und von jedermann überprüfbar vor unser aller Augen. Die verschiedenen, behördlich festgelegten Studienprogramme weisen demgegenüber und dessen ungeachtet jedem frischgebackenen Naturwissenschaftler weitgehend kanalisierte Aufgaben zu, die dieser



Fragwürdig wäre das Materialverhalten, wenn zwei gleich große und gleich schwere eiserne Kanonenkugeln mit Geschossgeschwindigkeit direkt aufeinanderprallen würden, wie es in den Anekdoten des Barons von Münchhausen so „glaubhaft“ erzählt wird. Das lustige Bild aus einem alten Knabenbuch trifft unbeabsichtigt genau unsere Betrachtungen.

im Sinne eines hippokratischen Eides während seiner Berufsjahre zu vertreten und ggf. konsequent zu verteidigen hat. Neue Erkenntnisse werden nach Möglichkeit in das bisherige Schema eingepasst. Zwei aktuelle Beispiele verdeutlichen diese Methode.

Beispiel 1: Das sehr anspruchsvoll aufgemachte Magazin GEOkompakt Nr. 8 veröffentlichte Ende 2006 mehrere Fachbeiträge, in denen über inzwischen in reichlichen Mengen aufgefundene organische Dinosaurier-Knochensubstanz berichtet wird, de-



Wenn zwei etwa gleich große und gleich schwere „Himmelskugeln“ aus zudem noch gleichen oder ähnlichen felsigen, steinigen, amorphen oder flüssigen Substanzen aufeinanderstoßen, dann zerlegt die innewohnende Aufprall-Energie durch Umwandlung in eine Verformungsarbeit beide Körper in unzählige Bruchstücke bzw. sich sofort zur Kugelform zusammenballende Materie-Klumpen (bis zur Trabantengröße!).



Margot Brüchmann betrachtet das Ufer des Connecticut-River bei Holyoke in Massachusetts, USA, der weiter nach Süden in Richtung der Stadt Hartford fließt.

ren Überdauern von (angeblichen) 65 Millionen Jahren jedoch tatsächlich allen Regeln der Biochemie widerspricht. Es wird sogar ein Ereignis zitiert, in dessen Verlauf ein Wissenschaftler im Labor die noch vorhandene Elastizität dieser Knochen nachgewiesen hat.

Beispiel 2: Das Hamburger Abendblatt veröffentlichte am 16. April 2007 auf der Seite 22 der Rubrik „Wissen“ eine Meldung, die besagt, dass die heutigen Vögel doch nicht von den Di-

nosauriern abstammen. Dabei wird beiläufig erklärt, dass die hierfür herangezogenen Fragmente des Proteins Kollagen aus dem 68 Millionen Jahre alten Schenkelknochen eines Tyrannosaurus Rex entnommen worden sind. Anstatt sich an die gerade genannten Gesetze der Biologie zu erinnern, nach denen für organische (Riesemolekül-) Verbindungen grundsätzlich nur über einen sehr begrenzten Zeitraum ein Zusammenhalt nachweisbar ist, zitiert

das Abendblatt die völlig unlogische Aussage: *Bislang sei nicht bekannt gewesen, dass organische Gewebe so lange Zeiträume überstehen können.*

Demnach sichert man sich innerhalb der etablierten Kreise stets untereinander ab. Zweifel an der bisher vertretenen Darstellung unseres Weltbildes werden sofort unterdrückt. Das wichtigste Rüstzeug nahezu aller Fachbereiche ist dabei die überwältigende Datenfülle (der „Lagerbestand“), mit deren Rezitation ein Insider praktisch jeden Laien (aber auch einen Vertreter etwaiger „fremder“ Fachbereiche!) nach Belieben außer Kraft setzen kann. Seit den Anfängen der planmäßigen Wissenschaft stützt man sich auf dieses Fachwissen, dessen Basis die über Generationen gesammelten Auflistungen aller in dem jeweiligen Fachbereich vorkommenden Objekte und deren Zusammengehörigkeit bildet. Geologen und Paläontologen stützen bzw. sichern sich untereinander ab. Sie sind bislang nicht dazu zu bewegen gewesen, meine vorgelegten Beobachtungen wenigstens anzudenken. Diese mehr als merkwürdige Befangenheit lässt auf eine Art Mafia schließen, die den Einsturz des baufälligen, so genannten „Elfenbeinturmes“ unter allen Umständen zu verhindern sucht. Bisher mit Erfolg, - insbesondere, weil auch die freien Fach-Journalisten und die bis in die Lokalbereiche verzweigten Wissenschaftsredaktionen unter diesem Zwang stehen. Diese Situation lässt sich weder bezweifeln, noch (gegenwärtig) beeinflussen.

Dementsprechend werden die von mir geltend gemachten überaus sensationellen Katastrophenfolgen einfach ignoriert, obwohl sich erweist, dass die gesamte Erdgeschichte völlig anders verlaufen ist, als uns durch die amtlichen Lehrpläne vermittelt wird. **Die vermuteten astronomischen Zeiträume schrumpfen auf Kurzzeit-Ereignisse zusammen, die mit elementarer Gewalt abgelaufen sind und unsere Erde, zumindest unsere Biosphäre, vor erst kurzer Zeit geprägt haben. Die Spuren sind nicht zu übersehen. Sie liegen uns noch heute nahezu unverändert vor - so, als hätten die Vorgänge erst gestern stattgefunden!**

Wir hatten in meinen früheren SYNESIS-Beiträgen erfahren, dass die Erdkruste von einem Fremdkörper

voll durchschlagen worden ist. Der Fremdkörper drang in die mehrere hundert Kilometer dicke glutflüssige Asthenosphäre ein, die den Druckstoß unter der festen Erdkruste verteilte. Die spröde Erdkruste ist von unten im Sinne eines globalen Hydraulikvorganges angehoben worden und geplatzt. Eine Betrachtung der Erdoberfläche zeigt deutlich die damals geplatzen Gebiete und lässt klar erkennen, wo das zähflüssige Material der Asthenosphäre zu den heute noch unverändert daliegenden Gebirgen aufgestiegen ist. Die irdische Landschaft wurde überall dort zerspült, wo sie vor dem Einschlag von ozeanischem Wasser oder von Binnengewässern bedeckt war, das von der aufsteigenden Erdkruste abfloss. Die Felsengebirge durchstießen die bis dahin flachen Kontinente und erstarrten beim Durchstoßen dieses aufliegenden (Flach-) Wassers. Das Wasser floss spontan in die umgebenden Ebenen zurück, erzeugte primär die Urstromtäler und zerspülte die Gebirgsflanken zu völlig identischen Formen, die tatsächlich bis heute unverändert daliegen! Das heißflüssige Magma verdampfte das bis dahin auf den flachen Kontinenten stehende ozeanische Wasser in unvorstellbaren Mengen. Das von der Erde geschluckte Volumen des Einschlagkörpers verursachte eine signifikante Vergrößerung der Erdoberfläche und damit auch eine Verdünnung der Luftkugel. Mit dieser Erkenntnis sind meine früheren Denkansätze zu einem Luftdruckverlust realistisch übersteuert.

Die Dinosaurier überlebten diesen Druckverlust nicht. Wir wissen, dass selbst in unseren „geregelten“ Tagen ein nur ganz geringer Druckabfall (Tiefdruck) fürchterliche Regen- und Flutkatastrophen auslösen kann. Die Atmosphäre füllte sich damals, unmittelbar nach dem Einschlag, mit einer undurchdringlichen Wolkendecke (bis an den Erdboden?) und kühlte ab, sodass das aufgenommene Wasser wieder herauskondensierte. Die Vorgänge sind ohne Ausnahme geophysikalisch darstellbar.

Bevor sich die Erde von dem Unfall-Ereignis erholte, regneten die Wassermassen als „Sintflut“ wieder herunter und zerspülten über längere Zeit sekundär weitere Landschaften. Sämtliche damals primär oder sekundär entstan-



Vermutlich besteht hier das gesamte Flussbett aus einem heute felsig-harten Schichtgestein, das unmittelbar nach der spontanen Bildung des Urstromtales infolge des sich ebenso rasch wieder verringernenden Wasserstandes zur Flussmitte eingesunken ist. Heute liegen die Uferbereiche frei zutage. Sie enthalten die Dinosaurier-Trittsiegel mindestens zweier Tiere, die augenscheinlich bei der Katastrophe unter genau 90 Grad vor dem Wasser geflüchtet sind.



Das Connecticut-Ufer in nördlicher Richtung. Auf Mitte des linken Bildrandes erkennt man die Bahntrasse der im nächsten Foto gezeigten Eisenbahnlinie.



Wie in den meisten Flusstälern in Amerika wurde auch hier wegen des horizontalen Verlaufes eine Eisenbahn verlegt. Bei Holyoke trennt sie gerade die Fundstelle vom Ufer. Man darf wohl davon ausgehen, dass zum Zeitpunkt des Streckenbaues wichtige Relikte achtilos zerstört oder mit Abraum zugedeckt worden sind.



Peter Brüchmann im Juni 2008 an der Fundstelle, auf die ein Hinweisschild direkt neben der Straße aufmerksam macht. Weil diese Zugänglich-Machung noch ziemlich frisch ist, darf bezweifelt werden, dass die wertvollen Relikte noch lange erhalten bleiben.



Diese Hinweistafel enthält den unbeabsichtigt formulierten Beweis, dass die Relikte keinesfalls seit 65 Millionen Jahren an der freien Gesteinsoberfläche liegen können. Eine Übersetzung dürfte sich erübrigen.

denen Urstromtäler haben ihre Gestalt bis heute nicht verändert! **Sämtliche heute gefundenen Dinosaurier sind damals eingespülte, d. h. ausschließlich verunglückte Exemplare!** Man hätte keine Relikte finden können, wenn diese nicht gewaltsam konserviert worden wären!

Inzwischen kann ich die vielfältigen Untersuchungen und Veröffentlichungen unseres Mitgliedes Herrn Dr. Dr. H.-J. Zillmer anhand ständiger eigener „Vor-Ort-Forschungen“ vertiefen: Anfang Juni 2008 besuchte ich

mit meiner Frau eine Fundstelle am Connecticut River in Massachusetts, USA, die schon seit längerer Zeit bekannt ist und versteinerte Dinosaurier-Trittsiegel aufweist. Der Ort heißt Holyoke. Die Fährten liegen in einer leicht zum Flussbett geneigten, massiven Steinplatte, die eine Schichtung aufweist. Einige Abdrücke sind bestens zu erkennen. Weil sie trotz der grundsätzlich erosionsempfindlichen Gesteins-Schichtung noch so gut erhalten sind, sind zwei grobe Alterszuweisungen möglich:

1. Sie können vielleicht einige tausend Jahre (12.500?) alt sein, oder
2. sie waren zunächst von weiteren Gesteinsschichten (Sedimenten) bedeckt, die im Laufe längerer Zeiträume verschwunden sind.

Aber! Wie schon Dr. Zillmer am Paluxy River haben auch wir im unmittelbaren Umfeld der Dinosaurier-Trittsiegel die Abdrücke menschlicher Füße, vermutlich sogar von Schuhwerk, gefunden. Auf diese Relikte ist bisher noch niemand aufmerksam geworden. Fazit: Selbst wenn Fall 2 angewendet werden müsste, liegt der Entstehungszeitpunkt innerhalb der Existenzperiode von Menschen, die doch eher vor 12.500, sicher aber nicht vor 65 Millionen Jahren eine noch nicht ausgehärtete Gesteinsschicht mit schützendem Schuhwerk überquerten. Häufig erfolgen die wichtigsten Informationen unbemerkt und werden dementsprechend wissenschaftlich übersehen. So wird hier am Ort darum gebeten, keine Gips- oder Silikon-Abgüsse von den Trittsiegeln zu nehmen, weil das Gestein brüchig sei. Erich von Däniken würde sagen: „*Oh heilige Einfalt, und so etwas soll 65 Millionen Jahre überdauern haben?*“ Damit hätte er den Nagel auf den Kopf getroffen.

In höheren Breiten und in den Hochlagen der Gebirge entstand gleichzeitig mit der Sintflut die „Eiszeit“. Die Dicke der Eispanzer belegt unwiderrufflich ein unentwegtes Abschneien oder Hageln über längere Zeiträume. Nach der „Läuterung“ der Atmosphäre begann dieses Eis wieder abzuschmelzen. Es schmilzt seitdem kontinuierlich bis in unsere Tage und bewirkt eine zwangsläufige und unvermeidbare Klima-Erwärmung. Auch hier wird die zeitliche Nähe des vermutlich einmaligen interplanetaren Ereignisses offensichtlich. Wir leben in genau dieser Periode des Ausklings dieser Vorgänge.

Der „Durchschlag“ der Erdkruste war, wie schon berichtet, im gesamten Sonnensystem kein Einzelfall. Nach einer intensiven „Inspektion“ der mir zugänglichen Oberflächenfotos aller Planeten- und Trabanten ist nur *eine* Schlussfolgerung zu ziehen: Es hat in unserem Planetensystem einen noch nicht lange zurückliegenden „interpla-

netaren“ Unfall gegeben, bei dem zwei Himmelskörper sich durch einen Frontalaufprall völlig zerlegt haben müssen. Alles in allem lässt sich im gesamten Sonnensystem eine „Trümmerlandschaft“ erkennen, die jeder bisherigen wissenschaftlichen Interpretation widerspricht! Sämtliche Planeten haben die Bruchstücke eines explodierten oder kollidierten Planeten eingefangen. Auch die sich zunächst aus diesen Trümmern zusammenballenden und von den äußeren Planeten eingefangenen Monde wurden sekundär von kleineren, zeitlich nachfolgenden Partikeln bombardiert.

Eine kurze Betrachtung des offiziell mit Geringschätzung bewerteten Planetoidengürtels dürfte die erforderlichen Denkanstöße vertiefen. Dabei basieren die Überlegungen auf den aktuellen (offiziellen) astronomischen Beobachtungen, die mit einfachen physikalisch-technischen Argumenten ausgewertet werden können. Eine nukleare Explosion des neunten Planeten hätte nicht zwingend zu einer Zerlegung in unzählige Kleinstteile führen müssen. Aus der (gegenwärtig feststellbaren) Trümmerverteilung lässt sich dagegen schließen, dass nur ein Frontal-Zusammenstoß von zwei gleich großen oder nahezu gleich großen Massen, die senkrecht aufeinandergeprallt sind, eine derartige Zerstörung verursacht haben kann, wie sie im gesamten Planetensystem feststellbar ist!

Beide Massen lassen deutlich erkennen, dass sich die Kollisionspartner aus Bestandteilen der felsigen, also „inneren“ Planeten zusammensetzten. Dieser Rückschluss ist deshalb legitim, weil die hinterlassenen Rückstände unbestreitbar identische Einschlagstrümmer auf allen Planeten und (sekundär) deren Trabanten hinterlassen haben. Der eigentliche Zusammenprall lässt sich ingenieurtechnisch analysieren. Bekannt ist der Impuls beim Billardspiel, dessen Kugeln sich ja nicht zerlegen. Fragwürdig wäre das Materialverhalten, wenn zwei gleich große und gleich schwere eiserne Kanonenkugeln mit Geschwindigkeit direkt aufeinanderprallen würden, wie es in den Anekdoten des Barons von Münchhausen so „glaubhaft“ erzählt wird. Das lustige Bild aus einem alten Knabenbuch auf der ersten Seite des



Hier ist die geringe Größe der Fundstelle gut zu erkennen. Auf diesem Gestein kann jeder Besucher nach Belieben herumtrampeln, weil man noch nicht einmal eine Einzäunung vorgenommen hat.

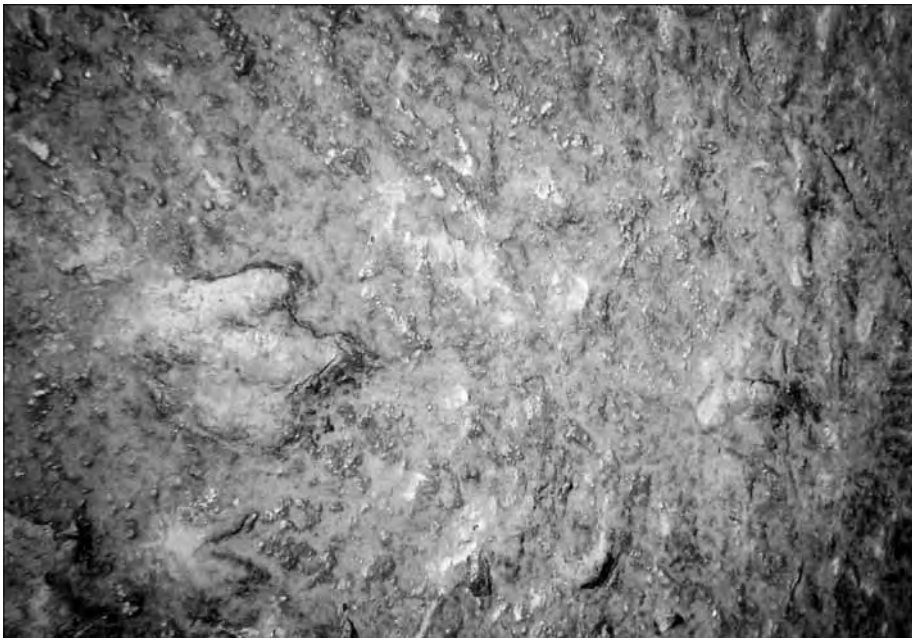


Besonders der Abdruck rechts im Bild zeichnet sich infolge der nahezu senkrecht stehenden Sonne nicht sehr plastisch ab. Auch die Fahrte direkt vor Peter Brüchmann ist dadurch nicht so gut herausgekommen. Der Saurier hatte schätzungsweise die doppelte Größe eines Kamels unserer Tage.

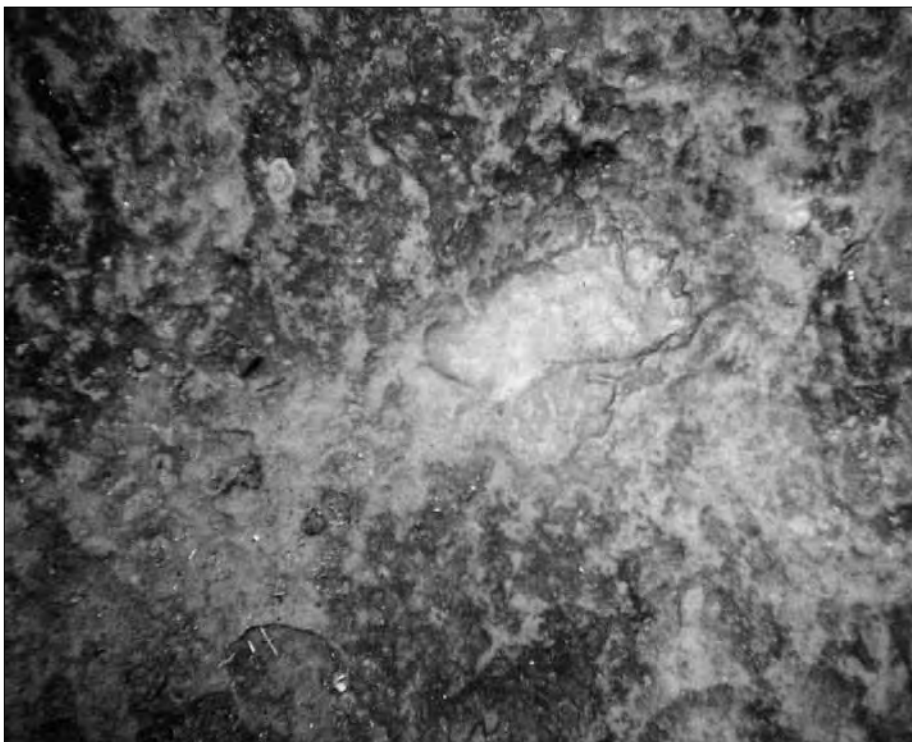
Artikels trifft unbeabsichtigt genau unsere Betrachtungen.

Wenn allerdings zwei etwa gleich große und gleich schwere „Himmelskugeln“ aus zudem noch gleichen oder ähnlichen felsigen, steinigen, amorphen oder flüssigen Substanzen aufeinanderstoßen, dann zerlegt die innewohnende Aufprall-Energie durch Umwandlung in eine Verformungsarbeit beide Körper in unzählige Bruchstücke bzw. sich sofort zur Kugelform zusammenballende Materie-Klumpen (bis

zur Trabantengröße!). Hierzu sagt das Energiesetz, dass die Energie nicht vernichtet, sondern als Impuls auf die Trümmerteile übertragen wird. Diese fliegen im freien Weltraum infolge des Frontalaufpralls genau unter 90 Grad mit großer Geschwindigkeit nach allen Seiten auseinander. Besonders diese Tatsache erklärt, warum sich die Teile des neunten Planeten damals bis zu den großen äußeren Planeten hinausbewegt haben. Die Skizzen veranschaulichen diese unvermeidlichen Gegebenheiten.



Dieser Abdruck ist besser zu erkennen. Man darf annehmen, dass das Tier auf einem plastisch-weichen Untergrund gelaufen ist, der anschließend rasch aushärtete.



Und hier ist der menschliche Fußabdruck. Leider hat der Verfasser nicht daran gedacht, seinen eigenen Fuß zum Vergleich danebenzustellen. Die Länge stimmt genau überein.

Aus den Gesetzmäßigkeiten nach Bode-Titius lässt sich übrigens ableiten, dass der Kollisionspartner nicht aus dem solaren Planetensystem stammen kann/ konnte, denn nach diesem Ordnungssystem kann kein weiterer (zehnter) Planet innerhalb des Uranus vorhanden gewesen sein.

Mit dieser Betrachtung lässt sich rückschließend nachweisen, dass diese Art Ereignis sich tatsächlich abge-

spielt hat. Der Leser hat in meinem letzten Aufsatz (SYNESIS-Magazin Nr. 2/2008: *Ein fehlender Planet unseres Sonnensystems ist explodiert!*) erfahren, dass genau diese zahlenmäßig nicht erfassbaren Trümmerteile die Oberflächen sämtlicher Planeten, Monde und Planetoiden/Asteroiden bedecken. Dabei ist die jeweils feststellbare Form, Größe und mengenmäßige Verteilung der Einschläge derartig identisch, dass

nicht bezweifelt werden kann, dass sie auf eine einzige Ursache zurückzuführen sind.

Es fehlt zur Abrundung der Untersuchungsergebnisse aber noch eine aufregende Beobachtung: Die Erde allein scheint vergleichsweise wenig Schaden genommen zu haben. Zwar ist ihre Kruste von einem größeren Projektil voll durchschlagen worden, aber die Lebensbedingungen innerhalb unserer sich nach dem Katastrophenereignis wieder „normalisierenden“ Biosphäre blieben erhalten. Zum Haupt-Zeitpunkt der Ankunft der Trümmerteile muss sich die Erde auf der gegenüberliegenden Seite der Sonne befunden haben. Die in Richtung Sonne geflogenen Teile wurden von eben diesem Zentralgestirn geschluckt. Es gibt keine Alternative! Genau dieser unvermeidliche Rückschluss verleiht dem Gedanken an eine intelligente Ursache, also einer geplanten Vernichtung des verschwundenen Planeten, eine durchaus zu verantwortende Legitimität. Die Flucht einer technologisch entsprechend weit entwickelten Zivilisation konnte nur erfolgreich sein, wenn einer der Planeten sich im Schutz der Sonne befand. Als sich der Kollisionspartner dem damals noch unbehelligt kreisenden, heute fehlenden „Neunten“ näherte und von dort aus bemerkt wurde, dass es zum Zusammenstoß kommen würde, war gerade noch Zeit, eine elitäre Gruppe und ein Sortiment von paarungsfähigen Tieren (und Pflanzen?) zu „verschiffen“ und auf die Reise zu schicken. Die totale Zerstörung des eigentlichen Heimatplaneten der Menschheit war unvermeidlich.

Offensichtlich war der Flug zur Erde im Sinne eines Fluchtplaneten zunächst erfolgreich. Die Installation der Menschheit muss in einem Umfeld erfolgt sein, das sich im Laufe der Erdgeschichte weitestgehend ungestört entwickelt hatte. Die Saurier beherrschten die Erde. Die heute von uns als rätselhafte Vorkulturen vermuteten Zuwanderer nahmen Einfluss auf das irdische Leben. Bitte erinnern Sie sich an meine Schlussfolgerung, dass der Sand der großen Wüsten unserer Erde nicht auf geologische Langzeitvorgänge zurückgeführt werden kann. Dagegen ist eine nukleare Umwandlung großer Luftmassen zu Sand mit dem Ziel, einen Luftdruck-Abfall zu erzeugen, gut vorstellbar. Hierzu bleiben die Ausfüh-

rungen in meinem Buch „Warum die Dinosaurier starben“ (ISBN 3-8311-4213-0) im 6. Kapitel „Eine überraschende Lösung wird entdeckt“ weiterhin hochaktuell. Unter diesem Aspekt war eine präzise geplante Vernichtung der Dinosaurier die Voraussetzung für ein Überleben der Menschheit auf der Erde. Die weltweite Suche nach der immer noch fraglichen Herkunft der Menschheit und deren unverstündlich plötzlicher „Evolution“ würde völlig neue Dimensionen erlangen.

Ob Zufall oder Absicht, - einige weitere grob-überschlägige Berechnungen zwingen zum Nachdenken. Die Ereignisse auf dem „neunten“ Planeten lassen sich vergleichsweise auf die Erde übertragen, deren Umlaufgeschwindigkeit um die Sonne bei 106.560 km/h liegt. In einer Stunde werden also $106.560 : 12.754 = 8,36$ Erddurchmesser zurückgelegt. Bei der folgenden Überlegung möge die mögliche (wahrscheinliche) Eigengeschwindigkeit eines Entgegenkommers zwecks gedanklicher Vereinfachung unberücksichtigt bleiben.

Wenn man einen bevorstehenden Zusammenstoß von der Erde aus visuell entdecken würde, hätte man nicht mehr viel Zeit zum Ergreifen von Rettungsmaßnahmen. In 24 Stunden, also innerhalb eines Tages, legt die Erde auf ihrer Umlaufbahn einen Weg von 106.560 km x 24 = 2.557.440 km zurück, was linear einem etwa 7-fachen Mondabstand entspricht. Übertragen auf den damaligen neunten Planeten gelten gleiche Überlegungen. Erst wenige Tage vor der Katastrophe hätten die dortigen Beobachter den die eigene Flugbahn verstellenden Kollisionskörper bereits ohne jede optische Hilfe in bedrohlicher Nähe gesehen. Diese Rechnung lässt sich mit ganz elementaren Ansätzen zurückverfolgen.

So ließe sich grob ermitteln, dass sich nur einen Monat vor dem Ereignis der Fremdling im Abstand der Entfernung zur Sonne befand. Man konnte ihn als „Stern“ bereits ausmachen. Wann er zum allerersten Mal mit vergleichbaren optischen Geräten unserer Zeit ausgemacht werden konnte, käme auf deren Leistungsfähigkeit und auf die Aufmerksamkeit permanent wachsender Beobachter an. Die frühe Entdeckung eines zufällig erscheinenden Irrläufers vom neunten Planeten aus



Aus diesem ebenso großen Fußabdruck lässt sich ein mehr oder weniger festes Schuhwerk ableiten. Die vordere, scharfe Kante könnte von einer Sandale stammen.



Aus diesem Objekt kann man das schon von Dr. Zillmer beschriebene schnell aushärtende, vielleicht zunächst heiß-breiige Material ableiten, das hier einen älteren Findling eingeschlossen hat und das auch die Trittsiegel rasch verfestigte.

und die sofortige Suche nach einem gerade günstig stehenden Fluchtplaneten wäre aber nur *eine* Voraussetzung für die rechtzeitige Flucht zur sonnenabgewandten Erde gewesen.

Eine *weitere grundsätzliche* Vorbedingung wäre natürlich eine bereits entsprechend weit entwickelte Raumfahrt gewesen (Erich von Däniken lässt grüßen!). Es ist heute kaum noch zu übersehen: Die Ankunft auf der Erde hat stattgefunden! Alten Überlieferungen folgend, fand die gesamte Langzeit-Aktion unter dem Schutz

mindestens einer großen Raumstation (im Orbit) im Shuttle-Betrieb zur Erdoberfläche und zurück statt. Noch während an der Installation der geflüchteten Menschheit auf der Erde gearbeitet wurde, schlug vor etwa 12.500 Jahren auch auf dieser ein großes Explosionsrelikt ein.

Ohne mich in weitere Spekulationen zu verstricken, möchte ich abschließend noch einmal zusammenfassen, dass Erd- und Menschheitsgeschichte dringend einer Revision bedürfen. ■

Uwe Topper

Wiedergeburt als allgemeingültiges Lebensgesetz

Ein geschichtlicher Abriss

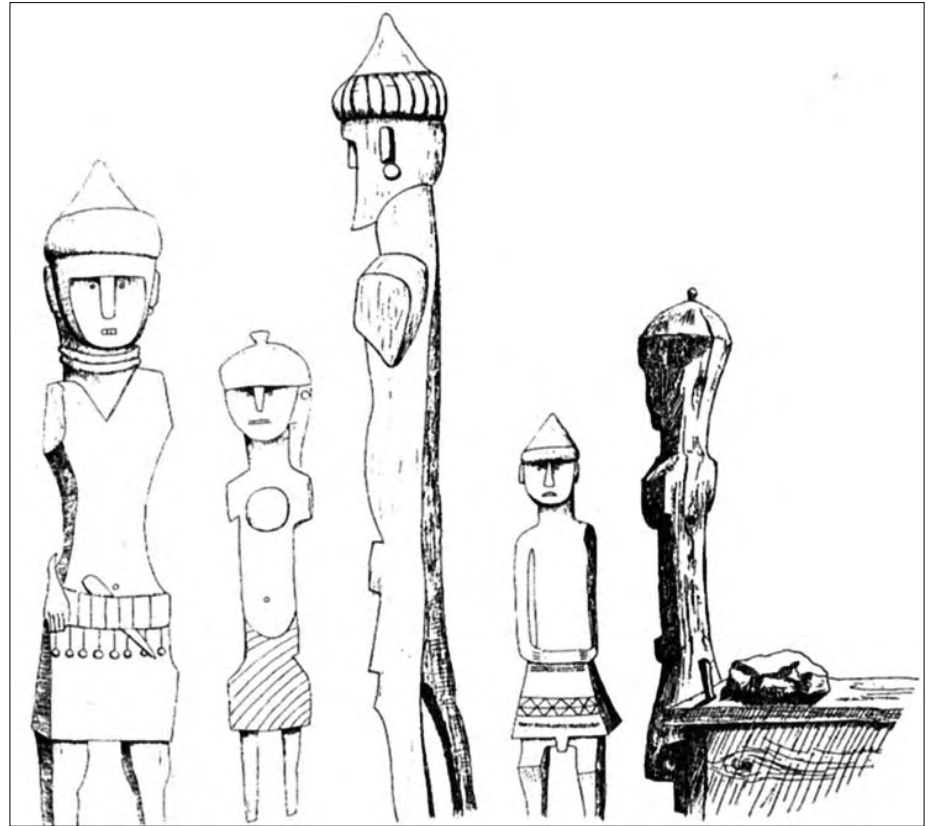
Bei der Vorstellung von der vielfachen Wiederkehr des Menschen handelt es sich um ein seit frühester Zeit gewachsenes Weltbild, das in verschiedenartiger Gestalt und mit teilweise sich widersprechenden Vorstellungen bis heute weitergegeben wurde. Je nach Epoche wurden andere Gedanken in den Vordergrund gestellt. Ein einheitliches Lehrgebäude können wir dabei nicht erwarten. Der folgende kurze Abriss mag als Einführung zur weiteren Lektüre anregen.

Erste Stufe: Der Mensch der Steinzeit

Von den steinzeitlichen Jägern nimmt man an, dass sie den ursprünglichen Schöpfungsakt als einmaligen Vorgang ansahen, sodass die Natur seitdem in einem Gleichgewicht verharrt, das allerdings äußerst labil ist. Man kann diesen Gedanken dem in der Physik generell geforderten Gesetz von der Erhaltung von Masse und Energie an die Seite stellen und so formulieren: Alles Lebendige bleibt prinzipiell erhalten und kehrt nach kürzerer oder längerer Zeit in ähnlicher Gestalt wieder, nachdem es durch den Tod »verwandelt« wurde.

Den meisten Felsmalereien liegt die ständig wiederholte Bitte an ein übernatürliches Wesen zugrunde, an einen »Herrn der Tiere« oder eine »Mutter alles Lebendigen«: Schick die Seelen der von uns getöteten Jagdtiere zurück in neue Leiber, damit wir und unsere Kinder allezeit Nahrung haben! Darum wurde vor jeder Jagd ein Ritual ausgeführt, das in seinem Kern darin bestand, die Seelen der zu Tötenden um Verzeihung zu bitten und zur Wiederkunft zu bewegen.

Jene Menschen, für die das Gesetz der Wiedergeburt der Lebewesen eine Grundtatsache war, schlossen sich selbst sicher nicht davon aus, sondern lebten im Bewusstsein ihrer Wiederkehr. Die schon in der frühen Altsteinzeit bezeugte sorgfältige Menschenbestattung und das Schmücken der Leichen mit lebensverkündender roter Ockererde weisen darauf hin, dass man an ein Weiterleben glaubte. Wäre man wirklich der Meinung gewesen, dass der Tote



Auf den Friedhöfen der Kalasch im Hindukusch stehen hölzerne Grabwächter. Die männlichen Figuren sind an ihren Waffen erkennbar (Zeichnung: U. Topper)

nur leblose Materie sei, dann hätte sich jede Art von ritueller Bestattung, Grab schmuck und gar wiederholter Kult an den Gräbern erübrigt.

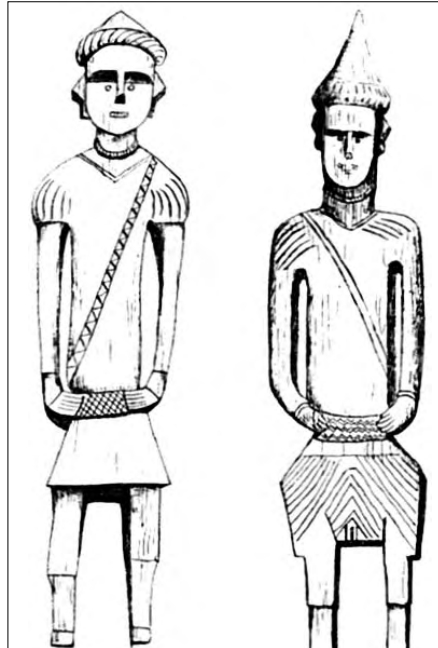
Mehr noch: Wir wissen aus steinzeitlichen Gräbern und mit größerer Genauigkeit aus Siedlungen des frühen Neolithikums, dass man den Toten Begleiter mitgab, meistens Tiere, die ihnen heilig waren, später auch Menschen; das macht ja nur einen Sinn, wenn man glaubte, dass der Gestorbene nicht »völlig tot« sei, sondern in einer anderen Gestalt weiterlebe, etwa auf einer Reise sei oder eine Wandlung durchmache.

Natürlich muss dieser Weg im Jenseits nicht zwangsläufig ins Diesseits zurückführen; in den meisten Fällen nahm man das aber an. Man war davon überzeugt, dass die Seelen ins Leben zurückkehren, ja, sogar in ihre frühere Heimat, um gewöhnlich in der eigenen Familie wiedergeboren zu werden. Dies war allgemeines Wissen der Jägervölker, fast aller Ackerbauern der Jungsteinzeit,

und es ist noch heute die Überzeugung des größeren Teils der Menschheit. Ursprünglich muss diese Vorstellung wohl ganz selbstverständlich gewesen, ja, durch unmittelbare Anschauung der Natur entstanden sein, wie wir es bei den Eskimos noch nachempfinden können, bei denen Wiedergeburt zum Erlebnisbereich gehört. In den zivilisierten Järgergemeinschaften des späten Paläolithikums dagegen war Aufklärung und Einweihung nötig, um diese Gedankenwelt den Heranwachsenden klarzumachen. Das lässt sich aus den mit Felsbildern geschmückten Höhlen in Südfrankreich und Nordspanien ablesen, wo alles darauf hindeutet, dass in den Einweihungszeremonien eine Idee mitgeteilt wurde, die das Wiedergeborenwerden zum Inhalt hatte. Die Jugendlichen krochen in die Höhle hinein, wo sie ihren Tod »vorwegnahmen«, um dann nach erfolgter Aufklärung wieder ans Licht hinauszukriechen – wie Neugeborene. Am Ausgang solcher Höhlen



Totenwächter, die aus einem Baumstamm geschnitzt werden, stehen neben den Särgen auf dem Friedhof der Kalasch im Hindukusch (Zeichnung: U. Topper)



sieht man manchmal ein Vulva-Zeichen, denn durch diese Pforte tritt der Mensch ins Leben hinaus.

Ein später Abglanz dieser Initiationsriten waren die Mysterien der Griechen, deren Teilnehmer sich nach Ausführung der Zeremonie »Zweimalgeborene« nennen durften.

Dabei mögen Rauschgifte auch schon in der Steinzeit eine wichtige Rolle gespielt haben; Archäologen fanden sogar mehrmals Fälle von missglückter Einweihung, wo die ganze Gruppe im Opiumrausch starb, wie man aus den herumliegenden Mohnköpfchen geschlossen hat. Der rauschartige Durchgang als simuliertes Todeserlebnis gehörte zu vielen Kulturen der Frühzeit. In der verschlüsselten Sprache der Edda ist von der Salbe die Rede, die das Tor zur Unterwelt schmieren muss, wenn man glücklich hindurchgelangen will. Dabei wurde wohl an Präparate wie die späteren Hexensalben aus Bilsenkraut und Stechapfel gedacht.

Überreste solcher Einweihungsriten sind in manchen christlichen und islamischen Heiligtümern, besonders entlang der Atlantikküste, noch erhalten. Dort werden heute vor allem Pilger eingeweiht, die von weither angereist kommen, in der Hauptsache Frauen, die um Kindersegen bitten.

Denn das ist der andere Aspekt der Aufklärung über das Todesgeschehen: die Erklärung der Fruchtbarkeit der Natur. Sie ist nur vorstellbar – immer aus der Sicht des steinzeitlichen Men-

schens – durch den Tod der Lebewesen; nur dadurch, dass ein Wesen stirbt, kann ein Neues wiedergeboren werden. Das Gleichgewicht der Natur wurde von einigen Völkern durchaus wörtlich aufgefasst; die jüdische Überlieferung im Talmud drückt sich in diesem Punkt ganz gesetzestreu aus: Es gibt eine festgelegte Anzahl Seelen auf der Welt, nie können es mehr oder weniger sein, und sie werden bis zum Ende der Tage wiedergeboren.

In diesem Sinne verstand man die Totenfeiern und vor allem das alljährliche Mittwinterfest bei Nordeuropäern und Deutschen, das ehemalige Weihnachten. Durch die Ehrung der Verstorbenen in den zwölf Nächten und durch die verschenkten milden Gaben wurden die Seelen dazu bewogen, sich neue Körper zur Wiedergeburt zu suchen, denn nur auf diese Weise war die Fruchtbarkeit der Familie sowie der Haus- und Jagdtiere im kommenden Jahr gewährleistet.

Dem steinzeitlichen Menschen war Tod ohne Leben nicht denkbar. Der Bauer machte daraus eine Philosophie: Das Korn, das er in die Erde senkt, muss sterben, damit es keimen kann und dann Frucht trägt.

Aus jener Zeit stammen auch die zahlreichen »Grübchen« oder »Schälchen« in Felsen und großen Steinen, die man überall in Europa findet. Sie hängen eng mit dem Ahnenkult zusammen, beziehen sich aber offenbar auf Fruchtbarkeitsvorstellungen, denn

die Frauen schütteten Öl oder Butter in die kleinen Näpfchen, wenn sie um Kindersegen baten. Einige Schalen sind durch Kanäle verbunden, weil man sie wie durch Bluts- oder Familienbände vereinigt ansah, stellvertretend für die Seelen, denen sie gewidmet waren.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Spiralen und Labyrinth, die mit Steinen ausgelegt oder in Felsen gehämmert wurden. Es sind Sinnbilder der Wiedergeburt, Abbilder jener Troyaburgen, durch welche die Jugend in Einweihungsspielen hindurchtanzte, vor- und rückwärts, um durch die Drehung (»Troya«) – schematisiert natürlich – die eigenen früheren und zukünftigen Wiedergeburten zu erleben. Der Brauch ist von Griechen, Römern und frühen Deutschen überliefert und hat sich bis ins europäische Barock erhalten; in England wurde er als Osterbrauch noch bis vor einigen Generationen gepflegt.

Zweite Stufe: Die frühgeschichtliche Zeit

Das seit 150 Jahren schrittweise übersetzte ägyptische »Totenbuch«, spricht fast ausschließlich von der Reise des Geistes im Jenseits und den großen Anstrengungen, die dort unternommen werden, damit eine Rückkehr in den Lebenskreislauf vermieden wird.

Ähnliche Vorstellungen lehrte Zarathustra in Persien. Noch ausdrücklicher finden wir die Lehre in den indischen Weisheitsbüchern, den Veden, die mit ihrem unerschütterlichen Glauben an die strenge Wiederkehr aller Lebewesen bis heute die Grundlage der indischen Religionen bilden. Buddha und Dschaina lehrten, wie man sich davon befreien könne.

Von den klassischen Griechen wissen wir, dass ihre größten Philosophen wie Pythagoras, Empedokles, Sokrates und Platon sowie zahlreiche andere die Wiedergeburt lehre verbreiteten, die sie aus Thrakien und Ägypten gerade wieder in neuer Gestalt erhalten hatten. In den hellenischen Mysterienstätten – sei es in dem in der ganzen antiken Welt berühmten Eleusis oder im derb-bäuerlichen Lebadaia – wurde die Lehre mittels wirkungsvoller Erlebnisse vermittelt. Hierbei lebten die einst in den Höhlen der Altsteinzeit vorgenommenen Einweihungsfeiern wieder auf. In einem unterirdischen Labyrinth tranken die Teilnehmer ein betäubendes Getränk, das vermutlich mit Pilzen oder Mohnextrakt zuberei-



Dieses von Ureinwohnern Australiens stammende Bild wurde als abenteuerliche Reise der Menschenseele ins Jenseits gedeutet.



Ein Toter wird von Dienern des Hades auf dem Pferderücken in die Unterwelt geführt. Etruskisches Grabrelief aus dem 5. Jahrhundert.

tet war, verharrten dann lange Zeit in völligem Dunkel und wurden plötzlich aus der Höhe durch einen blendenden Lichtstrahl erschreckt. Damit sollte der Blitzstrahl vorweggenommen werden, der den Geist kurz nach Eintritt des körperlichen Todes trifft, was bei Aristoteles oder auch noch Augustin oder im tibetischen Totenbuch als »blitzartige Einsicht« beschrieben wird.

Eine der interessantesten Gestalten ist der thrakische »Prophet« Zamolxis, mit dessen Lehre die orphischen Wanderpre-

diger ganz Griechenland befruchteten. Herodot und Platon – unter vielen anderen – berichteten über ihn, woraus hervorgeht, dass der Kern dieser Bewegung die Lehre der Wiedergeburt war.

3. Unsere Klassiker

Mit der Renaissance begann in Mitteleuropa die Rückgewinnung der Antike, doch unter dem Druck der mächtigen Kirche wurde ein völliges Wiederaufleben des Heidentums verhindert. Die Wiedergeburt lehre gehörte zum Wissen der Elite und einiger zurückgeblie-

bener Volksschichten. Einer der größten deutschen Dichter, Lessing, schrieb 1780, ein Jahr vor seinem Tod, ein Manifest, in dem er noch einmal alle wichtigsten Gedanken seines Lebens zusammenfasste. Dieses Vermächtnis an die Menschheit in hundert Thesen, »Die Erziehung des Menschengeschlechts« benannt, bringt am Anfang und Ende wie einen Rahmen die grundlegenden Erkenntnisse der Wiedergeburt lehre:

»Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, dass es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnt?«

Von Lessing führt eine gerade Linie über Herder, Goethe, Kleist, Novalis, Hoffmann und Lenau – die Blüte der deutschen Klassik und Romantik überspannend bis zum eigentlichen Wiederaufleben der verschiedenen »Reinkarnationslehren«, die durch den Einfluss der neu entdeckten Überlieferungen des alten Indien und Ägypten die Intellektuellen Europas beflügelten. Seitdem ist dieser Gedanke aus dem europäischen Geistesleben nicht mehr wegzudenken, zeitweise hat er die größten Dichter und Philosophen zu seinen Anhängern gezählt. Dass er sich trotzdem nicht im »einfachen Volk« durchsetzte, mag als Trägheit, aber auch als Erfolg der modernen Kirchen gewertet werden.

Während noch Ende des 19. Jahrhunderts viele Universitätsprofessoren die Reinkarnationstheorie verfochten und durch zeitgenössische Erfahrungen zu beweisen versuchten, hat sich das heutige Wissenschaftsgebäude geschlossen davon abgewandt. Angesichts der nur noch statistisch als verifizierbar geltenden Maßstäbe ist eine Aussicht auf wahre Erkenntnisse in der Natur und im Kosmos verschüttet worden. ■

Literaturnachweise und Einzelheiten finden Sie in dem neu aufgelegten Buch von Uwe Topper, »Wiedergeburt. Das Wissen der Völker«, Hohenrain-Verlag, Tübingen 2008, ISBN 978-3-89180-081-2



Sepp Holzer

Meine Vorstellungen von einem verantwortungsvollen, natürlichen Leben

Offener Brief an die Verantwortlichen in der Politik, Wirtschaft und Wissenschaft

Probleme der Gegenwart und meine Lösungsvorschläge

Du kommst auf die Welt, meist in einer sterilen Klinik, und dort werden dir gleich die natürlichen Wurzeln gekappt. Du wirst geimpft und mit unnatürlichem Chemiefraß aufgepäppelt. Eine natürliche Geburt im Familienverband und ein natürliches Aufwachsen wären der richtige Start für das zukünftige Leben des jungen Menschen. Jeder „Erdenbürger“ hat ein Anrecht, von Geburt aus, auf ein Stück Erde. Eine Landreform, die dies berücksichtigt, ist längst überfällig.

Durch ein isoliertes Aufwachsen von unserer Natur und ihren Mitlebewesen verlieren wir jede natürliche Beziehung zu unserer Mitwelt. Ein Aufwachsen in Symbiose mit Pflanzen, Tier und Menschen ermöglicht jedoch ein Erfahren im Miteinander und schärft in dir die Aufgabe deines Handelns als denkendes Individuum, deiner Aufgabe des Lenkens und nicht des Bekämpfens gerecht zu werden. Durch das Beobachten deiner Mitlebewesen wirst du feststellen, dass die Natur perfekt ist und die Schöpfung an alle gedacht hat; dass alles miteinander in Verbindung steht und dass es hier nichts zu verbessern gibt. Es ist deine Aufgabe, das zu bewahren.

Es gibt keinen „Dummen“ oder „Gescheiten“, jede/r kommt zurecht, wenn er/sie nicht bevormundet wird. Die „Dummen“ und die „Gescheiten“ machen nur wir Menschen selbst, damit die Schwächeren benutzt werden können. Ich habe bei meinen Projekten mit allen Menschen (Erwachsene, Kinder, Waisen- Straßen- und Müllkindern etc.) auf der ganzen Welt nur die besten Erfahrungen gemacht. Also nicht bevormunden, sondern ihnen die Möglichkeit bieten, ihre Fähigkeiten auszuleben. Erfolgserlebnis, Freude, Anerkennung ist der höchste Lohn, die beste Therapie und ergibt

auch einen ökonomischen Sinn. Ein praktisches Beispiel hierfür wäre mein Projekt BERTA, der Lebenshilfe in Bad Aussee/Steiermark. Dies ist die erste Rollstuhl-gerechte Holzersche Permakultur Europas.

Generationenproblem - eine große Lücke in unserer Gesellschaft

Unsere Eltern und Großeltern langweilen sich zu Tode in den Altersheimen. Die Kinder und Enkelkinder verblöden bei den PC-Spielen/Videospielen und vor dem Fernseher. Sinn der Schöpfung ist es, dass alte Menschen ihre Erfahrungen und Weisheiten den Kindern und Enkelkindern weitergeben. Die Kinder haben ein Recht darauf und können sich so viel besser auf ihr Leben vorbereiten. Uns muss bewusst werden, dass wir hier einen ganz großen Fehler begehen. Ein Generationenhaus und Gemeinschaftsprojekte sollen ermöglichen, diese Lücke in der Gesellschaft zu schließen. Der Unterricht soll zu 50 : 50 Praxis und Theorie aufgeteilt werden. Zu jedem Kindergarten gehört ein Garten, zu jeder Schule eine Landwirtschaft und zu jeder Universität ein Gutshof. Das sind die praktischen Experimentiermöglichkeiten und Ausbildungsstätten für die Zukunft unserer Kinder und somit für die Zukunft der Gesellschaft.

Bildung - Spezialisierung - Fortschritt - Verblödung

Durch die heutige moderne so genannte fortschrittliche Ausbildung werden junge Menschen von der Natur weg erzogen und entwurzelt. Wenn du die Zusammenhänge, Wechselwirkungen und Symbiosen im Kreislauf der Natur nicht selbst beobachtet hast, kannst du sie auch nicht erkennen und verstehen. Du kannst dich auch nicht einklinken in diesen Kreislauf der Perfektion der Schöpfung.



Sepp Holzer, der „Agrar-Rebell“

Was ist die Folge? Anstatt zu begreifen, wie die Kreisläufe der Natur funktionieren, glaubst du, du kannst sie verbessern und fängst an, sie zu bekämpfen, statt zu begreifen. Deine Aufgabe wäre, nur lenkend in die Natur einzugreifen. Hausverstand und kreatives Denken ist gefordert.

Unsere Kinder und Enkelkinder verblöden in den Schulen und Universitäten, ja zum Teil vergammeln sie noch. Nicht vielleicht, weil die Lehrer und Professoren zu „dumm“ sind, nein, weil sie nur nach Lehrplan unterrichten müssen, hinter dem sie oft selber gar nicht stehen. Sie lassen sich verwenden von den Politikern und Lobbyisten. Aber wo ein Wille, da gibt's auch einen Weg, Herr Professor! Ist der Professor aber von einer politischen Partei abhängig oder von Lobbyisten beeinflusst, dann kann und wird er nichts ändern. Die abgehobene Wissenschaft hat sich so weit von der Praxis entfernt, dass ihre Theorie von der breiten Masse nicht mehr verstanden und angenommen wird. Es fehlen schon mehrere Glieder im Kreislauf dieser Kette.

Die Wissenschaft und Politik hat



Bärenseealm auf 1400 Metern Höhe.

es bis heute verabsäumt, auf die ungeheuren Umweltzerstörungen (Klimaerwärmung) entsprechend zu reagieren. Der Einfluss von Geld und Korruption verhindert scheinbar die notwendigen Reaktionen und Maßnahmen. Die Katastrophen werden Ausmaße erreichen, die den Kollaps dieses kranken Systems herbeiführen.

Die Verschmutzung der Luft, die Verseuchung des Wassers und der Erde durch Einsatz von Chemie und Kunstdünger in der Monokulturlandwirtschaft beraubt uns einer gesunden Lebensgrundlage.

Die Nahrung ist deine Medizin. Der Bauer soll Lebensmittel erzeugen und nicht nur Bauch füllende, chemieverseuchte, durch Monokultur minderwertige, belastende Nahrungsmittel. Er soll als Lehrer den Mitmenschen einen respektvollen Umgang mit ihren Mitlebewesen, Pflanzen und Tieren der Mutter Erde vermitteln.

Die Realität sieht leider ganz anders aus. Durch EU-Richtlinien, Förderauflagen, hat man den Bauer abhängig und süchtig gemacht. Der Bauer wurde zum Subventionsempfänger degradiert. Prämien sollen die Einschränkungen und Benachteiligungen ausgleichen. Diese Förderungen oder so genannte Ausgleichszahlungen sind ja nur eine teilweise Schadensabgeltung einer verfehlten Landwirtschaftspolitik der nationalen und EU-Gesetze und Verordnungen. Wachsen oder Weichen ist die Devise der EU.

Spezialisieren, modernisieren, Massentierhaltung. Die Tiere werden nur

mehr als Ware behandelt. Die Beziehung zu den Mitlebewesen geht verloren. Massentierquälerei ist die Folge. Weitere Folgen sind die Verstümmelungen der Mitlebewesen durch Enthornen, Kupieren von Schnäbeln und Flügeln oder Schwänzen, Stromschläge durch Kuhtrainer, Verschandelung durch unnötig große Ohrmarken usw. Eine derart geschundene Kreatur kann auch keine gesunden Lebensmittel liefern. Fühlt sich das Tier nicht wohl, ist auch das Produkt belastet.

Der Bauer ist die Seele des Volkes! Stirbt der Bauer, stirbt das Land!

Durch die verordnete Landwirtschaft geht altes Kulturgut unwiederbringlich verloren.

Alte und seit Jahrhunderten bewährte Veredelungs- und Verarbeitungsmethoden werden per EU-Verordnung verhindert bzw. verboten. Zentrale, riesige Verarbeitungsstätten wie Schlachthöfe, Großbäckereien, Brennereien, Molkereien und Käsereien usw. werden mit der Verarbeitung be-



Sepp Holzer

auftragt und hoch gefördert. Damit diese jedoch ausgelastet sind, hat man den Bauern die Möglichkeiten der Selbstverarbeitung und Veredlung ihrer eigenen Produkte erschwert bzw. entzogen.

Bei dem verbleibenden, kleinen Rest der Biobauern, wurden die Förderungen der EU (Schadensabgeltungen) gekürzt, und die Schikanen (Auflagen) erhöht. Alles weitere, weiß man, regelt sich dann ja von selbst. Der Bauer als Sklave auf seinem eigenen Hof, meist hoch verschuldet durch die Übermechanisierung und Spezialisierung, abgerackert, bevormundet und von all den administrativen Aufgaben und Schikanen unseres aufgeblähten Verwaltungsapparates überfordert, fristet er sein Leben in der totalen Abhängigkeit. Wen wundert es da noch, wenn die Kinder den Leidensweg der Eltern nicht fortsetzen möchten?

Die Lösung aller Probleme:

Zivilcourage und nicht Lemmingverhalten ist notwendig, um sich gegen diesen praxisfremden, aufgeblähten Verwaltungsapparat zur Wehr zu setzen.

Versetze dich hinein in dein Gegenüber, in die Pflanzen, Tiere, ja auch den Menschen, und frage dich, ob du dich an dessen Stelle wohl fühlen würdest. Fühlt sich der Regenwurm wohl, ist der Boden gesund. Auch die Pflanze und das Tier fühlen sich dann wohl, wenn sie im richtigen Biotop und in Freiheit leben können. Den größten Erfolg und Vorteil hast du, wenn du die Gesetze richtig lenkst. Den Boden nutzen und nicht ausnutzen. Vielfalt und nicht Einfach erhält das System. Es ist dein Auftrag der Schöpfung, die Gesetze zu lenken und nicht zu bekämpfen. Die Natur ist perfekt. Da gibt es nichts zu verbessern. Wenn du das jedoch versuchst, so ist das Selbstbetrug. Die Natur ist auch vollkommen, die Fehler machen nur wir Menschen. Angst wird dir eingeflüßt - befreie dich davon, denn Angst ist der schlechteste Begleiter im Leben. Durch einen respektvollen Umgang mit der Schöpfung und deinen Mitlebewesen profitierst du selbst am meisten, und Bauer sein wird zum schönsten Beruf. ■

Permakultur Krameterhof
Sepp Holzer
A-5591 Ramingstein 13 /Sbg.
Tel. 06475/239,
Email: office@krameterhof.at

Weitere Informationen können Sie auch unter www.krameterhof.at abrufen.

Thema Vorgeschichte

Armin Naudiet

Die dramatische Geschichte einer unverstandenen Epoche

Jeder kennt den Begriff „Steinzeit“. Es war nach geltender Lehrmeinung „jene Zeitstufe der Vorgeschichte, in der Metalle noch unbekannt waren“ [dtv-Lexikon]. Den meisten Menschen unserer Zeit reicht diese Auskunft. „Steinzeitlich“ gilt allgemein als negativer Begriff. Er steht für „primitiv“, „roh“ und „unwissend“. Das ist ein vernichtendes Urteil für eine Menschheitsepoche, über die wir im Grunde genommen nur sehr wenig wissen, obwohl es ungezählte Arbeiten über „die Steinzeit“ gibt.

Nach herrschender Lehre wird die Steinzeit wohl geordnet in drei große Perioden eingeteilt:

- die Altsteinzeit/Paläolithikum,
- die Mittelsteinzeit/Mesolithikum und
- die Jungsteinzeit/Neolithikum.

Dazu gibt uns wiederum das Lexikon folgende Auskünfte:

„Altsteinzeit/Paläolithikum, die älteste und längste Epoche der Menschheitsgeschichte. Sie begann in Afrika vor etwa 2 Millionen Jahren in der Übergangsphase vom Tertiär zum Quartär (Villafranca-Stufe, Villafranchien) und dauerte bis zum Ende des Eiszeitalters (etwa -8000)“.

„Mittelsteinzeit, Mesolithikum, Übergangszeit von der Altsteinzeit zur Jungsteinzeit (etwa -8000 bis -5000). Sie setzt ein, wo die Steinwerkzeuge der Altsteinzeit zu kleineren Geräten (Mikrolithen) umgestaltet werden“.

„Jungsteinzeit, Neolithikum, die dritte Epoche der Menschheitsgeschichte, die auf Alt- und Mittelsteinzeit folgte und von den Metallzeiten (Bronze- und Eisenzeit) abgelöst wurde. Sie beginnt in Mitteleuropa im 6. Jahrtausend und endet um -1800“.

Wenn man recht genau hinsieht, so erkennt man sehr klar, dass die „Steinzeit“ praktisch die gesamte Menschheitsgeschichte umfasst. Die wenigen



Tierdarstellungen in einer Höhle, etwa fünfzig Kilometer nördlich von Avignon in Südfrankreich. Das Alter wird auf 20.000 Jahre geschätzt (Meldung in: Bild, 19.01.95)

tausend Jahre, die zwischen dem Ende der „Steinzeit“ und unserer Gegenwart vergangen sind, kann man - daran gemessen - nur als einen „kurzen Augenblick“ bezeichnen. Dennoch erscheint unserem Denken dieser „Augenblick“ so bedeutsam, dass wir nur ihn allein als wirkliche „Geschichte“ betrachten. Doch selbst diese reicht in der realen täglichen Erinnerung meist nur einige Jahrzehnte, also allenfalls ein Menschenleben zurück.














Das moderne Leben ist so intensiv auf Gegenwart und Zukunft ausgerichtet, dass der Vergangenheit im allgemeinen nur ein „museales“ Interesse entgegengebracht wird. Dieser Rückblick in die Vergangenheit, den wir aus unserer heutigen technisch-zivilisatorisch geprägten Welt nach hinten werfen, erhellt die Frühzeit nicht, sondern verdunkelt sie. Das gilt aber nicht nur für das breite Publikum, sondern streng genommen auch für die moderne Altertumsforschung. Diese bestürzende Aussage wird erst verständlich, wenn man sich näher

mit den Begriffen „Zivilisation“ und „Kultur“ auseinander setzt. Was sagt hierzu das Lexikon?

„Zivilisation, im weiten Sinne die verfeinerte Lebensweise und Gesittung, im engen Sinn die durch Wissen und Technik überformten und perfektionierten materiellen und sozialen Gegebenheiten einer Gesellschaft, **in Abhebung von einem ungeformten Naturzustand menschlichen Zusammenlebens.**

Für den Lebensstil der Zivilisation sind Handel, Handwerk, Berufe mit höherer Vorbildung und Verwaltung als sekundäre und tertiäre Beschäftigungen (Dienstleistungen) charakteristisch.“ [dtv-Lexikon, Hervorheb. A. N.]

„Kultur (lat. cultura, *Bebauung, Ausbildung*), Gesamtheit der typischen Lebensformen größerer Gruppen einschließlich der sie tragenden Geistesverfassung, besonders der Werteinstellungen. Kultur gilt im weitesten Sinne als Inbegriff für die im Unterschied

Zeitalter	Zeit in Mio. Jahren	Periode/System	Vorherrschende Tierwelt	Vorherrschende Pflanzen
Erdneuzeit (Känozoikum)	2	Quartär (Eiszeit)	Mensch 	
	65	Tertiär (Braunkohlenzeit)	Säugetiere 	
Erdmittelalter (Mesozoikum)	135	Kreide	Vögel 	
	190	Jura	Dinosaurier 	
	230	Trias		
Erdaltertum (Paläozoikum)	280	Perm		
	360	Karbon (Steinkohlenzeit)	Primitive Reptilien	
	405	Devon	Panzerfische 	
	435	Silur	Panzerfische 	
	500	Ordovizium	Kopffüßer 	
	570	Kambrium	Trilobiten 	
Erdurzeit (Präkambrium)	Etwa 3 Milliarden Jahre		Beginn des Lebens	 Algen Blualgen

Schulwissenschaftliche Tabelle der Erdgeschichte (Frankfurter Neue Presse, 29.07.89)

zur Natur und durch deren Bearbeitung selbst geschaffene Welt des Menschen. Die materielle Kulturkunde versteht unter Kultur die technischen Grundlagen des Daseins samt deren materiellen Produkten (Obdach, Kleidung, Werkzeug und Gerät); jedoch wird heute die materielle Kultur nicht wie früher zu einer »geistigen Kultur« in Gegensatz gestellt; auch die wertende Gegenüberstellung von (geistiger) Kultur und Zivilisation (i. S. techn.-materieller Ausrüstung) ist **fragwürdig**. [dtv-Lexikon, Hervorheb. A. N.]

Diese grundsätzlichen Definitionen lassen erkennen, von welchen Kriterien die Betrachtung gesellschaftlicher Gruppen ausgeht. Es sind Kriterien, von denen wir hinsichtlich der Gruppen, Stämme und Völker der „Steinzeit“ keinerlei effektive Kenntnisse besitzen. Schädel- und Knochenfrag-

mente, steinerne Artefakte, figürliche Idole, Höhlen- und Felsmalereien usw. sind für sich selbst nicht aussagefähig. Sie bedürfen alle der Interpretation. Doch wer will erklären und anhand welcher Merkmale, ob es überhaupt einen ungeformten Naturzustand menschlichen Zusammenlebens gab? Wer kann uns verbindlich sagen, welche tragende Geistesverfassung die Menschen der Alt- oder Jungsteinzeit hatten? Was weiß man über ihre Wert Einstellungen?

Wer vermag darüber zu entscheiden, ob die Gruppen der Frühzeit die sie umgebende Natur nicht umgestalten, d. h. „kultivieren“ konnten, oder es gar nicht für notwendig erachteten?

Als die moderne Wissenschaft entstand, war der „Fortschrittsgedanke“ ein zentraler Leitgedanke. Das musste zwangsläufig dazu führen, dass man

jeden Schritt in die Vergangenheit stets nur als Rückschritt sehen musste. Bis in unsere Gegenwart hinein wurden selbst alle Naturvölker noch als „Primitive“ bezeichnet. Das war der Reflex, der sich aus der Definition des Begriffes Zivilisation ergab: „verfeinerte Lebensart und Gesinnung“. Ließ sich die aber allein an europäischen Mustern festmachen?

Die Naturvölker und auch die Völker der antiken Welt sahen noch stets bewundernd zu ihren Ahnen und Ur-ahnen auf. Der Mensch des technisch-wissenschaftlichen Zeitalters sieht statt dessen mit etwas mitleidiger Arroganz auf sie herab. Diese Betrachtungsweise hat sich mit jedem wissenschaftlichen oder technischen Fortschritt bis heute ständig gesteigert.

Es wurde völlig verdrängt und vergessen, dass die Menschen der Frühzeit die Fundamente geschaffen haben, die ihre Nachfolger überhaupt erst dazu befähigt haben, Zivilisation im heutigen Sinne zu entwickeln.

Vollkommen unterbewertet wurde der Einfluss, den die Natur im weitesten Sinne auf die kulturelle Entwicklung des Menschen genommen hat. Natur wurde und wird bis heute als statische, unveränderliche Größe betrachtet, die nur einfach da war und auf ihre „Beherrschung“ und „Nutzung“ durch den Menschen gewartet hat. Diese anthropozentrische Sichtweise hat zu den größten Missdeutungen vor- und frühgeschichtlicher Prozesse geführt.

Die „Natur“ war eben nicht statisch und konstant, sondern hat sehr aktiv sowohl positiv als auch negativ in die Menschheitsgeschichte eingegriffen. Vom Anfang der Altsteinzeit bis in die so genannte „Eisenzeit“ hinein ist die Geschichte der Menschen von kosmisch bedingten Globalkatastrophen und schweren Störungen begleitet worden. Sie haben die entscheidendsten Lebensbedingungen, Umwelt und Klima, erheblich beeinflusst, globale und regionale Naturkatastrophen ausgelöst, und die Stämme und Völker der Erde nicht nur extrem existenziell geschädigt, sondern auch zu immer wieder neuen „Anpassungen“ genötigt. Diese Auffassungen sind nicht hypothetisch, sondern durch sehr viele erdgeschichtliche Zeugnisse hinreichend belegt. These ist dabei nur, dass diese Katastrophen nicht von irdischen Kräften ausgelöst worden sein können.

Vor diesem Hintergrund ist die Menschheitsentwicklung ein Produkt aus Überlebenswille und Angstbewältigung. Dabei spielte die Natur eine zentrale Rolle. Sie war lebensspendende Mutter und schreckliche Gottheit gleichermaßen. Es ist darum völlig einsichtig, dass die frühen Menschen ebenso wie die noch angetroffenen Naturvölker die Natur ihrer Lebensräume als lebendige, beseelte Einheit angesehen haben. Sie war - vom Sternenhimmel über Sonne, Mond, Blitz, Donner, Wind und Regen bis zur Pflanze und dem kleinsten Insekt - ein „heiliges Geheimnis“.

Die modernen Wissenschaften haben im Laufe der letzten Jahrhunderte viele Geheimnisse der Natur gelüftet, doch bei weitem noch nicht alle. Das haben die Frühmenschen und die Naturvölker nicht getan. Sie beließen der Natur ihr Geheimnis uneingeschränkt als göttlich. Doch ihre Beobachtungen der Natur und ihrer Erscheinungen waren keinesfalls geringer als heute. Lediglich das daraus resultierende Denken und Empfinden war „anders“. „Anders“ kann und darf aber nicht als „schlechter“ verstanden werden. Das Denken über die Natur war nicht „sezierend“, sondern „einfühlend“.

Lange schon wurde erkannt, dass man einen Zugang zur weit zurückliegenden „Steinzeit“ zumindest im Ansatz am besten über die Ethnografie und Ethnologie, also über die Naturvöl-



Feuersteinklingen (Ahrensburg) (Volker Ritters)

ker, finden konnte. Doch stets verblieb eine große Unsicherheit, weil selbst die letzten angetroffenen Naturvölker unendlich lange Jahrtausende von der Alt-, Mittel- oder Jungsteinzeit entfernt gewesen sein sollen. Andererseits war es merkwürdig, dass bei vielen Naturvölkern ein Werkzeug- und Gerätebestand angetroffen wurde, der sich von den gefundenen „steinzeitlichen“ Artefakten, die 10, 20 oder 30.000 Jahre älter sein sollten, praktisch nicht unterschied. Eine solche Konstanz war im Grunde unmöglich. Doch da sich die angeblich recht zuverlässigen geologischen Zeitmarken seit Hutton und Lyell eingebürgert hatten und Darwin die Entwicklung in winzigsten Schritten auch für den Menschen annahm, blieb die Kluft unüberbrückbar.

Das lyellistisch-darwinistische Zeitgerüst wurde zu einem „Käfig“, aus dem es kein Entrinnen gab. Ein ebenso fragwürdiges Ordnungsprinzip war die Festlegung des „Steinzeitbegriffes“ und seiner Unterstufen. Ganz ohne Zweifel war es zu Beginn der Archäologie als Wissenschaft zunächst sehr nützlich. Aber es schuf künstlich Einheit, wo in Wahrheit Vielfalt bestand.

In den „Steinzeiten“ gab es unzählige Kulturgruppen auf unserer Erde. Deren regionale Entwicklung war sehr weitgehend von den jeweiligen Lebensräumen geprägt. Dazu kommt, dass die „steinernen“ Artefakte lediglich aufgrund ihrer Dauerhaftigkeit erhalten blieben.

Sinnvoller und zutreffender wäre für diese Menschheitsepochen der Begriff

„Zeit der naturgegebenen Werkstoffe“. Denn Holz, Rinden, Pflanzenfasern, Knochen, Häute, Felle usw. waren weit mehr die Werkstoffe der „Steinzeiten“ als der Stein. Er dominierte nur dort, wo Härte beim Schlagen oder Schneiden gefragt war.

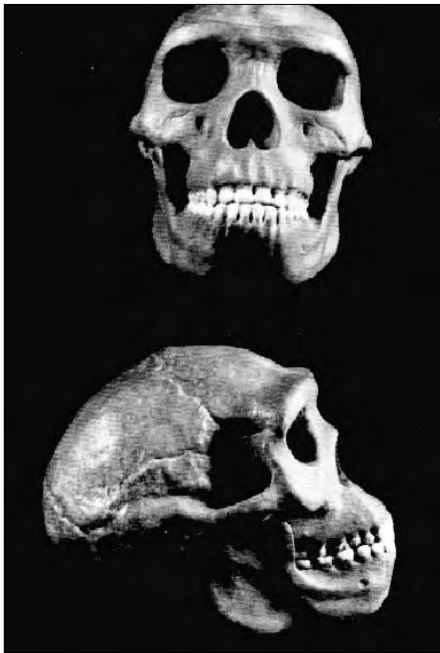
Nicht einmal als echte Begrenzung ist der „Steinzeitbegriff“ tauglich. Denn auch in den Erdräumen, die in die „Metallzeiten“ mit Kupfer und Bronze eintraten, blieben wegen der aufwändigen Verhüttung und Bearbeitung Waffen und Geräte aus Metallen eine Rarität. Zweifelsohne benutzte der Großteil aller Bevölkerungen auch in jenen Zeiten noch „steinerne“ Waffen und Werkzeuge, sofern hölzernes Gerät nicht ausreichte.

Hinzu kommt, dass eine weitere Differenzierung innerhalb der Erdräume nötig ist. Denn manche Stämme lebten noch in der „Steinzeit“, als moderne Forscher sie entdeckten! Der Begriff der „Steinzeit“ und seine zeitlichen Begrenzungen schaffen also problematische Vereinfachungen.

Die heute gültigen Lehrmeinungen zur Steinzeit basieren also auf einem sehr einseitigen Blickwinkel, einem rein theoretischen Zeitschema, einem sehr fragwürdigen Ordnungsprinzip und auf einem völlig unzutreffenden naturgeschichtlichen Hintergrund. Letzteres wiegt am Schwersten. Denn da die Altertumforschung mehr als einhundertfünfzig Jahre kosmisch bedingte Globalkatastrophen innerhalb der menschlichen Entwicklungsgeschichte nicht einmal arbeitshypothe-



Flintdolche, die auf ein Alter von etwa 4000 Jahre datiert werden. Nationalmuseum Dänemark (Lehmann/Petersen [Hrsg.]: „Illustrierte Weltgeschichte“, Berlin o.D.)



Homo erectus-Schädel

tisch in Erwägung gezogen hat, sind Naturhintergrund und Zeitschema effektiv unbrauchbar. Wir müssen also bei der Analyse der „Steinzeit“ von völlig anderen Voraussetzungen in der natürlichen Umwelt ausgehen als heute. Das gilt sowohl für die Naturereignisse selbst, als auch für deren Einfluss auf die frühe Menschheit. Dabei muss zunächst einmal die Zeitstufe der Prähominiden abgekoppelt werden. Bestimmt haben aber auch bereits diese Vormenschen mit grobem Steingerät („pebbletools“) gearbeitet. Dass wir diesen Vorläufern unserer Art mehr zu verdanken haben, als man sich vorstellt, bedarf eigentlich keiner besonderen Betonung. Folgt man den Zeitangaben der geltenden Lehre, so hat die so genannte Prähominidenzeit rund 1,3 Millionen Jahre gedauert. Dieser Zeitansatz ist bestimmt ebenso überdehnt wie die Zeit des echten Menschen. 10 % davon dürften mehr als ausreichend sein. Denn auch 130.000 Jahre machen es möglich, körperliche Merkmale durchaus zu verändern.

Der erste aufrechtgehende Mensch, Homo erectus, soll die Erde vor etwa 700.000 Jahren betreten haben. Mehr als eine halbe Million Jahre hat er angeblich auf einer sehr primitiven Stufe gelebt, ohne sich irgendwie zu verändern. Und das, obwohl er - im Gegensatz zu allen Tieren - bereits das Feuer zu nutzen verstand. Sein Dasein macht den größten Teil der „Steinzeit“ aus.

Diese Angaben finden sich zwar in jedem Lehrbuch, aber damit sind sie noch keinesfalls richtig.

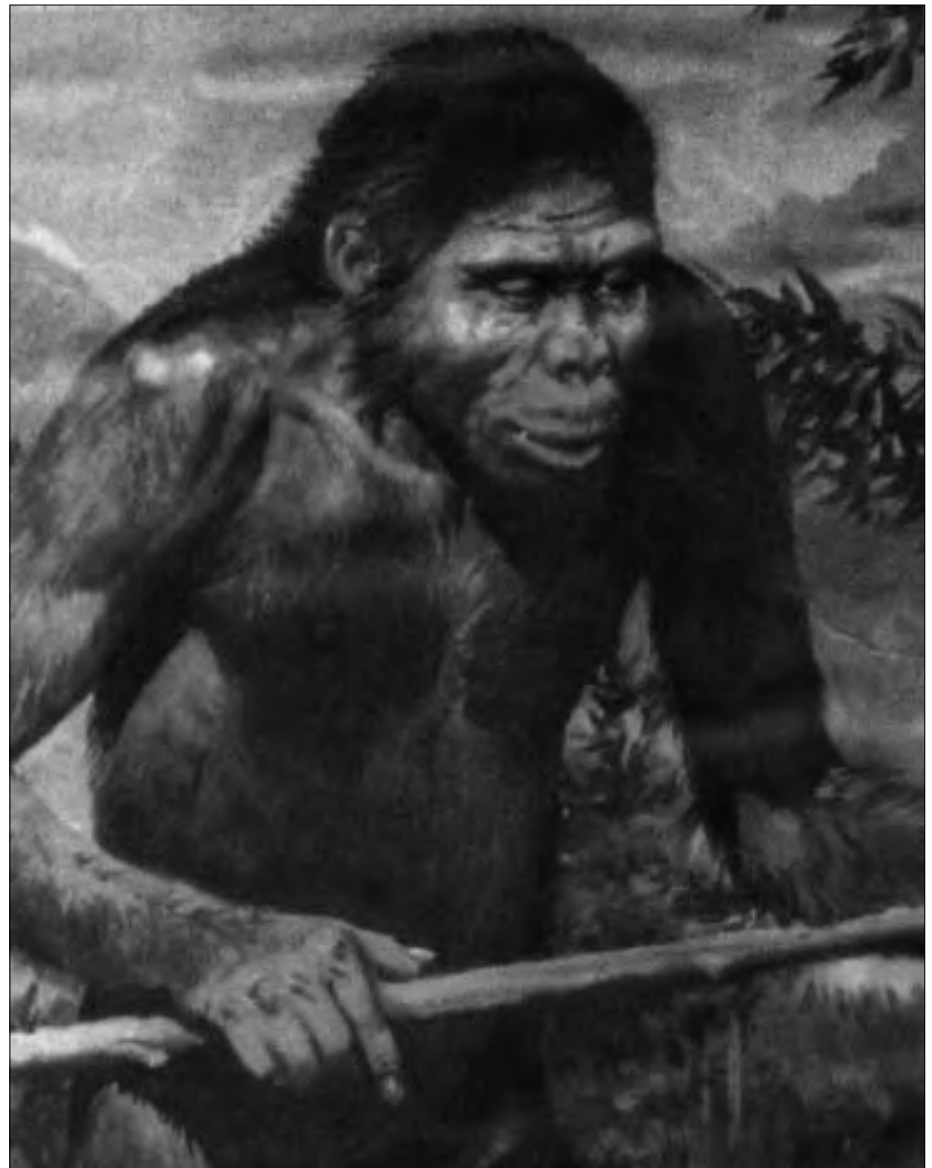
Haben wir die lyellistisch-darwinistischen Zeitangaben bereits bei den Prähominiden um 90 % gekürzt, so dürfen wir die rund 600.000 Jahre des ersten echten Menschen bedenkenlos um 95 % reduzieren: also statt 600.000 Jahre nur allenfalls 30.000 Jahre übrig lassen.

Das gleiche gilt für die Zeit des Neandertalers, des Nachfahren des Homo erectus. Seine angeblich rund 100.000 Jahre schrumpfen dann auf vielleicht noch 5.000 Jahre zusammen. Doch all dies ist vermutlich immer noch zu viel.

Der Jetztmensch Homo sapiens sapiens soll vor etwa 30.000 Jahren die Bühne der Geschichte betreten haben. Auch dieser Zeitansatz ist nicht haltbar. Es ist unvorstellbar, dass dieser - unser eigener

- Menschentyp mehr als 25.000 Jahre gebraucht haben soll, ehe er in Ansätzen begann, „zivilisiert“ zu werden.

Alle vorgenannten Aussagen sind nicht aus der Luft gegriffen. Sie stützen sich auf kritische, nonkonformistische Arbeiten, deren Ausgangspunkt es war, die von den Naturwissenschaften bereitgestellten Grundannahmen (Basisaxiome) der Uniformität geologischer Prozesse und die Stabilität unseres Sonnensystems als nicht gerechtfertigt anzusehen. Einer ihrer herausragendsten Vertreter im deutschen Sprachraum ist Gunnar Heinsohn. Seine Arbeiten waren auch für den Verfasser richtungsweisend, obwohl er Heinsohns allzu drastische Zeitverkürzungen nicht voll mittragen konnte. Er sieht nach langjährigen eigenen Forschungen für die gesamte Geschichte des echten Menschen vom Homo erectus bis zur Gegenwart einen Zeitraum von rund 30.000



Homo erectus, wie man ihn sich vorstellt.

Jahren für realistisch und belegbar an. Die gesamte „Steinzeit“ des echten Menschen ist also sehr viel kürzer, als die orthodoxe Lehrmeinung heute noch annimmt.

Entscheidender Grund für die genannte Zeitverkürzung ist die Erkenntnis, dass das Stabilitätsaxiom für unser Sonnensystem erst seit etwa zweieinhalbtausend Jahren Gültigkeit hat. In den vielen Jahrtausenden davor gab es mehrere globale Katastrophen, die durch kosmische Vorgänge ausgelöst worden sind. Unter dieser Voraussetzung wird auch das zweite Axiom - von der Gleichförmigkeit geologischer und physikalischer Prozesse in heutigen Zeitmaßen - außer Kraft gesetzt.

Über die umfangreichen Forschungen zur Naturgeschichte wurden vom Verfasser verschiedene Studien veröffentlicht. Ihr Umfang verbietet es, in dieser Arbeit im Detail darauf einzugehen. Da die Kenntnis der naturgeschichtlichen Zusammenhänge jedoch für diese Arbeit über die „Steinzeit“ unerlässlich ist, soll dieser naturgeschichtliche Hintergrund hier in Form einer kleinen Geschichte dargestellt werden. Sie mag vielleicht etwas märchenhaft klingen, ist aber als arbeitshypothetisches Modell sehr aufschlussreich.

Vor etwa 30.000 Jahren tauchte am Himmel ein riesiger glühender Körper auf, der größer als die Sonne zu sein schien. Er näherte sich unserer Erde mit jedem Tag mehr. Die „Prähominiden“, die zu jener Zeit lebten, starrten ihn schreckerfüllt und verständnislos an. Kurze Zeit später brach ein höllisches Inferno los, das nur wenige Tiere und auch Prähominide überlebten. Die Erde wankte und bebte, die Erdkruste brach an vielen Stellen auf, Feuerorkane zerstörten die Urwälder, riesige Flutwellen spülten über weite Landflächen, Gebirge sanken ein, andere erhoben sich. Aus tiefschwarzem Himmel stürzten schlammige Regenfluten, ungeheure Blitze zuckten und Orkane rissen alles mit sich, was nicht größer war als ein kleiner Berg.

Nach einer gewissen Zeit war der Spuk vorbei. Der glühende, riesige Feuerball wurde kleiner und kleiner und verschwand wieder in den Tiefen des Raumes. Die wenigen Prähominiden, die diese Weltkatastrophe überlebt hatten, standen schreckerstarrt in einer völlig verwüsteten und veränderten Welt. Der schreckliche Himmelsbote hatte ihnen vieles genommen. Doch

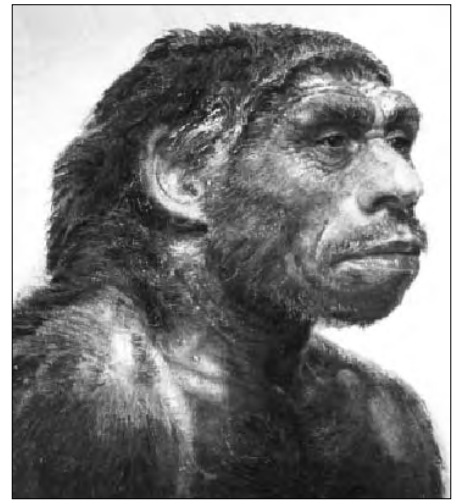
er hatte ihnen auch ein Geschenk gebracht: ihr Gehirn war so enorm mit optischen und akustischen Reizen sowie elektrischen Impulsen überflutet worden, dass sie plötzlich eine Eigenschaft besaßen, die sie zuvor nicht kannten: Sie konnten „sprechen“. Anfänglich noch wie heutige Kinder im frühen Alter. Aber das besserte sich bald mehr und mehr.

Dieses Weltereignis war die Geburtsstunde des Homo erectus, des ersten aufrecht gehenden Menschen. Seine Erde war verändert, denn die Erdachse hatte sich beim Vorbeiflug des riesigen Himmelskörpers im Raum so verändert, dass der Norden und der Süden der Erdmasse unter Schnee und Eis versanken. Das bemerkte er allerdings nicht, denn er lebte im tropischen Raum unseres Planeten. Der Homo erectus hatte nicht nur seine Sprache gefunden, sondern er hatte auch die Angst vor dem Feuer verloren. Im Laufe von einigen Jahrtausenden entwickelte er viele Begabungen, die es ihm ermöglichten, seine alten Reviere zu verlassen. Er begab sich mit seiner Sippe auf eine lange Wanderschaft, die ihn fast um die halbe Welt führte. Da durch die Sprachfähigkeit seine Möglichkeiten wuchsen, vergrößerte sich auch nach und nach sein Gehirn. So wurde aus dem Homo erectus der Homo neanderthalensis.

Leider traf ihn nach einigen Jahrtausenden das gleiche Schicksal wie seine Vorfahren. Denn der riesige, erdgroße Himmelskörper hatte inzwischen seinen Weg durch unser Sonnensystem fortgesetzt und näherte sich nun wieder der Erde. Noch einmal wiederholte sich das gleiche schreckliche Geschehen. Dieses Mal erlebten es mehr, überlebten haben es nur wenige. Aber da es nun bereits weiter entwickelte Menschen waren, wurden die global-katastrophischen Veränderungen viel stärker reflektiert. So stieg in den folgenden Generationen der Überlebenden die Größe des Gehirns sprunghaft an. Das sind jene Neandertaler, deren Spuren die Paläontologen in vielen Gebieten der Erde fanden.

Nachdem die Schrecknisse der Begegnung überwunden waren, setzte der Homo neanderthalensis seine Expansion fort. Er kam bis in die kälteren Gebiete des Nordens.

Kaum waren aber wieder einige tausend Jahre vergangen, da tauchte der schreckliche Himmelskörper zwangs-



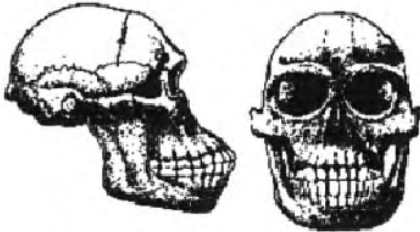
Der Neandertaler. Stellte man ihn sich noch bis vor wenigen Jahren eher affenähnlich aussehend vor (oben), hat sich die Vorstellung inzwischen gewandelt. Heute sieht er in der Rekonstruktion schon fast wie ein heutiger Mensch aus (unten). Es bleibt abzuwarten, wann die Wissenschaftler ihn noch weiter an die Jetztform des Menschen angleichen.

läufig wieder auf. Denn er hatte sich in unserem Sonnensystem gefangen und konnte es nicht mehr verlassen. Wieder führte ihn sein Weg nahe an der Erde vorbei. Auf's Neue gab es schwere Naturkatastrophen, Fluten, Erderschütterungen usw. Und außerdem veränderte sich wiederum die Lage der Erdachse. Es gab ein anderes Klima und das Eis am nördlichen Erdpol verschwand.

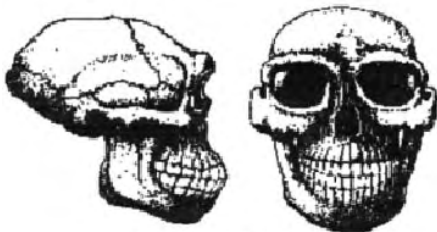
Aus diesem Chaos von Feuer und Wasser erhob sich nun der Jetztmensch Homo sapiens sapiens. Trotz aller Schrecken hinterließ ihm der vorbeigezogene Himmelskörper ein sehr positives Erbe: ein ausgeglichenes, mäßig warmes Erdklima. Nur in den nördlichsten und südlichsten Breiten war es kühler. Im Süden weit mehr als im Norden, weil der südliche Polkontinent sehr hoch war und isoliert im Meer lag.



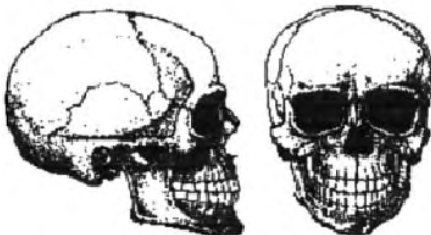
Affenschädel (Schimpanse)



Australopithecus africanus



Homo erectus



Homo sapiens

Vergleichende Darstellung von Schädeltypen zwischen Affen und menschlichen „Vorfahren“.

Diese Klimaentwicklung schuf ausgezeichnete Lebensbedingungen für Graslandbildung und riesige Tierherden. Sie waren für den Homo sapiens sapiens der jüngeren Altsteinzeit die Basis für seinen enormen Aufstieg. In rund 6.000 Jahren bemächtigte er sich praktisch aller Erdräume. Seine Fähigkeiten waren beachtlich.

Bedingt durch die konstanten Verhältnisse der Sonneneinstrahlung in den verschiedenen Erdbreiten bildeten sich seine Hauptunterscheidungsmerkmale aus: die Typen der Hautfärbung.

In den nördlichen Räumen gelblich bis weiß, in den mittleren rötlich bis braun, im äquatorialen Raum braun bis tiefdunkelbraun.

Seinerzeit hätten die Menschen nur noch wenige Zeit gebraucht, um zur ersten Zivilisation zu gelangen. Doch leider blieb ihnen diese Zeit nicht, denn

die Zeit des „schrecklichen Himmelsboten“ war wieder da! Er tauchte wieder als Feuerkugel auf. Wie schon bei den vorherigen Begegnungen hatte er einen Begleiter bei sich. Der hatte zuvor noch nicht am Inferno mitgewirkt. Doch da der große Himmelskörper wegen der stärkeren „Einrundung“ seiner Bahn der Erde näher kam als je zuvor, wurde sein Begleiter von der Erdanziehung eingefangen. Er schlug als Asteroid mit mehreren Teilen auf der Erde ein. Der große Himmelskörper raste weiter. Dieses Einschlagsereignis, verbunden mit dem nahen Vorbeiflug des großen Himmelskörpers, löste dann jene Weltkatastrophe aus, die uns als „Sintflut“ bekannt ist. Und diese Katastrophe geschah vor gar nicht so langer Zeit: um etwa -3.000!

Sie traf nun voll entwickelte „steinzeitliche“ Naturvölker mit unvorstellbarer Wucht. Ohne jeden Zweifel wurde damals ein großer Teil der Erdbevölkerung vernichtet. Die Reste, die überlebt hatten, mussten in einer Welt neu anfangen, die sich wiederum sehr verändert hatte. So ist es nicht verwunderlich, wenn dieses nicht so weit zurückliegende Ereignis weltweit in den Überlieferungen erhalten blieb.

Das kosmisch-katastrophische Inferno war gewiss nicht geringer, sondern eher noch größer als zur Zeit des Homo erectus und des Neandertalers. Denn bei diesem Mal trafen deutlich zwei Ereignisse zusammen: eine Nahbegegnung und ein Asteroideneinschlag.

Insbesondere die nördliche Erdhälfte war stärkstens betroffen. Zum Einen, weil hier der Einschlag erfolgte, zum Anderen, weil sich die Erdachse um den südlichen Pol, der fest blieb, drehte und damit der Norden allein viel kälter wurde. Der Südpolkontinent war es bereits seit vielen Jahrtausenden.

Jene Zeit, die wir eingangs als Mittelsteinzeit/Mesolithikum kennengelernt haben, war die Zeit direkt nach der Sintflut. Doch sie umfasste nicht 3.000 bis 4.000 Jahre. Allenfalls 200, in einigen Gebieten sogar vielleicht 500 Jahre, aber mehr nicht. Doch diese wenigen Jahrhunderte waren auf jeden Fall die schrecklichsten der Menschheitsgeschichte.

Man kann und muss vor diesem Szenario dem Überlebenswillen und Mut unserer Ur-Ur-Ahnen nur tiefste, ehrfurchtsvolle Bewunderung zollen.

Kein noch so schrecklicher Krieg hat der Menschheit so tiefe Wunden geschlagen wie die Sintflutkatastrophe. Und dennoch kam es nur wenige Jahrhunderte später zu einem rasanten Aufstieg: der so genannten „neolithischen Revolution“. Sie konzentrierte sich auf den südlichen Rand der nördlichen Erdhälfte. Das war bedingt durch eine neuerliche Veränderung der Erdachsenstellung im Raum. Sie bewirkte den erheblichen jahreszeitlichen Temperaturwechsel in diesen Gebieten. Er zwang die Menschen dieser Erdräume - im Gegensatz zu den Tropengebieten - zu ganz neuen Lebenskonzeptionen. Das verschaffte den Nordvölkern langfristig eine erhebliche Dominanz gegenüber den südlichen Tropenvölkern. Die Entwicklung zur „Zivilisation“ wurde also nach der Sintflutkatastrophe durch die Veränderung der Umwelt dieser Gebiete programmiert.

Während also fast alle Völker und Stämme, die auf der südlichen Erdhälfte lebten, bis in die Neuzeit hinein in ihrem „steinzeitlichen“ Lebensmilieu verblieben, begann auf der Nordhälfte punktuell an einigen Stellen „Zivilisation“.

Der Begriff „Hochkulturen“ wurde bewusst nicht gewählt. Denn eine hohe Kultur hatten die „steinzeitlichen“ Menschen auch. Und das seit Jahrtausenden. Kultur wird hier verstanden als „Gesamtheit der typischen Lebensformen einschließlich der Geistesverfassung und Werteinstellung“.

Etwa 1.500 Jahre nach der Sintflut kam es noch einmal zu einer Nahbegegnung mit dem Himmelskörper, dem die Menschen inzwischen den Namen Ishtar-Venus gegeben hatten. Seine Bahn war inzwischen so eng geworden, dass sie zwischen den inneren Planeten verlief. Wieder gab es schwerste Erderschütterungen und Naturkatastrophen. Noch für rund 750 Jahre stiftete Ishtar-Venus erhebliche Unruhe, bis der Himmelskörper dann gegen -700 seine endgültige feste Bahn erhielt. Er war zum Planeten Venus geworden, der nun still und friedlich als Morgen- und Abendstern am Himmel zu erkennen ist.

Nachdem mit dieser kleinen „märchenhaften“ Geschichte der kosmische Hintergrund erhellt worden ist, wird vielleicht die Dramatik der „Steinzeit“ verständlich geworden sein. Die hier vorgetragenen Zeitansätze lassen aber außerdem erkennen, welchen enormen

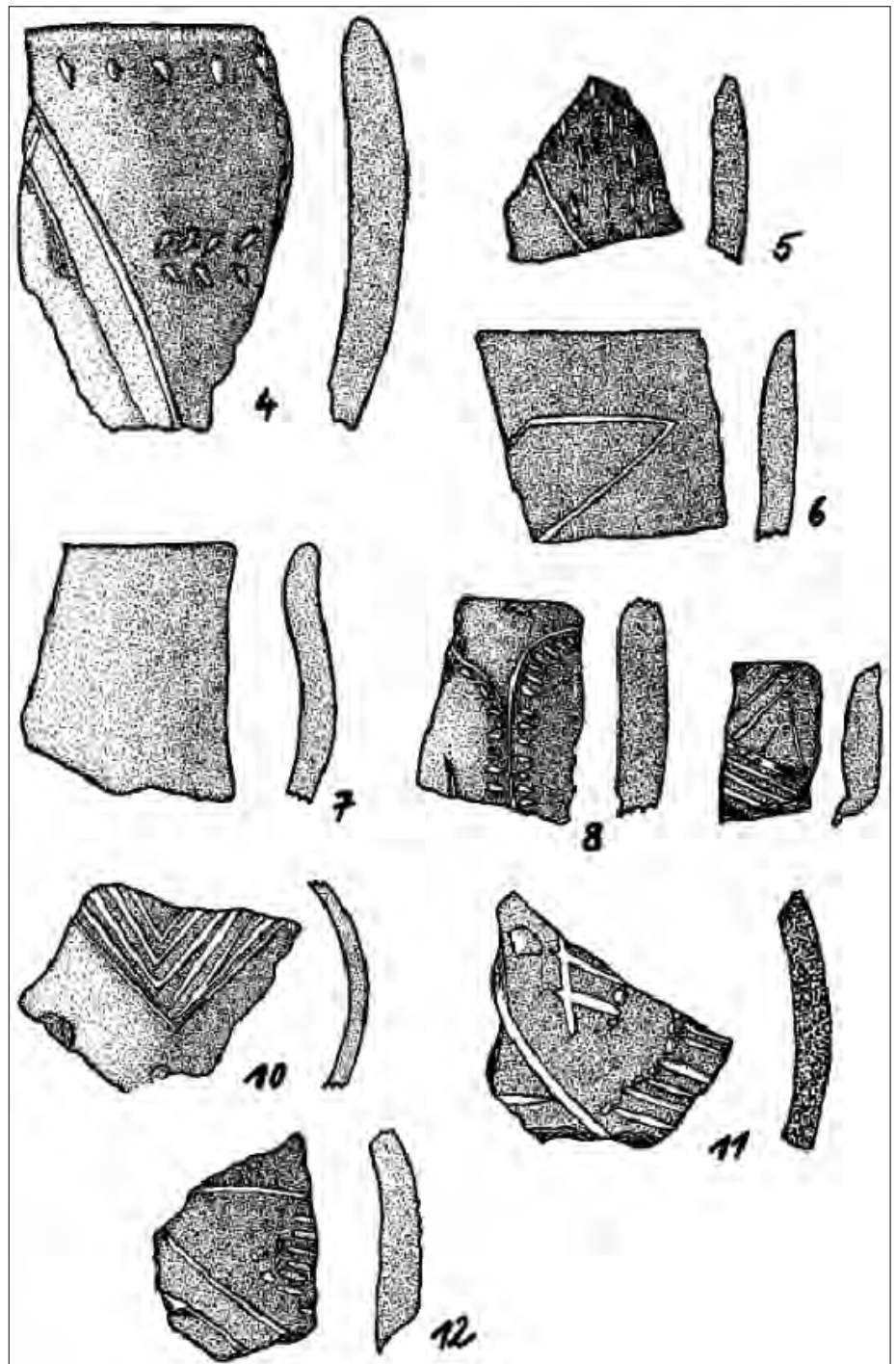
Wert die Berichte der Völkerkunde haben. In ihnen wird sehr gut und ausführlich über jene Kulturen berichtet, die wir in groben Zügen für die gesamte „Steinzeit“ erwarten können.

Dabei sind besonders jene Völker von Interesse, die in den südlichen Räumen unserer Erde lange Zeit isoliert geblieben sind. Hier sind ganz besonders die Ureinwohner Australiens, die Buschmänner Südafrikas oder die Ureinwohner des amerikanischen Doppelkontinents zu nennen. Auch die drawidischen und weddidischen Urvölker Indiens geben uns interessante Aufschlüsse.

Grundsätzlich ist zu sagen, dass die Natur die prägende, formbildende Kraft für die Ausbildung der verschiedenen Kulturen gewesen ist. Sie formte den Menschen, sein Handeln ebenso wie sein Fühlen und Denken. Klima, Fauna und Flora sowie die allgemeine Struktur der Lebensräume bestimmten die entscheidenden Kulturmerkmale. Sie nahmen ebenfalls Einfluss auf religiöse Grundhaltungen und Wertbeurteilungen.

„Himmel“ und „Erde“ galten stets als polare Gegensätze. Der „Himmel“ repräsentierte „Bewegung“, die Erde „Beharren“. Damit waren die „Himmelsgötter“ stets universal, gleichgültig wie man sie benannte. Die „Erdgötter“ waren raumspezifisch. Ein Volk, das am Ufer der riesigen Ozeane lebte, konnte gar nicht anders, als sich einen gewaltigen Meergott vorzustellen. Andererseits war ebenso klar, dass in gebirgigen Räumen der Sitz der Berggötter nur auf den höchsten, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln sein konnte. Dass das lebensspendende Wasser göttlich sein musste, stand völlig außer Zweifel. Diese Beispiele lassen sich fortsetzen. Auf jeden Fall gab es seit jenem Tag, als der Mensch zum Bewusstsein gelangte, tiefste geistige Einsichten. Von „primitivem Denken“ zu reden, ist absurd. Im Gegenteil: Wir können sogar sagen, dass die Tiefe der Einsichten in der Frühzeit größer war als heute. Dabei waren allerdings die Daseinsvorstellungen ganz anders als gegenwärtig.

Da alle frühen Naturvölker die Natur als lebendig und „beseelt“ betrachteten, wurde eine umgestaltende Kultivierung der Lebensräume in der Frühzeit und auch noch bei einigen späteren Naturvölkern als Zerstörung und damit als Sakrileg empfunden.



Linienbandkeramische Fundgegenstände aus der Gegend von Waldbüttelbrunn. Es handelt sich um ein Keramikfragment (4) und Wandscherben mit Ritz- und Stichzier (5-12) (Arbeitskreis Archäologie/Paläontologie Waldbüttelbrunn [Hrsg.]: „Steinzeit in Waldbüttelbrunn, Fundbericht Band 1, Jahrgang 08.1988/05.1991“. Waldbüttelbrunn 1991).

Sammeln von wild wachsenden Früchten war dagegen eine natürliche Nutzung, und die Jagd auf bestimmte Tiere war zwar notwendig, wurde aber als Eingriff gefühlt, für den man den Tieren besondere Dankesopfer schuldig war. Was man oft als Jagdzauber gedeutet hat, der möglichst erfolgreiche Jagdergebnisse beschern sollte, waren in Wahrheit rituelle Magien, die den Schaden bei den Tieren wieder begrenzen und die Götter versöhnen sollten.

Die orthodoxe Ansicht, es habe in der Frühzeit ein ungeordnetes Zusammenleben gegeben, geht an den Realitäten völlig vorbei.

Es gab zahllose Gebote und Regelungen, die über die Gruppenzugehörigkeit entschieden. Wesentliche Grundlage waren nach den Müttern geregelte Verwandtschaftsbeziehungen. Das wird oft als „Mutterrecht“ bezeichnet, trifft aber nicht den Kern. Die Gruppenstruktur verlangte, dass sich die Männer immer Frauen aus



So stellt man sich vor, wie der Graveur des Magdaléniens die Felsgravierung eines Mammuts schuf, nach einem Fund in der Höhle Lascaux in Frankreich („Menschen der Urzeit“, Augsburg 1989).

einer anderen Gruppe suchen mussten. Es gab bestimmte Stammesreviere, die sich zwar jahreszeitlich veränderten, aber dennoch als „Heimatraum“ konstant blieben. So gab es noch viele weitere Regelungen. Von ungeordnet kann keine Rede sein. Dieser Zustand blieb überall dort erhalten, wo sich - bis in die Neuzeit hinein - Sammler- und Jägergruppen erhalten haben. Für die gesamte Altsteinzeit waren diese Systeme die Norm. Erst nach der „Sintflut“, am Ende der Altsteinzeit, traten entscheidende Veränderungen ein. Wir können diese Prozesse am besten mit der Überschrift versehen: „Vom Mutterrechtsverhältnis zum Patriarchat“.

Aus diesem langfristigen Prozess heraus entwickelten sich reale Macht- und Besitzstrukturen, die in die „Zivilisationen“ einmündeten. Der Prozess wurde bestimmt durch

zwei große Gruppen des beginnenden „Wirtschaftens“ in der Jungsteinzeit: der Gruppe der sesshaften Ackerbauern und der Gruppe der nomadisierenden Viehzüchter. Es waren Gegensätze von größter Tragweite, die noch einer späteren ausführlicheren Darstellung bedürfen.

Stellen wir also abschließend der eingangs dargelegten orthodoxen Chronologie der „Steinzeit“ eine alternative nonkonformistische, grobe Gliederung gegenüber:

- Um etwa -25.000 schwerste kosmische Katastrophe
- Ende der Prähominiden; Beginn des Homo erectus
- von etwa -25.000 bis etwa -11.000 frühe Altsteinzeit des Homo erectus
- um etwa -11.000 schwere kosmische Störung

- von etwa -10.000 bis etwa -8.000 mittlere Altsteinzeit des Neandertalers
- um etwa -8.000 schwere kosmische Störung; Beginn eines „paradiesischen“ Klimas; Beginn der jüngeren Altsteinzeit des Homo sapiens sapiens
- von etwa -8.000 bis etwa -3.000 Zeit des Jetztmenschen
- um etwa -3.000 Sintflutkatastrophe/ Klimawandel
- von etwa -3.000 bis etwa -2.500 schwerste Störungszeit (Mesolithikum)
- von etwa -2.500 bis etwa -1.800 allgemeine Jungsteinzeit
- von etwa -1.800 bis etwa -1.400 partielle Steinkupferzeit (Chalkolithikum)
- um etwa -1.400 „Exoduskatastrophe“
- von etwa -1.400 bis etwa -700 partielle Bronzezeit
- um etwa -700 letzte kosmische Störung
- von etwa -700 bis zur Gegenwart partielle Eisenzeit.

Diese grobe Gliederung bringt die gesamte Menschheitsgeschichte in den bereits erwähnten 30.000 Jahren unter. Darin nimmt die eigentliche „Zeit der naturgegebenen Werkstoffe“ mehr als 90 % ein.

Es hat schon immer zahlreiche nonkonformistische „Außenseiter“ gegeben, die auch für früheste Menschheitsepochen ein hohes kulturelles Niveau postuliert haben. Diese Forscher hatten prinzipiell Recht. Man darf nur nicht in den Fehler verfallen, „hohe Kultur“ mit dem üblichen Begriff von „Hochkultur = Zivilisation“ zu verwechseln.

Wer sich beispielsweise die Qualität der „eiszzeitlichen“ Höhlenmalereien ins Gedächtnis ruft, kann keinen Zweifel an einem hohen kulturellen Hintergrund haben. Auch wer sich mit der enormen spirituellen Erkenntnistiefe von australischen Ureinwohnern befasst, kann deren Träger unmöglich als „Wilde“ einstufen. Betrachtet man altsteinzeitliche Statuetten, so sind das eindeutig großartige Kunstwerke, die einem heutigen abstrakten Künstler zu Weltruhm verhelfen würden.

Was die Ethnologen über die Fähigkeiten von Schamanen oder Medizinmännern herausfinden konnten, macht jeden von ihnen zum hochkarätigen „Naturwissenschaftler“.



Steinzeitliche Figur: „Die Dame aus Brassempouy“ (Frankreich) (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.03.89)

Bedenkt man, dass noch komplett „steinzeitliche“ Seefahrer selbst fernste und einsamste Inseln gefunden und besiedelt hatten, ist es regelrecht anmaßend, hier von „Primitiven“ zu sprechen.

Wenn E. von Däniken einem seiner Bücher den Titel gab: „Die Steinzeit war ganz anders“, so hatte er im Grundsatz Recht. Dabei war es allerdings ganz unnötig, von hochtechnisierten Außerirdischen zu fabulieren. Auch in der Altsteinzeit wurden schon hochkomplizierte Operationen ausgeführt. Man konnte narkotisieren usw. Es gab Informationssysteme, die in Bildern sprachen und es gab uns unverständliche Symbole, die auch kosmische und religiöse Begriffe darzustellen ermöglichten.

Wenn es keine katastrophischen Ereignisse globaler Dimensionen gegeben hätte, wäre bereits am Ende der Altsteinzeit die Weltbevölkerung viel größer gewesen, als man heute schätzt. Und wer die riesigen Scharrbilder betrachtet, die heute nur vom Flugzeug aus als Ganzes betrachtet werden können, muss zu der Einsicht kommen, dass es bestimmt auch schon Möglichkeiten des „Segelfliegens“ gegeben hat. Die Sage von Dädalos und Ikaros enthält bestimmt einen wahren Kern. Möglicherweise, vielleicht sogar höchstwahrscheinlich, haben die Überlebenden nach der „Sintflut“ Manches nicht mehr neu zu erproben gewagt, weil sie wieder den „Zorn der Götter“ fürchteten.

Als M. Zanot einem Buch den Titel

gab: „Die Welt ging dreimal unter“, sprach er aus, was die alten Mythen überliefert hatten: die Sintflutkatastrophe, die Exoduskatastrophe und die Katastrophen bei der letzten kosmischen Störung. Der Verfasser bezeichnet sie als „Epagomenakatastrophe“, weil danach unser Jahr um fünf Tage länger wurde!

Alle kosmisch bedingten Katastrophen führten zu großräumigen Wanderungsbewegungen, weil zahlreiche Lebensräume nachhaltig zerstört oder schwer geschädigt wurden. Andere Wanderungen ergaben sich aus der Raumsuche der nomadischen Viehzüchter. Sterne wurden zu Göttern, heldenhafte Anführer zu vergöttlichten Urahnern. Die angstvolle Beobachtung des Himmels führte zur Astrologie und später zur Astronomie. Unendlich vieles geschah in der „Steinzeit“. Sie war wirklich die prägendste, dramatischste und entwicklungs geschichtlich schöpferischste Epoche der Menschheit. Das technisch-wissenschaftliche Zeitalter, in dem wir heute leben, hat die uralten Wurzeln lediglich vergessen oder verdrängt.

Es war ohne Zweifel sehr viel schwerer, sich mit noch unzureichenden Hilfsmitteln die einfachsten Lebensgrundlagen zu schaffen oder Naturerkenntnisse zu erlangen. Heutige praktische Archäologen gestehen z. B. uneingeschränkt zu, dass es sehr schwer ist, eine Lanzen spitze aus Stein herzustellen. Wir haben aber ungezählte von sehr beachtlicher Qualität gefunden.

Unser heutiges Wissen und die entwickelte Technik sind zweifellos Höchstleistungen des Menschen, aber man darf nicht vergessen, dass sie über zahlreiche Generationen hinweg gewachsen sind. Der uns unbekannt Erfinder des einfachen Rades war ein wirkliches Genie. Auch jener Menschentyp, der es erlernte, durch Reibung Hitze und damit Feuer zu erzeugen, hat Ungeheueres geleistet. Das war aber vor mindestens 30.000 Jahren.

Doch nicht nur technische Fähigkeiten sind zu sehen. Es ging um früheste Weltanschauung, um bewusstes Erleben und Erkennen der Welt, in der die ersten Menschen lebten. Wir haben im Allgemeinen längst vergessen, was wir ihnen verdanken. Und es war uns nicht einmal bekannt, dass sie unter schrecklichen Umständen oft wieder neu anfangen mussten. Die „Steinzeit“ war also wirklich anders! ■

Thema Externsteine

Gert Meier

Der Wendel-Kreis an den Externsteinen

Modell frühgeschichtlicher Geometrie und Geodäsie nördlich des frühgeschichtlichen Wissenschaftszentrums von Oesterholz

I. Die Externsteine und die Anlagen von Oesterholz - den „Neuen Externsteinen“

Die Vor- und Frühgeschichte Alteuropas muss neu geschrieben werden. Das hat spätestens die Scheibe von Nebra an den Tag gebracht. Man lese die Forschungsberichte von *Oswald Tränkenschuh* (1): Die Externsteine, zwischen Teutoburger Wald und Eggegebirge, waren schon am Ende der Altsteinzeit das maßgebliche Kulturzentrum und die Vermessungszentrale Alteuropas. Hier konnte man schon vor 8000 Jahren die beiden Naturkonstanten, die Kreiszahl π und die Eulersche Zahl e und benutzte sie bei den Berechnungen. Von hier und den Vermessungszentralen von Brodgar (Orkneys) und Santiago de Compostela aus vermaß man Alteuropa und Afrika (2). Das alles ist nachzulesen und nachzurechnen (3), das heißt, es ist mühsam und setzt gewisse Vorkenntnisse an Astronomie und Geometrie voraus; Vorkenntnisse, über die unsere Großväter noch verfügten, die indessen für die heutigen Normalsterblichen verloren gegangen sind.

Auch diese sind aber daran interessiert zu hören, wie sich die Vergangenheit Alteuropas nach dem neuen Geschichtsbild darstellt, das dabei ist, sich langsam herauszukristallisieren. Aufgabe der Neuen Externsteineforschung ist deshalb nicht nur die Erforschung der Geschichte Alteuropas, sondern auch deren allgemeinverständliche Darstellung. Welches ist unserer gegenwärtiger Wissensstand?

Die an der Scheibe von Nebra vorgenommenen Veränderungen zeigen: Seit dem Jahr -3500 gab es in Alteuropa gravierende Veränderungen. *Oswald Tränkenschuh* bezeichnet sie als „Rucks“. Der erste Ruck dürfte der Einschlag des

Henoch-Kometen auf die Erde gewesen sein (4). Er vernichtete den alten Ring von Brodgar auf den Orkneys. Der „erste Ruck“ ist anscheinend eine kosmische Katastrophe gewesen. Sie hatte unmittelbare Auswirkungen auch auf die Externsteine. Da das Rechen- und Vermessungszentrum „Brodgar alt“ in den Fluten des Atlantiks versunken war, musste es südlich davon neu errichtet werden: in Form des neuen Ringes von Brodgar und des Ringes von Stenness. Dadurch verkürzte sich die bisherige Ortungslinie von den Externsteinen zu den Orkneys um einige Kilometer. Um das alte System der Jahrtausende alten Vermessungslinien zu retten, musste auch die Ortungslinie Externsteine – Santiago de Compostela verkürzt werden. Die Externstein-Leute zogen um: in das sieben Kilometer südöstliche Gebiet des heutigen Sternhofs in Oesterholz. Die heutigen Bewohner der Gegend - Opfer der Gehirnwäsche interessierter Kreise - sagen: Österholz. Noch die Karten der Herren Gigas und Lotter geben die richtige Aussprache wieder: Osterholz (5), d. h. das Holz bzw. der Hain der (Göttin) Oстера.

In und um Oesterholz wurde nicht nur der heutige Sternhof als Akademie der Wissenschaften, nachweislich mit den Fakultäten für Astronomie, Mathematik und Vermessungskunde eingerichtet („Richtfest“: um -3100). Es wurde außerdem ein riesiger Kult- und Verwaltungsbezirk angelegt: die Laue (= Haine). Das Langelau mit seiner Pferderennbahn, das Lindelau als Bundesgerichtshof der zum Schutze der Heiligen Stätten an den Externsteinen berufenen Stämmen, das Königslau als Wahlstätte, das Eckeslau als Hain für die heiligen Pferde etc. Mit dem Gauseköterberg bekam die neue Anlage ihren eigenen Vermessungsbezirk. Die Laue-

Forschung ist ein zentraler Gegenstand der *Neuen Externsteineforschung*.

Zu der Anlage von Oesterholz gehörten zwei geometrische Figuren: das Externsteindreieck und der Wendel-Kreis.

Das Externsteindreieck als riesiges Triangulationsdreieck ist von dem thüringischen Gelehrten *Walther Machalett* entdeckt worden (6). Es handelt sich um die der Erdvermessung dienende geodätische Vernetzung der Spitze dieses Dreiecks im Paulinenholz (Gudenslau) nordöstlich von Oesterholz auf $51^{\circ} 51' 14,3''$ n. Br., der Cheopspyramide und einem heute durch Sanddünen verwehten Ort westlich von Ghadames in Nordafrika. Auf die einschlägige Literatur sei verwiesen (7). Die zweite geometrische Figur, die bei Oesterholz angelegt wurde, ist der Wendel-Kreis.

II. Die Entdeckung des Wendel-Kreises

Ende des Jahres 2005 gelang dem Lüdenscheider Architekten *Karl-Heinz Wendel* eine bedeutende Entdeckung. Er fand - und das in der Nähe der Externsteine - einen Kreis bzw. ein Quadrat als geometrische Figur, die außerordentliche geografische und mathematische Eigenschaften aufweist (Abbildung 1). Sie besitzt die geografischen Koordinaten

$51^{\circ} 51' 14''$ n. Br. (Nordtangente,
 $51^{\circ} 50' 37''$ n. Br. (Mittelachse) und
 $51^{\circ} 50' 00''$ n. Br. (Südtangente)
und

$8^{\circ} 50' 26/27''$ ö. L. (Westtangente),
 $8^{\circ} 51' 26/27''$ ö. L. (Lotlinie),
 $8^{\circ} 52' 26/27''$ ö. L. (Osttangente).

Dieser Kreis, der auch ein Quadrat sein könnte, ist insofern einzigartig,

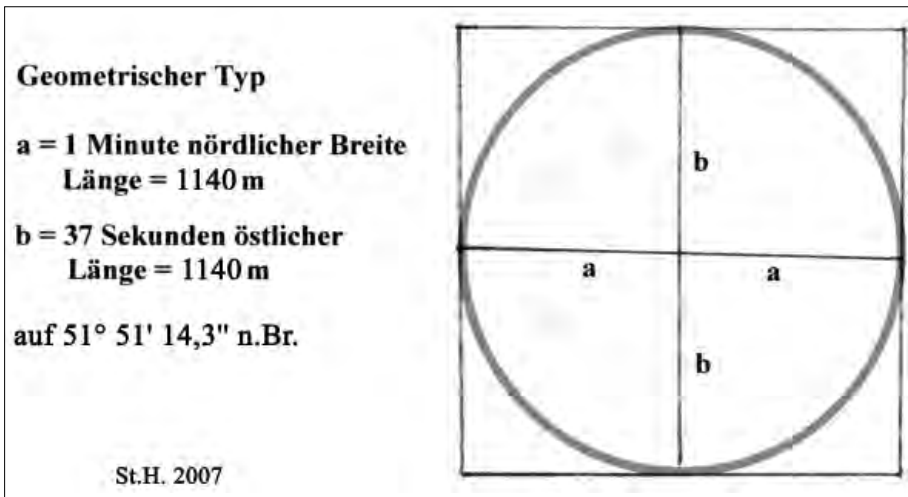


Abb. 2. Der Wendel-Kreis – geometrische Beschaffenheit

als nur auf seinen Breitenkoordinaten – und der entsprechenden Breitenlage der Südhälfte der Erde, die wir hier außer acht lassen können – der Nord/Süd-Abstand der Breitenkreise und der Ost/West-Abstand der Meridiane (Längengrade) einen gleichen Radius besitzen. Nur auf **51° 50' 37" n. Br.** besitzen – unter der Voraussetzung der Annahme, dass die Erde eine perfekte Kugel sei (8) – die Strecken 37 Bogensekunden Nord/Süd und 1 Bogenminute Ost/West die gleiche Länge und bilden den Radius eines Kreises/eines Quadrates (Abbildung 2).

Wie kommt diese Besonderheit zustande?

Die Erde ist geografisch in 360 Längengrade (Meridiane) und 180 Breitenkreise eingeteilt. Der Nord-Süd-Abstand von ca. 111 km zwischen den Breitenkreisen bleibt von Nordpol zum Äquator und vom Äquator zum Südpol konstant. Anders der Abstand Ost/West zwischen den Meridianen. Diese haben auf dem Äquator ihren größten Abstand voneinander und laufen an den Polen zusammen. Dort beträgt der Abstand theoretisch 0. Mit den Abständen zwischen den Meridianen nach Norden werden auch die in Graden, Bogenminuten und Bogensekunden gemessenen Strecken immer kürzer.

Man stelle sich vor sich: Errichtet man nahe des Äquators, nördlich, auf der kugelförmig gedachten Erde, ein Rechteck von (2 x 37) Bogensekunden Nord/Süd und der Breite von 2 Bogenminuten in Ost/West-Richtung, so lässt sich darin eine „quer liegende“ Ellipse einzeichnen. Die Querachse der Ellipse verjüngt sich auf ihrem Weg zum Pol ständig, bis sie am Pol selbst einen Punkt bildet. Nur auf einem

einzigem Breitenkreis sind Längsachse und Querachse der geometrischen Figur als Strecke im Raum tatsächlich gleich lang (Abbildung 3). Ich nenne diesen Breitenkreis die „Gleichen-Linie“.

Auf der „Gleichen-Linie“, dem Breitenkreis **51° 50' 37" n. Br.**, entsprechen die Meridianabstände von 1 Bogenminute Ost/West exakt einem Abstand der Breitenkreise von 37 Bogensekunden Nord/Süd oder

$$1' \text{ O/W} = 37'' \text{ N/S}$$

Diese Gleichenlinie ist die Mittellachse des Wendel-Kreises. Er wurde als geodätisches Modell in unmittelbarer Nähe von Oesterholz in die Landschaft konstruiert. Mit seiner Nordtangente **51° 51' 14"** schneidet er die Spitze des Machaletschen Externsteindreiecks. Bei der nach -3100 (erneut) einsetzenden Vermessung Alteuropas aus Gründen der Landschaftsplanung ist der Wendelkreis die maßgebliche Vermessungsfigur. Seine Maße sind anscheinend sakrosankt. Sie bleiben konstant, auch im Norden und Süden Deutschlands, wo die geometrische Figur des Kreises längst der einer Ellipse hätten weichen müssen. Auch die Positionierung der einzelnen Vermessungskreise (Oesterholzkreise) bleibt gleich: die Südtangente liegt stets auf einem Breitenkreis auf glatten Bogenminuten, ohne Bogensekunden. Die Mittellachse beträgt stets zusätzlich **37** Bogensekunden Nord, die Nordtangente weitere **37** Bogensekunden Nord. Die Westtangente, Lotlinie und Osttangente liegen stets auf **27** Bogensekunden Ost/West. Hat diese Fixierung auf die Zahlen **37** und **27** einen Grund? Wenn ja, ist dieser Grund beim Modellkreis, dem Wendel-Kreis zu suchen.

III. Die frühgeschichtliche Bedeutung des Maßes 37 Bogensekunden Nord/Süd und 27 Bogensekunden Ost/West

Die Mittellachse des Wendel-Kreises liegt auf **51° 50' 37" n. Br.**, seine Lotlinie auf **8° 51' 27" ö. L.** Diese Lage stellt die Norm dar für alle späteren Vermessungskreise, denen ich den Namen Oesterholzkreise gegeben habe.

Warum wählten die Konstrukteure des Wendelkreises als Mittellachse einen Breitenkreis, der auf **37** Bogensekunden N/S lag? Warum die Lotlinie auf einem Meridian, den **27** Bogensekunden O/W markierten? Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf diese beiden Zahlen.

Die beiden Größen, **37" N/S** und **27" O/W** sind Bestandteile des Leitbildes, das unsere vor- und frühzeitlichen Vorfahren von der kosmischen Harmonie unseres Sonnensystems gewonnen hatten.

1. Die Bedeutung von 37 Bogensekunden Nord/Süd

Die Strecke von 37 Bogensekunden – eine dreidimensionale Maßeinheit, geschaffen zur Messung der Winkel eines Kreisbogens und deshalb eigentlich unzulässig zur Messung von zweidimensionalen Strecken verwendet – entspricht auf heutigen Landkarten ca. 1144 Metern. 37 Bogensekunden Nord/Süd waren im frühgeschichtlichen Vermessungswesen jedenfalls nach etwa -3100 zu einer verbreiteten Maßeinheit geworden. Die Strecke „37 Bogensekunden Nord-Süd“ hatte im Laufe der Zeit ihr raumplanerisches Eigenleben entfaltet. **37" Nord/Süd** waren, wie von *Tränkenschuh* richtig bemerkt, zur Funktionsgröße geworden (9). Warum war das der Fall?

Die frühgeschichtlichen Konstrukteure und Architekten Alteuropas gingen – obwohl sie die tatsächlichen, von einander abweichenden Erdumfänge über die Pole und über den Äquator schon sehr früh kannten – aus Gründen der besseren Rechenbarkeit (10) von einer idealen Kugelgestalt der Erde aus und vereinbarten einen fiktiven Erdumfang von 40.000 Einheiten. Man nannte diese Einheit sehr viel später Kilometer. Die Zahl 40.000 teilte man erst durch die Zahl 40 = 1000, um auf das dekadische System zu kommen. Die Zahl 1000 teilten sie durch die Zahl 27 – auf die Bedeutung der Zahl 27 kommen wir im nächsten Abschnitt – und erhielten die Zahl

37,037.037...

Mit 37,037.037... Bogensekunden Nord/Süd war der Radius des Wendelkreises gefunden. Er leitet sich ab vom (fiktiven) Umfang der Erde.

2. Die Bedeutung von 27 Bogensekunden Ost/West

Auch die Zahl 27 hängt mit dem Erdumfang zusammen. Die frühzeitlichen Vermesser teilten nämlich den mit 40.000 km vereinbarten Erdumfang auch durch die Zahl 27. Dass so geteilt wurde, darüber berichtet (11) die Edda mit den Worten des Grimnirliedes:

500 Tore, und 40 dazu, kenne ich wohl in Walhall.

540, das sind $2 \times 27(0)$ Tore, durch die der Erdumfang von 40.000 km geteilt wird. Warum 2×27 ?

Die Zahl 40.000 teilte man erneut wieder erst durch die Zahl 40 = 1000, um auf das dekadische System zu kommen. Die Zahl 1000 teilte man nunmehr durch die Zahl 37 und erhielt die Zahl

27,027.027...

Was das soll? Des Pudels Kern ist folgender: Die Multiplikation von $27,027.027... \times 37,037.027...$ ergibt die Zahl **1000,9989**. Die Zahl 27 ist die mathematische Ergänzungsgröße zu der Zahl 37, um den Wert des Ganzen **1(000)** zu erhalten. Das ist des Rätsels Lösung. Die Zahl **1(000)** ist der Inbegriff der kosmischen Harmonie unseres Sonnensystems. Und die Darstellung, Verwirklichung und Erhaltung der kosmischen Harmonie auf der Erde war – aus noch unbekanntem Gründen – das wesentliche Anliegen der Kultur Alteuropas, deren Spuren aufzudecken wir im Begriff sind.

Auch mit einer Altersangabe können wir dienen. Die auf der Zahl 37 oder deren Verdoppelung (= 74) aufbauenden Maße wurden schon in den bandkeramischen Anlagen im Isar-Dreieck (12) nachgewiesen. Das 37er-System dürfte deshalb mindestens 7000 Jahre alt sein.

Die auf den Zahlen 27 und 37 aufbauenden geografischen Positionierungen und Maße des Wendel-Kreises sind Zahlen, die durch Multiplikation miteinander die kosmische und zugleich die dekadische Ordnung herstellen (13). Sie sind sakrale Zahlen. Deshalb sind sie uns im Wendel-Kreis bei Oesterholz bewahrt. Und deshalb wurde der Wendel-Kreis zum Modell aller Oesterholzkreise bei der landschaftsplanerischen

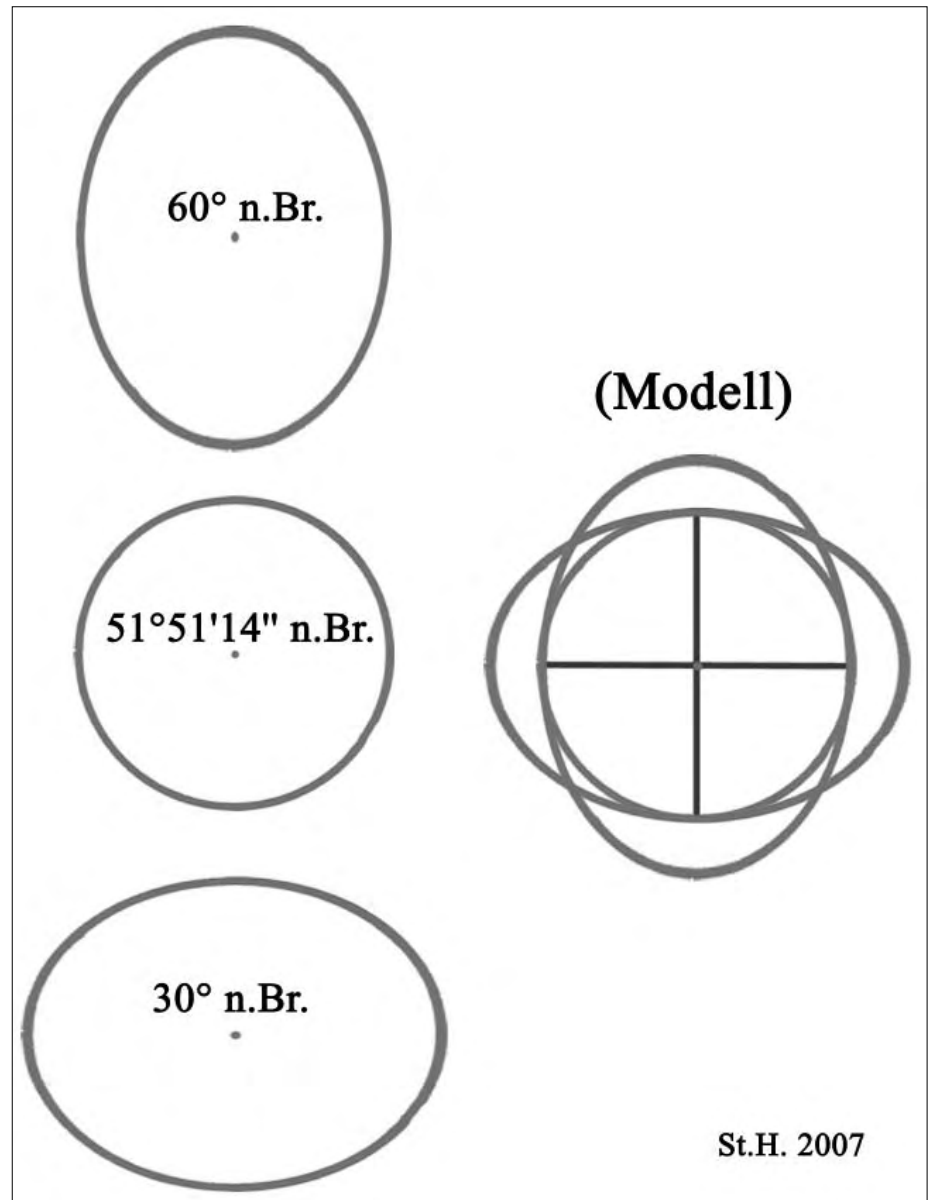


Abb. 3. Der Wendelkreis im Meridian-System: Ellipse – Kreis – Ellipse

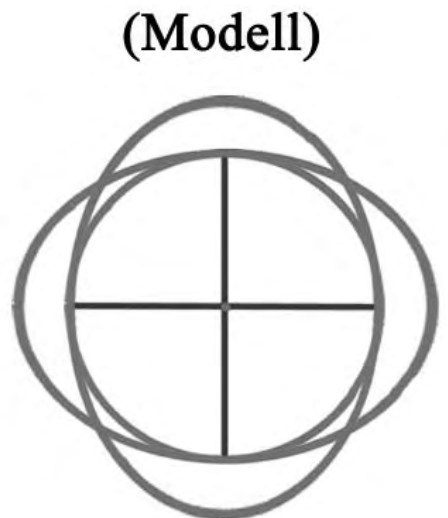
Vermessung des frühgeschichtlichen Mitteleuropas.

IV. Die Positionierung des Wendel-Kreises in Oesterholz

Der Wendel-Kreis mit seinen „sakralen“ Maßen, in dem die Gleichung $37,037037'' \text{ N/S} = 1' \text{ O/W}$

gilt, hätte auf jedem geometrischen Ort des Breitenkreises $51^\circ 50' 37''$ auf der Nordhalbkugel der Erde angesiedelt werden können. Überall auf diesem Breitenkreis hätten die Menschen der Frühzeit den Wendel-Kreis konstruieren können. Warum wählten die damaligen Konstrukteure gerade den Meridian $8^\circ 51' 26/27''$ als Lotlinie des Wendel-Kreises – dicht neben der Lotlinie des Machalettischen Externsteindreiecks (14)?

Der Quellhügel **A** in der Anlage von



St.H. 2007

Oesterholz, dem späteren Sternhof, war nach dem „I. Ruck“ vom Sargstein vor Felsen I der Externsteine aus eingemessen worden (15). Das gleiche gilt für den Punkt **E**, der Spitze des Machalettischen Externsteindreiecks. Damit lagen die beiden Meridiane der Lotlinie des Machalettischen Externsteindreiecks und des Quellhügels (16) – beide im Hain der Ostara (Oesterholz) – à priori fest.

Für diese Festlegung gab es zwingende geodätische Gründe. Es musste ein rechtwinkliges Dreieck mit dem Basiswinkel $51^\circ 51' 14,3''$ (E-C-G) in die Landschaft eingemessen werden können, mit einem Abstand der Lotlinie E-G (in der Nähe von Ghadames in Nordafrika) zum Punkt **C** – dem Ort der ursprünglich geplanten Cheopspyramide in Ägypten –, von ursprünglich 1909,8593 km. Dabei lag der Punkt **E**, die Spitze des Externsteindreiecks, in

Vier Viertelkreise als Grundgröße in den Dimensionen

1' O/W = 37" N/S

$$2r = d$$

O.T. 2007

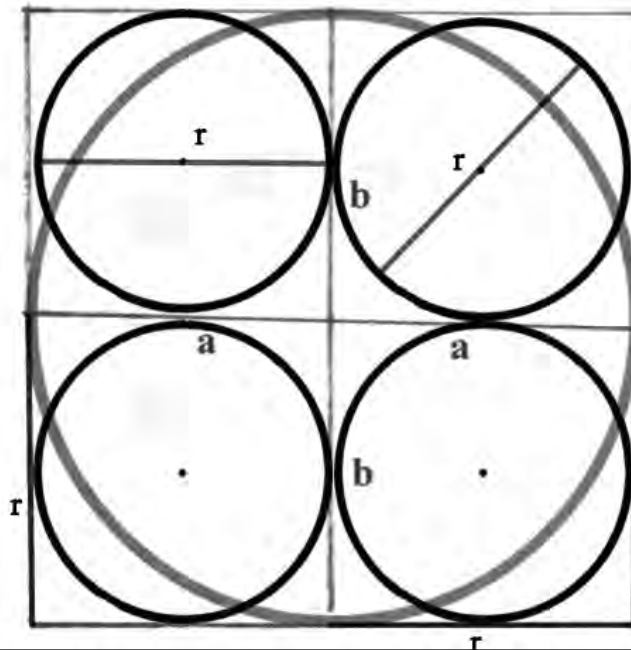


Abb. 4. Der Wendel-Kreis – vier Kreise im Quadrat

seiner geografischen Breite fest: er musste auf $51^\circ 51' 14,3''$ n. B. liegen.

Waren die Meridiane der geografischen Positionen des Externsteindreiecks (E) und des Quellhügels (A) vorgegeben, so waren die Architekten bei der Wahl der Lotlinie des Wendel-Kreises frei. Sie entschieden sich für $8^\circ 51' 26/27'$ ö. L. Warum? Der Grund dürfte die Nähe zur Anlage von Oesterholz, zu den „Neuen Externsteinen“ und der damaligen Gelehrtenschule und Vermessungszentrale gewesen sein. Der Wendel-Kreis ist ein wichtiges Beispiel angewandter Astronomie, Mathematik und Vermessungskunde. Es lag deshalb aus Demonstrationsgründen nahe, ihn in die unmittelbare Nähe der neuen Vermessungsakademie zu legen. Deren zentrale Bedeutung in der Geschichte Alteuropas aufzudecken wird eines der Anliegen der Neuen Externsteinforschung sein wird.

Anmerkungen

- 1) Oswald Tränkenschuh, Die Scheibe von Nebra, Mandragora Königsberg i. Bay. 2006 mit Ergänzungen I, II, III und IV, V in Vorbereitung.
- 2) Andis Kaulins, Frühgeschichtliche Markierungen und Vermessung der Erde in Alteuropa und Afrika, Gelbe Reihe des Forschungskreises Externsteine e.V. Nr. 12, 2007.
- 3) Außer Tränkenschuh (Fn. 1) insbesondere Wolfgang Thiele/Herbert Knorr, Der Himmel ist unter uns, Henselowsky Boschmann 2. Aufl. Bottrop.
- 4) Christopher Knight/Robert Lomas, Uriel's Machine, Arrows London 2000,

151; gekürzte Wiedergabe bei Gert Meier - Uwe Topper - Hermann Zschweigert, Das Rätsel des Elsaß, Grabert Tübingen 2003, 235.

- 5) Oosterholt (Karte von Gigas, um 1630); Osterholtz (Karte des Tobias Conrad Lotter, 1762); die Schreibung Oosterholz verwendet das **Oe** als Dehnungszeichen des vorangehenden Vokals, vgl. z. B. Soest.
- 6) Walter Machalett, Die Externsteine, Bd. 2, Die Externsteine, Hallonen Maschen 1970.
- 7) Machalett (Fn. 6); Tränkenschuh (Fn. 1).
- 8) Das war die Sicht der „Jupiter-Fraktion“ 4: π , der Leute von den Externsteinen; vgl. Oswald Tränkenschuh (Fn. 1), zuletzt IV, 14. Auch nach unserer heutigen Erkenntnis der Gestalt der Erde als Geoid lag der Breitenkreis auf $51^\circ 50' 37''$, da er durch Vermessung mit Hilfe des Schattenstabes richtig gefunden wurde.
- 9) Tränkenschuh (Fn. 1) Ergänzung IV, 34; das Gleiche gilt für $27''$ Ost/West.
- 10) Tränkenschuh Ergänzung IV, 13.
- 11) Tränkenschuh Ergänzung IV, 5.
- 12) Gert Meier – Uwe Topper – Hermann Zschweigert (Fn. 4), 153.
- 13) Ob weitere mathematische Zusammenhänge bestehen, etwa zur Präzession, wie Wolfgang Thiele das vermutet (Fn. 3, 443), wird sich zeigen.
- 14) Dieser Radius ist, geometrisch betrachtet, die Hälfte des Durchmessers eines **Quadrates** (Abbildung 4). Sein Durchmesser **d** beträgt $2 \times 37''$ N/S. In diesem Quadrat finden vier Kreise mit dem Durchmesser von 37 Bogensekunden Nord-Süd Platz. Der Wendel-Kreis lässt sich also als Kreis definieren, dessen Radius von 37 Bogensekunden Nord/Süd einem Quadrat mit den Seitenlängen

von je $2 \times 37''$ N/S eingeschrieben ist (= Inkreis). In jedes Viertelquadrat des Wendel-Kreises kann jeweils 1 Kreis mit dem Durchmesser von $37''$ eingezeichnet werden.

- 15) Tränkenschuh Ergänzung II, 4, 6 und Ergänzung III, 14.
- 16) Zum Quellhügel vgl. Wilhelm Teudt, Germanische Heiligtümer, Jena, 4. Aufl. 1936, 126; Gustav Friedrichs, Germanische Astronomie und Astrologie während der Stein- und Bronzezeit, Osnabrück 1929, 18; Walter Machalett (Fn. 6); Tränkenschuh (Fn. 1), 158. Das Wort „Quellenheiligtum“ wird das erste Mal von Teudt (126) aufgegriffen und von Tränkenschuh („Quellenheiligtum“) wieder aufgenommen. Die Exkursion der Forschungsgruppe Externsteine (FE) am 1. 7. 2007 führte zum Sternhof. Jedenfalls sind die Ausmaße der heute noch vorhandenen Reste des Quellhügels beachtlich. Ohne Zweifel handelt es sich um einen künstlich aufgeschütteten Hügel beträchtlicher Höhe, einen im mythologischen Sinne „heiligen Berg“. Seine Maße lassen sich nicht mehr sicher rekonstruieren. Teudt verwies wegen der „Quelle“ in Oesterholz als mögliche Parallele auf die zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts in Bad Pyrmont freigelegte Quelle. Teudt schlug die Aufdeckung der verschütteten alten Quelle in Oesterholz vor. Ich möchte mich im Lichte der neuen Erkenntnisse über die frühgeschichtliche Bedeutung des heutigen Sternhofs dieser Forderung nachdrücklich anschließen. ■

Thema Mobilfunk

Klaus Scheidsteger

Der Handykrieg – ein Essay ...

Warum wissen wir so wenig über die Gesundheitsrisiken des Mobilfunks?

Ist der kritische Journalismus ausgestorben oder kann er auf dem Gebiet der Handys und Sendemasten einfach nicht mehr stattfinden, weil die mächtige Industrie Medien, Politik und Wissenschaft manipuliert und kontrolliert? Starker Tobak? Nun, wer wie der Schreiber dieser Zeilen versucht hat, Sendepartner für einen brisanten Handyfilm zu finden, macht so seine Erfahrungen.

Als vorläufig peinlicher Höhepunkt mag die folgende Geschichte gelten:

Der Mitteldeutsche Rundfunk (MDR), Leipzig, hatte vor einem Jahr eine 45-minütige Fassung eines Filmes abgenommen, an der er sich als Koproduzent zusammen mit dem federführenden französischen Sender France 2 (FR2), sowie der Firma des Autors beteiligt hatte.

Es handelt sich dabei um eine Film-Reportage, die wesentlich die Geschichte des Mannes nachzeichnet, der einst im Auftrag der Mobilfunkindustrie die wissenschaftliche Forschung in den USA koordiniert hatte und seinem Auftraggeber zunehmend unerwünschte Ergebnisse präsentierte. Dr. George Carlos wichtigste Botschaft auf einen einfachen Nenner gebracht: „Achtung Krebsgefahr. Wir müssen die Verbraucher warnen und schützen!“

Das war bereits 1999. Heute, sieben Jahre später, ist das kleine Lieblingsspielzeug unserer Jugend, sehr zum Stolz einer Rekordwachstumsbranche, bei rund 2,5 Milliarden Nutzern weltweit angelangt. Im westlichen Europa gibt es seit dem ersten Quartal 2006 mehr Handys als Menschen (455 Mio. lt. World Cellular Information Service), dennoch bleiben die Warnungen der Wissenschaft weitestgehend ungehört, werden kritische Wissenschaftler wie Carlo diskreditiert, gemobbt und die Gelder gestoppt.

Doch Dr. Carlo hat einen neuen Job. Er koordiniert hinter den Kulissen den spektakulärsten Rechtsstreit in der Geschichte der Vereinigten Staaten: Sammelklagen von Gehirntumor-Patienten, die ihren todbringenden Krebs auf die häufige Nutzung des Mobiltelefons zurückführen und die Industrie auf viele Milliarden Dollar verklagen.

Der MDR hatte das heiße Eisen zwar zunächst angerührt und einen bescheidenen finanziellen Beitrag an der Koproduktion geleistet, doch nun versteckte der Sender eine auf 30 Minuten gekürzte Fassung im Vormittagsprogramm (Die Ausstrahlung war am Donnerstag, dem 7. Dezember um 10:35 Uhr). Wie die Redaktion in Leipzig mit der Geschichte des Dr. George Carlo umgegangen ist, welche Elemente gestrichen, welche Kommentare geändert bzw. weggelassen sind, wurde mit dem Filmemacher weder koordiniert noch abgestimmt. Der Informationsfluss an die Fachpresse fand nicht statt, das Werk wurde kurzfristig und ohne vorzeitigen Hinweis ins Programm genommen, sodass es in den einschlägigen Programmblättern auf dem Sendeplatz hieß: 10:35 Uhr, „Die Firmenretter“, Wiederholung vom Dienstag“...

Der Autor selbst wurde zwei Wochen vor Ausstrahlungstermin von einer Redaktions-Assistentin lapidar informiert, dies wohl auch nur, weil er mit einer gewissen Penetranz seit Wochen herauszufinden versuchte, ob der Sendepartner MDR den Beitrag, wie versprochen, noch in diesem Jahr zur Ausstrahlung bringt. Weder die verantwortliche Chefredakteurin Dr. Claudia Schreiner noch der ausführende Redakteur Peter Dreckmann waren telefonisch für den Autor und Produzenten erreichbar. Auf die versprochene neue Sendefassung in Kopie wartet er bisher vergeblich.

Das Verhaltensmuster der ARD-

Anstalt passt 1:1 in die heutige Mobilfunklandschaft. In der heilen Werbewelt der T-mobile, E-plus und Co. tummeln sich die Stars aus Sport und Kultur, werden die „big events“ gesponsert und im Doppelpass mit den TV-Partnern als Dauerwerbesendung ausgestrahlt. Da ist kein Platz für Spielverderber, die durch kritische Berichterstattung über Krebsgefahren, Manipulation der Wissenschaften und drohende Prozesslawinen vom „Fun“ ablenken.

Der Hauptfinanzier der Produktion, der mächtige französische Sender France 2, Paris, war mit einer taktischen Meisterleistung des damaligen Dokumentarfilmchefs Yves Jeanneau ins Rennen gegangen. Sein Zauberwort hieß „class action“, die amerikanische Form der Sammelklage, die schon die Tabak- und Asbest-Industrie in den USA in die Knie gezwungen hatte und nun auch gegen die Mobilfunkgiganten zum Einsatz kommt. Diese an sich verbraucherfreundliche Klageform wird derzeit zur Einführung in Frankreichs Rechtssystem ernsthaft diskutiert. Monsieur Jeanneau hatte seinen Aufhänger - über das trojanische Pferd „class action“ konnte er die Programmdirektoren vom eigentlichen Thema ablenken. Yves Jeanneau, ein alter Hase mit 30 Jahren Dokumentarfilmerfahrung, ließ den Autor eindeutig wissen, dass ein offensichtlicher Frontalangriff gegen die Handy-Industrie nie eine Chance zur Ausstrahlung bekommen würde, solange der Großteil der Werbeeinnahmen des nationalen Senders aus den vollen Geldtöpfen der Mobilfunkindustrie stammt.

So lautete der Titel des Films in Frankreich denn auch: „Portables en accusation“, was frei übersetzt „Mobiltelefone in der Anklage“ bedeutet. Er wurde am 18. Mai 2006 in voller Länge von 50 Minuten gesendet. Zuvor tobte allerdings hinter den

Kulissen ein juristischer Kleinkrieg, die Industrie wollte mit allen Mitteln die Sendung verhindern. Noch am 17. Mai musste der Autor drei kleinen Änderungen zustimmen. Vor den ursprünglichen Titel kam der Zusatz „USA:“ – weil die juristische Auseinandersetzung ja in der Tat dort drüben stattfindet, eine Schrifttafel zur Beruhigung der Zuschauer musste eingblendet werden, wonach die Welt-Gesundheits-Organisation alles im Griff habe und es keine nennenswerten Probleme zu melden gibt. Schließlich musste über den Namen des Herstellers Motorola ein kurzer Pfeifton gelegt werden. Damit währte sich der Sender

auf der sicheren Seite bei möglichen juristischen Angriffen der Industrie nach der Ausstrahlung.

So blieb die Originalfassung des Films in Frankreich quasi unberührt, inclusive eines echten „Scoops“. Er steht am Ende des Beitrages und findet in den heiligen Hallen des Capitol zu Washington statt und zeigt eine Zeremonie aus dem Sommer 2005. Aus der Hand einer Kongressabgeordneten erhält das dänische Ehepaar Bak den Preis für das erste sichere Handy der Welt. Ihre amerikanische Firma EMX hatte mit den Forschern der Katholischen Universität in Washington das Problem erkannt und gelöst – mit Hilfe

eines Mikrochips haben die Wissenschaftler die Zellreaktionen, die durch Handystrahlung ausgelöst wird und zu Gesundheitsschäden führen kann, ausgeschaltet. Es ist der Wirtschaftspreis des World Economic forum für die Lösung eines Problems, dass nach den Beteuerungen der Industrie nicht existiert. Nicht existieren darf: Der milliardenschwere juristische Handykrieg wäre für die Mobilfunkindustrie verloren, würden sie ein Problem eingestehen. Ob der MDR die kritische Schlussfolgerung bringt, bleibt abzuwarten. ■

H.-P. Hutter, H. Moshammer, P. Wallner und M. Kundi

Subjektive Symptome, Schlafprobleme und kognitive Leistungen

bei Personen, die in der Nähe von Mobilfunk-Basisstationen leben

Zusammenfassung

(Übersetzung durch die Bürgerwelle Schweiz; Zusätze in eckigen Klammern [] vom Übersetzer)

Anlass der Studie: Durch den Bau von Mobilfunk-Basisstationen in bewohnten Gegenden sind Bedenken im Hinblick auf mögliche Auswirkungen auf die Gesundheit infolge Mikrowellenstrahlung entstanden.

Methoden: In einer Querschnittsstudie an zufällig ausgewählten Bewohnern städtischer und ländlicher Gegenden, die seit mindestens einem Jahr in der Nähe von 10 ausgewählten Mobilfunk-Basisstationen wohnen, wurden 365 Personen untersucht. Mehrere kognitive Tests wurden durchgeführt, und das Wohlbefinden sowie die Schlafqualität wurden abgeklärt. Die Feldstärke der elektromagnetischen Hochfrequenzstrahlung wurde in den Schlafzimmern von 336 Haushalten gemessen.

Ergebnisse: Sowohl die gesamten Hochfrequenz-Immissionen wie auch der Anteil der Exposition gegenüber Mobilfunkstrahlung (max.

4.1 mW/m² [= 1.24 V/m]) waren weit unterhalb der empfohlenen Werte. Der Abstand von den Antennen betrug auf dem Land 24...600m, in der Stadt 20...250m. Auf dem Land war die mittlere Leistungsdichte etwas höher (0.05 mW/m² [=0.14 V/m]) als in der Stadt (0.02 mW/m² [= 0.09 V/m]). Obwohl der Einfluss von Störfaktoren einschließlich Angst vor schädlichen Auswirkungen durch die Exposition gegenüber elektromagnetischer Hochfrequenzstrahlung infolge der Basisstationen berücksichtigt wurde, ergab sich ein signifikanter Zusammenhang einiger Symptome mit der gemessenen Strahlungsdichte, am deutlichsten bei den Kopfschmerzen. Die Wahrnehmungsgeschwindigkeit nahm mit steigender Exposition zu, während die Exaktheit in nicht signifikantem Ausmaß abnahm. Es gab keinen signifikanten Effekt auf die Schlafqualität.

Folgerungen: Trotz der sehr niedrigen Exposition gegenüber elektromagnetischer Hochfrequenzstrahlung können Auswirkungen auf Wohlbefinden und Leistungsfähigkeit nicht

ausgeschlossen werden, wie auch neuere experimentelle Ergebnisse zeigen; allerdings sind die Funktionsmechanismen (im menschlichen Organismus) unbekannt.

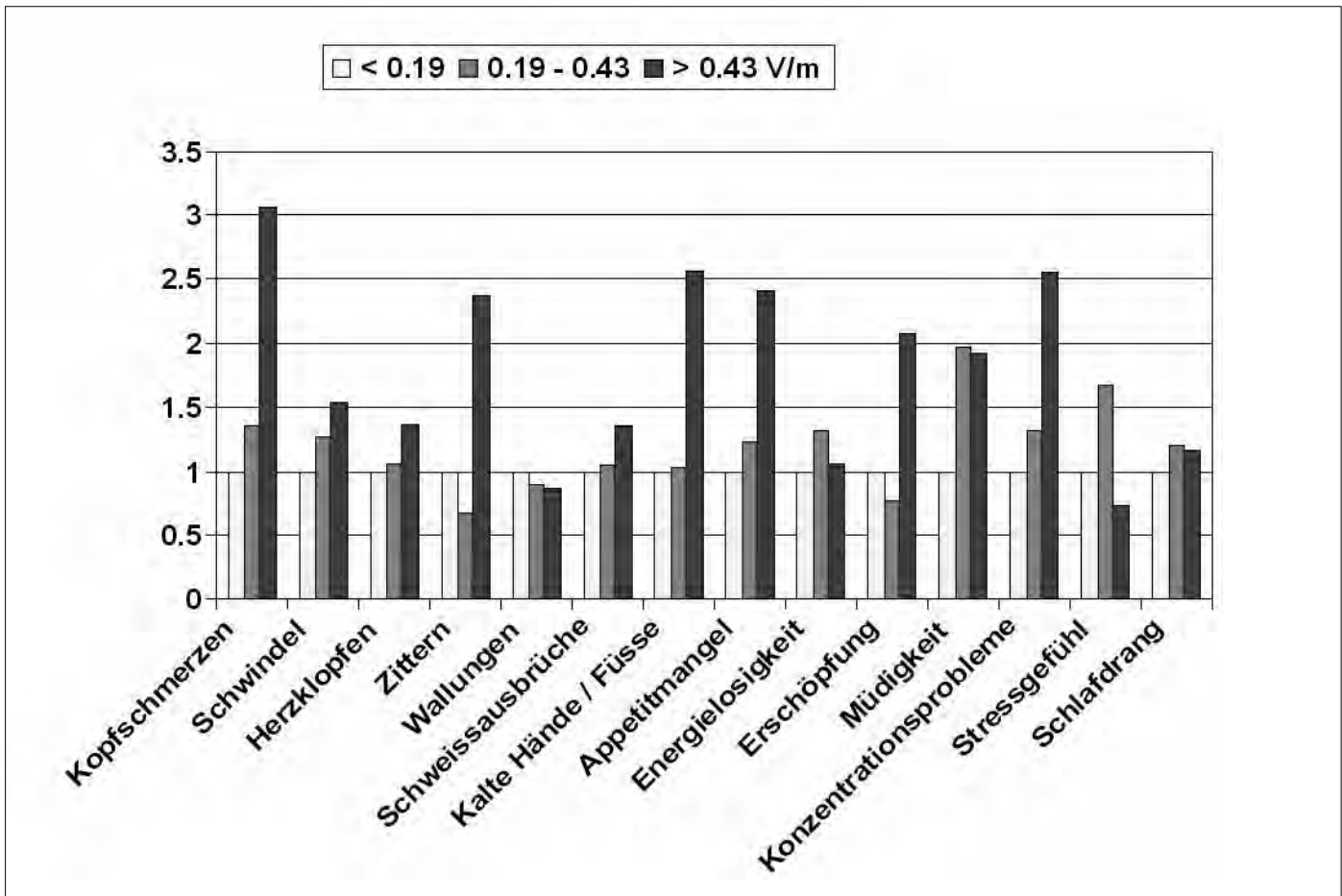
Die wichtigsten Ergebnisse dieser Studie

(Die nachfolgenden Ergebnisse sind der englischen Originalpublikation im „Journal of Occupational and Environmental Medicine“ entnommen. Sie werden durch die Bürgerwelle Schweiz erläutert und kommentiert.)

Die Bedingungen für die Auswahl von je 5 Basisstationen in ländlichen und städtischen Gebieten waren

- Antennen seit mehr als 2 Jahren in Betrieb.
- Keine Proteste durch Anwohner gegen die Antennen.
- Keine andere Basisstation in der Nähe (konnte nur auf dem Land eingehalten werden).
- Sendefrequenz möglichst nur im 900 MHz-Band (GSM 900).

Die Auswahl der Testpersonen erfolgte nach dem Zufallsprinzip in der



Bewertung des relativen Risikos der primären subjektiven Symptome infolge Mikrowellen von Basisstationen für die drei Expositionsgruppen im Schlafzimmer, auf der Basis der niedrigsten Expositionsgruppe (gelb)

Stadt aus dem Telefonbuch, auf dem Land aufgrund der Situationspläne. Das Kollektiv der Testpersonen repräsentiert also die durchschnittliche Bevölkerung und nicht etwa nur Personen, die über Beschwerden klagen oder sich selber als sensibel bezeichnen. Die Testpersonen zählten 18-91 Jahre, im Durchschnitt 44 Jahre. Etwas mehr als die Hälfte waren weiblich. Sie hielten sich durchschnittlich 10 Stunden täglich am Wohnort auf.

Je nach der Strahlungsexposition in ihrem Schlafzimmer wurden die Testpersonen in drei Gruppen eingeteilt: in Leistungsdichte ausgedrückt <0.1, 0.1-0.5 und >0.5 mW/m², in elektrischer Feldstärke ausgedrückt <0.19, 0.19-0.43 und >0.43 V/m. Die Mittelwerte betragen 0.12, 0.29 und 0.70 V/m.

Der Anteil der Strahlungsdichte des Mobilfunks an derjenigen aller Frequenzen ab 80 MHz (inkl. Radio, TV usw.) betrug im Durchschnitt 73 %. Da die Radio- und TV-Strahlung in allen Testhaushalten etwa dieselbe war, kann ihr Einfluss nach Aussage der Autoren vernachlässigt werden. (Anm.: Diese Vernachlässigung ist

umso berechtigter, als die bisher ungepulste bzw. nur schwach gepulste Strahlung von Radio und TV weniger aggressiv ist als die gepulste Strahlung des Mobilfunks. Das wird sich allerdings künftig mit der Umstellung auf digitale, gepulste Rundfunkstrahlung ändern).

Subjektive Symptome wurden bei höheren Strahlungs-Immissionswerten signifikant ($p < 0.05$) häufiger genannt für Kopfschmerzen, kalte Hände und Füße und Konzentrationsschwierigkeiten. Etwas weniger deutlich, aber noch signifikant war der Zusammenhang zwischen Strahlung und Symptomhäufigkeit bei Zittern, Appetitmangel und Erschöpfungsgefühl. Nicht mehr signifikant, aber in der Tendenz immer noch erkennbar war er bei Schwindel, Herzklopfen, Schweißausbrüchen und Müdigkeit.

Diese Zusammenhänge sind im nachstehenden Diagramm dargestellt, das von der Bürgerwelle Schweiz aufgrund der Zahlentabelle Nr. 4 der Studie erstellt wurde.

Die Befragungen über die Schlafqualität ergaben einen knapp nicht

signifikanten Zusammenhang zwischen Strahlungsniveau und Schlaf-Effizienz sowie mangelnder Leistungsfähigkeit während des Tages. Bei anderen Indikatoren der Schlafqualität wie z. B. beim Schlafmittelkonsum war der Zusammenhang nicht signifikant, aber in der Tendenz noch erkennbar.

Bedeutsam ist die von den Autoren erwähnte Tatsache, dass der von ihnen gefundene Zusammenhang zwischen steigender Strahlungsexposition und abnehmender Gesamt-Schlafqualität (Summenscore) signifikant wäre, wenn die von den Testpersonen geäußerte Angst vor gesundheitlichen Auswirkungen der Mobilfunk-Basisstationen nicht als Störgröße eingerechnet würde. Die Autoren nehmen an, dass nur schon die bloßen Befürchtungen einer Testperson die Qualität ihres Schlafes ungünstig beeinflussen. Diesen (angenommenen) Einfluss von Befürchtungen auf die untersuchten Symptome wollen sie rechnerisch ausschalten. - Ist das berechtigt? Zahlreiche Beobachtungen in der Praxis zeigen nämlich, dass die Beeinflussungsrichtung auch umgekehrt sein kann: Menschen leiden infolge

Strahlung Nacht für Nacht an Schlafproblemen (der ursächliche Zusammenhang ist im Einzelfall sogar oftmals nachprüfbar), doch durch die vom andauernden Schlafmangel verursachte physische und psychische Dauerschwächung sinkt die Widerstandskraft gegen die Angst. Die Einführung selbst deklarerter Befürchtungen als Störgröße (Confounder) in die statistische Auswertung ist daher fragwürdig. Schlafprobleme Elektrosensibler unter Feldexposition sind eine vielfach erhärtete Erfahrungsatsache. Die Aussage der Autoren in der Zusammenfassung „Es gab keinen signifikanten Effekt auf die Schlafqualität“ berücksichtigt nur das Kriterium der statistischen Signifikanz, aber nicht die Realität des Einzelfalls. Dies ist ein Grundproblem der statistischen Methodik, deren Anwendung von den gegenwärtigen wissenschaftlichen Konventionen gefordert wird, damit eine Studie anerkannt ist. Die Realität von Einzelfällen, und seien diese noch so aussagekräftig, fällt durch die Maschen der statistischen Auswertung. - Will ein Wissenschaftler seinen Ruf als solcher im universitären Wissenschaftsbetrieb nicht gefährden, muss er sich jedoch den zur Zeit gültigen Usanzen fügen.

Gesamtbewertung der Studie aus der Sicht der Praxiserfahrungen

In einer dem Bevölkerungsdurchschnitt entsprechenden Personengruppe wurde ein gesicherter Zusammenhang zwischen vorhandenen Beschwerdesymptomen und Stärke der GSM-Mobilfunkstrahlung gefunden. Damit wurde jetzt in einer wissenschaftlichen Studie erneut bestätigt, was in der Praxis seit etwa einem Jahrzehnt evident ist. Aufgrund der jüngsten Beobachtungen in der Praxis ist ein solcher Zusammenhang überdies auch für UMTS-Strahlung wahrscheinlich. - Diese Studie reiht sich an andere Arbeiten der letzten Jahre, die einen Zusammenhang zwischen der Strahlung von Mobilfunk-Basisstationen und Beschwerden zeigten*. Bedeutsam ist, dass sie in einer anerkannten medizinischen Fachzeitschrift erschien, also seitens der so genannten konservativen Medizin akzeptiert wird. - Damit ist bestätigt, dass Mobilfunkantennen in einem Teil der Bevölkerung Beschwerden verursachen, und zwar umso stärkere, je höher die Strahlungsimmissionen sind.



Dass hier nicht alle der in der Praxis längst bekannten Symptome des „Mikrowellensyndroms“ eine statistische Signifikanz erreichten, mindert die Aussagekraft der Studie nicht. Weitere Studien dieser Art können den Signifikanzbereich erweitern. Dringend wären insbesondere Studien mit vorübergehendem, z. B. mehrwöchigem Abschalten von Basisstationen, wobei der Abschalt- und der Wiedereinschalteffekt erfasst werden. - Das Strahlungsniveau mit durchschnittlichen Immissionswerten von 0.12 bis 0.70 V/m war in dieser Studie allerdings relativ hoch, dies angesichts der Tatsache, dass viele Elektrosensible erst unterhalb etwa 0.006 V/m allmählich keine Symptome mehr haben. In künftigen Studien dieser Art sollte versucht werden, die Gruppe der Sensiblen separat auszuwerten, da für sie die Immissionswerte, bei denen sich das Symptomgeschehen am stärksten verändert, im Bereich unterhalb etwa 0.2 V/m liegen. Von diesem Wert an aufwärts ist für Elektrosensible wegen der massiven spontanen Beschwerden meist ohnehin kein Daueraufenthalt mehr möglich.

(Aus der Studie geht nicht klar hervor, ob die dort genannten Immissionswerte Effektivwerte oder auf maximale Sensibleleistung hochgerechnete Werte sind. Wenn das Letztere zutrifft, müssen die Leistungsdichten der Studie in mW/m^2 etwa um den Faktor 3 reduziert werden, um die Strahlungswerte zu erhalten, denen die Bevölkerung wirklich ausgesetzt ist. In V/m beträgt der Reduktionsfaktor dann rund 1.7.)

*Bisherige Studien im Zusammenhang mit Mobilfunk-Basisstationen:

- Cherry N. (2000): Probable Health Effects Associated with Base Stations in Communities: The Need for Health Surveys; In: Proceedings of „International Conference on Cell Tower Siting - Linking Science & Public Health“, 7th - 8th June 2000, Salzburg, Austria.
- Eger, H., Hagen, K.U., Lucas, B., Vogel, P., Voit, H. (2004): Einfluss der räumlichen Nähe von Mobilfunksendeanlagen auf die Krebsinzidenz; Umwelt Medizin Gesellschaft 17, 4/2004
- Hutter, H-P., Moshammer, H., Kundi, K. (2002): Mobile Telephone Base-Station: Effects on Health and Wellbeing; Presented at the 2nd Workshop on Biological Effects of EMFs, 7. - 11. October 2002, Rhode, Greece
- Navarro E.A.; Segura J.; Portolés M.; Gómez-Perretta de Mateo C. (2003): The Microwave Syndrome: A Preliminary Study in Spain; in: Electromagnetic Biology and Medicine (formerly Electro- and Magnetobiology), Volume 22, Issue 2; S. 161-169
- Oberfeld G.; Navarro E.A.; Portolés M.; Maestu C.; Gómez-Perretta de Mateo C. (2004): The Microwave Syndrom - further Aspects of a Spanish Study; prepared for the 3rd Int'l Workshop on Biolog. Effects of EMFs, 4. - 8. October 2004, Kos, Greece
- Oberfeld, G. (2005): Strahlung von Mobilfunksendeanlagen beeinflusst Gehirnströme; Salzburger Landeskörrespondenz, 27. April 2005 (Publikation in Vorbereitung)
- Santini, R.; Santini, P.; Danze, J.M.; Le Ruz, P.; Seigne, M. (2002): Study of the health of people living in the vicinity of mobile phone base stations: 1st Influence of distance and sex; Pathol Biol; 50; S. 369 - 373
- Wolf, R., Wolf, D., (2004): Increased Incidence of Cancer near a Cell-Phone Transmitter Station; International Journal of Cancer Prevention Vol 1, No.2, April 2004.

(www.buergerwelle.de)

Dr. Stefan Lanka

Aluminium in Impfstoffen

Wirkung von intrakorporal appliziertem Aluminiumhydroxid

Aluminium, gebunden und gelöst in Körpergeweben- und Flüssigkeiten, ist das größte Ion aller Metalle, mit dem Menschen konfrontiert werden können.

Mit der Gabe von 300 ng Aluminium-Hydroxid, enthalten z.B. in einer Dosis HEXAVAC (empfohlen werden insgesamt 4 Dosen (= 1,2 mg), injiziert in den Muskel eines Babys, wird die normalerweise als Spurenelement dort vorhandene Masse an Aluminium um das zigtausendfache überschritten.

Die Folgen bei Babys sind nie untersucht worden. Bei Erwachsenen liegen darüber ca. 20.000 Publikationen vor; allerdings nur in Bezug auf die lokale Wirkung, einen Typus an Muskelzerstörung, der typisch für das in den Impfstoffen enthaltene Aluminium ist.

In diesen Studien sind folgende kurzfristigen Wirkmechanismen beobachtet worden:

1. Es treten Autoimmunreaktionen auf, die zu spezifischen Nekrosen und damit zu Beeinträchtigung der Muskel-Strukturen und -Funktionen führen. Verhärtungen, Fieber, Krämpfe und Lähmungen sind die Folge.
2. Es treten massive Nekrosen der efferenten wie afferenten Nervenbahnen auf, was ein Hinweis auf eine generelle toxische Einwirkung ist. Das Aluminiumhydroxid wirkt in Bezug auf die Membranen der Nervenzellen wie ein starkes Lösungsmittel. Es zerstört die Myelinscheiden der Nervenbahnen. Krämpfe, Taubheitsgefühl und Lähmungen sind die lokalen Folgen.

Langfristige Studien wurden bis heute nicht durchgeführt. Die langfristigen Wirkungen des applizierten Aluminiums ergeben sich aus der Stickoxidforschung, die im Jahre 1998 mit dem Nobelpreis für Medizin gewürdigt wurde und den Forschungs-



Ergebnissen Pischingers und Heine, die die Grundsubstanz als regulative Matrix, die alle Zellen umgibt, studiert und erforscht haben.

A. Die Grundsubstanzforschung stellt zwei entscheidende Wirkmechanismen injizierter Metalle in den Körper, sprich die Grundsubstanz dar (die durch die Injektion direkt getroffenen Zellen und Gewebe werden sofort zerstört):

1. Die quasikristalline Matrix (hauptsächlich bestehend aus GAGs) wird in ihrer Schwingungseigenschaft, die den Rhythmus und die Richtung der Stoffwechsel-Leistungen bestimmen, nachhaltig, z. T. irreversibel gestört. Blockaden aller Art, individuell abhängig von den Pufferkapazitäten der Matrix, sind die Folge.
2. In die quasikristalline Matrix dotierte Metalle, besonders das Aluminium oder andere, in Impfstoffen enthaltene Metalle, wie z. B. Quecksilber, bewirken eine messbare Störung (Blockaden oder Umleitungen) der interzellulären Ströme, die bekanntlich in der

Matrix ohne Widerstand fließen (Suprakonduktivität). Die Folge sind Fieber, Krämpfe, Lähmungen und die Auflösung der Myelinscheiden, da Ströme bekanntlich auf der Außenseite der Leiter, hier der Nervenbahnen fließen.

B. Die Stickoxidforschung legte u. a. zwei grundlegende und langfristig wirkende Mechanismen der Auswirkung applizierter Metalle in den Körper offen. Der Körper reagiert auf Fremdkörper mit der erhöhten Ausschüttung von Stickoxid. So funktioniert z. B. die Eiterbildung. Dieses Gas (NO) reguliert in physiologischen Konzentrationen u. a. den Blutdruck, Ausscheidung, aber auch das Lernen, sprich den Abgleich des Kurz- und Langzeitgedächtnisses in den REM-Phasen (Rapid-Eye-Movement).

Wenn nun Fremdkörper implantiert werden, die nicht verstoffwechselt werden oder mechanisch durch Eiterbildung den Körper verlassen können, wie dies bei Aluminium und anderen toxischen Metallen der Fall ist, bzw. durch Makrophagen nicht abtransportiert werden, reagiert der Körper

mit dauernder Ausschüttung von NO. Sobald die Leber, durch die Bildung von Gluthation, diese endogene Radikalenproduktion (NO ist ein chemisches Radikal) nicht mehr neutralisieren kann, sinkt der Blutdruck.

Dies ist die Ursache der gefürchteten Sepsis, wenn es im Körper aufgrund des Versackens des Blutes in den erweiterten Gefäßen zum Organversagen kommt. Die schnelle Wirkung des NOs ist der gefürchtete anaphylaktische Schock.

Eine der Ursachen des plötzlichen Kindstodes liegt in diesen Mechanismen begründet. Andere Ursachen des SIDS, aber auch der so genannten schweren Impfschäden, sind durch die Auswirkungen der dauerhaften Intoxikation des endogenen NOs hinreichend erklärbar. Zwei Hauptmechanismen seien hier dargestellt:

1. Die dauerhafte Ausscheidung von NO beeinträchtigt Schlaf-, Traum- und Lernfunktionen, die zu Hyperaktivität, Lähmung, Schizophrenie und zum Tod führen können.
2. Die dauerhafte Ausscheidung von NO zerstört besonders die endogenen Bakterien in allen Körperzellen, die Mitochondrien, die den Sauerstoff verstoffwechseln. Ein

Abfall der Energieleistung ist die Folge. Besonders, und als erstes werden unter NO-Intoxifikation sämtliche Nervenzellen z. T. irreversibel angegriffen, weil diese den größten Stoffwechselbedarf haben und deswegen pro Zelle ca. 3000 Mitochondrien besitzen. Die Leberzellen mit ca. 2000 Mitochondrien sind als zweitstärkstes betroffen.

Fällt die Leber durch schleichende Zerstörung aus, resultiert schneller Tod, sprich SIDS. Bei Erwachsenen führt eine schnelle Zerstörung der Leberfunktionen, durch den zentralen Ausfall des Gerinnungssystems zum hämorrhagischen Fieber, welches in der Öffentlichkeit in betrügerischer Absicht als Folge von frei erfundenen Marburg-, Lassa-, Ebola (etc.-) Viren behauptet wird.

Die langfristige Wirkung der systematischen Intoxifikation der Bevölkerung durch diese so genannten Adjuvantien, die als „ledigliche Hilfstoffe“ verharmlost werden, reflektiert sich an der Verdoppelung der Fehlbildungen bei Geburt (Mainzer Studie), von 2,9 % im Jahre 1992 auf 6,9 % im Jahre 2002. Unterstellt man nur einen linearen Prozess, so ist in zehn Jahren mit 14 % und in 20 Jahren mit 28 %

an Fehlbildungen bei der Geburt zu rechnen. Keine Gesellschaft wäre heute in der Lage, diese Folgen zu kompensieren.

Grundlage hierfür ist der Umstand, dass sich die sehr kleine, zirkuläre Nukleinsäure (die so genannte Erbsubstanz) der Mitochondrien, wie die aller Bakterien, sich bei Schädigung (= Mutationen durch Radikale), im Gegensatz zum Zellkern der eukaryotischen Zelle, nicht selbst reparieren kann. Die Mitochondrien und damit die in der Zeit bis zur Reproduktion akkumulierten Schäden, werden nur über die Eizelle vererbt. In jeder Eizelle, schon bei Geburt vorhanden, befinden sich ca. 500.000 Mitochondrien, die alle einen Ruhestoffwechsel aufweisen und durch Radikale, aber auch Chemo-Antibiotika etc. irreversibel geschädigt werden.

Die „herrschende Meinung“ in der Medizinwissenschaft ignoriert absichtlich und auf selbstmörderische Weise dieses gesicherte Wissen aus Randgruppen der Medizinwissenschaft und vor allem der Biochemie.

(Dr. Stefan Lanka, Virologe, Biochemiker und Genetiker) ■

Dr. Stefan Lanka

Es gibt keine krankmachenden Viren!

Gibt es und kann es krankmachende Viren geben?

Hier ein Beitrag, der es jedem Laien ermöglicht zu überprüfen, ob in einer Publikation der Beweis für die Existenz eines Virus enthalten ist oder nicht:

Viren sind definiert als kleine Körper, die in einer Zelle produziert werden, die Zelle und den Organismus verlassen können und wieder in eine Zelle gelangen können, in der sie wieder vermehrt werden. Die Körper, die als Viren bezeichnet werden, bestehen aus einer Hülle aus Eiweißen und beinhalten ein Stück Nukleinsäure.

Die Nukleinsäure der tatsächlich existierenden Viren besteht aus doppelsträngiger, zirkulär geschlossener DNA.

Im Falle der tatsächlich existierenden Viren hat man nie krankmachende Ei-

genschaften beobachten können; im Gegenteil.

Jedem Menschen, der die wissenschaftlichen, also überprüf- und nachvollziehbaren Erkenntnisse von Dr. Hamer zur Kenntnis nimmt, wird klar, dass es keine krankmachenden Viren geben kann.

Jedem Menschen, der die wissenschaftlichen, also überprüf- und nachvollziehbaren Erkenntnisse der Evolutions-Biologie und der Grundsubstanzforschung zur Kenntnis nimmt wird klar, dass es bei komplexeren Organismen, wie Menschen, Tieren und Pflanzen keine Körper geben kann, die man als Viren bezeichnen könnte.

Wenn man die Existenz eines Virus behauptet, muss man die Beweise hier-

für auch in einer wissenschaftlichen Publikation veröffentlichen und alle getätigten Schritte beschreiben und dokumentieren.

Nur wenn Aussagen in Form von Publikationen überprüfbar und nachvollziehbar sind, kann man von Wissenschaft sprechen. Alles andere ist keine Wissenschaft.

In einer Publikation über einen Virusnachweis müssen natürlich die Fotos der isolierten Viren und der Viren, wie sie sich im Körper oder in Körperflüssigkeiten befinden enthalten sein. Das kann ein Laie sehr einfach überprüfen.

Bei einem Virusnachweis kommt es besonders auf die biochemische Charakterisierung der Eiweiße und

der Nukleinsäure des Virus an. Der Beschreibung einer biochemischen Charakterisierung der Eiweiße und Nukleinsäure eines Virus kann jeder Laie folgen.

Ob ein typisches Streifenmuster als Dokumentation der Charakterisierung der Eiweiße und der Nukleinsäure in der entsprechenden Publikation abgebildet und vorhanden ist, kann auch jeder Laie LEICHT und SOFORT überprüfen.

Es gibt drei leichte Möglichkeiten für einen Laien, die Aussagen über die Existenz eines Virus zu überprüfen:

1. Das Foto des isolierten Virus

Das Foto vom isolierten Virus ist das einfachste an der ganzen Arbeit der Virusisolation. Es dauert 20 Minuten, bis das Foto gemacht ist, nachdem das Virus isoliert wurde. Zum Foto gehört natürlich die genaue Beschreibung, wie und in welchen Schritten das Virus isoliert wurde.

Dazu gehört natürlich auch, dass ich ein Foto des Virus im Organismus vorweisen kann, und das muss natürlich das gleiche Aussehen und die gleichen Strukturen aufweisen, wie das Virus, welches ich isolierte. Natürlich gehört auch hier eine Beschreibung dazu, wie dieses Foto zustande kam.

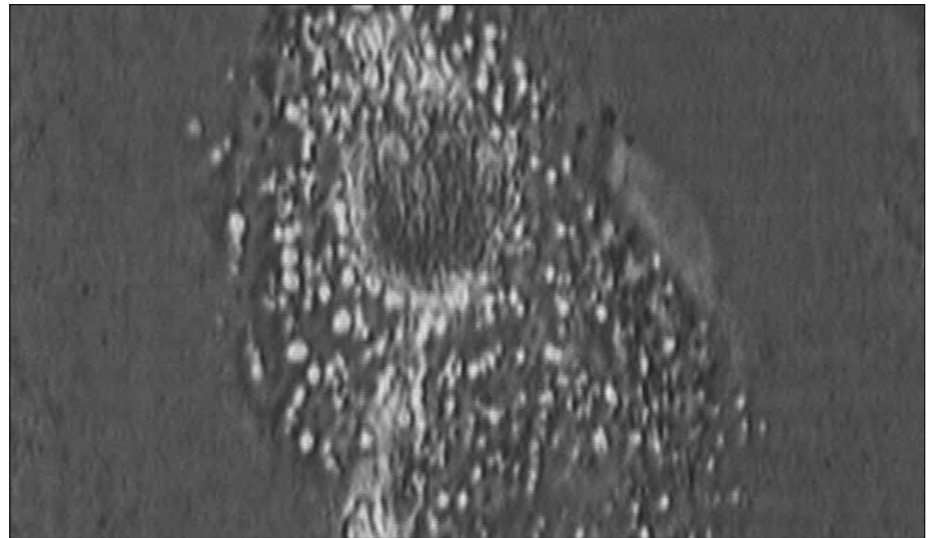
Die Beschreibungen müssen so klar und detailliert beschrieben sein, dass jeder Mensch die Schritte nachvollziehen und selbst auch durchführen kann.

Hinweis zu 1.: Es gibt in der gesamten wissenschaftlichen Literatur kein Foto eines als krankmachend behaupteten Virus, das als ein Foto eines isolierten Virus behauptet wird!

Auch gibt es kein einziges Foto eines als krankmachend behaupteten Virus, das als ein Foto eines Virus behauptet wird, welches sich im Organismus, im Blut, Speichel oder einer sonstigen Körperflüssigkeit befinden soll.

2. Die Eiweiße des Virus

Das wichtigste an der Virusisolation ist die biochemische Charakterisierung seiner Bestandteile. Wie will man sonst später behaupten können, dass ein bestimmtes Eiweiß oder eine bestimmte Nukleinsäure von einem Virus stammen? Wie soll denn später ein indirekter Test funktionieren können, wenn die Eiweiße und Nukleinsäuren nie isoliert und untersucht wurden?



Angebliches HI-Virus

Für die biochemische Charakterisierung wird das isolierte Virus in seine Bestandteile zerlegt und die Nukleinsäure von den Eiweißen getrennt.

Die Eiweiße werden in einem Verfahren, was als Gel-Elektrophorese bezeichnet wird, der Länge nach aufgetrennt und dann angefärbt. Es entsteht ein Streifenmuster, welches Auskunft darüber gibt, aus wie viel unterschiedlichen Eiweißen das Virus aufgebaut ist und welche unterschiedlichen Größen sie haben.

Der Vorgang der Auftrennung der Eiweiße des Virus entsprechend ihrer Länge wird im Detail beschrieben und das Streifenmuster fotografiert und publiziert. Die Eiweiße können dann in weiteren Experimenten, sogar noch auf ihre individuelle Zusammensetzung untersucht werden.

Hinweis zu 2.: Ein Foto des Streifenmusters, der in der Gel-Elektrophorese aufgetrennten Eiweiße eines behaupteten krankmachenden Virus gibt es in keiner einzigen Publikation.

In den Publikationen, die die Existenz von krankmachenden Viren behaupten, taucht nirgendwo irgendeine Dokumentation einer biochemischen Charakterisierung von Eiweißen aus einem isolierten Virus auf.

3. Die Nukleinsäure des Virus

Die mittels eines einfachen Vorganges von den Eiweißen getrennte Nukleinsäure des Virus wird in einem Verfahren, was als Gel-Elektrophorese bezeichnet wird, der Länge nach aufgetrennt und dann angefärbt. Auf

dem Gel wird ein Streifen sichtbar. Parallel aufgetrennte Nukleinsäure mit bekannter Länge ergeben einen ersten Hinweis auf die Länge der isolierten Nukleinsäure.

Zur weiteren Charakterisierung der Nukleinsäure des Virus, wird sie biochemisch zerschnitten und in der Gel-Elektrophorese wieder aufgetrennt. Dies ergibt ein spezifisches Streifenmuster, welches vom so genannten genetischen Fingerabdruck her mittlerweile auch der Öffentlichkeit bekannt ist. In weiteren Untersuchungen kann man die genauere Zusammensetzung der Nukleinsäure untersuchen.

Die Ergebnisse dieser Experimente werden selbstverständlich fotografiert und publiziert. Man braucht ja Beweise für seine Behauptungen, wie lange die Nukleinsäure ist, die aus dem Virus stammt und wie sie sich zusammensetzt.

Die hier verwendeten Techniken sind so einfach, dass es unvorbereiteten Schülergruppen und Journalisten gelungen ist, nur mit der schriftlichen Anleitung aus den Publikationen, das von mir isolierte Virus an zwei Nachmittagen selbstständig zu isolieren, biochemisch (wie oben beschreiben) zu charakterisieren und die Ergebnisse zu dokumentieren.

(Inklusive der elektronenmikroskopischen Aufnahmen der isolierten Viren. Die Aufnahmen von Viren im Organismus dauert ca. 2-3 Tage, da die Zellen entwässert und chemisch fixiert werden müssen, bevor sie in hauchdünne Scheibchen geschnitten werden, damit man überhaupt hineinsehen kann.)

Hinweis zu 3.: Es gibt in keiner Pu-



Elektronenmikroskop-Aufnahme von den behaupteten Vogelgrippe-Viren (H5N1) erwiesen in Wirklichkeit nur Bestandteile von sterbenden Zellen. (Foto: CDC.) Dass es sich bei dieser Abbildung nicht einmal theoretisch um isolierte und wissenschaftlich nachgewiesene Viren handeln kann, fällt jedem Laien auf, der sich mit dem Thema Virenisolation auseinander gesetzt hat.

blikation eine Dokumentation einer Auftrennung einer Nukleinsäure, von der behauptet wird, dass sie aus einem Virus stammt. Auch gibt es in keiner Publikation, in denen die Existenz von krankmachenden Viren behauptet wird, das typische Streifenmuster einer biochemischen Auftrennung, welches vom so genannten genetischen Fingerabdruck mittlerweile auch einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden ist.

Zusammenfassung

1. a) Anhand des Fotos eines als isoliert behaupteten Virus kann jeder Laie überprüfen, ob hier überhaupt etwas isoliert wurde oder nicht: Befinden sich auf einem Foto, welches als isoliertes Virus behauptet wird, unterschiedlich große Teile, dann ist das schon unwahr, denn isolierte Viren sind alle gleich groß.

Erst seit der Erfindung der Idee eines Ebola-Virus wurden, wie jetzt im Falle von H5N1 Viren in Wurstform behauptet. Wobei es bei H5N1 ja noch viel lustiger ist, da hier unterschiedlichste Fotos zirkulieren – alle außerhalb von wissenschaftlichen Publikationen – die das behauptete Virus mal als Wurst, mal als unförmige Blase darstellen.

1. b) Aufnahmen von als krankmachend behaupteten Viren in einem Mensch oder Tier oder einer Körperflüssigkeit

daraus, über die es sich ja vermehren soll und in der es sich massenhaft befinden soll, gibt es nicht! Das kann jeder Laie überprüfen: Gibt es ein Foto eines als krankmachend behaupteten Virus, von dem behauptet wird, das es sich im Menschen oder in einer Körperflüssigkeit oder nicht?

Alle Aufnahmen von als krankmachend behaupteten Viren sind Aufnahmen von ganz normalen Bestandteilen von Zellen oder künstlich hergestellte Teilchen. In allen wissenschaftlichen Publikationen, die Fotos als Fotos von krankmachenden Viren behaupten, ist dies sogar beschrieben! Jeder Laie, der des Englischen mächtig ist, kann dies überprüfen: Durch lesen!

2. Jeder Laie kann überprüfen, ob in irgendeiner Publikation, in der die Existenz eines krankmachenden Virus behauptet wird, die biochemische Charakterisierung von Eiweißen des behaupteten Virus beschrieben oder dokumentiert ist. Eine solche Beschreibung und Dokumentation gibt es nicht.

Wenn von Eiweißen mit dieser oder jenen Eigenschaft gesprochen wird, tauchen diese direkt nie auf, sondern wurden „indirekt“ nachgewiesen. Mit indirekten Methoden (z. B. so genannte Antikörper) Eiweiße nachzuweisen, die zuvor nie direkt nachgewiesen wurden, ist nicht möglich.

Der Trick ist einfach zu durchschauen: Eiweiße aus dem Blut (Globuline) werden einfach als Antikörper ausgegeben. Je nach Laborbedingungen binden Globuline an andere Substanzen oder nicht. Kommt es zur Bindung, wird behauptet, dass ein indirekter Nachweis erfolgt sei. Das ist ein historischer Betrug mit dramatischen Folgen.

3. Jeder Laie kann überprüfen, ob es eine Publikation zu einem behaupteten Virus gibt, in der die biochemische Charakterisierung der Nukleinsäure eines Virus beschrieben und dokumentiert ist. Im Falle der krankmachenden Viren gibt es eine solche Publikation nicht.

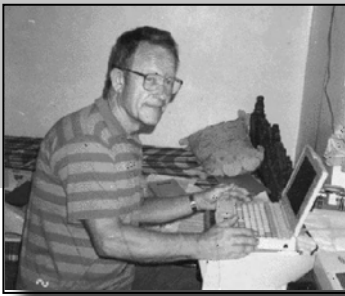
Das bedeutet automatisch, dass die so genannten indirekten Nukleinsäure-Nachweisverfahren im Falle der als krankmachend behaupteten Viren nur Nukleinsäure nachweisen, die sich schon zuvor im Organismus befunden haben. So einfach ist das!

Zum Einsatz kommt heute die so genannte Nukleinsäurevermehrungsmethode PCR. Die macht nur dann Sinn, wenn nur sehr wenig Nukleinsäure vorhanden ist. Wären nur ein paar tausend Viren vorhanden, müsste nicht erst umständlich Nukleinsäure vermehrt werden, um dann zu sagen, hier ist die Nukleinsäure des Virus.

Mit der indirekten PCR-Nachweismethode, die heute als direkter Virusnachweis behauptet wird, kann beliebig manipuliert werden: Je nach Art der verwendeten Nukleinsäure, ob DNA oder RNA als Ausgangsquelle, kann man Menschen, wie es beim HIV-PCR-Test geschieht, beliebig „positiv“ oder „negativ“ testen.

Der jetzt verwendete H5N1-PCR-Test testet jedes Tier und jeden Menschen positiv, weil die Nukleinsäure, die hier vermehrt wird und als spezifisch für H5N1 behauptet wird, in jedem Menschen und jedem Tier vorkommt. So wurde auch die Katze auf Rügen „positiv“ getestet.

So wird, wie ich vermute, demnächst auch der erste Mensch, auf Rügen oder am Bodensee, der zuvor durch Hemmung seiner essenziellen und lebensnotwendigen Neuraminidase-Enzyme im Körper durch Tamiflu-Gabe vergiftet wurde, „H5N1-positiv“ getestet werden, damit der Pandemieplan und die Vorhersagen erfüllt werden. ■



Hans-Peter Thietz meint:

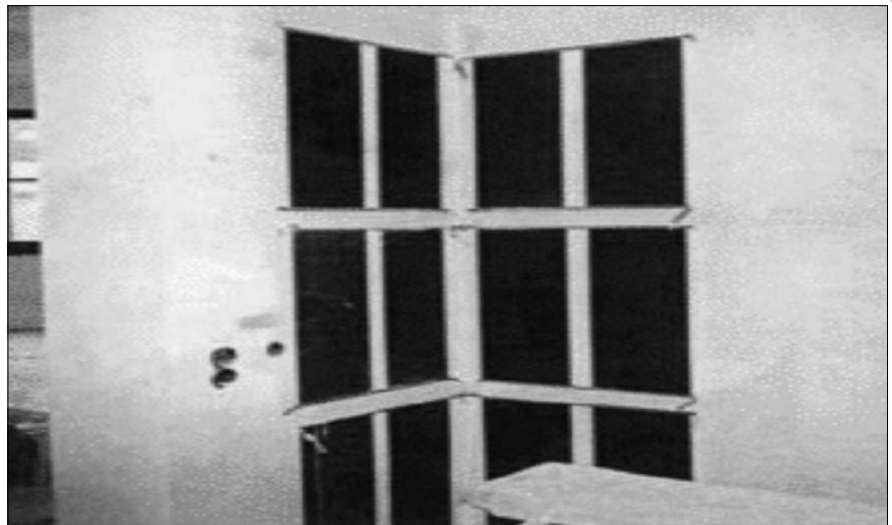
Die Reichelt-Heizung

Uns alle beunruhigt die Eskalation der Energiepreise. Und nun steht für viele von uns an, den Tank für das Heizöl wieder aufzufüllen, oder wie in meinem Falle, Flüssiggas anliefern zu lassen; da kann einem wahrlich schwindlig werden, welches beträchtliche Loch das wieder in die Haushaltskasse reißen wird.

Und dabei könnte das energetische Leben so unbeschwert sein, wenn endlich ein Konverter auf dem Markt erscheinen würde, der das uns umgebende, unerschöpfliche Feld der Raumenergie anzapft und uns in elektrischen Strom umwandelt. Dass das geht, hat uns der alte Tesla bewiesen, der bekanntlich mit einem solchen Konverter sein Auto betrieb und damit durch die Gegend fuhr.

Offenbar sind seitdem tatsächlich wieder einige funktionstüchtige Konverter entstanden, aber damit in die Öffentlichkeit zu treten, ist derzeit lebensgefährlich - die Energielobby schlägt unbarmherzig zu, das beginnt mit einer nachdrücklichen Verwarnung, oder eine solche technische Entwicklung wird aufgekauft, um in den Stahlschränken eines Konzerns zu verschwinden, und führt im schlimmsten Falle sogar zu einer abrupten Beendigung der laufenden Inkarnation des jeweiligen Erfinders. Und von einem solchen Fall der Unterdrückung einer hocheffektiven technischen Entwicklung will ich Ihnen heute berichten.

Was würden Sie dazu sagen, so sich jemand vor Ihnen brüsten sollte, er könne mit der Elektro-Energie einer 40-Watt-Glühlampe einen 20-qm-Raum beheizen? Vermutlich würden Sie ihn für einen Spinner halten. Aber genau solch eine technische Lösung ist vor gut zehn Jahren fertiggestellt worden, von Dr. Dieter Broers und Dr. Helmut Reichelt, Dresden.



Beispiel eines Heizungseinbaues im Eckbereich

Es erfolgten hierzu mehrere international breit angelegte Patentanmeldungen, und ein Betrieb in Chemnitz wurde beauftragt, diese Laborentwicklung in die Fertigung zu überführen. Dies geschah dann denn auch Ende der neunziger Jahre unter der Bezeichnung „Dr. Reichelt Thermo-texx-Flächenheizung 300“, und erste Installationen erfolgten, wie mir damals bekannt wurde, einerseits im Forschungszentrum Jülich, um den Raum für das dortige zentrale Elektronenmikroskop ausgeglichen temperieren zu können, sowie für die genaue Raumtemperierung in einem Krankenhaus für die Behandlung von Patienten mit großflächigen Hautverbrennungen. Weiterhin in einer Kirche, die wegen ungenügender Beheizungsmöglichkeit schon feuchtes Mauerwerk aufwies und mit der Reichelt-Heizung befriedigend beheizt und erfolgreich ausgetrocknet werden konnte.

In dieser Situation wurde ich damals, im Frühjahr 1999, mehr zufällig mit dieser Entwicklung konfrontiert und sollte hierüber in gegenseitiger Absprache eine Publizierung für die Zeitschrift Raum&Zeit abfassen, was dann auch erfolgte.

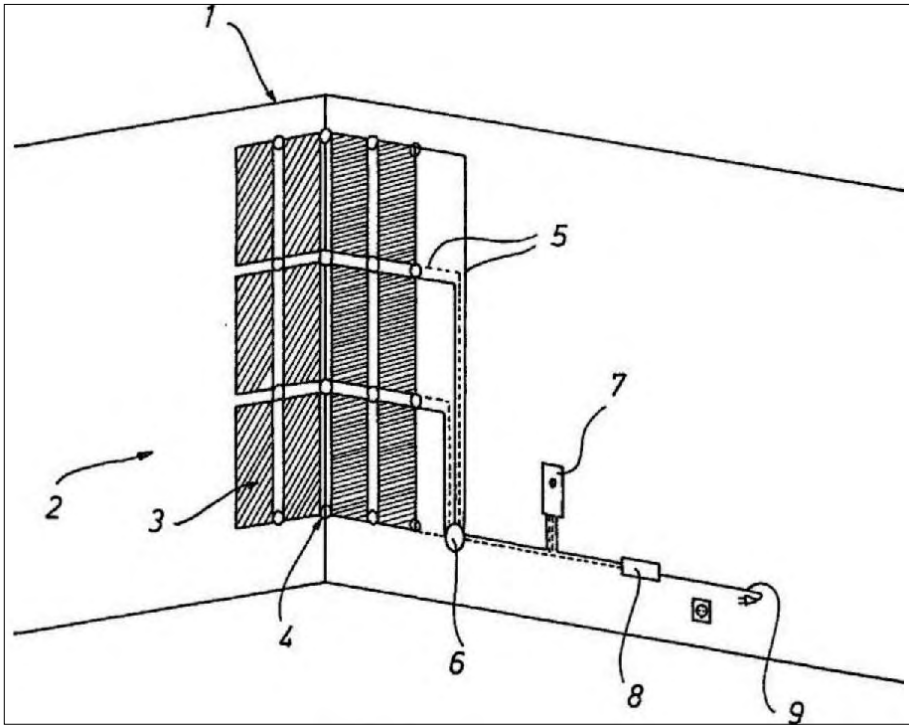
Doch nun schritt die Stromlobby ein. Man versuchte vehement die Publikation dieses Artikels noch zu verhindern und so die Information hierüber nicht an die breite Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Doch der

Verlag blieb standhaft und der Artikel ging in Druck („Raum&Zeit“, Nr. 102/99, S. 6 ff.)

Weiter ging die Stromlobby gegen die angelaufene praktische Einführung dieser Heizmethodik vor, wobei sie die beiden Erfinder offenbar finanziell abfand und dann die erfolgten Patentanmeldungen benutzte, um den Chemnitzer Fertigungsbetrieb auszuschalten, der bereits zusätzliche Installationszentren in Spanien und Kanada begründet hatte und sich verständlicherweise dagegen zu wehren versuchte, jedoch gerichtlich zur Aufgabe gezwungen wurde. So verschwand die ganze neuartige Heizmethodik in einem Panzerschrank.

Die Reichelt-Heizung besteht aus zwei wesentlichen Elementen - einerseits einer speziell beschichtete Strahlerfolie und andererseits einem elektronischen Steuergerät.

An die Strahlerfolie wird seitlich durch angearbeitete, bandförmige Kupferelektroden eine elektrische Spannung von min. 11 V / max. 26 V angelegt, die in Verbindung mit dem Steuergerät ein elektromagnetisches Bandenspektrum erzeugt. Dieses bewirkt über die molekularbiologischen Eigenfrequenzen eines zu erwärmenden Körpers eine Anregung von dessen Eigenfrequenz und erhöht so dessen Schwingungs- und somit Energiezustand derart, dass ein Raum mit minimalem elektrischen



Prinzipskizze

Die einzelnen Bezugszahlen bedeuten Folgendes:

- 1 - Raumecke
- 2 - Heizungsanordnung
- 3 - Heizelement, (Strahler)
- 4 - Verbindungspunkte der Parallelverbindungen der Heizelemente 3
- 5 - Verbindungskabel, (obere und untere Zuleitung)
- 6 - Verteilerdose
- 7 - Steuergerät, (Generator)
- 8 - Trafo
- 9 - Netzanschluss

Aufwand auf einer konstanten Temperatur gehalten werden kann - beispielsweise von 20 qm Grundfläche mit nur 40 Watt - dem Stromverbrauch einer Glühlampe.

Auf der Folie wird also Elektroenergie in Strahlungsenergie umgewandelt. Diese umfasst die möglichen Eigenfrequenzen der zu erwärmenden, verschiedenartigen Körper, die sich praktisch die für sie zutreffende Frequenz „heraussuchen“, wie sie bei Menschen, Tieren, Pflanzen, aber auch anderen Stoffen gegeben ist. Dabei wird durch die Öffnung des Spektrums gleichzeitig eine Grundtemperatur eingestellt. Diese bleibt auch erhalten, wenn bei eingeschalteter Anlage durch Abwesenheit von Lebewesen keine Resonanz mit diesen stattfinden kann, es tritt also nicht etwa eine Auskühlung des Raumes ein, da die Folie zudem quasi ein Infrarotband in den Raum abstrahlt. Also - durch das Anliegen der Wechsellspannung an den Folienfeldern bleibt diese Grundtemperatur auch bei

biologischer Abwesenheit erhalten. Sobald jedoch eine Resonanzwirkung wieder gegeben ist, erhöht sich der Wirkungsgrad des Heizsystems mit einer damit verbundenen Temperatursteigerung.

Dr. Reichelt beschreibt das Funktionsprinzip in folgender Weise:

„Sie (die Folie) funktioniert ganz biologisch. Die Spezialfolie sendet elektromagnetische Hochfrequenzschwingungen aus, die auf die Wärmestrahlung von Lebewesen abgestimmt sind. Diese Schwingungen, die die Emission der Folie sozusagen als Synchronband erzeugt, kann der Laie mit dem Infrarotabsorptionsband des menschlichen Körpers vergleichen. Im Grunde genommen wird aber ein anderes physikalisches Fenster – man nennt es Doppelresonanzsystem – geöffnet, Mensch und Folie harmonisieren miteinander.“

Bei der Schilderung dieses Arbeitsprinzips wird man vorerst zwangsläufig an die Funktion eines Mikro-

wellenherdes erinnert, bei dem ja die Erwärmung der Speisen durch eine Verstärkung der molekularen Eigenbewegung herbeigeführt wird, wobei jedoch durch offenbar hierdurch bewirkte Crack-Erscheinungen an den Molekülen sich die Substanz der Nahrungsmittel in negativer Weise verändert.

Dies sei bei der Reichelt-Heizung jedoch in keiner Weise der Fall - im Gegensatz zu Mikrowellenherden würden durch biologisch verträgliche Schwingungen die Resonanzwirkungen in den Körpermolekülen zu erzeugt, die so einen Wärme-Effekt hervorrufen. Dr. Reichelt hierzu wie folgt:

„Nein, es ist weder mit einer Mikrowelle, die eigentlich eine 2-cm-Welle ist und mit zwei Resonatorelementen arbeitet, noch mit einer Radiowelle aus dem UKW-Bereich, die eine Trägerfrequenz benötigt, vergleichbar. Es gibt kein Gerät, das mit einer ähnlichen Frequenz arbeitet. Neu ist: Es handelt sich um eine Bandresonanz, und es gibt keinen Träger. Die Wellenlänge geht von 750 Nanometern bis 20 Mikrometern. Das bedeutet, dass sie 10⁷ von einer gefährlichen Strahlung entfernt ist.“

Und weiter:

„Die Folie sendet elektromagnetische Schwingungen aus, die die Moleküle der Raumluft in Bewegung versetzen, und ebenso mit biologischen Körpern in Bandenresonanz treten.“

Auf die Richtigkeit dieser Klarstellung weist der erfolgreiche Einsatz dieser Heizung in der bereits genannten Spezialabteilung eines Krankenhauses hin. Bei einer biologischen Gefährdung hätten die ohnehin sich in hochkritischem Zustand befindlichen Haut-Patienten dies dann sicher nicht überlebt.

Zur Frage eines auftretenden Elektroschlags: Nach Angaben von Dr. Reichelt liege er um das 103-fache niedriger als bei einer üblichen Steckdose und sei so zu vernachlässigen.

Zum Aufbau einer Reichelt-Heizung

Eine Übersicht vermittelt uns die Prinzipskizze aus einer der Patentanmeldungen (siehe oben).

Die hierzu gegebene Beschreibung:

Die Heizungsanordnung besteht aus mindestens einem Heizelement (3) als Flächenelement mit zwei gegenüberliegenden, im Wesentlichen

parallel ausgerichteten elektrischen Leitern und einer dazwischen befindlichen Beschichtung zur Erzeugung elektromagnetischer Wellen, wobei das Beschichtungsmittel aus Bindemittel, Isolationsmittel, Dispergiermittel, Wasser und Graphit zusammengesetzt ist. Zudem umfasst die Heizungsanordnung ein Steuergerät (7) mit einem Oberwellengenerator, der einen elektrischen Baustein, vorzugsweise einen Triac, enthält, der bei der Ansteuerung eine steile Stromanstiegsgeschwindigkeit aufweist und damit zur Erzeugung eines hohen Oberwellenanteils geeignet ist.

Der Oberwellengenerator ist an die beiden elektrischen Leiter des Heizelementes (3) angekoppelt für eine Anregung des Heizelementes (3) zur Abstrahlung eines Schwingungsspektrums im Bereich von molekularen Eigenfrequenzen. Damit wird ein kostengünstiges Heizsystem mit einem hohen Wirkungsgrad erreicht.

Die Heizfolie enthält neben Bindemittel (damals Kasein) und einem Isolationsmittel als wesentliche Substanz Graphit, die mit einem Bindemittel auf der Folie fixiert ist, wobei das Isolationsmittel, der Graphit und das Bindemittel elektrische Dipole zum Aussenden elektromagnetischer Wellen bilden.

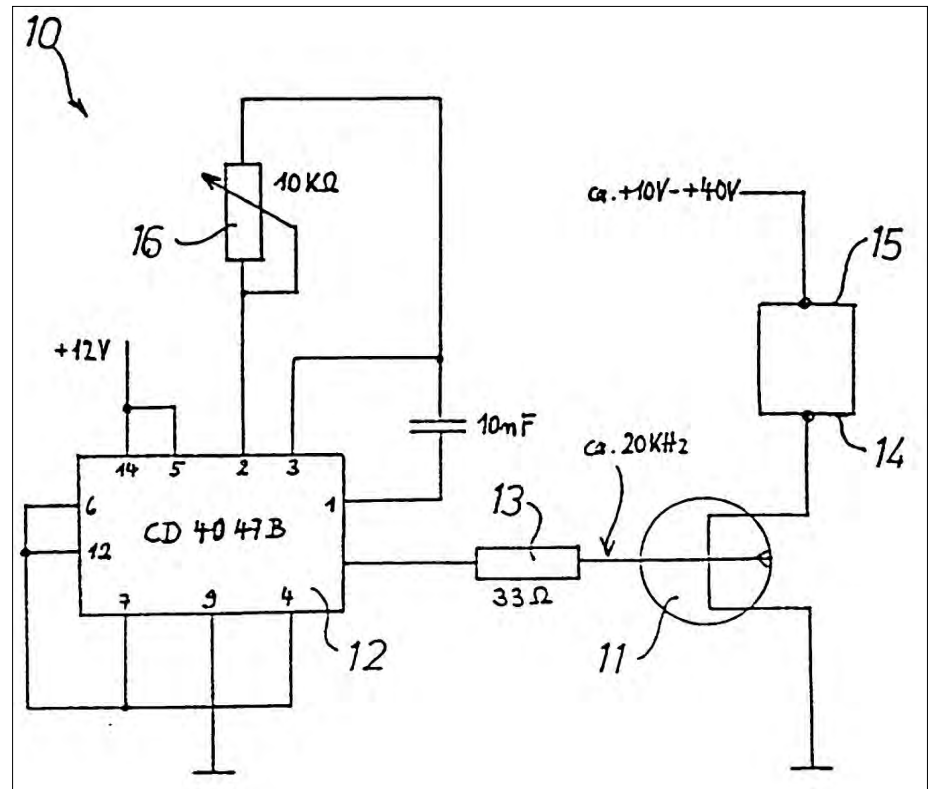
Das Grundträgermaterial des Heizträgermaterials kann plattenförmig stabil sein, sodass sich paneelartige Heizelemente ergeben, die beispielsweise durch übliche Wandbefestigungen montierbar sind. Es ist jedoch auch möglich, das Grundmaterial rollbar in Art einer Tapete auszuführen, die dann auf eine Wand aufklebbar ist ...

Das Steuergerät ist als Skizze aufgezeigt, mit dem erläuternden Text:

„Bild ... zeigt einen diskret (aus einzelnen elektronischen Komponenten) aufgebauten Schaltkreis der Steuereinheit 7 (ist nicht gezeigt) mit einem doppelten MOSFET-Transistor 11. Der doppelte MOSFET-Transistor wird mit der schon relativ hohen Frequenz von 20 KHz über den Widerstand 13 angesteuert. Der Multivibrator (Oszillator) 12 ist wie in Abbildung gezeigt verschaltet.“

Zum Oberwellengenerator in der Ausführung als Triac wird noch angegeben:

„Für eine hochfrequente Abstrahlung wird ein Oberwellengenerator vorgeschlagen, der einen elektrischen



Skizze des Steuergeräts

Baustein umfasst, welcher bei einer Ansteuerung eine steile Stromanstiegsgeschwindigkeit entsprechend einer steilen Anstiegsflanke aufweist und damit zur Erzeugung und damit zur Erzeugung eines hohen Oberwellenanteils, vorzugsweise bis zur 50sten harmonischen Schwingung geeignet ist ...

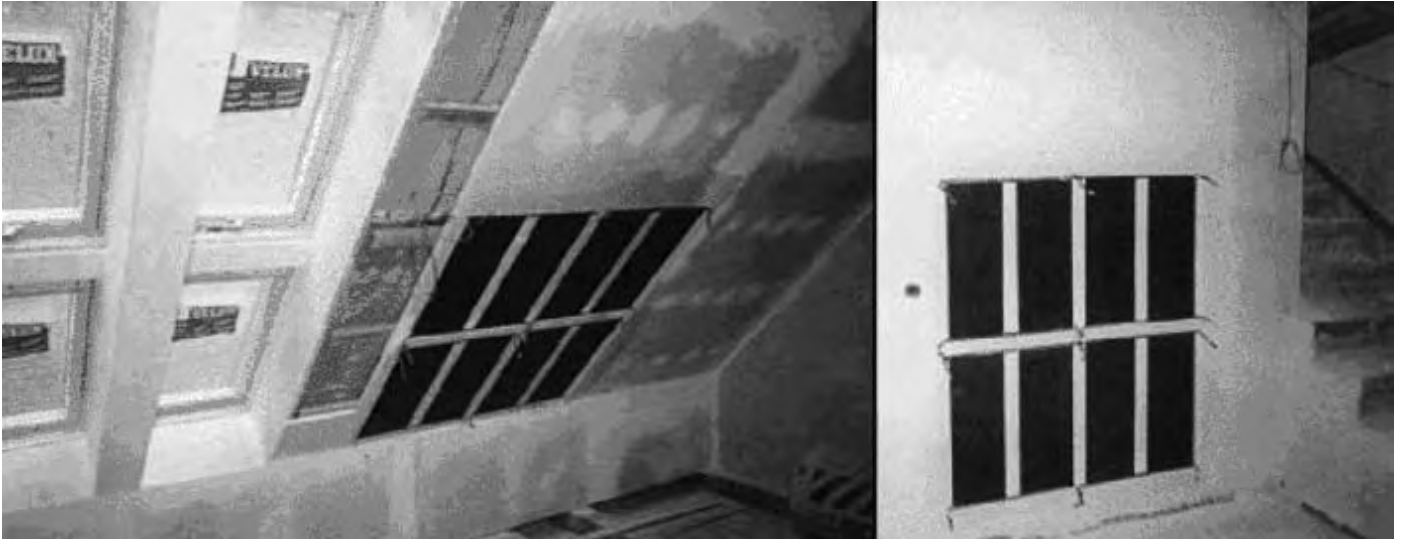
Als besonders geeigneter elektrischer Baustein zur Erzeugung eines hohen Oberwellenanteils ist ... ein Triac geeignet, der vorzugsweise bei einem Phasenanschnitt einen Anstiegswinkel zwischen 87 und annähernd 90 Grad aufweist. Es können jedoch auch andere, an sich bekannte elektrische Bauteile mit ähnlichen Eigenschaften und mit ihren an sich bekannten elektrischen Ansteuerungskomponenten verwendet werden, wie z. B. ein Doppel-MOSFET. Innerhalb des Schaltkreises des doppelten MOSFET-Transistors befindet sich das Heizelement bzw. vielmehr seine gegenüberliegenden elektrischen Kontakte (14, 15) in Form von Kupferstreifen. Die Amplitude und Frequenz des Ansteuersignals des doppelten MOSFET-Transistors kann in einem Bereich von 20 ... 30 V und 18 ... 22 KHz über das Potentiometer 16 eingestellt werden. Dadurch lässt sich die Heizenergie und damit der Heizeffekt einstellen bzw. regeln.

Die Anstiegsgeschwindigkeit des Stroms durch den MOSFET-Transistor 11 ist entscheidend für die Funktion der Schaltung und die Aussendung eines Spektrums von Schwingungen in natürlichen Frequenzbereichen, wobei der hohe harmonische Inhalt dieser Erzeugung sehr effektiv bis zu fünfzig harmonischen Schwingungen ist ...“

Mit dem Steuergerät ist die Grundtemperatur, sprich Raumtemperatur, einzustellen. Diese kann zumeist um 3 Grad niedriger angesetzt werden, als die damit gefühlte Temperatur beträgt.

Zur Installation

Günstigerweise durchdringt die Wirkung der Folie auch bauliche Abdeckungen, sodass die Elemente der Reichelt-Heizung unter Putz verlegt werden können. Hierbei gilt als Einschränkung nur, dass keine darüber befindliche Metallarmierung vorhanden sein darf. Sie kann also außer an den Wänden auch an der Decke angebracht werden. So ist ein späterer Einbau mit nachfolgender Verkleidung möglich. Eine Deckeninstallation bietet sich vor allem auch bei einer Badbeheizung an, um mit den verlegten Wand- und Fußbodenfliesen nicht in Konflikt zu kommen. Das Steuergerät ist hierbei von so kleiner Dimension, dass es in



Weitere Einbaubeispiele

einer normalen Steckdosen-Unterputzdose Platz hat. Da diese Installation praktisch keine Verschleißteile aufweist, wurde eine quasi unbeschränkte Lebensdauer von mindestens 50 Jahren angegeben.

Der erforderliche Bedarf der einzusetzenden Heizfolie ist von der Größe und räumlichen Ausbildung des betreffenden Raumes abhängig. Ausgehend von dessen Grundfläche rechnete man mit einer qm-Anzahl von 20 %. Also wären bei der angeführten 20 qm Fußbodenfläche 4 qm Folie erforderlich.

Jedes dieser Heizmodule benötigte einen eigenen Trafo und ein eigenes Steuergerät.

Warum ich Ihnen nun so ausführlich diese bemerkenswerte technische Lösung darstelle, obwohl sie für Sie ohnehin nicht greifbar wäre? Abgesehen als klassisches Beispiel, wie entgegen massiven öffentlichen Forderungen von Energieeinsparungen um fast jeden Preis alle sich abzeichnenden neuen Lösungsmöglichkeiten revolutionärer Dimension dennoch mit aller Härte unterdrückt werden, ist nun die Situation einer Neuauflage dieses Heizungsprinzips gegeben! Denn die damals blockierenden Patentanmeldungen sind gemäß Rechtsbestandsabfrage inzwischen erloschen:

- DE 44 30 582.6 v. 18.08.94, Anmeldung erloschen 02.09.99 durch Rücknahme,
- DE 595 03 942.1 v. 16.08.95, am 27.03.2002 Patent nichtig erklärt,
- DE 198 49 432.7 v. 27.10.98, am 07.04.2005 erloschen durch Rücknahme,

wobei die ersten beiden den technischen Aufbau behandeln, die dritte die Zusammensetzung der Strahlerfolie beinhaltet.

Damit wäre der Weg frei für eine nunmehrige Nutzung.

Von den beiden Hauptelementen bietet die Heizfolie offenbar keine grundsätzlichen Schwierigkeiten, ich kenne z. B. einen Betrieb, der auf diesem Gebiet Erfahrung besitzt.

Bleibt das Problem des Steuergerätes. Hiervon ist uns durch die obige Patentskizze der grundsätzliche Aufbau bekannt, mit Angabe von Schaltungselementen. Da das der Stand von vor etwa zehn Jahren war, ist anzunehmen, dass hier die technische Entwicklung ebenfalls weitergegangen ist und nun sogar modernere Elemente verfügbar sind, z. B. was das Doppel-Mofset

betrifft. Sollte sich nun in unserem Leserkreis ein fachkundiger Elektroniker befinden, so wäre dessen Hilfe und Unterstützung sehr wertvoll, um hier weiterzukommen. Das ist auch der wesentliche Grund für die hier ausführlichere Darstellung.

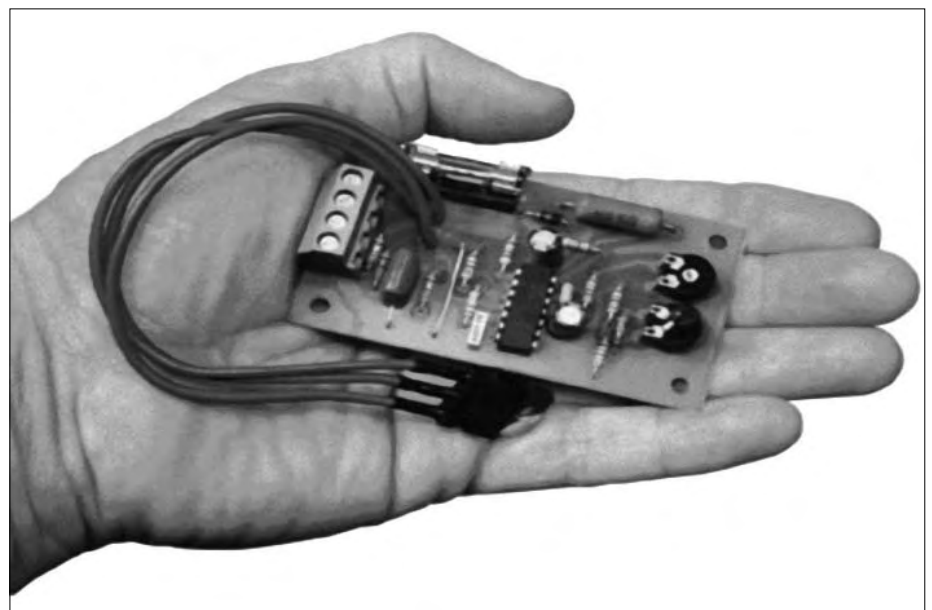
Als weitere Hilfe rechts noch eine Abbildung des damaligen Steuergerätes.

So wollen wir auf eine baldige, erfolgreiche Umsetzung hoffen. Insbesondere bisherige Betreiber von Nachtspeicheröfen werden an einem Wechsel auf diese Technologie interessiert sein.

Ihr Hans-Peter Thietz

Kommunikationsdaten:

hpt@hoffnung-deutschland.de
Fax: 02692-931 711



Steuergerät, technisch ausgeführt.

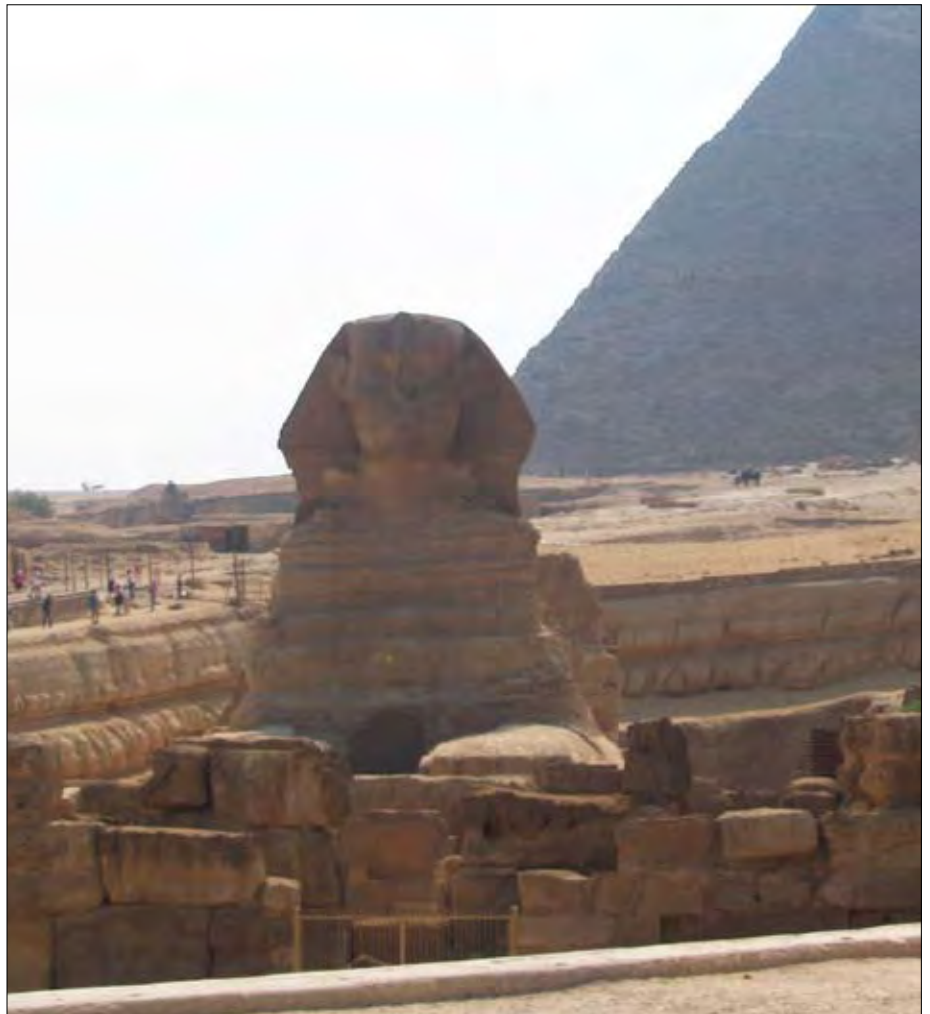
stärksten verwittert sein, wohingegen der Körper relativ gut erhalten sein müsste. Genau umgekehrt ist es. Es gibt deshalb Stimmen, die annehmen, der Kopf sei in späterer Zeit umgestaltet worden und nicht mehr original.

Wie ein Wissenschaftlerteam der Stanford Universität (USA) aufgrund von elektronischen Messungen im Jahre 1977 festgestellt haben will, soll die Sphinx-Figur aus Kalkstein von normaler Härte bestehen. Nach Aussage von *Dieter Vogl* besteht die Figur jedoch aus Sandstein, da zumindest ein großer Teil der Figur aus dem gewachsenen Felsen herausgehauen wurde, und dieser besteht in dieser Gegend nunmal aus Sandstein [Dieter Vogl ist in der Naturstein-Branche in Marina di Massa in Italien tätig, wo sich die größte Naturstein-Industrie Europas befindet].

Wenn der Sphinx um -2700 unter Pharaon Khaf-Re (Chephren) erbaut worden sein soll (wie es bisher angenommen wird), dann müsste er etwa 3300 Jahre bis zum Kopf im Sand gesteckt haben. Die verbliebene Zeit reicht (nach de Lubicz) jedoch nicht aus, um die vorhandenen Erosionsschäden zu erklären. Es kommt auch kein durch Kapillarwirkung hochsteigendes Grundwasser in Frage, das dann mit den Salzen im Gestein reagiert haben könnte, so wie es bei den beiden Memnon-Kolosse in Theben-West der Fall ist, die heute am Zerfallen sind. Abgesehen davon - und das wird seltenerweise nur selten erwähnt - sind die seitlichen Wände der Grube, in der der Sphinx steht, ebenso ausgewaschen und zeigen überdeutliche Erosionsschäden.

Demnach kann für die Schäden nur Oberflächenwasser infrage kommen, und tatsächlich sehen die Schäden wie Wasserstandslinien aus. Für eine Verwitterung durch Wassereinwirkung spricht nach de Lubicz auch die ganz unterschiedliche Schädigung. So sind die Schäden am Rumpf weit drastischer als am Kopf. Der Kopf selbst weist im Vergleich zum restlichen Körper kaum Erosionsschäden auf, wie bereits dargestellt. Ich frage mich, wie der Rumpf wirklich aussieht, ist er doch teilweise bis zum Rückenansatz im Lauf der Jahrtausende komplett mit Steinen ausgebessert worden!

Um Erosionsschäden in der vorliegenden Größenordnung hervorrufen zu können, müssten katastrophische Überflutungen vorgekommen sein, und



Der Sphinx. Zwischen den Tatzen schaut die Oberkante der „Traumstele“ von Thutmosis IV. heraus.



Man erkennt deutlich die Wasser-Erosionsspuren an der Figur.



Die Seitenwände der Grube, in der der Sphinx steht, zeigt ebensolche Auswaschungen wie der Sphinx-Rücken!



Das Hinterteil des Sphinx. Man sieht, dass er im Laufe der Zeit fast bis zum Rücken ausgebessert wurde. Die kleine Öffnung (siehe auch die Ausschnittsvergrößerung) am Schwanzansatz führt zu einem Schacht, der nach wenigen Metern verschüttet ist.

dafür fehlt bisher trotz unübersehbarer Zeugnisse für die geschichtliche Zeit jede Überlieferung. Die letzten katastrophischen Überflutungen, so nimmt man an, dürften in dieser Gegend etwa um -10.000 stattgefunden haben. Aber „fehlende Hinweise“ müssen nichts zu besagen haben, wie wir noch sehen werden.

Auch der belgische Ingenieur *Robert Bauval*, der die Gizeh-Pyramiden nach dem Sternbild Orion ausgerichtet

sehen will, ist der Meinung, das Alter der Figur betrage mindestens 12.000 Jahre. Er kommt auf diese Zeitangabe aufgrund einer Computerberechnung, wonach vor 12.000 Jahren die Figur zur Zeit der Frühjahrs-Tagundnachtgleiche bei Sonnenaufgang das Sternbild des Löwen angeschaut hätte.

Auch die Argumentation Bauvals hat natürlich ihre Schwachseiten: Sie kann nur zutreffen, wenn - was recht unwahrscheinlich ist - seitdem keine

größeren Katastrophen passierten, die eine scheinbare Verschiebung der Sternbilder mit sich brachten. Weiterhin ist es recht unwahrscheinlich, dass die im Dunkel der Zeit verschwundenen Erbauer des Monuments die Sterne nach denselben Kriterien wie wir zu Gruppen zusammengefasst und mit denselben Tiernamen bezeichnet haben sollen. *Mark Lehner* erklärt die unterschiedlichen Verwitterungsstadien übrigens mit unterschiedlichen geologischen Gesteinsmaterialien. Danach sei das Material, aus dem der Kopf besteht, viel härter als der weichere Stein des Leibes. Ein Zufall der Natur? Oder wurde der Kopf nachträglich aufgesetzt?

Der fehlende Zeremonialbart befindet sich übrigens, wie gesagt, im Britischen Museum in London, das sich beharrlich weigert, ihn an Ägypten zurück zu geben, obwohl die Ägyptische Altertümerverwaltung befürchtet, dass der Sphinx-Kopf durch den Erosionseinfluss instabil werden könnte. Mit dem angefügten Bart könnte man ihn stabilisieren.

Unabhängig davon spricht inzwischen doch vieles dafür, dass die Figur wirklich dieses hohe Alter zu besitzen scheint. Die schlagendsten Argumente hierfür, und dafür, dass diese Figur - auch wenn es den Anschein hat - nicht mit herkömmlichen Mitteln errichtet wurde, liefert Dieter Vogl:

Der zum Bau der Figur verwendete Sandstein verhält sich völlig untypisch. Die Steine sind nicht verkarstet, wie es bei Kalk- oder Sandsteinen normalerweise nach einem gewissen Alter zu erwarten ist (Verkarstung entsteht durch die Wirkung von Oberflächen- und Grundwasser in löslichen Gesteinen [Kalk, Gips]. Benannt nach Karst, einer Hochfläche nordöstlich von Triest [Duden Fremdwörterlexikon, 1993]). Die fehlende Verkarstung lässt sich



Diese Öffnung führt zu einem verschütteten Schacht.



Ob die „Tatzen“ aus dem gewachsenen Fels gehauen oder nur aufgemauert wurden, lässt sich nicht feststellen.

übrigens auch an anderen ägyptischen Steinbauten feststellen, einschließlich der Pyramiden.

Wenn man das Steinmaterial mit dem von mittelalterlichen Burgen vergleicht, die ebenfalls oftmals aus Sandstein erbaut wurden, so stellt man fest, dass hier die Steine verkarstet sind, obwohl sie nicht annähernd das Alter des Sphinx aufweisen. Das heißt, es hat sich auf ihrer Oberfläche eine harte Schicht gebildet, die ein Zerbröseln der Steine verhindert. Das ist auch der Grund, warum diese Gemäuer - wenn auch oftmals nur noch als Ruinen - heute noch stehen.

Der verwendete Stein der Sphinx-Figur verhält sich jedoch ganz anders. Er ist an der Oberfläche nicht verkarstet und zerbröckelt langsam, wie die mühseligen Rettungsbemühungen um diese Figur deutlich zeigen. Die verwendeten Steine lassen bei einem Steinfachmann den Eindruck aufkommen, als seien sie einstmals mit einem speziellen Mittel imprägniert gewesen. Eine solche Imprägnierung schützt die so behandelten Steine für eine gewisse Zeit gegen Umwelteinflüsse, verhindert jedoch andererseits eine Verkarstung. Wir verwenden heute verschiedene

Imprägnierungsmittel, um beispielsweise alte Gebäude vor dem Verfall zu schützen.

Man darf jedoch ohne zu Zögern behaupten, dass die alten Ägypter nicht die Kenntnisse gehabt hatten, um Steinmonumente chemisch gegen Umwelteinflüsse zu imprägnieren. Es könnte also durchaus möglich sein, dass das riesige Monument von den gleichen Baumeistern errichtet wurde, die für den Pyramidenbau verantwortlich zeichneten.

Warum soll Chephren der Bauherr des Sphinx gewesen sein?

Khafre (Cha-ef-Rê, Chephren) war ein Nachfolger des Khufu (Cheops). Es gibt eine Stele des Thutmosis IV. In ihrer untersten Schriftzeile erscheinen die Buchstaben KHAF, sie brechen dann jedoch ab. Dies könnte ursprünglich durchaus möglicherweise KHAFRE geheißten haben, ist jedoch nicht mehr zu beweisen.

Es wurden in zwei Vertiefungen im Tempel zwei Statuen des Khafre (Chephren) gefunden. Eine davon hat die Form eines Sphinx und ist ohne Inschrift. Beide Figuren ähneln im

Gesichtsausdruck dem Sphinx. Dieser Fund wird heute noch angeführt, um zu belegen, dass das Gesicht der Figur Chephren darstellen soll. Doch *Frank Domingo*, ein Spezialist der New Yorker Polizei, der von Berufs wegen Gesichter rekonstruiert, vermaß und fotografierte den Kopf des Sphinx und stellte fest, dass es keinerlei Übereinstimmung zwischen ihm und Khafre gibt.

Es gibt eine Inventar-Stele aus der 26. Dynastie, gefunden in einem Horustempel in der Nähe des Sphinx. Sie nimmt auf Handlungen des Pharaos Khufu (Khafres Vorgänger) Bezug.

Wer hat nun die riesige Figur geschaffen? „*Wir wissen nicht, wer sie gemacht hat*“, sagt der Ägyptologe *John A. West*. Der Geologe *Robert M. Schoch* von der Universität Boston nimmt an, dass der Pharaos den Sphinx zwar restauriert habe, „*aber er hat ihn definitiv nicht gebaut*“. Auch Schoch nimmt an, dass der Kern der Figur 7000, wenn nicht 9000 Jahre alt sei.

Die einmal in die Welt gesetzte Annahme, Chephren sei der Bauherr des Sphinx, ist jedenfalls fest betoniert. Auch die japanische Wissenschaftler-Gruppe um den Ägyptologen *Sakuji Yoshimura* von der Waseda-Universität

in Tokio, die in den achtziger Jahren die Cheopspyramide und den Sphinx untersuchten, glauben fest an die postulierten Pharaonen: „Einmal werde ich das Grabmal des Cheops finden. Vielleicht ist es gar nicht weit von der Pyramide entfernt“, meinte Yoshimura. Er hat es bisher nicht gefunden, trotz des Einsatzes modernster elektromagnetischer Abtastgeräte.

Aber er fand mit seinen elektronischen Geräten unter anderem einen Gang, der von der Nordwestwand der „Königinkammer“ weg führt, von dem er glaubt, dass dieser Gang mit einem Labyrinth innerhalb der Pyramide in Verbindung steht. Weiterhin wies er beiderseits des Sphinx Gänge nach, die unter den Körper führen und auf mindestens einen Tunnel hindeuten. Dass die Cheopspyramide eine Grabstätte gewesen sei, davon sind jedoch auch die Japaner inzwischen abgerückt.

Graben durften die Japaner übrigens nicht, genauso wenig wie ihre französischen Kollegen, die zur gleichen Zeit dort tätig waren: Die verantwortliche ägyptische Behörde, die ägyptische Organisation für antike Objekte, verweigerte die Genehmigung dazu. Man fragt sich unwillkürlich, ob hier krampfhaft ein Status Quo aufrechterhalten werden soll?

Auch das Gesicht des Sphinx stellt - trotz fehlender Nase - keinesfalls das Gesicht von Pharao Chephren dar, wie man durch vielfache Vergleiche mit Chephren-Statuen herausgefunden hat. Über die fehlende Nase herrscht keine Einigkeit. Es gibt verschiedene Thesen: Napoleons Soldaten sollen mit Kanonen Zielschießen auf das Gesicht veranstaltet haben - dieses Gerücht ist inzwischen widerlegt, denn es würde Napoleons Interesse an den ägyptischen Altertümern widersprechen, die er mit einer ganzen Armee von Wissenschaftlern und Technikern detailliert dokumentieren ließ. So sollen es nun Mamelukken gewesen sein, die einst die Nase demolierten, aber auch das ist nicht gesichert. Tatsache ist, dass sie fehlt.

Der Kopf trägt den typischen Nemes-Kopfputz, eine spezielle Faltform des dem König vorbehaltenen Schals. Wenn die Figur jedoch um Jahrtausende älter als die Pharaonen-Kultur ist, dann könnte es genau umgekehrt sein, dass nämlich die Pharaonen diesen Kopfputz als „göttlich“ nachahmten!

Übrigens: Der Pyramidenbezirk mit



Aus „Welt und Wissen“, Berlin-Schöneberg 1913

dem Sonnentempel und dem Sphinx als Horizontbegrenzung stellt den „Horizont des Cheops“ dar. Und hierzu finden wir wiederum Parallelen auf dem Mars! Der Sphinx wird bei den Altägyptern als „Harmachis Horus“ („Horus am Horizont“) bezeichnet. Kann man diese Figur mit dem Mars-„Gesicht am Horizont“ vergleichen? Oder ist das zu weit gegriffen?

Und die alte Bezeichnung für die riesige Sphinx-Figur lautete Arho-Arhu, zu deutsch „Das hohe Ende und der Neuanfang“. Ein merkwürdiger Name für eine Figur, die sich am Stadtrand von Kairo befindet, der Stadt, die El Qâhira heißt, womit wiederum der Planet Mars gemeint ist!

Wo sind die Innenräume des Sphinx?

Eine Meldung aus dem Jahre 1913 zitiert den amerikanischen Ägyptologen Prof. G. A. Reisner (Harvard-Universität), der im Auftrag des Semitischen Museums von Harvard und dem Bostoner Museum für Schöne Künste auf dem Gizeh-Plateau in Ägypten

betrieben werden. Vorläufig hat sich Reisner mit seinen Ausgrabungen auf den Raum im Kopfe der Sphinx beschränkt.

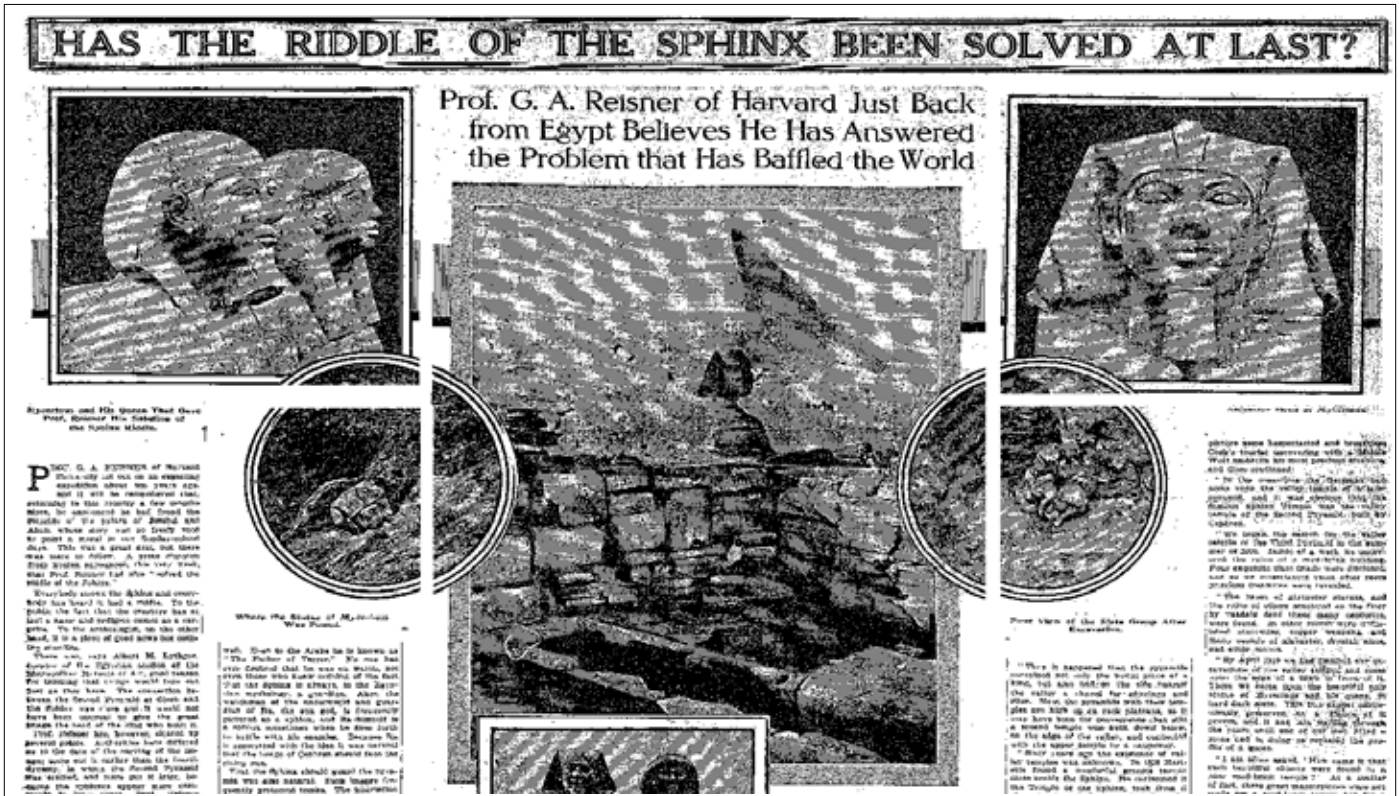
Das ist ein Saal von 60 Fuß Länge und 14 Fuß Breite. Der Raum steht durch Gänge im Zusammenhang mit dem Sonnentempel, der zwischen den Klauen der Sphinx sich erhebt. Henselkreuze, die ein Symbol der Sonne darstellten, wurden zu Hunderten gefunden. Einige davon waren aus Gold und hatten Schlingen für kleine Glöckchen, die von den Priestern geläutet wurden, um die Geister herbeizurufen.

Im Innern der Sphinx befinden sich auch kleine Pyramiden, die zeigen, daß man diese Form bereits lange vorher kannte, ehe die großen Pyramiden errichtet wurden. Professor Reisner hofft, bei seinen weiteren Forschungen unter den im Innern der Sphinx befindlichen Reliquien viele Geheimnisse der ägyptischen Priester zu entdecken und der Welt nach Jahrtausenden eine neue Früh-epoche ägyptischer Kultur zu erschließen. Seine Arbeiten stießen auf große Schwierigkeiten bei den Arabern, die ihm Hilfe leisteten. Sie weigerten sich z. B., in der Kammer im Kopf der Sphinx zu schlafen, weil dies der Aufenthalt von Teufeln sei, die jeden Schlafenden töten würden.

ten zehn Jahre lang Ausgrabungen gemacht hat.

Reisner hat u. a. zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Mykerinos-Pyramide untersucht und war bei Ausgrabungen um den Sphinx, den Sphinxtempel und den Chephren-Tempel beteiligt. Nach der veröffentlichten Meldung habe er im Inneren des Sphinx einen „der Sonne geweihten Tempel“ gefunden. Dieser Tempel sei älter als die Pyramiden und müsse als das älteste Bauwerk der ägyptischen Geschichte angesehen werden. Weiterhin liege im Inneren des Sphinx der Pharao Menes begraben, der erste König Ägyptens, über den schriftliche Hinweise existieren. Er habe sich selbst zum Gott gemacht und die riesige Sphinx-Figur erbaut. Während der riesige Sphinx aus dem natürlichen Felsen herausgehauen sei, befänden sich im Inneren der Figur ...

„... Höhlen und Bauwerke, die darauf schließen lassen, dass ihr rätselhafter Riesenleib zu einer goldprangenden Stadt gehörte. Zahlreiche Tunnel führen in die Höhlen des Inneren, in die man bisher noch nicht eindringen



Ausschnitt aus einer Zeitungsmeldung aus dem Jahr 1911 über die Forschungen von Prof. G. A. Reisner.

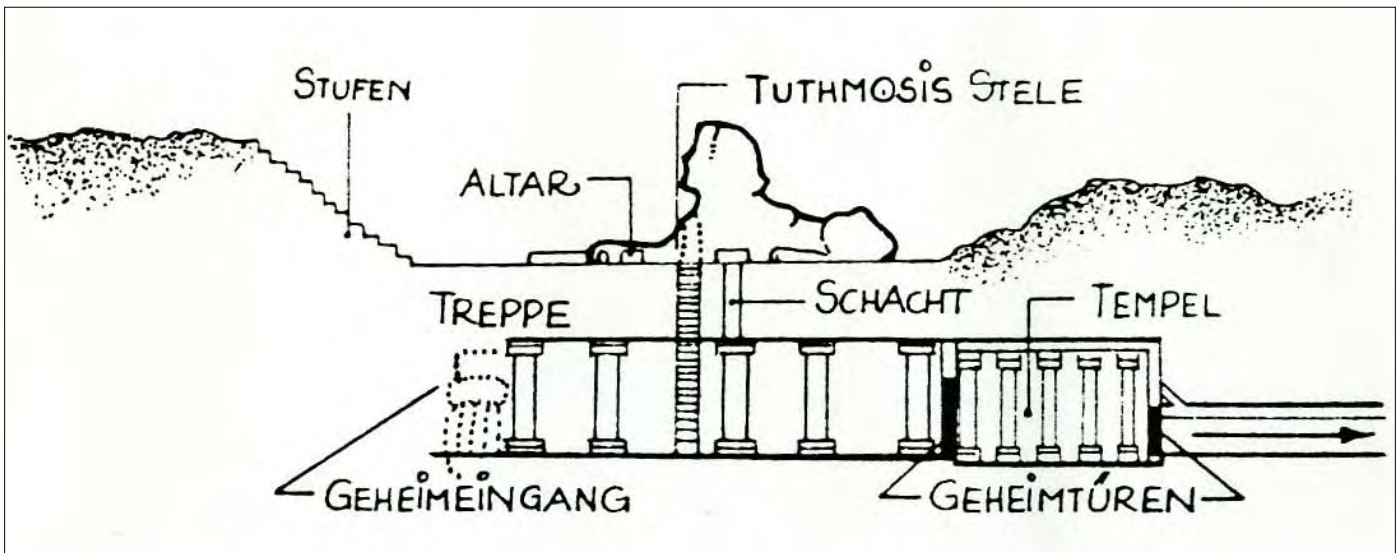
konnte ... Vorläufig hat sich Reisner mit seinen Ausgrabungen auf den Raum im Kopfe der Sphinx beschränkt".

Im Kopf des Monuments befindet sich ...

„... ein Saal von 60 Fuß Länge und 14 Fuß Breite. Der Raum steht durch Gänge im Zusammenhang mit dem Sonnentempel, der zwischen den Klauen der Sphinx sich erhebt. Henkelkreuze, die ein Symbol der Sonne darstellen, wurden zu Hunderten gefunden. ... Im Innern der Sphinx befinden sich auch kleine Pyramiden, die zeigen,

dass man diese Form bereits lange vorher kannte, ehe die großen Pyramiden errichtet wurden. Professor Reisner hofft, bei seinen weiteren Forschungen unter den im Inneren der Sphinx befindlichen Reliquien viele Geheimnisse der ägyptischen Priester zu entdecken und der Welt nach Jahrtausenden eine neue Früh Epoche ägyptischer Kultur zu erschließen.“ („Die neuesten Forschungen in der Sphinx“, in: Temps, Georg (Hrsg.): „Welt und Wissen“, Berlin-Schöneberg 1913, S. 114. Daraus die Zitate].

Weder über ein Vorhandensein dieser Räume im Sphinx noch über dort vorgefundene Gegenstände fand ich bisher in anderer Literatur definitive Hinweise. Das einzige ist eine Skizze angenommener Räume, wie sie aufgrund überlieferter Darstellungen angefertigt wurde. Auch sie spart Räume in der eigentlichen Figur aus. Selbst bei modernen Untersuchungen mit elektronischen Geräten werden Räumlichkeiten im Inneren des Sphinx nicht erwähnt. Gibt es sie überhaupt nicht oder warum werden diese Räume igno-



Diese Skizze basiert auf Annahmen und stellt keinesfalls belegte Gänge oder Räume dar.

riert? Wenn es sich hierbei um eine Falschmeldung gehandelt haben sollte, so könnte man in der entsprechenden Literatur doch wenigstens darauf hinweisen, dass es eine ist. Das Ignorieren von (Falsch-?) Meldungen lässt unwillkürlich den Verdacht aufkommen, dass hier etwas verschleiert werden soll. Zu oft wurde diese Taktik zu diesem Zweck angewendet.

Auch *Hartwig Munt* zitiert das Hamburger Abendblatt vom 10.10.94 mit einer Meldung, wonach Arbeiter bei der Restaurierung an der Nordseite einen Geheimgang entdeckt hätten, der tief in das Innere hinein führe.

Gänge und Räume unter dem Sphinx

Der Sachbuchautor *Erdogan Ercivan* beschreibt in seinem Buch „Verbotene Ägyptologie“ einige der Gänge und Räumlichkeiten, die sich unter der großen Figur befinden sollen. Danach seien laut Prof. Mark Lehner schon vor 1998 Gänge und Hohlräume unter dem Sphinx bei den Ägyptologen bekannt gewesen. Nach einem 1995 gedrehten NBC-Film soll es dort insgesamt neun Hohlräume geben, die jedoch fast alle mit Wasser gefüllt seien. *Dr. Zahi Hawass* schreibt in seinem offiziellen Grabungsbericht:

„Die letzte Kammer, die wir fanden, war wahrscheinlich ein symbolischer Raum für den Gott Osiris ... In der späteren Periode der alten Ägypter wurde an der westlichen Seite des Schachts ein sechs Meter langer Tunnel angelegt, ... der einfach endet und nicht zu weiteren Kammern führt ... Aufgrund einiger Gegenstände bestimmten wir das Alter dieser Ebene auf 3550 Jahre.“

Der amerikanische Geologe *Dr. Thomas L. Dobecki* konnte 1993 einige rechteckige Anomalien unter den Vorderpfoten des Sphinx nachweisen:

„Die rechteckige Anomalie ... befindet sich etwa fünf Meter unter der Erdoberfläche und hat eine Höhe von neun Metern und eine Länge von zwölf Metern. Da dieser Hohlraum eine rechteckige Form aufweist und ziemlich groß ist, kann er von Menschenhand angelegt worden sein.“

Unterirdische Radaraufnahmen der Tiefentopografie von *Dr. Borris Said* zeigen einen Tunnel, der von der Rückseite des Sphinx-Hinterteils zu einem Raum in der Mitte des Talweges der Chephren-Pyramide führt. Von dort



Die Augen des Sphinx: Ich kann keine Fensterluken oder Löcher entdecken, durch die man aus einem im Kopf befindlichen Raum hätte heraussehen können.

aus verläuft der Gang weiter und endet bei der Pyramide. Dieser so genannte „Blindkorridor“ wird auch „Schwarze Kammer“ genannt. Direkt 18,83 Meter darunter befindet sich die „Grüne Kammer“ oder „Osiris-Kammer“, die 1996 von *Dr. Zahi Hawass* untersucht wurde.

Die „Osiris-Kammer“, die gänzlich mit Wasser gefüllt ist, liegt vierzig Meter unterhalb des Sphinx, ist 18,46 Meter lang, 15,78 Meter hoch und 5,43 Meter breit. Im westlichen Abschnitt befindet sich über der Decke ein 3 x 6 Meter umfassendes Bogenfeld. Der Bogen wird von fünf protodorischen Säulen gestützt und ist mit sechs Djedpfeilern skulpiert. Auf der restlichen Fläche von 52 Quadratmetern befinden sich weitere sechs Säulen, in der Mitte der Säulen ein aus Stein gearbeiteter Rundbogen. Zu dieser Kammer führen vier Verbindungsschächte:

1. Der „Blindkorridor“ am Sphinx-Hinterteil, der ursprünglich nach etwa acht Metern eine Sackgasse bildete, die aber inzwischen aufgebrochen ist,
2. der „Schornstein“ oder „Luftschacht“ südlich des Sphinxkörpers,

3. die „Rote“ oder „Kleine Kammer“ direkt fünf Meter unter den Vorderpfoten (die 1993 von *Dr. Dobecki* entdeckt wurde), welche mit rotem Granit ausgekleidet ist und vier Säulen enthält. Von ihrem Innenraum aus führt je ein waagerechter Gang in östliche und ein senkrechter Gang in südliche Richtung (zur „Osiris-Kammer“).
4. Der „Tunnelgang“ verbindet die „Osiris-Kammer“ mit den drei Ebenen des „Osiris-Schachts“. Er teilt sich nach etwa zweihundert Metern Y-förmig und führt jeweils unter eine der Großpyramiden.

Die gesamte Anlage ist mit Wasser gefüllt. Nur die „Rote Kammer“ konnte bisher trocken gelegt werden.

Anregungen zum Nachdenken

- Die riesige Figur des Mischwesens ist offensichtlich ebenso wenig von den Altägyptern erbaut worden wie die Gizeh-Pyramiden. Zu viel spricht dagegen, auch der Zeitfaktor. Doch wer hat die Figur dann errichtet? Gesetzt den Fall, die hochtechnisierten



Seitliche kastenähnliche Anbauten an den Sphinx.

Erbauer der Pyramiden hätten auch die Sphinx-Figur errichtet:

- Könnte es nicht so gewesen sein, dass die Figur im Ursprung gar keinen „Löwenkörper“ besessen hatte, sondern aus einer riesigen abgerundeten Halle (einer Art massivem Bunker) bestand, in der irgendwelche Geräte oder Aufzeichnungen oder was auch immer gesichert für die Nachwelt (oder irgendjemand sonst) aufbewahrt werden sollte, und deren Eingang durch eine riesige Kopf-Skulptur gekrönt wurde? Selbst in heutiger Zeit werden (auch in Deutschland!) - allerdings in unterirdischen Stollen - alle möglichen Schriftstücke (auf Mikrofilm), das ganze Wissen unserer Zeit, eingelagert.
- Betrachtet man die Bilder des Monuments genauer, so fällt auf, dass die „Tatzen“ anscheinend in einer anderen Bauweise errichtet wurden. Man erkennt nicht nur hier deutlich zusammengefügte Steine.
- Als Erklärung böte sich an, dass die Altägypter, nachdem sie ihr Reich gegründet hatten, an ihrer Spitze ein Pharaon, diese Figur nutzten, wie

sie die Pyramiden als Zeichen der Macht nutzten. Ob zu jenem Zeitpunkt ein Eindringen in die inneren Räumlichkeiten möglich war oder ob hier wirklich wichtige Geräte oder Überlieferungen gelagert wurden, die dann natürlich entsprechend gesichert waren, mag jetzt dahingestellt bleiben. Die Figur selbst ist jedoch ohne jeden Zweifel imposant und verleitet den Besitzer geradezu zum „Angeben“.

- Eine Nutzung der Figur für eigene Zwecke könnte durchaus darin bestanden haben, den relativ schmucklosen Halbrundbau zu einem „Rücken“ umzugestalten und vor der Figur und an ihrer Seite „Tatzen“ anzubauen. Das würde auch keine großartigen bautechnischen Kenntnisse voraussetzen. Es würde jedoch für den jeweiligen Herrscher eine Identifikation der Figur mit irgendwelchen „Göttern“ oder „Halbgöttern“ erleichtern, mit Wesen - halb Mensch, halb Tier - die in der ägyptischen Mythologie recht häufig vertreten sind (wobei es hier keine Rolle spielt, ob es diese Wesen nun gab oder nicht).

Meiner Meinung nach liegt es auf

der Hand, dass - wenn die Figur von den Erbauern der Pyramiden errichtet wurde und hier nicht von Anfang an ein Mischwesen dargestellt wurde - ein späterer ägyptischer Herrscher den schmucklosen Halbrundbau, der möglicherweise über dem Eingang bereits einen monumentalen Kopf besaß, der eigenen Ideologie angepasst und den Bau mit dem zeitgenössischen Prunk ausstaffiert haben könnte. So gesehen könnte es sogar der menschliche Nachahmungstrieb gewesen sein, der die ägyptischen Pharaonen nur deshalb mit ihrem typischen Kopfputz herumlaufen ließ, damit eine Ähnlichkeit zu der „göttlichen“ Figur gewahrt blieb. Und es könnte der Grund dafür sein, dass sich die Pharaonen (jedoch nicht alle!) mit umgebundenen künstlichen „Kult“-Bärten schmückten, um eine Identifizierung mit dem „göttlichen“ Sphinx zu demonstrieren, nicht umgekehrt.

Eine andere Version lautet, dass der Kopf ursprünglich ganz anders ausgesehen habe und er erst in ägyptischen Zeiten zu dem umgestaltet worden sei, wie er heute aussieht. Belegen lässt sich diese These jedoch ebenso wenig.

Allerdings stimmen die Proportionen der Figur tatsächlich ganz offensichtlich nicht. Der Kopf ist in Relation zum Rumpf zu klein.

Warum man an den „Hochsicherheitstrakt“ Löwenbeine angefügt hat, darüber lässt sich nur spekulieren. Ebenso wenig bin ich der Meinung, dass es sich bei dem Bauwerk um einen „Löwenkörper“ handelt, nur weil man vorne Tatzen angefügt hat. Ein Löwenkörper sieht nur ähnlich aus. Auch ist es nicht so, dass der menschliche Kopf zwangsläufig ebenso alt wie der „Körper“ sein muss, denn, wie auf den Fotos gut erkennbar, besteht der Kopf aus einem anderen, dunkleren Gesteinsmaterial als der verwitterte „Körper“. Es wäre also nicht ausgeschlossen, wenn der Kopf irgendwann nachträglich aufgesetzt worden wäre.

In der Hindu-Mythologie wird der Planet Mars als „Nr-Simha“, der Planet des Menschen-Löwen, bezeichnet. Hier sehen einige Forscher einen Zusammenhang zu der Spielerei, die man mit den Fotos des „Marsgesichtes“ machen kann, indem man eine Hälfte des „Marsgesichtes“ zur anderen Seite spiegelt. Die linke Gesichtshälfte nach rechts gespiegelt ergibt zusammen mit dieser eine Art Primatengesicht, die rechte Seite nach links gespiegelt ergibt zusammen mit dieser ein Löwengesicht. Ich halte diese Art von Vergleichen jedoch nicht für stichhaltig, auch wenn es zu begrüßen ist, dass man nichts unversucht lässt, um die Marsrätsel einen Schritt weiter zu entwirren und einen Zusammenhang zur Erde herzustellen.

Nochmal die Wasserschäden

Zurück zu den durch Wassereinfluss hervorgerufenen Schäden an der Figur. Wir halten fest:

Es sind deutlich sichtbare Wasser-Erosionsspuren zu sehen, nicht nur am Sphinx-Körper, sondern auch an den Seitenwänden der Grube, in der die Figur steht.

Nach Ansicht einiger Forscher können diese Spuren mehrere tausend Jahre alt sein, bis zu zehntausend Jahre und älter. Genau datieren lassen sich die Schäden aber nicht.

Der Sphinx-Graben füllt sich regelmäßig mit Sand auf, der eine Verwitterung des Figurenkörpers etwa durch Sandsturm-Einwirkung ausschließt.

Die Schäden könnten somit durch-



Was verbirgt sich unter dem runden Beton- (?) Deckel auf dem Kopf des Sphinx? Etwa ein Zugang ins Innere? (Lehner)

aus auch in jüngerer Zeit entstanden sein.

Ich bin allerdings der Meinung, dass die hier sichtbaren Schäden tatsächlich aus älterer Zeit stammen, aus dem einfachen Grund, dass fast der ganze Körper der Figur mehrfach ausgebessert worden ist, nach Aussage der Ägyptologen über tausende von Jahren von den verschiedensten Pharaonen immer wieder. Tatsächlich (man vergleiche auf den Fotos) erscheinen die zur Reparatur eingesetzten Steinblöcke auch heute noch relativ neu. Das heißt, dass es schon vor der von mir postulierten Katastrophe Reparaturen an der in Mitleidenschaft gezogenen Figur gab, denn nach der Katastrophe gab es keine Pharaonen mehr, die hier Reparaturen durchführen konnten. Die wenigen Überlebenden hatten anderes zu tun, als Steinfiguren zu reparieren.

Es stellt sich die Frage, wie die Figur bzw. der über den Sphinx-Grubenrand herausschauende Kopf „kompatibel“ zu einer Superflut sind, die in der Lage war, etwa die Verkleidungssteine der Pyramiden abzuschälen. Wenn eine derartige Wassermasse über das Land herein bricht, hätte sie eigentlich den herausschauenden Kopf regelrecht abrasieren oder zumindest sehr stark beschädigen müssen, was jedoch offensichtlich nicht der Fall war.

Dazu kann ich nur sagen: Offensichtlich muss die Flutwelle an dieser Stelle stark abgebremst worden sein. Möglicherweise stand die Figur zufälligerweise in einer Art Strömungsschatten, hervorgerufen durch die Pyramiden, die hier regional einen Teil der Wasserwucht abfingen. Dieser Strömungsschatten kann jedoch nicht allzu groß gewesen sein, denn der am Fuß des Sphinx stehende Sphinx-Tempel wurde geschädigt, und der ebenfalls nahe bei der Figur stehende Chephren-Tempel zeigt deutliche Wasser-Auswaschungen an den Außenwänden.

Man kann also aufgrund der vorhandenen Tatsachen nur feststellen, dass der Sphinx-Kopf ganz offensichtlich so gut wie nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Gründe dafür müssen erst noch gefunden werden. ■

Zu diesem Thema erscheint im Sommer das Buch:

Gernot L. Geise
Superflut über Ägypten
Die Pyramiden standen unter Wasser

Michaels Verlag, Peiting
 ISBN 978-3-89539-626-7

Wilfried Augustin

Sprit sparen mit Aceton

Nichts ist gewiss, aber dass die Benzinpreise weiter steigen, ist eine hundertprozentige Wette. Was tun dagegen, wenn gleichzeitig alles andere auch teurer wird? Zum Autofahren bleibt immer weniger Kapital übrig. Auf das Wasserauto warten oder den Freie Energieantrieb? Schon, aber wie lange dauert das noch?

Hier nun eine Möglichkeit, wenigstens den Treibstoffverbrauch zu reduzieren:

Zusatz einer geringen Menge Aceton direkt in den Tank.

Aceton ist eine Flüssigkeit, die leicht zu handhaben und zu dosieren ist (natürlich unter Beachtung bestimmter Vorsichtsmaßnahmen, die ich später aufliste).

Man kann Aceton im Baumarkt oder im Internet kaufen. Man soll angeblich 10-20 % Sprit sparen. Ich sage bewusst „angeblich“, weil meine eigenen Tests nicht eindeutig waren. Ich habe Zusätze probiert von 0,1- 0,2 Vol %. Das Auto war ein Peugeot 206, 1,6 l, fahrbar mit Super-bleifrei. Zum Teil konnte ich 15 %, manchmal aber auch nur 3 % sparen. Das hing ganz davon ab, wann und wo ich getankt habe. Ich benutzte zwar immer die gleiche Tankstelle und bin auch zur Zeit meiner Tests ähnliche Strecken gefahren, aber das ist natürlich nicht reproduzierbar, sondern nur eine Annäherung.

Erstaunlicherweise habe ich trotz gleicher Tankstelle und annähernd ähnlicher Strecke echte „Hausnummern“ gefunden, wie man das so sagt bei undefinierbaren Ergebnis-Schwankungen. Dabei fand ich jedoch eines heraus: Die Reichweite oder Ergiebigkeit des Benzins, das verkauft wird, scheint unterschiedlich zu sein, unabhängig von der Marke und der Tankstelle. Die Verbrauchswerte meines Autos schwankten zwischen 6,3 und 7,0 l/100 km bei annähernd gleicher Strecke. Das ist schon mal ein Bereich von ca. 10 %, bedingt allein durch die Benzinqualität oder Tankstellenbedingungen. Dabei war auch keine Preisabhängigkeit erkennbar. Manchmal gab Markensprit absolut lausige Werte, manchmal war gerade billiger Sprit bei einer freien Tankstelle absolut Top. Ich habe den

Eindruck gewonnen, dass Benzin mehr oder weniger „verdünnt“ angeboten wird. Meine Lehre: Es hat gar keinen Sinn, wegen weniger Cent die Tanke zu wechseln. Man müsste wissen, und zwar vor dem Tanken, welche Qualität aus dem Zapfhahn kommt. Ich habe jedoch keine Ahnung, wie man das praktisch managen könnte.

Aber zurück zum Aceton.

Was ist Aceton?

Aceton ist eine klare, farblose Flüssigkeit, leicht aromatisch riechend, ein bekanntes Lösungsmittel für Fette, Harze, Klebstoffe und Lacke. Die Damen kennen Aceton als Nagellackentferner. Bastler nehmen Aceton als Lackentferner oder Pinselreiniger. Aceton ist daher in manchen Baumärkten oder Farbgeschäften zu kaufen.

- Kennzeichnung: F = leichtentzündlich und Xi = reizend
- Dichte: 0,7908 g/ml
- Siedepunkt: 56 °C
- chemische Formel: CH₃-CO-CH₃
- Aceton ist in jedem Verhältnis mit Wasser mischbar.

Aus den Daten ergeben sich u. a. folgende Vorsichtsmaßnahmen: Nicht einatmen!

- Nicht auf die Haut kommen lassen.
- Keine Zündquelle in der Nähe haben.
- Vor Kinder sichern.
- Keinesfalls mit Oxidationsmitteln wie Wasserstoffperoxid zusammenbringen. Das gibt ein hochexplosives Gemisch.

Anwendung zur Spritverbesserung:

Laut „NET-Journal“ Jahrgang 10, Heft 3/4 kann Aceton zur Verbesserung von Benzin und Dieseldieselfkraftstoff verwendet werden. Es werden Verbrauchsverbesserungen von 15-35 % bei Benzinmotoren und bis 20 % bei Dieselmotoren genannt. Ob man diese Werte erreicht, hängt sicherlich vom Motortyp ab.

Aceton wirkt, indem es die Ober-



Aceton in den Tank füllen

flächenspannung des Treibstoffes reduziert. Damit ergibt sich eine feinere Verteilung im Verbrennungsraum und dadurch eine vollständigere Verbrennung. Damit erhöht sich der Wirkungsgrad des Motors, und als Nebeneffekt reduziert sich der Schadstoff-Ausstoß. Man kann davon ausgehen, dass Aceton umso besser wirkt, je älter und unmoderner der Motor ist. Hochgezüchtete neue Motorversionen mit optimierter Verbrennung dürften wahrscheinlich weniger gut auf Aceton ansprechen.

Wie machen Sie es praktisch?

Ganz einfach. Sie benötigen lediglich einen Messzylinder mit ca. 100 ml Inhalt. Messen Sie 0,1 – 0,2 Vol % Aceton ab.

Das sind 50 – 100 ml Aceton auf einen Tankinhalt von 50 l. Geben Sie diese Menge direkt in den Tankstutzen. Am besten vor einer Fahrt, damit das Aceton sich während der Fahrt einmischt (siehe Bild).

Wo bekommen Sie Aceton her?

Einige Baumärkte führen Aceton in der Farbabteilung. Auch Lack- und Farbgeschäfte könnten Aceton verkaufen.

Hier eine Internetadresse: www.mercateo.com

Was kostet das?

Es kommt natürlich auf die Acetonmenge an, die Sie kaufen. Ich hatte im Baumarkt Preise gesehen von 3,50

EUR/l. Rechnen wir mal mit diesen 3,50 EUR. Wenn Sie 100 ml in den Tank schütten, wären das 0,35 Cent pro Tankfüllung. Bei den heutigen Benzinpreisen kostet eine 50-Liter Tankfüllung ca. 70,- EUR. Wenn Sie nur 10% mehr km fahren bedeutet das einen Gewinn von 7,- EUR. Aceton von 0,35 EUR abgezogen, bleibt eine positive Bilanz von 6,65 EUR pro Tankfüllung. Das wäre doch gar nicht schlecht, oder?

Gibt es einen Haken an der Sache?

Natürlich, wie immer gibt es Licht und Schatten. In diesem Fall muss man Folgendes beachten:

Es könnte bei Ihrem Auto nicht funktionieren, weil der Motor schon

so gut ausgelegt ist, dass die Verbrennung nicht wesentlich verbessert werden kann. Das wäre nicht so schlimm, dann funktioniert es bei Ihnen eben nicht.

Aceton ist aggressiv gegen Elastomere. Das könnte gefährlich werden für irgendwelche Dichtungen, mit denen Ihr Aceton/Treibstoffgemisch in Berührung kommt. Deshalb dürfen auch marktübliche Treibstoffe kein Aceton enthalten. Diesen Punkt müssten Sie mit Ihrer Werkstatt klären, wenn Sie Zweifel haben.

Aceton kann Lacke anlösen. Sie müssen daher bei der Aceton-Zugabe darauf achten, dass nichts über die Lackoberfläche läuft.

Zu Ihrer Beruhigung: Ich habe bei meinem Test mit dem Peugeot 206 nichts Negatives bemerkt.

Aber es muss an dieser Stelle gesagt werden: **Wir haben Sie mit unserem Artikel nur über die Anwendungsmöglichkeit informiert. Sie machen den Test oder die Nutzung in eigener Verantwortung. Für eventuelle Schäden oder rechtliche Folgen übernehmen wir keine Haftung. Bei Unklarheiten sprechen Sie bitte Fachleute an.**

Zum Schluss noch eine Bitte:

Wenn Sie Erfahrung mit Aceton sammeln oder vielleicht schon haben, bitte informieren Sie uns. Wir geben Ihre Ergebnisse gern über unsere SYNESIS weiter - und nun viel Erfolg beim Testen!

Zauberspiel Freude

*Die Freude ist ein Zauberspiel
oft ganz versteckt und leise,
man braucht dazu auch gar nicht viel:*

*Klingt eine Vogelweise,
ein süßer Duft, ein warmer Hauch,
ein Rauschen durch die Bäume,
so fängt das Herz zu schwingen an
durch Ewigkeitenräume.*

*Und läuft es auch durch Schatten hin,
ein Lichtstrahl hellt die Steige,
der Weg bleibt nicht am Orte stehn,
führt weiter zu den Bergen.*

*Ob Berg ob Tal, ein Abschied hier,
macht bunter unsre Reise.
Bedenk', es ist ein Zauberspiel,
zu schauen leise, leise.*

(Katharine Laura Bräuer)

Zauberspiel Freude

*Die Freude ist ein Zauberspiel
oft ganz versteckt und leise,
man braucht dazu auch gar nicht viel:*

*Klingt eine Vogelweise,
ein süßer Duft, ein warmer Hauch,
ein Rauschen durch die Bäume,
so fängt das Herz zu schwingen an
durch Ewigkeitenräume.*

*Und läuft es auch durch Schatten hin,
ein Lichtstrahl hellt die Steige,
der Weg bleibt nicht am Orte stehn,
führt weiter zu den Bergen.*

*Ob Berg ob Tal, ein Abschied hier,
macht bunter unsre Reise.
Bedenk', es ist ein Zauberspiel,
zu schauen leise, leise.*

(Katharine Laura Bräuer)

Lokaltermin

Themenbereich: *Templer*

Die Mitte Spaniens - Templerkapelle St. Bartolome in der Rio-Lobos-Schlucht

Wer sich mit den Templern beschäftigt, kennt ihre Kirchen, Kathedralen, Burgen und Komtureien. Diese Gebäude waren in die weltliche und kirchliche Umgebung integriert. Denn man musste auch als Templerorden trotz der militärischen und wirtschaftlichen Macht Rücksicht auf die übrige Gesellschaft nehmen.

Nach außen war der Orden erzkatholisch. Der Papst war der oberste Schirmherr. Er schützte den Orden vor König und weltlicher Macht, auch vor der Steuer. Man sollte daher annehmen, der Orden sei linientreu katholisch gewesen. So sollte es nach außen auch aussehen. Aber war es wirklich so?

Sieht man sich unter diesem Gesichtspunkt Kirchen und Kathedralen an, so kommt man in erster Näherung zum Ergebnis: Templere waren strenge Katholiken und dem Papst und seinen Dogmen getreue Diener. Erst auf den zweiten Blick erscheint ein anderes Bild. Plastiken und Bilder in sakralen Gebäuden deuten auf eine gnostische Geheimlehre hin. Einweihungsstätten in Sakristeien und Kapellen erscheinen nicht sehr katholisch. Maria ist ihre oberste Patronin, aber nicht die Maria Muttergottes, sondern Maria Magdalena. Gemeint die Gefährtin Jesu und Mutter seiner Kinder. Nach dem Scheitern des jüdischen Aufstandes gegen die Römer ging sie nach Südfrankreich ins Exil und begründete dort die Blutlinie Jesu.

Das lässt sich alles nur zweideutig aus Kirchen und Einrichtungen schließen, an denen die Templer beteiligt waren. Aber je versteckter und einsamer eine Tempelereinrichtung liegt, desto mehr könnte sich die andersartige Denkweise der Tempelgemeinschaft offenbaren.

Unter diesem Gesichtspunkt haben wir uns die kleine Templerkapelle St. Bartolome in Spanien, in Kastilien

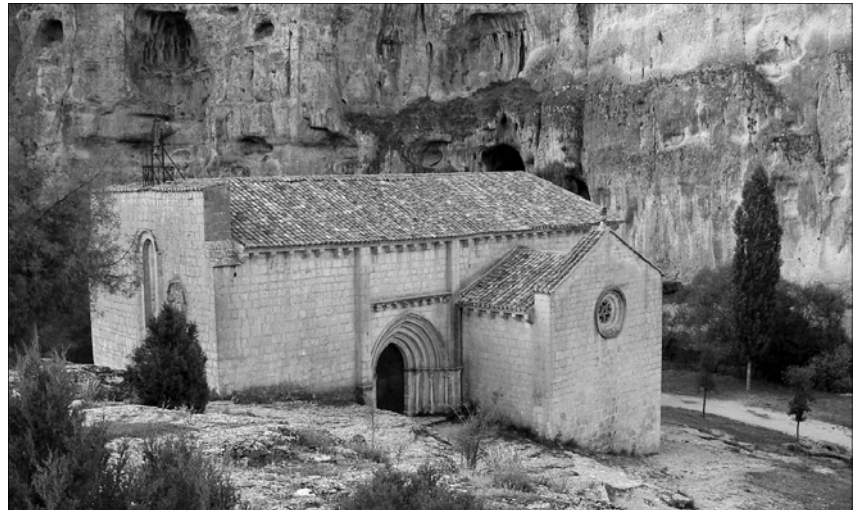


Bild 1: Templerkapelle St. Bartolome im Rio Lobos Canyon



Bild 2 (oben): Burg bei Ucero
Bild 3.1 (rechts): „Monster“

angesehen. Sie liegt in der Provinz Soria, der am dünnsten besiedelten Gegend Spaniens, westlich der Stadt Soria, in der Nähe der kleinen Stadt Ucero. Von dort folgt man dem Fluss Rio Lobos talaufwärts in einen Canyon hinein. Die Felsenwände links und recht werden bald enger und nackter. Und mitten an der engsten Stelle, wo der Fluss eine U-Schleife macht, treffen wir unvermittelt auf die Kapelle St. Bartolome, erbaut und benutzt von den Templern, umgeben von hohen, unüberwindlichen Felsenwänden (siehe Bild 1).





Bild 3.2, 3.3, 3.4: Die Monster

Warum baut man in dieser Abgeschiedenheit eine Tempelkapelle? Hier gibt es keine weiteren Siedlungs- oder Gebäudereste weit und breit. Ich denke, hier in dieser Abgeschiedenheit dienten die Templer unverhüllt ihren Lehren. Hier konnten Sie ihre Einweihungen und andere Riten durchführen. Kein päpstlicher oder königlicher Spion hätte unerkannt das Tal betreten. Hier war man unter sich. Auch mit größerer Truppe war das Tal nicht einzunehmen. Über den Eingang der Schlucht bei Ucereo wachte eine Burg hoch auf dem Felsen (siehe Bild 2).

Man musste sich auch beim Schmuck der Kapelle nicht sehr in acht nehmen und konnte mehr Gesinnung preisgeben, als an anderen öffentlichen Gebäuden. Schauen wir uns unter diesem Gesichtspunkt einmal die Verzierungen am Dach der Kapelle an (siehe Bilder 3-8).

Die Bilder 3.1. bis 3.4. zeigen Gestalten, die ich als Monster bezeichnet habe. Sie könnten das Böse darstellen, die Widersacher des Schöpfergottes der Gnostiker, die verhindern, dass die Seele den Weg zum Licht findet und immer wieder in irdischen Hüllen gefangen wird.

Die Bilder 5.1. bis 5.4. zeigen die Wissenden. Die Schädel sehen wie aufgeschnitten aus. Darin sieht man Strukturen wie ein Planeten- oder Molekülsystem. Es geht um das Wissen der Gesetze, nach der sich Welt und Universum bewegen und dem Ziel allen Seins. Bild 5.3. deute ich als eine Gruppe Wissender, vielleicht Sinnbild der Templergemeinschaft als Träger des geheimen Wissens. Bild 5.4. deute ich als den Sieg der Wissenden über die Welt.

Bild 6 ist für mich zweideutig. Es könnte einerseits eine Art drastische



Bild 4.1. und 4.2., Die Schweigenden, vielleicht Tempelritter mit zugepresstem, verschlossenem Mund, Eingeweihte, die ihr Wissen eisern bewahren.



Bild 5.1. bis 5.4.: Die Wissenden. Die Schädel sehen wie aufgeschnitten aus.

Darstellung von Maria mit Josef sein, deren Rolle als Gottesmutter im gnostischen Denken der Templer wohl nicht anerkannt wird. Oder aber eine kontroverse Darstellung der „Jungfrau“ Maria, die der Legende nach Bernhard von Clairvaux, den Gestalter der Ordenregeln, gesäugt haben soll. Beides wäre ziemlich unkatholisch dargestellt.

Bild 7 ist eine eigenwillige Darstellung des Templerkreuzes. Unklar ist mir die Rolle des Menschen unten links. Direkt daneben befindet sich die Verzierung (Bild 8), ein arabisches Ornament. Bekanntermaßen unterhielten die Templer gute Beziehungen zu den orientalischen Herrschern im Nahen Osten, obwohl sie sich gleichzeitig bekämpften. Aber letztendlich ging es ja nicht um Sympathie, sondern ums Geschäft.

Ein weiteres interessantes Detail stellt die Rosette in der Seitenkapelle der Kirche dar (siehe Bild 9). Von außen sieht sie harmlos aus wie fünf ineinander verschlungene Blütenblätter, für gläubige Christen ein Zeichen für Maria und den Rosenkranz. Von innen jedoch, gegen das Licht betrachtet, offenbart sich ein Pentagramm, auf der Spitze stehend, der so genannte Drudenfuß. Das Zeichen ist so alt wie die Menschheit. Es gelangte über den Orient nach Europa. Gnostiker nannten es den „flammenden Stern“ oder den „Stern der Magier“. Im Mittelalter galt es als Zeichen zur Geisterbeschwörung. Hatten die Templer etwas mit Schwarzer Magie zu tun?

Nun kommen wir zu einer Eigenwilligkeit, die schwer zu erklären ist. Die Kapelle steht genau auf der Mitte (des damals christlichen Teils) Spaniens. Zum östlichsten Punkt Spaniens. Zum Kap Creus sind es 527,127 km. Zur anderen Seite, zum westlichsten Punkt, dem Kap Finisterre, misst man auch genau 527,127 km. Auch in nordsüdlicher Richtung liegt die Kapelle in der Mitte des von den Mauren freigekämpften Gebietes, 190 km von St. Bartolome zur Biscaya und 190 km nach Süden bis zum Tajo.

Für mittelalterliche Verhältnisse war das eine unvorstellbare Leistung. Wie haben die Templer das fertiggebracht, ohne moderne Technik oder gar Satellitennavigation? Es gibt dafür keine Erklärung. Ich habe jedoch meine Zweifel, ob die Templer überhaupt an dieser exakten Positionsbestimmung beteiligt waren. Der Platz, an dem die Kapelle steht, ist ein uralter Kultplatz. In der Felswand



Bild 5.3., 5.4.: Die Wissenden



Bild 6 (links): Maria und Josef. Bild 7 (rechts): Templerzeichen.



Bild 8 (links): arabisches Ornament. Bild 9 (rechts): Rosette der Seitenkapelle

an der engsten Stelle der Schlucht, dort wo auch die Kirche steht, ist der Eingang zu einer Höhle (siehe Bild 10). Diese Höhle war schon in der Frühzeit als Kultplatz bekannt. Archäologen fanden Spuren von bronzezeitlichen Schamanen und Jägern, Artefakte und Felszeichnungen.

An der gegenüber liegenden Canyonseite, auch in unmittelbarer Nähe der Templerkapelle, befindet sich eine Art Felsenburg, ein keltiberischer Kultplatz (siehe Bild 11).

Man kann also sagen, dass hier an dieser Stelle ein Platz ist, der die Menschen seit Urzeiten angezogen hat. Ich kann das bestätigen. Wer sich einmal hier bei Mondschein unter dem klaren Licht der Sterne aufgehalten hat, wird die Stille und Würde dieses Platzes nie wieder vergessen.

Und genau diesen Platz haben die Templer sich zueigen gemacht. Worum ging es Ihnen? Sie schufen einen Platz, ihre „Mitte“. Die Mitte ihres Spaniens. Das bestand zur Zeit der Templer nur aus dem heutigen spanischen Norden. Der Rest Spaniens wurde von den Mauren beherrscht. Die Demarkationslinie lag um 1170, als die Kapelle erbaut wurde, auf der Höhe Tortosa-Alcantara. Sie machten das, was unsere megalithischen Vorfahren auch schon taten, sie nahmen ihre Landschaft magisch in Besitz. Damals mit Steinsetzungen, zu Zeit der Templer mit Sakralbauten. Diese „Akupunktur“ der Landschaft haben wir heute verlernt. Darum vielleicht fühlen sich viele auch nicht mehr heimisch in ihr. Ob die Templer dabei wirklich genau die Mitte gesucht haben, bezweifle ich. Sie nahmen einfach einen Platz in Besitz, der seit vielen Generationen magisch war. Dass es genau die Mitte der iberischen Halbinsel wurde, mag vielleicht einfach nur Zufall sein.

Als dann 1309 die Templer der Intrige des französischen Königs zum Opfer fielen, aufgelöst und verfolgt wurden, verloren sie natürlich auch ihre Kapelle St. Bartolome im Rio Lobos Canyon. Als bekannt wurde, dass zwar der Tempelorden aufgelöst war, aber niemand ihren Schatz gefunden hatte, wurde natürlich überall in Europa gesucht. Klar, denn ein nachweislich so reicher Orden musste immense Wertsachen und Gold versteckt haben. Es wurde auch in der Höhle bei der Templerkirche gesucht, bis in die jüngste Zeit hinein. Die Höhle geht sehr weit in den Felsen hinein und verzweigt sich im karstigen Gestein. Aber bis heute wurde nichts gefunden - sagt man.



Bild 10: Höhleneingang

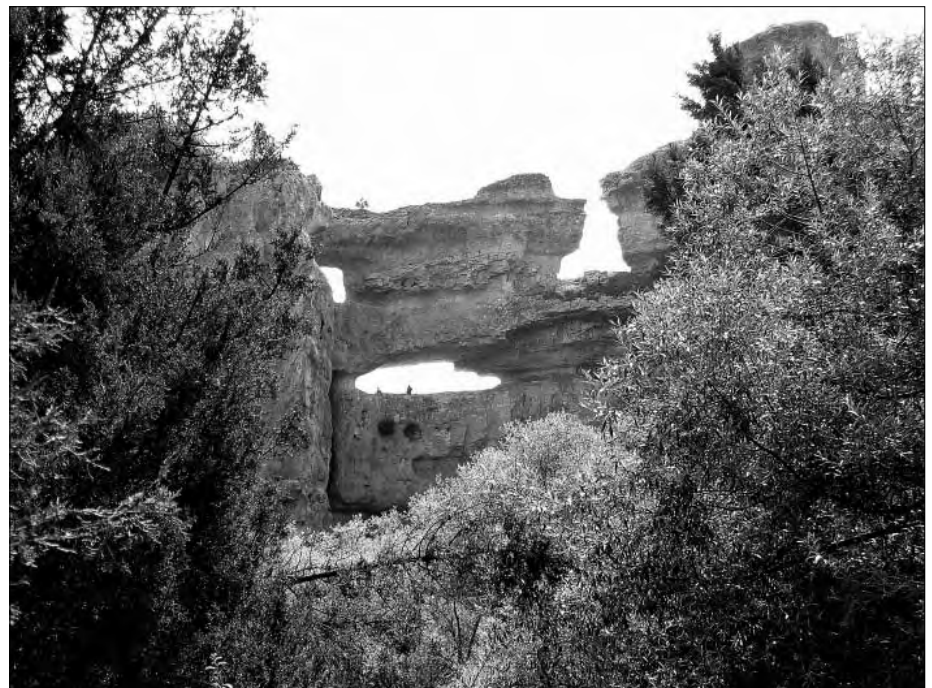


Bild 11: Keltiberischer Kultfelsen

Leider liegt dieser Lokaltermin weit ab von allen gängigen Routen durch Spanien. Ich verspreche Ihnen jedoch, sie werden den Weg dorthin nicht bereuen.

So kommen Sie hin:

Karte Euro-Regionalkarte 1: 300.000 Pyrenäen Costa Brava, RV Verlag, ISBN 3-575-11275-4

Nehmen Sie Zaragoza als Ausgangspunkt. Fahren Sie von dort die A 68 nach Nordwest. Gehen Sie bei der Abfahrt 19 auf die Landstraße 122 nach

Tarazona und Soria. Fahren Sie auf dieser Straße weiter bis El Burgo de Osma. Hier biegen Sie nach Norden ab in das Tal des Rio Ucero und fahren bis zur kleinen Stadt Ucero. Hier ist der Weg zum Naturschutzgebiet des Rio Lobos ausgeschildert. Fahren Sie mit dem Auto in den Canyon hinein. Hier gibt es ausgeschilderte Parkplätze. Camper können hier auch übernachten. In den interessanten Teil des Caysons kommt man (zum Glück) nur zu Fuß.

(Wilfried Augustin)

Wilfried Augustin

Maya-Mauern

Bei den mittelamerikanischen Kulturen wird immer von den Monumentalbauten geschwärmt. Pyramiden, Tempel und Grabanlagen sind beeindruckend, kein Zweifel. Die Größe der Bauten, z. B. der Pyramiden und die Flächen der Gesamtanlagen überwältigen, wenn man bedenkt, dass die technischen Hilfsmittel zum Bau begrenzt waren (siehe Bild 1).

Es gab keine Räder. Es ist auch nichts von Flaschenzügen bekannt, alles Hilfsmittel, die zur Zeit der Errichtung der Maya-Bauten in Europa bekannt waren.

Was mich jedoch am meisten beeindruckt hatte, waren nicht die Großbauten. Es waren Details, wie die Präzision, mit der die einzelnen Steine der Mauern eingepasst wurden (siehe Bild 2 und 3).

Ich hatte bis vor Kurzem diese Mauern nur auf Bildern gesehen und angenommen, die Mauern seien wie in Europa aus Steinblöcken aufgeschichtet. Mexiko-Besucher haben mir immer wieder versichert: „Ja, ja, das sind rechteckig behauene Steinblöcke.“ Daraufhin staunte ich natürlich noch mehr über die Präzision der Steinbearbeitung, weil die Fugen wirklich sehr eng aussahen.

Kürzlich habe ich Mexiko besucht und mir natürlich auch meine so bewunderten Maya-Mauern angesehen. Ich war überrascht. Einerseits waren die Mauern einfacher als ich gedacht hatte, andererseits aber auch genialer als unsere Mauern in Europa.

Wie man auf den Bildern sieht, sind es keine behauenen Blocksteine. Nur die Frontseite ist präzise bearbeitet. Die übrigen fünf Seiten sind nur grob bearbeitet. Das ist außerordentlich wirtschaftlich. Die Mauern wurden so errichtet, dass nur die äußeren sichtbaren Seiten der Mauer bearbeitet waren. Das Innere bestand nur aus Bruchstein (siehe Bild 4 bis 6.)

Der Vorteil war, dass nur ein kleiner Anteil der Steine eines Bauwerks behauen werden musste. Der Rest bestand aus leicht zu fertigendem und leicht auch ohne Karren zu transportierendem Bruchgestein.

Das Geniale an dieser Bauweise ist jedoch die Elastizität der Mauern. Mexiko liegt in einer geologisch sehr aktiven Zone. Vulkanausbrüche und Erdbeben



Bild 1: Uxmal, Große Pyramide



Bild 2: Gebäudemauer, Chichen Itza



Bild 3: Fassade aus präzise eingesetzten Steinen



Bild 4 (links): Uxmal, Mauer mit bearbeiteten Seiten und innen Bruchstein. Bild 5 (rechts): Uxmal, Pyramide außen bearbeitet, innen Bruchstein



Bild 6 (links): Uxmal, Mauern des Ballspielplatzes. Bild 7 (rechts): Uxmal, Detail einer Fassade

sind keine Seltenheit. Starre Gebäude, wie sie bei uns im Mittelalter gebaut wurden, sind dort gefährdet. Weniger anfällig dagegen sind die Maya-Bauten. Die äußeren Mauerbausteine haben eine geniale Formung. Die Sichtseite ist präzise bearbeitet und ragt konisch in das Mauerwerk hinein. Der Sichtstein an der Außenwand wird dadurch auf Zug in der Mauer festgehalten (siehe Bild 7 und 8).

Das Ganze ist mit Bruchstein aufgefüllt. Diese Bruchsteine verkeilen sich gegeneinander, bleiben aber flexibel. Dadurch besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass die Mauer bei einem Erdbeben stabil bleibt.

Die Maya haben eine einfache, geniale Bautechnik aufgezeigt, mit der ohne viel technische Hilfsmittel beeindruckende und dauerhafte Bauten entstanden sind.



Bild 8: Uxmal, Geometrie der Fassadensteine

Das fehlende Kalenderjahr „Null“ (Teil 1)

Gott wird im Neuen Testament (NT) durchgängig Kyrios („Herr“) genannt. Dies entspricht der Septuaginta, die damit den Hoheitstitel „Adonaj“ für Gott transkribiert. Auch wo griechische Handschriften des Alten Testaments aus dem 1. Jahrhundert das Tetragramm unübersetzt stehen ließen, wurde es dann wohl analog zum hebräischen Adonaj mit Kyrios ausgesprochen. (Wikipedia)

Ein sehr altes Element der Eucharistiefeier ist das „Kyrie eleison“ (deutsch: „Herr, erbarme dich“). Im Laufe der Geschichte erfuhr es wechselnde Deutungen – ein Beleg für den Wandel im Liturgieverständnis der Kirche.

Ursprünglich im Römischen Reich ein Begrüßungsruf des siegreichen Kaisers nach dessen Heimkehr von gewonnener Schlacht, lehnten die frühen Christen das Kyrie rundheraus ab. Ein Christ huldigt nicht dem heidnischen Kaiser, sondern allein seinem auferstandenen Herrn, der „Kyrios“ ist. Nach der konstantinischen Wende, in einer Zeit also, als der christliche Glaube der geistliche Orientierungsrahmen im Mittelmeerraum wurde, wurden ursprünglich heidnische Elemente christianisiert, das heißt auf christlichem Hintergrund interpretiert und so zum Ausdruck für die christliche Glaubensidentität.

Für die Kyrios-Rufe bedeutet dies, dass nicht mehr der Kaiser als der Kyrios begrüßt wurde, sondern Christus ist der Kyrios, der Herr und Herrscher schlechthin. In der sonntäglichen Eucharistiefeier geschieht diese Begrüßung in umfangreicher und dramaturgisch eindrücklicher Weise: Im Rahmen des feierlichen Einzugs des Bischofs samt seiner Assistenz in die Kirche begrüßt die Gemeinde den auferstandenen Herrn Jesus Christus. Zum Teil wird das Kyrie vielfach angestimmt und wiederholt, bis die Prozession im Altarraum angekommen ist. (<http://www.thchur.ch/index.php?&na=12,0,0,0,d,68017,0,0,t>)

Herwig Brätz vermutet in seinem 1/2000 in „Zeitensprünge“ erschienenen Artikel „Das Karlsmonogramm“ mit guten Gründen, „dass KRLS ursprünglich Kyrie eLeiSon gewesen sei und KaRoLuS eine sekundäre, später hinzugefügte Ableitung, ebenso wie übrigen



Hammurabi erhält die Herrscherinsignien von Utu/Schamasch (Sonnengott)

KyRiLloS“. Das „K“ stammt sicher aus dem Griechischen, weshalb sich unser römischer Überkaiser Caro-lus Magnus mit C schreibt!

Kyrios ist die allumfassende (katholische) Kirche, der Kreis, der Herr/die Herrin des Alls, der Tierkreis-Widder, griechisch *krios*.

Kyrios ist die griechische Circe und die jüdische Aschera, die uns mit ihrem Liebes-Singsang betören. Mit Beginn der patriarchalischen Phase der Juden durfte nur noch ihr Gatte verehrt werden, der Blitz- und Donnergott El/Yahoo = Jahwe/Jupiter, aus dessen Haupt sie als Venus/Athene entstieg. „Fragmente aus der frühen israelitischen Königszeit in Kuntillat Ajrud auf der Sinai-Halbinsel notieren JHWH neben dem Gott Ba‘al in phönizischer Schrift und verweisen eventuell auf einen damals noch üblichen Synkretismus. Auch mit dem – im Ta-nach streng als Götzendienst bekämpften – Kult der Fruchtbarkeitsgöttin Aschera wurde JHWH kombiniert.“ (<http://de.wikipedia.org/wiki/JHWH>)

Echnaton, der angeblich erste Monotheist, verehrte die Sonnenscheibe Aton (keltisch Beltane). Aus nicht mehr bekannten Gründen war es Juden verboten, den Namen JHWH auszusprechen. Sie riefen deshalb nach dem Auszug aus Ägypten den Herrn der Sonne an, in dessen Namen der Herrin Aschera/Athena homonym mitschwangt: „Adonai!“

Schnur-Kreis und Maß-Stab, 0 und

1, waren schon in sumerischer Zeit die Herrscherinsignien, die den Königen von den Göttern zum Zeichen ihrer Macht überreicht wurden.

Kyrios ist Krator oder Krates, Harpokrates, das Horus-Kind. (Ägyptisch: chered, englisch: Child, Ch/K, R/L, T/D).

Einmal, als das kleine Horusbaby durch einen Biss vergiftet wurde, musste gar die Sonne angehalten werden:

„Und Selkis sagte: »Was ist los? Was ist los? Was ist geschehen mit dem Sohn Horus?«

O Isis, bete doch zum Himmel, dann wird die Bootsmannschaft des Re [Sonnengottes] anhalten und das Schiff des Re nicht weiterfahren, solange der Sohn Horus auf der Seite [krank] liegt.« Da schickte Isis ihre Stimme zum Himmel und ihren Schrei zur Barke der Millionen‘.

Da blieb Aton [die Sonne] über ihr stehen und bewegte sich nicht mehr von der Stelle.“ (<http://www.isis.li/mythologie/stehetstill.html>)

Hierzu passend ein das Thema erhellendes Gedicht:

Die Invokation des Harpokrates

Oh du, Har-po-kra-tes.

Du Kind des Schweigens.

Du Herr des Lotus.

Oh du, Har-po-kra-tes.

Der auf den Köpfen der Bewohner des Wassers steht.

Dich rufe ich an!

Du Kind im blauen Ei.

Herr der Verteidigung und des Schutzes.



Die Dämonin Lilitu (Sechmet?) mit den Herrscherinsignien.



Erklärung der Titel-Vignette: Die Göttin der Sprache ist bemüht, den jungen Harpokrates, als den Gott des Schweigens, zum Reden zu bewegen. Mit der einen Hand will sie ihm den Finger vom Munde nehmen, und mit der andern macht sie eine Bewegung nach ihrer Krone, mit der sie ihm zu krönen verspricht, wenn er aufhören werde zu schweigen. Merkur, der Gott der Sprachen und Künste sowie auch des Handels, von der andern Seite, hat ihm das Füllhorn genommen, welches den Überfluss und die Vorteile des Schweigens andeutet, und fasst seine linke Hand, um ihn, wenn er reden lernen werde, durch die Welt zu führen.

*Der du die Rose und das Kreuz des Lebens und des Lichtes trägst.
Dich rufe ich an!*

*Siehe, ich bin ein Kreis,
auf dessen Händen das zwölfwache Königreich
meiner Gottheit steht.*

*Der Anfang bin ich und das Letzte.
Mein Leben ist dem Kreis des Himmels gleich.
Wohl ändere ich mich,
doch sterben kann ich nicht.*

*Oh Benu-Vögel, ihr der Auferstehung,
die ihr die Hoffnung sterblicher Menschen seid,
zurück, du Krokodil, Mako,
du Sohn des Seth!*

*Weicht von mir, ihr in Bosheit wirkenden!
Siehe, er ist in mir und ich in ihm.*

*Mein ist der Lotus,
da ich mich vom Firmament des Wassers hob.*

*Hoch aufgerichtet ist mein Thron,
im Firmamente Nut's mein Licht.
Ich bin der Mittelpunkt und auch der Schrein.*

Ich bin das Schweigen und auch das ewige Licht.

*Sie wüten unter meinen Füßen,
die zorngefüllten Krokodile,*

*Drachen des Todes, Fresser des Bösen.
Ich aber weise ihre Wut zurück!*

*Denn siehe: ich bin Har-po-kra-tes,
der Lotusthronende, der Herr des Schweigens.*

*Und spräche ich:
Kommt auf die Berge,
so würden auf mein Wort die himmlischen
Wasser fließen,
die himmlischen Feuerflammen;
denn ich bin der bewölkte Ra,
Kephra, der nie den Menschen Offenbarte,
ich bin Horus,
die Macht des Rächers
und meine Mutter Isis,
die Verschleierte.
Die ewige Weisheit in ewiger Schönheit,
so sage ich dir:
zu meinem Wohnort bringe mich,
in unaussprechlichem Schweigen und Weisheit.*

*All-Licht,
All-Macht.
Har-po-kra-tes.*

*Du namenloses Kind der Ewigkeiten,
bringe mich zu dir, damit ich werde,
beschützt bei diesem Werk der Kunst,
der du der Mittelpunkt und auch das Schweigen bist.*

*Licht in der Finsternis, verborgen ist der Name.
Das himmlische Feuer ist dein Vater.
Deine Mutter ist das himmlische Meer.*

*Du bist das Gleichgewicht des Alls.
Und du bist der Herr im Angesicht der im Wasser Wohnenden.*

(<http://www.hermetik.ch/ath-ha-nour/site/khemharpokrates.htm>)

Der kleine Kyrios-Kreis, das göttliche Kind Jesus oder Horus also, ist der kalendarische Lauf der Erde durch die Tage, Wochen und Monate eines Sonnen-Jahres. Hierin vollziehen sich Lebensträume und Alltag gleichermaßen.

Der große Kreis ist der göttliche Vater, JHWH, dessen Zahl 26 und 1000 ist. Er ist der 26.000-jährige Präzessionskreis. Dieser bestimmt die Zeiten und Epochen.

Der Kreis ist das Zeichen für die Zahl „0“, Nichts oder „Ajn“, wie die Juden das Unerkennbare nennen. Wie wir wissen, gibt es seltsamerweise kein Jahr „0“ in unserer Jahreszählung. In diesem Beitrag finden sich indes Indizien dafür, dass bei der Festlegung des christlichen Kalenders ganz sicher ein Jahr „0“ den Komputisten bekannt gewesen sein muss.

Dieses gregorianische Schaltjahr „0“ ist ein ewiger, in sich geschlossener Kreislauf, der nicht an die Öffentlichkeit gelangte und das man mit dem julianischen

Jahr -1 verschleierte. Da die Jahre weitergezählt werden, sind sie nämlich niemals kreisläufig „0“, sondern verhalten sich wie das offene „Ω“; O-Mega, das große Om oder Aum, welches das Ende eines alten und als Alfa/Aleph der Beginn eines neuen Jahres repräsentiert. Alfa bezeichnete einst die Hörner des Stiers, die durch die Hörner des Widders ersetzt wurden. Diese Hörner sind gewissermaßen das -1 und +1 des Zeitenwechsels.

Dieser Beitrag bringt auch einige Indizien dafür, dass unsere Jahreszählung nicht wie gemeinhin angenommen von Dionysius Exiguus im ersten Drittel des 6. Jahrhunderts eingeführt worden sein kann. Dies gilt auch für seinen geistigen Nachfolger, den berühmte Beda Venerabilis. Er soll angeblich den 532-Jahre-Zyklus fortgeführt und die Anno Domini Zählung übernommen haben.

Seltsamerweise wurde die AD-Zählung jedoch von der römischen Kirche erst etwa 900 bis 1000 Jahre später angenommen, etwa mit Beginn der Renaissance!

Dessen ungeachtet oder wohl eher gerade deshalb kommt dem dionysischen Kopfsjahr 532 eine fast unglaubliche komputistische Bedeutung zu, die in einem gregorianisch rückgerechneten Jahr „0“ gipfelt.

Immerhin kannte der offensichtlich erfundene Dionysius das Prinzip „Null“:

„Im Europa des frühen Mittelalters kannte niemand die Ziffer oder die Zahl Null. Trotzdem erweckt die Anwesenheit des lateinischen Wortes ‚nulla‘ (was ‚kein‘ bedeutet) in der dritten Kolonne seiner Ostertafel den Eindruck, dass Dionysius Exiguus jene wichtige Zahl bekannt war. Daraus kann aber nicht abgeleitet werden, dass sein ‚nulla‘ eine echte ‚Null‘ war. Er gebrauchte sie auch nicht in seinen Berechnungen.

Im Europa des Mittelalters wurde erst ab dem 13. Jahrhundert (vereinzelt) die Zahl Null arithmetisch verwendet, ja eigentlich – allgemein akzeptiert – erst seit der Renaissance.“ (http://de.wikipedia.org/wiki/Dionysius_Exiguus)

Ulrich Voigt beschreibt in seinem für dieses Thema äußerst wichtigen und lesenswerten Buch „Das Jahr im Kopf“ konkret, dass diese Ansicht seines Erachtens falsch ist. Er unterscheidet richtigerweise zwischen Zahl und Ziffer. Dionysius gebrauchte die „Zahl Null“ bei seinen Berechnungen, wie aus dem

Auszug seiner Ostertafel ersichtlich ist.

Ulrich Voigt und ich unterscheiden uns dadurch, dass er dies als Beleg nimmt für die Richtigkeit der Chronologie, somit auch der Lebensdaten des Dionysius. Ich hingegen vermute unter anderem wegen des Gebrauchs der Zahl Null, dass er eine erfundene Figur der Komputisten des 16. Jahrhunderts ist.

Der Einfachheit halber beschränke ich mich im gesamten Beitrag weitestgehend auf jedermann im Internet zugängliche Berechnungen und Informationen zu unserem Kalender und seinen Festen.

Ich zitiere deshalb aus offiziellen kirchlichen Führern durch das Festjahr, aus Wikipedia und einigen ergänzenden Internetbeiträgen.

Basierend auf den Zitaten folgen meine Berechnungen zum Kalender des Jahres „0“, meine Interpretation und die Indizien, weshalb das Jahr „0“ erst im 16. Jahrhundert im Zuge der Gregorianischen Kalenderreform entstehen konnte.

Hinweis: Der gregorianische Kalender des Jahres „0“ entspricht dem des julianischen Jahres 532!

Berechnet wurden die Daten mit dem Internet Kalenderrechner:

http://www.ortelius.de/kalender/form_de2.php

Betrachtet man das Kopffjahr 0/532 mit den zugehörigen Daten des Festkalenders, kommt man schnell ins Staunen. Plötzlich steht man vor der ungelösten Frage, was war zuerst: „Die Henne oder das Ei – der Kalender oder die Festtage?“

Der christliche Festtagskalender kennt bekanntlich bewegliche, fixe und an die beweglichen Feiertage gekoppelte Festtage. Es ist somit recht unwahrscheinlich, dass diese jeweils auf die zum Festtagsthema passenden Wochentage oder deren Nummerierung im jeweiligen Monat fallen. Noch unwahrscheinlicher erscheint eine Übereinstimmung mit wichtigen jüdischen, römischen und keltischen Festtagsdaten.

Genau diese Unwahrscheinlichkeit ist im Schöpfungsjahr „Null“ der christlichen Ära der Fall, wie in diesem Beitrag gezeigt werden soll.

Doch zunächst geht mein Dank an Ulrich Voigt, der mich erst auf das Jahr „0“ aufmerksam machte:

„Liest man die Kalenderdaten des Steines (Kalenderstein von Ravenna A. d. V.) als gregorianische Daten, so ist diese

Dionysius Exiguus' Ostertafel

A = Kalenderjahr, B = Indiktionszahl, C = Epakte, D = Wochentagnummer vom 24. März, E = Mondzyklusnummer, F = Julianisches Kalenderdatum des alexandrinischen Passah Vollmonds, G = Julianisches Kalenderdatum des alexandrinischen Ostersonntags, H = Mondphasennummer des alexandrinischen Ostersonntags.

A	B	C	D	E	F	G	H
532	10	<i>nulla</i>	4	17	5 april	11 april	20
533	11	11	5	18	25 märz	27 märz	16
534	12	22	6	19	13 april	16 april	17
535	13	3	7	1	2 april	8 april	20
536	14	14	2	2	22 märz	23 märz	15
537	15	25	3	3	10 april	12 april	16
538	1	6	4	4	30 märz	4 april	19
539	2	17	5	5	18 april	24 april	20
540	3	28	7	6	7 april	8 april	15
541	4	9	1	7	27 märz	31 märz	18
542	5	20	2	8	15 april	20 april	19
543	6	1	3	9	4 april	5 april	15
544	7	12	5	10	24 märz	27 märz	17
545	8	23	6	11	12 april	16 april	18
546	9	4	7	12	1 april	8 april	21
547	10	15	1	13	21 märz	24 märz	17
548	11	26	3	14	9 april	12 april	17
549	12	7	4	15	29 märz	4 april	20
550	13	18	5	16	17 april	24 april	21

(<http://www.janzuidhoek.net/diony3.htm>)

Der 5. April 0 AD gregorianisch (= 0 CE = 1 v. Chr. = 1 B.C. = 1 v.u.Z.)

Gregorianischer Kalender:	5. April 0 AD
Julianischer Kalender:	7. April 1 v. u. Z.
Römischer (jullian.) Kalender:	Angabe fehlt
Jüdischer Kalender:	14. Nisan 3760

Der 5. April 532 julianisch nach Dionysius Exiguus

Gregorianischer Kalender:	7. April 532
Julianischer Kalender:	5. April 532
Römischer (jullian.) Kalender:	NON. APR. MCCLXXXV A. V. C.
Jüdischer Kalender:	14. Nisan 4292

Ostertafel in der gesamten menschlichen Geschichte nur ein einziges Mal gültig, und zwar für das Anfangsjahr 0 n. Chr.

Zugleich ist der 5. April (Gregor.) 0 n. Chr. laut Rückrechnung ein astronomisch taggenaues Vollmondsdatum.

Das bedeutet, dass die christliche Jahresnummerierung einen (aus gregorianischer Sicht) traumhaft schönen Anfang besitzt. Taggenau!“ (U. Voigt, Das Jahr im

Kopf, S. 123)

Die Komputisten verfolgten offensichtlich das Ziel, den jüdisch-christlichen Festzyklus und die biblischen Schöpfungszahlen mit dem Lauf von Sonne und Mond und den Planetennamen der 7-Tage-Woche harmonisch zu kombinieren und in den Jahreslauf hineinzukomponieren.

Vermutlich im 16. Jahrhundert er-

Kalender für das Jahr 0 (gregorianisch) und für das Jahr 532 (julianisch)

January 532							February 532							March 532							
Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	
				1	2	3	1	2	3	4	5	6	7		1	2	3	4	5	6	
4	5	6	7	8	9	10	8	9	10	11	12	13	14	7	8	9	10	11	12	13	
11	12	13	14	15	16	17	15	16	17	18	19	20	21	14	15	16	17	18	19	20	
18	19	20	21	22	23	24	22	23	24	25	26	27	28	21	22	23	24	25	26	27	
25	26	27	28	29	30	31	29	28	29	30	31	28	29	30	31						
1:☉ 8:☉ 15:☉ 23:☿ 31:☾							6:☉ 13:☉ 22:☿ 29:☾							7:☉ 14:☉ 22:☿ 30:☾							
April 532							May 532							June 532							
Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	
				1	2	3							1				1	2	3	4	5
4	5	6	7	8	9	10	2	3	4	5	6	7	8	6	7	8	9	10	11	12	
11	12	13	14	15	16	17	9	10	11	12	13	14	15	13	14	15	16	17	18	19	
18	19	20	21	22	23	24	16	17	18	19	20	21	22	20	21	22	23	24	25	26	
25	26	27	28	29	30		23	24	25	26	27	28	29	27	28	29	30				
							30	31													
5:☉ 13:☉ 21:☿ 28:☾							5:☉ 13:☉ 20:☿ 27:☾							3:☉ 11:☉ 19:☿ 25:☾							
July 532							August 532							September 532							
Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	
				1	2	3	1	2	3	4	5	6	7				1	2	3	4	
4	5	6	7	8	9	10	8	9	10	11	12	13	14	5	6	7	8	9	10	11	
11	12	13	14	15	16	17	15	16	17	18	19	20	21	12	13	14	15	16	17	18	
18	19	20	21	22	23	24	22	23	24	25	26	27	28	19	20	21	22	23	24	25	
25	26	27	28	29	30	31	29	30	31	26	27	28	29	30	26	27	28	29	30		
3:☉ 11:☉ 18:☿ 25:☾							1:☉ 9:☉ 16:☿ 23:☉ 31:☾							8:☉ 15:☿ 22:☉ 30:☾							
October 532							November 532							December 532							
Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	Su	Mo	Tu	We	Th	Fr	Sa	
					1	2	1	2	3	4	5	6				1	2	3	4		
3	4	5	6	7	8	9	7	8	9	10	11	12	13	5	6	7	8	9	10	11	
10	11	12	13	14	15	16	14	15	16	17	18	19	20	12	13	14	15	16	17	18	
17	18	19	20	21	22	23	21	22	23	24	25	26	27	19	20	21	22	23	24	25	
24	25	26	27	28	29	30	28	29	30	26	27	28	29	30	31						
31																					
7:☉ 14:☿ 21:☉ 30:☾							6:☉ 13:☿ 20:☉ 28:☾							5:☉ 12:☿ 20:☉ 28:☾							

Der abgebildete Kalender wurde mit dem Internetprogramm: <http://www.timeanddate.com/calendar/> gestaltet.

kannten sie, dass der ideale Zeitpunkt für den Beginn der neuen Epoche ein Vollmondtag am 5. April sei. Ein solcher ließ sich julianisch rückgerechnet im Jahr 532 finden, gregorianisch rückgerechnet erstaunlicherweise im Jahre „0“.

Offiziell steht geschrieben, dass ein skythischer Mönch namens Dionysius Exiguus im Jahr 525 oder 530 in Rom den christlichen Osterzyklus und den 532-jährigen Mondzyklus mit einer schon länger ins Auge gefassten Jahreszählung ab Christi Geburt (1 A.D.) neu berechnet hätte. Die Berechnung beginnt also sinnvollerweise mit dem Oster-Vollmondtag 05.04.532. Epochenbeginn bleibt im römischen Kalender natürlich weiterhin der 1. Januar für das zivile Jahr und der 22. März für das Mondjahr.

Sepp Rothwangel hat durch Rückrechnung festgestellt, dass am 31. Mai

531, also etwa ein Jahr vor Einführung der neuen Kalenderrechnung, ein Symposium stattfand. Das Symposium ist eine Konjunktion aller Planeten, wie sie in „gleich enger Konjunktion, wie 1469 Jahre später, am 5. Mai 2000“ standen. Die sei der Grund für die je nach Berechnung um bis zu 7 Jahre bewusst verfehlte Rückrechnung von Christi Geburt durch den „kleinen“ Mönch. (www.calendesign.com)

Diese Berechnung bestätigt erfreulicherweise zusätzlich unsere Betrachtungen zum „heiligen Jahr 0“, um das es den Kalendermachern anscheinend im Verborgenen ging. Es sei hier allerdings angemerkt, dass ein Teil der Chronologiekritiker die Ansicht vertritt, dass solche Rückrechnungen aufgrund überlieferter und - betrachtet man die gesamte zerstörte Antike – sichtbarer

(wissenschaftlich bisher aber nur bedingt bestätigter) kosmisch induzierter Katastrophen Makulatur seien. Insofern erhält meine Vermutung zusätzliche Beweiskraft, wonach in einem beruhigten Planetensystem seit dem 16. Jahrhundert Retrokalkulationen dieser Art machbar waren und auch erfolgten, diese aber nur in ein fiktives Jahr 532, 531 oder 0 zurückführen. Als ein Beispiel von vielen wird gerne die „inhärente Logik“ des biblischen Joshua-Ereignisses (Sonnenstillstand) genannt, welches ich zuvor im Text durch die ägyptische Erzählung vom kranken, „schief“ liegenden Horuskind erwähnte. Horus/ Jesus repräsentieren also nicht nur den Lauf der Erde um die Sonne, sondern auch ihre Stellung in Bezug zum Pol oder zur Ekliptik. (Hierzu: www.paf.li/05%20Josua-Charlemagne.pdf)

Die wichtigste für die Komputisten zu berücksichtigende Zahlenfolge bezog sich auf das Verhältnis von Quadrat zu Kreis. Diese Relation ist die erste geometrische Offenbarung Gottes im ein- und zweidimensionalen Raum. Die erste dreidimensionale Erscheinungsform ist ein Tetraeder, das Mer-ka-ba-Fahrzeug des Ezechiel. Der Tetraeder ist die geometrische Grundform der Trinitätslehre, wonach Gott (= 0 oder 1), die Spitze des Tetraeders, sich teilt in Vater, Sohn und Heiliger Geist. Diese Verhältnisse bezeichneten die esoterischen Juden, später (?) auch die Christen, als „Kabala“ (mündliche oder geheime Überlieferung). Das latinisierte Wort „Kabala“ bedeutet, als Tetraeder betrachtet, möglicherweise ABBA (= Gottvater) ist KA (Körper) BA (Geist) LA (Seele). Manchmal wird auch KA als Seele und LA als Körper gedeutet. Hierzu: Die Merkaba-Literatur. Im Internet finden sich Beispiele unter:

www.merkaba.de, www.puramaryam.de/merkawas.html, de.wikipedia.org/wiki/Merkaba

„Abba ist nach einigen Stellen des Neuen Testaments die persönliche Anrede JHWH's im Munde des Jesus von Nazareth, die von den Urchristen in Aramäisch überliefert wurde.“

Der Ausdruck findet sich zweimal in den Paulusbriefen sowie einmal im Markusevangelium. Deren Einheitsübersetzung lautet:

Gal. 4,6 EU: Weil ihr aber Söhne seid, sandte Gott den Geist seines Sohnes in unser Herz, den Geist, der ruft: Abba, Vater.

Röm. 8,15 EU: Denn ihr habt nicht einen Geist empfangen, der euch zu Sklaven



In der Mitte „Homo“ statt „JHWH“ oder „Deus“. Figur des Menschen. Illustration zu Cornelius Pe-
traeus.

macht, sodass ihr euch immer noch fürchten müsstet, sondern ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Söhnen macht, den Geist, in dem wir rufen: Abba, Vater!

Mk. 14,36 EU (par. Mt. 26,39 EU): Er sprach: Abba, Vater, alles ist dir möglich. Nimm diesen Kelch von mir! Aber nicht, was ich will, sondern was du willst soll geschehen.“

(http://de.wikipedia.org/wiki/Abba_%28Bibel%29)

Mathematisch betrachtet gilt:

Einheitsquadrat : Einheitskreis = 4 : Pi = 1,2732.

Das heißt, dass Quadratumfang und

Quadratfläche um 27,32 % größer sind als Kreisumfang und Kreisfläche. Gibt man dem Kreis den Umfang 4, ist der Durchmesser 1,2732.

Nach diesem Prinzip wurde das Meter als 40.000.000 Teil des Erdumfangs bestimmt und 1799 eingeführt. Nach allem, was wir heute wissen, erfolgte jedoch diese Berechnung schon vor dem Bau der Cheopspyramide, wann immer dieser auch anzusetzen ist.

Es ging also um die arithmetische Quadratur des Kreises, die mittels Zirkel und Lineal nicht möglich ist. Die Ziffernfolge 12732 oder 2732 war daher von alters her bekannt und als heilige,

möglicherweise geheim gehaltene Zahl überliefert.

Die Cheopspyramide wurde augenscheinlich nach diesem Prinzip erbaut.

Ihre Höhe beträgt 4 x 70 königliche Ellen, die halbe Breite ist Pi x 70 Ellen, der Quotient ist 1,2732. Ganzzahlig: Höhe: 280 Ellen und Halbe Breite: 220 Ellen, Summe = 500 Ellen.

Der Quotient ist 1,2727, das ist in guter Annäherung $\sqrt{\Phi}$. (1,2720)

Mit neuesten, sehr genauen Messungen konnte nunmehr belegt werden, dass die Grundseiten der Cheopspyramide bewusst minimal unterschiedlich lang ausgeführt wurden; folglich die Eck-Winkel nicht exakt 90 Grad betragen. Dadurch liegt die Spitze nicht genau über der Mitte. Mit diesem genialen Kunstgriff gelang es den Pyramidenbauern, vier wichtige Daten in die vier Seiten zu legen. Die Nordseite entspricht exakt Pi mit dem Tangens 1,2732 für den Steigungswinkel, die Südseite führt zu Phi und den Winkelwert 1,2720, die Westseite zum Bruch 9/10 und die Ostseite zum Bruch 7/11. (Dr. Hans Jelitto, Magazin 2000 plus/Nr. 221)

Nicht umsonst verweist Herwig Brätz gerne auf E. Wallis Budge, den früheren Kustos der ägyptischen Abteilung im British Museum, der die Cheops-Pyramide als „Metronom der Menschheit“ bezeichnet hat!

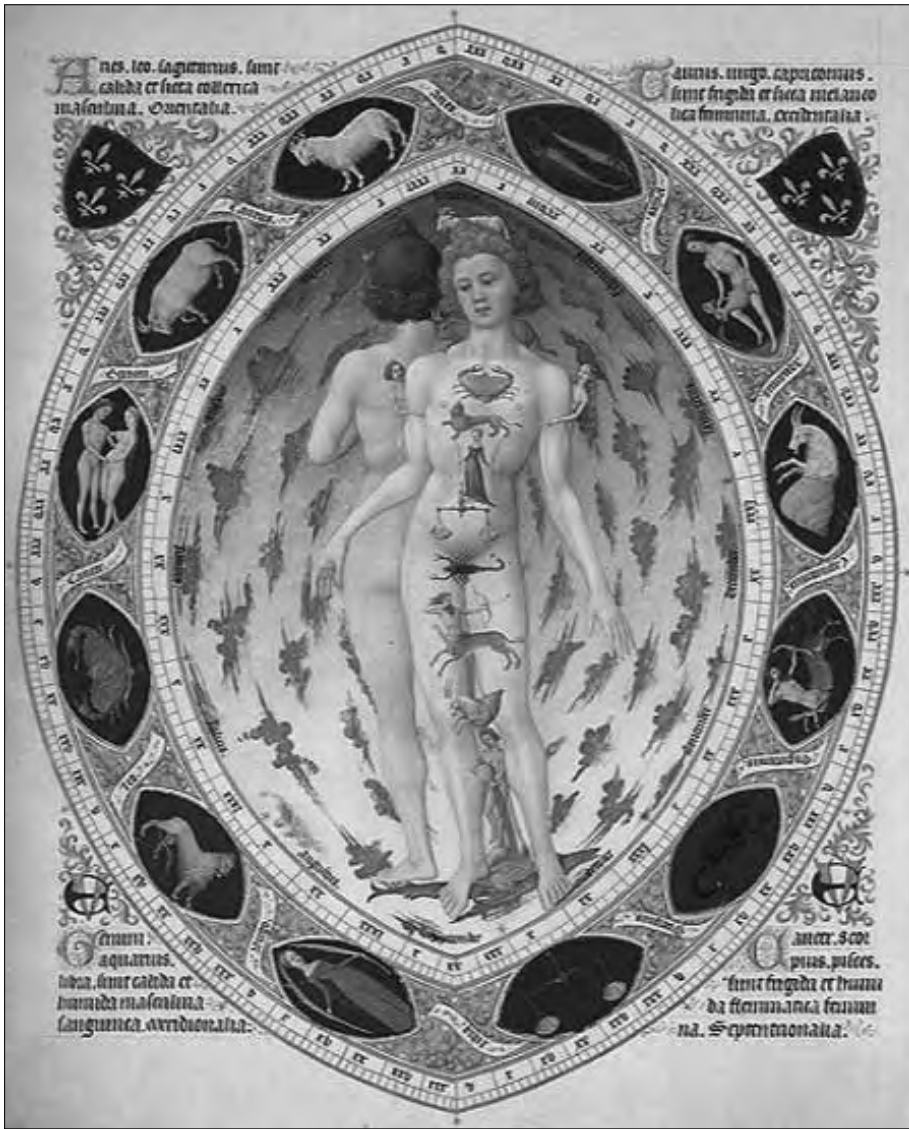
Mit der Zahlenfolge 2732 wurden wichtige Zeitläufe verknüpft:

1. Siderischer Monat: 27,32 Tage,
2. Ideale Zeit der Schwangerschaft: 273 Tage,
Schwankungsbreite 265 Tage – 287 Tage oder 9 Monate, die uns noch beschäftigen werden,
3. 1 (Jahr) : 366 (Tage im Schaltjahr) = 0,002732.

Diese „heiligen“ Daten galt es in das Kalenderrund des Jahres „0“ sinnvoll zu integrieren.

Der Kopf des Schaltjahres „0“ mit seinen 366 Tagen ist der Widder. In dieses Zeichen setzte man den Frühlingsbeginn mit Datum 21. März. Auch in der Analogie Tierkreiszeichen - Mensch ist der Widder der menschliche Kopf. Die Juden nennen den Anfang ihres Jahres, der in den Herbst fällt, ebenfalls Kopf. Auf hebräisch: „Rosch“.

Jahresbeginn im alten jüdischen Kalender ist der Tag des Vollmonds zwischen dem 21. März, und dem 18 April, umgerechnet auf den römischen



Der Widder als Kopf im Zodiak und Menschen in einem mittelalterlichen Stundenbuch (Anatomical Man, Les Très Riches Heures du duc de Berry the Musée Condé, Chantilly, 15th century), Tierkreis dargestellt als Vesica Piscis.

Kalender. Der jüdische Monatsname für diese Zeit heißt Nisan. Vollmond findet 14, seltener 15 Tage nach dem Neulicht statt. Neulicht ist 1 Tag nach Neumond. Neumond für den ersten Monat Nisan, der als Monat März im vorjulianischen römischen Kalender gleichfalls der 1. Monat war, darf nach Dionysius nur in den Zeitraum vom 8. März bis zum 5. April fallen.

Der letzte zulässige Tag für den Neumond, der 5. April, fällt bei Dionysius nun zusammen mit dem Vollmondtag, 5. April 532, der zugleich der 14. Nisan/Luna XIV, der Vorabend des jüdischen Passahfestes ist. (Anmerkung: Diese Berechnung erfolgt nach dem rabbinischen [mathematischen] Kalender. Historisch sei das nach Angabe von U. Voigt aber ungewiss.)

Geschichtskritiker vermuten anhand der Zahlensymbolik Geschichtskonstruktion:

Am 15. Nisan +33 wurde Jesus gekreuzigt, am 15. März -44 Cäsar erdolcht. Dazwischen liegen „77 Goldene Jahre“ für die beiden göttlichen Sol Invicti und das symbolträchtige „+“ durch den Epochenwechsel.

Dionysius Exiguus bezieht sich ausdrücklich auf Christi Geburt, die logischerweise 532 Jahre zuvor auf das Jahr „0“ fallen muss. Aber nur bei „gregorianischer“ Rechnung fällt Montag, der Oster-Vollmondtag 5.4.0 auf den jüdischen 14. Nisan 3760, und dies geschieht auch nur einmal in Jahrtausenden, wie Ulrich Voigt festgestellt hat!

Hier entdeckt der Geschichtskritiker weitere Spuren für eine Entstehung des dionysischen Werkes im 16. Jahrhundert. In dieses Umfeld gehören ebenfalls die Entdeckungen der „Hippolyt-Statue“ mit ihrer Passah Tafel 1551 in Rom und des „Kalendersteines“ im Dom von Ravenna (etwa 1690), die

beide direkt oder indirekt, auf den 5.4. als Vollmonddatum und Kalenderbeginn und damit, wie Ulrich Voigt im Zusammenhang mit weiteren Fakten bewies, auf das „julianische“ Jahr 532 und auf das „gregorianische“ Jahr „0“ verweisen.

Nun folgen die erstaunlichen Koinzidenzen dieses Jahres „0“.

Der Begriff „Koinzidenz“ stammt übrigens, wie könnte es anders sein, von einem berühmten Komputisten, dem Bernkastler Nikolaus Kues, und wird von dem nicht minder bekannten Pforzheimer Kabbalisten Johannes Reuchlin erneut aufgegriffen. Natürlich wurde das Wort durch einen Zeiteinsatz von Anaximander in die Renaissance katalysiert, wie folgendes Zitat belegt:

„Koinzidenz der Gegensätze (»coincidentia oppositorum«), Zusammenfallen, Aufgehobensein der Gegensätze und Widersprüche des Seins im Einen, Unendlichen, Absoluten, Aufhebung der Vielheit (s. d.) in Gott. Der Begriff der »coincidentia« tritt (in gewissem Sinne schon bei ANAXIMANDER, s. Apeiron) zuerst bei NICOLAUS CUSANUS auf. Nach ihm sind in Gott, dem Unendlichen, das Größte und Kleinste eins (»coincidentia maximi cum minimo«, De doct. ignor. I, 4), in ihm verschwindet alle Vielheit, die nur der Welt (s. d.) als Explication des Göttlichen zukommt. »In divina complicatione omnia absque differentia coincidunt« (De coniect. II, 1). REUCHLIN erklärt: »In mente datur coincidere contraria et contradictoria, quae in ratione longissime separantur« (De arte cabbal. 1517). Nach G. BRUNO ist alles Widersprechende und Entgegengesetzte im Einen, im göttlichen Prinzipie eins und dasselbe“ (De la causa, Dial. V. <http://www.textlog.de/3795.html>)

Cusanus:

„In seiner Schrift ‚De correctione calendarii‘ ging Nikolaus anlässlich des Konzils von Basel (1436) auch auf die Fehlerhaftigkeit von Julianischem Kalender und Osterrechnung ein und war damit ein wichtiger Vertreter der Bemühungen um eine Reform des Julianischen Kalenders im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit. Das Konzil konnte sich jedoch nicht zu einer Kalenderreform entschließen, sodass erst über ein Jahrhundert später die Gregorianische Kalenderreform die Missstände beseitigte (1582).“ (http://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_von_Kues#Die_Kalenderreform)

Bei Cusanus stellt sich die grund-



Genius am Lebensbaum

sätzliche Frage, der hier aber nicht weiter nachgegangen werden kann, ob nicht eine chronologische Verwerfung von rund 100 Jahren vorliegt.

Beginnen wir erneut mit der Feststellung des Dionysius Exiguus, dass als erster Monat jener anzusehen sei, dessen Beginn in den Zeitraum vom 8. März bis zum 5. April falle, sodass dessen Luna XIV in die Zeit vom 21. März bis zum 18. April zu liegen komme. Dionysius bezieht sich hier offensichtlich auf den zyklischen (berechneten) Vollmond. Gleichwohl scheint zwischen den Zeilen das jüdische Pessach-Fest durch, das vom beobachteten Neumond abhängt.

8. März und 5. April fallen im Jahre 0 gregorianisch und 532 julianisch auf Montag, der tatsächliche Neumond in diesem Jahr ist Montag, der 22. März, 1 Tag nach der vom Lauf der Sonne bestimmten Frühjahrs-Tag-und-Nacht-Gleichen, die auf Sonntag, den 21. März festgelegt wurde.

Ostervollmond ist nach dieser Regel nur zwischen dem 21. März und 18. April erlaubt, in diesem Jahr also zwischen Sonntag, dem 21.3.0 und Sonntag, dem weißen Sonntag, am 18.4.0. Tatsächlich ist Vollmond nun erstaunlicherweise am Montag, dem 5.4., der gemäß der genannten Regel zugleich der letzte Tag eines Neumondes sein muss. (532 julianisch, 0 gregorianisch)

Mit diesem Tag, dem 5.4., beginnt das Jahr „0“!

Vom 6. 4. bis 31. 12. vergehen nun 270 Tage (9 Monate x 30 Tage) und bis zum 6. 1. sind es 276 Tage (12 Monate x

23 Tage). Der 6. 4. entspricht dem 6. 1., der vielfach in anderen christlichen Ländern Jahresbeginn war. 61 ist zugleich der Zahlwert von Ajn, dem unerklärlichen Nichts, indem der Ursprung des Seins begründet ist. 276 Tage vergehen auch von der kirchlich festgelegten Zeugung Christi am 25. 3. bis zu seiner Geburt am 25. 12. Die Zahl 270 entspricht nach Berechnungen von Herwig Brätz in seinem neuen Buch „Brandenburg – Stadt des Pharaos“ (S.34) auch dem Quotienten aus der Jahreszahl der Himmlischen Hochzeit (7980) durch die Umlaufdauer des Saturn-Crodo (29,458 Jahre). 270 ist Gründungszahl von Neu-Brandenburg.

Epiphanie/Dreikönigsfest:

„Das Epiphaniastag ist das erste Fest der Kirche, das kalendarisch festgelegt war. Vermutlich entstand es um 300 im Osten und hatte Geburt und Taufe Jesu zum Thema, wobei es regional unterschiedliche Schwerpunkte gab.“

Später verlagerte sich im Westen der Schwerpunkt auf die drei Weisen aus dem Morgenland. Im Osten hingegen lag der Schwerpunkt auf der Taufe Jesu. In der armenischen Kirche ist der 6. 1. bis heute das Geburtsfest Christi.

Dieser Tag wird in vielen orthodoxen Ländern, aber auch in Italien, wie das deutsche Weihnachtsfest gefeiert. Es ist der Vorabend des Weihnachtsfestes in der Orthodoxie, also mit dem Heiligen Abend in der katholischen Kirche und den protestantischen Kirchen vergleichbar.“ (www.kalenderlexikon.de)

Erscheinung des Herrn - Fest zur Göttlichkeit Jesu Christi 6. Januar – Hochfest

Griechisch „Epiphania“ bezeichnet „Erscheinung, Offenbarwerden“ und wurde auf den römischen Kaiser angewandt: Ankunft oder Auftreten des Herrschers, Staatsbesuch. Epiphanie oder Erscheinung des Herrn heißt seit alters das zweite Weihnachtsfest am 6. Januar. Während der 25. Dezember die Menschwerdung (= Jesus Geburt) feiert, wird am 6. Januar die Göttlichkeit Jesu Christi vorgestellt.

Da die römischen Kaiser sich als Götter verehren ließen, wurde parallel zu Epiphanie die Bezeichnung Theophanie eingeführt, um die Erscheinung des Gottes hervorzuheben. Kleine Weihnacht oder Groß-Neujahr bezeichnen ebenfalls diesen Tag. (www.festjahr.de)

Die 9 Sonnenmonate zu 30 Tagen bis zum Jahresende am 31. 12. sind realer

nur ein $\frac{3}{4}$ Jahr. So betrachtet ist das erste mit dem 1. 1. beginnende Jahr tatsächlich das Jahr 1. Das gesamte Jahr „0“ ist quasi ein „unendlich kreisendes Jahr“, wie sich im Weiteren herausstellen wird.

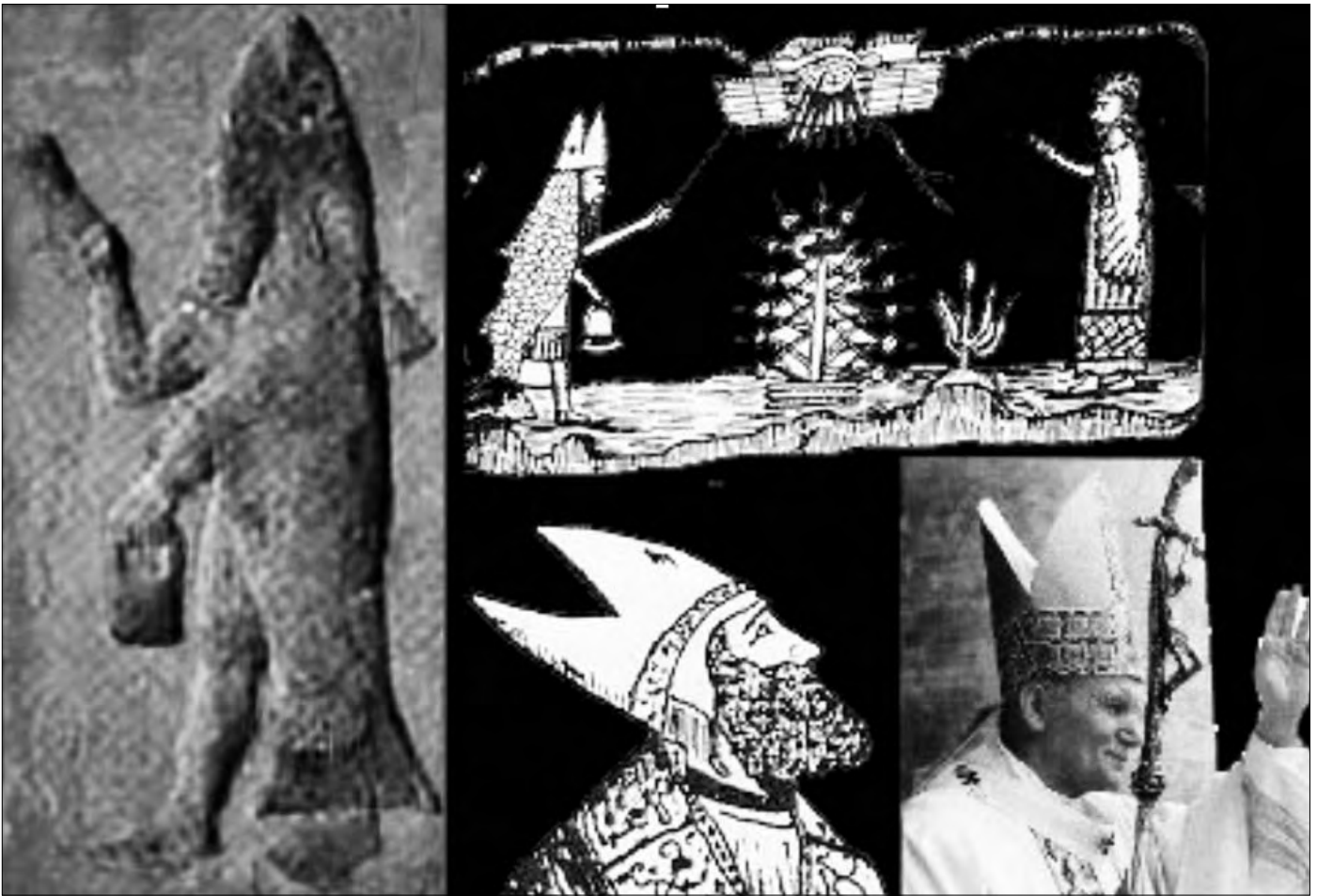
Für ein tieferes Verständnis des dionysischen Entwurfs ist ein Sprung in die schon christlich geprägte keltische Region von Nöten. Aus dieser stammt nämlich ein anderer berühmter Computist: Beda Venerabilis.

Beda Venerabilis (dt. Beda der Ehrwürdige, engl. the Venerable Bede) (*um 673 bei Wearmouth in Northumbria; † 26. Mai 735 Kloster Jarrow) war ein angelsächsischer Benediktinermönch, Theologe und Geschichtsschreiber.

In seinen historischen Darstellungen zeigt er sich von Dionysius Exiguus beeinflusst. Seine *Historia ecclesiastica gentis Anglorum* (von Alfred dem Großen ins Angelsächsische übersetzt), die Kirchengeschichte des englischen Volkes aus dem Jahre 731 zählt aufgrund ihrer neutralen Quellenauswertung sowie durch die von Beda eingeführte Zeitrechnung nach Inkarnationsjahren (d. h. es werden historische Ereignisse mit Jahren nach Christi Geburt verknüpft) zu den maßgeblichen Werken der Historiographie des Abendlandes. Das Werk behandelt die Geschichte Englands von der Eroberung durch Caesar bis ins Jahr 731.

Hauptinteresse jener Zeit war die Berechnung des beweglichen Osterfestes, um es für alle Länder verbindlich und gleichzeitig zu datieren. Dies war für Beda insofern von einiger Brisanz, als in seinem Lebensraum der alexandrinisch-römische Osterzyklus und die in Irland und England geübte Osterrechnungspraxis (Osterfeststreit, Ostersonntag, Osterdatum) aufeinander trafen; zudem galt es, sich von dem im merowingischen Frankenreich gebräuchlichen Osterzyklus des Victorius von Aquitanien abzugrenzen.

Dabei berechnete Beda nicht nur aus biblischen Vorgaben das Datum der Erschaffung der Welt: er kam auf den 18. März 3952 v. Chr., sondern es gelang ihm sogar der Nachweis des Kalenderfehlers, der erst im 16. Jahrhundert in der gregorianischen Kalenderreform behoben werden sollte. Die von Beda (und Dionysius Exiguus) geschaffene Zeitrechnung ist die bis heute maßgebliche. (Zu prüfen wäre, ob die Angabe richtig ist und der Nachweis tatsächlich gelang) (http://de.wikipedia.org/wiki/Beda_Venerabilis)



Der Gott Oannes/Dagon mit Mitra/Fischmütze (<http://volker-doormann.org/tree0.htm>)

Im Keltenland war Jahresbeginn am 1. November. November ist der 9. Monat im römischen Kalender, die semantische Bedeutung von „Neun“ ist „Neu“. Dieser seltsame Zufall wird überlagert durch die Annahme, dass der Kalender in römischer Zeit von Cäsar/Sosigenes auf den zwölfmonatigen alexandrinisch/ägyptischen Kalender umgestellt wurde. Dadurch wurde der 1. 9. zum 1. 11. eines Jahres. Gehuldigt wird damit der keltischen Trinitätslehre, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zum Dogma in der römisch-christlichen Dreieinigkeitslehre erhoben wurde, angeblich 325 im Konzil zu Nicäa, das vielleicht tatsächlich 1325 in Nizza stattfand.

Der 1. 11. 0 ist ein Montag, Samhain, an dem sich die Anderswelt Sidhe (= Grabhügel) öffnet und Lebende und Tote Verwandte gemeinsam auf und in den von Hainen umschlossenen Cairns Neujahr feierten.

Sidhe:

„Es heißt, der erschlagene ‚Herr der Ernte‘ ziehe in die von den Sidhe bewohnten Grabhügel und herrsche dort als

König der Unterwelt, ehe er zum Julfest (also am 25. 12. A.d.V.) wiedergeboren wird. Alljährlich zu Samhain (1. November) zieht die Armee des Sid (Sluagh Sidhe) über die Erde und erscheint den Menschen. Im alten Irland soll diese Armee allerdings noch nicht bekannt gewesen sein.“ (<http://sungaya.de/schwarz/kelten/sidhe.htm>)

Der Mond ist Symbol für die Seele, weshalb die Christen aus dem 1. 11. Allerheiligen und aus dem 2. 11. Allerseelen formten. Der ganze Zyklus läuft über drei Tage von Sonntag bis Dienstag, also vom 31. 10. bis 2. 11.

Nach dem Gesetz $4 : \pi$ teilt sich das 366-Tage-Jahr in 205 und 161 Tage. Abgeleitet von den Cheopsyramidemaßen $220 + 280 = 500$ ergibt sich der Faktor 0,732; ein Teil der heiligen Zahlenfolge 2 732. Erinnerung sei: $1 : 366 = 0,002 732$.

Von Allerseelen 2. 11. bis Ostersonntag, den 10. 4. sind es in dem in sich geschlossenen heiligen Zyklus des Jahres „0“ genau 161 Tage. Hier vermute ich eine komputistische Konstruktion, die das Jahr von diesen beiden Daten her einteilt. Alte Schriften müssen diesbezüglich erst noch gesichtet werden.

Die Jahresteilung $4 : \pi = 205 : 161$ regelt auch den jüdischen Mondkalender.

($204,4 : 161$ im 365 Tage-Jahr, $204,4 : 365 = 0,56$. Damit nimmt die Zahl Bezug auf den 56-jährigen Mondzyklus von gerundet 20.440 Tagen.)

Rosch ha-Schana findet 162 Tage nach dem ersten Tag des Pesachfestes statt. Bis Jahresende vergehen folglich immer 161 Tage, unabhängig davon, dass diese Feste beweglich sind. Schon das Wort Kalender kommt, was weniger bekannt ist, nicht nur von „Ausrufen“ sondern auch von „hin und her bewegen“ und von „verkallen = verbergen/verdunkeln.“

Kommentar von Ulrich Voigt: „Das ist wirklich bemerkenswert! Allerdings umfasst das Jahr des jüdischen Kalenders niemals 365 oder 366 Tage“. Das gilt aber nur bedingt. Die Essener nämlich verwendeten einen Sonnenkalender! Ich vermute, dass es bis in die römische Zeit hinein zwei jüdische Fraktionen gab. Die eine orientierte sich am ägyptischen Sonnenjahr, die andere am babylonischen Mondkalender. Der babylonische Einfluss war wohl dauerhafter

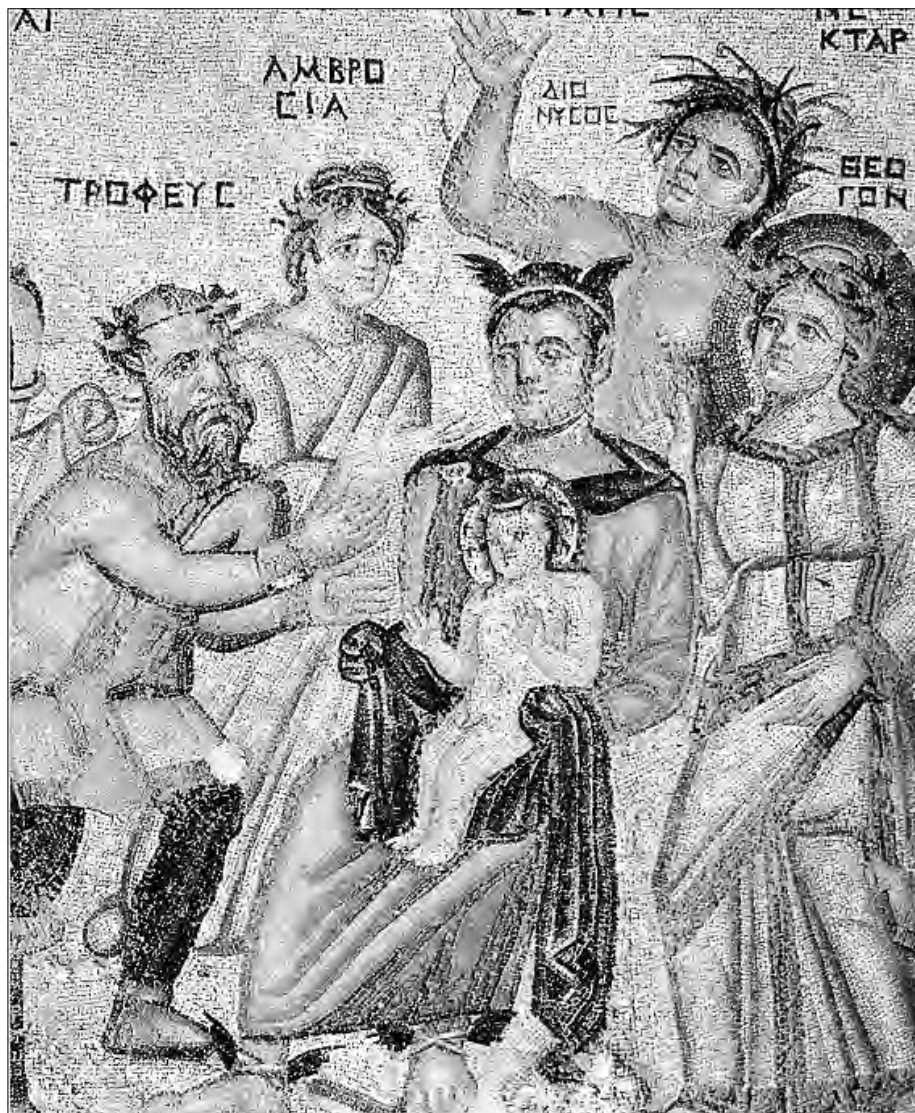
und intensiver, wie der heute noch verwendete Mondkalender belegt.

161 Tage sind genau 23 Wochen oder 7 Monate zu je 23 kabbalistischen Zeugungsstagen. Interessanterweise scheinen damit die Juden das von ihnen nicht verwendete Sonnenjahr in $161 : 205$, die christlichen Kelten hingegen in $205 : 161$ Tagen eingeteilt zu haben. Die Zahl 23 übrigens ist die bedeutungsvollste Zahl der jüdischen Kabbala, denn sie ist die menschliche Schöpfungs- und Zeugungszahl, die sich, wie wir erst heute wissen, auch in der menschlichen Chromosomenzahl wiederfindet. Bekannt sind die Bilder von Genien, die an Lebensbäumen, die an die Doppelhelix erinnern, mit einem Sternenstaubbehälter neue Wesen kreieren.

Genesis bedeutet biologische Schöpfung, wobei die Krone der Schöpfung, der Mensch, als das Ebenbild Gottes im Zentrum steht. Gott wurde von allen antiken Philosophen in höchster Abstraktion als Zahlenwesen verstanden. Prof. Oskar Fischer schreibt schon vor rund hundert Jahren in seinem Buch „Der Ursprung des Judentums im Lichte alttestamentlicher Zahlensymbolik“ über die Zahl 23, dass sie der Faktor der geheimnisvollen Krafterneuerung, der Zeugungs- und Nasiräerfaktor sei. Dies bezieht sich auf Simson, den Sonnensohn und seine ebenso sonnige Delilah. Von der Vielzahl seiner kabbalistischen Berechnungen seien hervorgehoben: Zeugungsgöttin Aschera und Zeugungskraft Stier: $506 = 22 \times 23$. Sitz der Zeugungskraft, die Lenden: 230 , Gold 13×23 ; $161 (= \text{Phi})$ ist das Monogramm des Werdens, und dann ist da natürlich noch der Widder, das göttliche Lamm, in dem sich Tod, Zeugung und (Wieder-) Geburt des göttlichen Menschen abspielen. Widder hat den Zahlwert 46, wie auch die menschlichen Chromosomenpaare! Zeugungskraft hat auch der Tau 3×23 , an das Tau-Kreuz wurde Jesus genagelt. Tau ist englisch Dew. Dews sind in Indien gute Götter, in Persien hingegen die moralisch Bösen. (Tau > Taut > Dew > Gott)

„Dewanishi, identisch mit Dewanahuscha, soll ein Beinamen des Schiwa, als Gott von Nischa (Stadt der Nacht) sein. Symboliker wollen aus diesem Namen den des Dionysos ableiten, und diesen so mit dem indischen Schiwa identifizieren.“ (<http://www.vollmer-mythologie.de/>)

Dionysos aber ist alter Ego von Merkur und Jesus, wie obiges Mosaik aus Byzanz belegt.



Christus sitzt auf dem Schoß von Hermes, der eine lange Tunika und einen Mantel trägt, der mit zwei Fibeln zusammengehalten wird – die Kleidung eines byzantinischen Mannes von Stand. Die Frau zu seiner Rechten trägt ein der Antike nachempfundenes Kleid, dessen Stil vor allem unter Palasttänzern und Musikern beliebt war. Foto: Interfoto-Archiv

Agnes Klein schreibt in ihrem Buch zu John Dee's Monas-Hieroglyphe von 1564, gewidmet Kaiser Maximilian II. auf S. 30 ff: „Rechts und links des Schildes flattern Spruchbänder, die beschrieben sind (auf deutsch): ‚Auch die Mutter aller Planeten wird König und: ‚Glanz wird durch den beständigen Gummi vollbracht‘.“

Beide Aussprüche sind nur alchemistisch aufzulösen und sinnreich, als Hilfsmittel hat Dee den zweiten Spruch mit den Zahlen 1-4 versehen. König und Glanz sind Synonyme seiner Monas, die aus der Vierheit von Widder, Kreuz, Sonne und Mond wieder die ursprüngliche Einheit als LICHT DER WELT (Joh. 8,12) hervorbringt, wie es die Christusbefolge als Ziel setzt: König = Gesalbter = Messias = Erlöser (Joh. 18,37)“

Dieses Portal steht auf einem soliden

Fundament, das den Eintretenden mit dem Segensspruch aus Gen. 27/28 (man beachte die Mondzahlen A.d.V.) begrüßt: „Möge dir Gott vom Tau des Himmels wie auch von den Früchten der Erde im Überfluss geben!“ Im Text des alten Testaments werden ausdrücklich Brot und Wein genannt (Auch ein Hinweis auf gleichzeitige Entstehung von AT und NT), sodass auch hier im Zusammenhang mit dem Tau – lateinisch: ros – von der alchemistischen Wandlung gesprochen wird. Auf diesen alchemistischen Prozess weisen ferner die beiden Gefäße auf dem Sockel jeder Säule hin, die den Extrakt aus Sonne bzw. Mond deutlich sichtbar tropfenförmig auffangen.

(Lesen Sie weiter im nächsten SYNESIS-Magazin)



Wilfried Augustin

Magnetmotor vom Typ Perendev – was ist dran an der Sache?

Wann immer es um so genannte „Freie Energie“ geht, fehlt nicht der Begriff Perendev-Magnetmotor. Perendev ist eine Firma in München. Erfinder des Magnetmotors ist ein Mike Brady. Der Motor soll nur mit Permanentmagneten bestückt von allein laufen und einen Energieüberschuss erzeugen. Nun arbeiten viele daran, mithilfe von Permanentmagneten Energie zu erzeugen, ohne zusätzliche Antriebe zu Hilfe zu nehmen. Wenn es klappen würde, wäre das die Lösung aller unser Energieprobleme. Allerdings ist aktuell niemand bekannt, der ein funktionierendes, verkaufsfähiges Produkt hat. Bis auf die Firma Perendev, die einen laufenden Motor im Internet gezeigt hat und auch Maschinen kommerziell anbot. Allerdings war das letzte, was ich vernahm, dass die Anlagen nicht funktionieren und Bestellungen nicht ausgeliefert wurden.

Das ist grundsätzlich eine Sache dieser Firma und ihrer eigenen Glaubwürdigkeit, wenn nicht die „Freie Energie“ Szene eine so sensible wäre.

Hier tummeln sich viele Idealisten, die ihr Taschengeld und ihre Freizeit für private Forschung nutzen. Wenn jetzt eine Firma wie Perendev behauptet, die Sache funktioniert, sehen darin natürlich alle Forscher eine vorgegebene Richtung, die man auf irgendeine Weise zum Laufen bringen kann. Schade um Zeit und Geld. Es deutet sich für mich an, dass der reine Permanentmagnetmotor, so wie Perendev ihn im Internet dargestellt hat, ein Flop ist.

Wie soll der Motor aussehen? Hier einige Bilder aus dem Internet.

Im Prinzip besteht der Motor aus einem Rotor (mehrere Rotorscheiben) auf einer Welle, die in einem Grundgestell aufgehängt ist. Seitlich befinden sich zwei bewegliche Backen, die über eine Hebelvorrichtung an den Rotor heranbewegt werden können. Rotor und seitliche Backen bestehen aus einem nicht magnetisierbaren Material, z. B. Thermoplast. Über

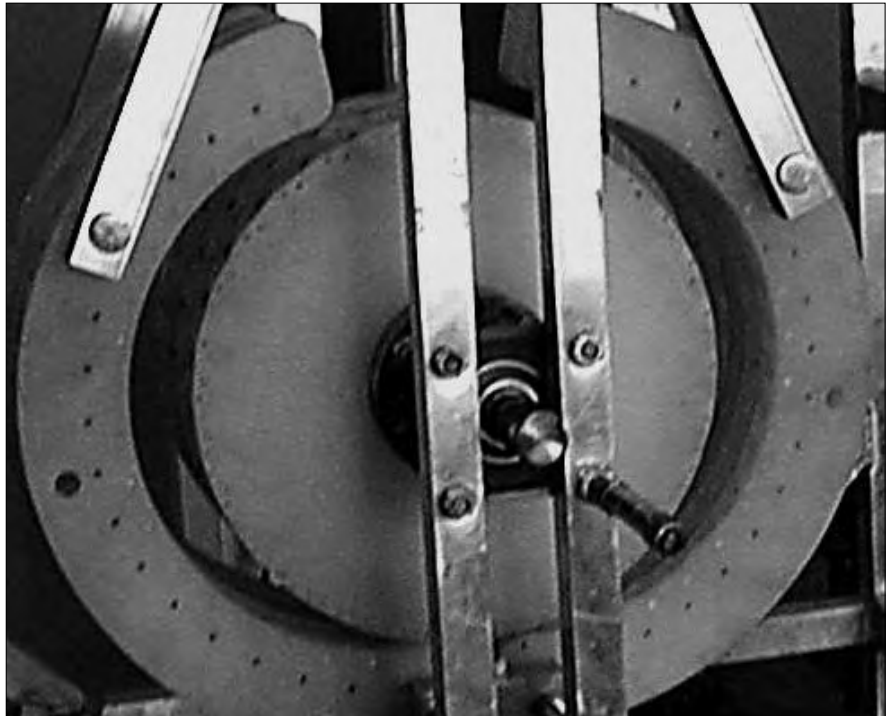


Bild 1: Prinzip des Perendev Magnetmotors, Nachbau, Rotor mit seitlichen Backen, Quelle: www.fdp.nu

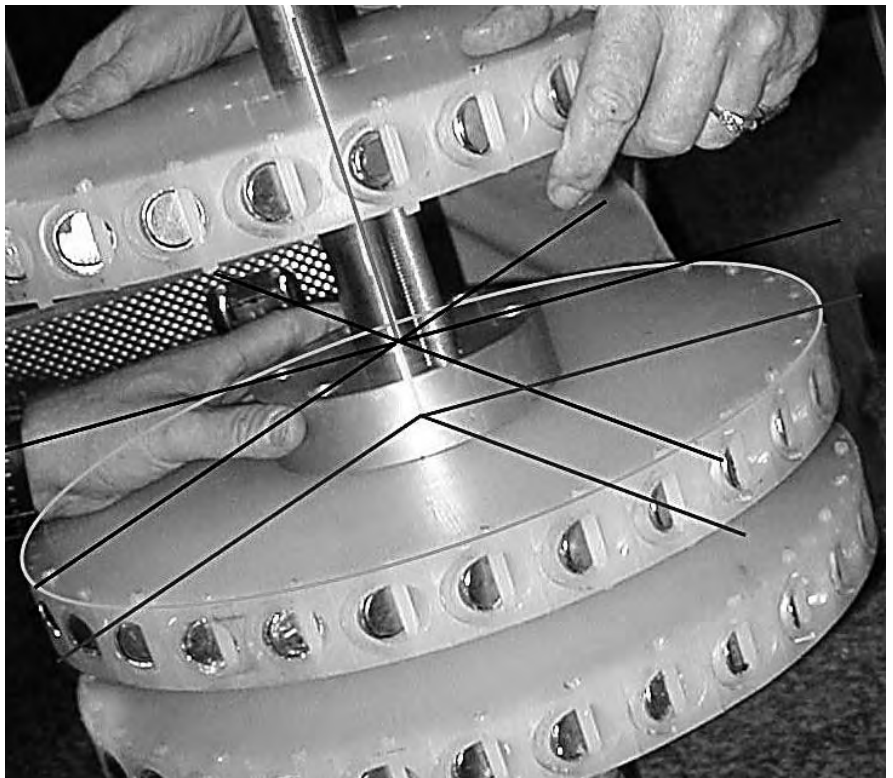


Bild 2: Rotor eines Magnetmotors nach dem Perendev Prinzip, Nachbau, Quelle: www.fdp.nu

den Umfang des Rotors und auf der Innenseite der Backen sind Permanentmagnete regelmäßig angeordnet (siehe Bild 1).

Man sieht, dass die Permanentmagnete in einem Winkel tangential eingebaut sind. Es werden jedoch nicht die nackten Permanentmagnete verwendet, sondern mit Stahl ummantelte. Nur die Stirnseiten sind frei. Dadurch werden die Magnete an den freien Flächen stärker, und das magnetische Feld an den ummantelten Seiten soll abgeschwächt werden (siehe Bild 2). Die Ummantelung ist unumgänglich. Wird das Magnetfeld seitlich nicht ausreichend abgeschirmt, heben sich die anziehenden und abstoßenden Kräfte auf, und es kann kein Vortrieb erfolgen.

In dieser Abschirmung liegt wahrscheinlich Erfolg oder Misserfolg der Permanentmagnetmotoren. Ich befürchte, dass hier noch niemand den Stein der Weisen gefunden hat. Weitere Entwicklungen müssen an dieser Stelle ansetzen.

Im folgenden Bild 3, das einen Nachbau von einem Thomas aus der Slowakei zeigt, sieht man deutlicher die ummantelten Permanentmagnete.

Bild 4 zeigt einen Nachbau von Mark Olson. Man sieht noch einmal deutlich den Aufbau mit einem dreifachen Rotor und zwei dreifachen beweglichen Backen. Wie zu erkennen ist, sind die Magnete tangential in einem Winkel eingebaut.

Abschließend noch ein Nachbau von Roger Cole. Als Basismaterial wurde Holz verwendet. Dieser Typ dürfte mit einfachen und preiswerten Mitteln zu erstellen sein (bis auf die Kosten für die Magnete natürlich).

Bei allen aktuellen Internetz-Nachforschungen habe ich kein Hinweis gefunden, dass ein funktionierender Nachbau nachweislich und dauerhaft läuft. Wahrscheinlich hat noch niemand eine ausreichende Abschirmung gefunden, auch Perendev wohl noch nicht.

Unabhängig von der Abschirmung muss auch noch der Beweis erbracht werden, dass ein Dauerlauf möglich ist, ohne dass im Betriebsverlauf ein mehr oder weniger schneller Verlust der magnetischen Kraft erfolgt.

Ich persönlich glaube daher, dass der Weg zu einem funktionierenden Magnetmotor kurzfristig nicht über das Perendev-Prinzip läuft.



Bild 3: Rotor eines Nachbaus von Thomas aus der Slowakei, Quelle: www.fdp.nu

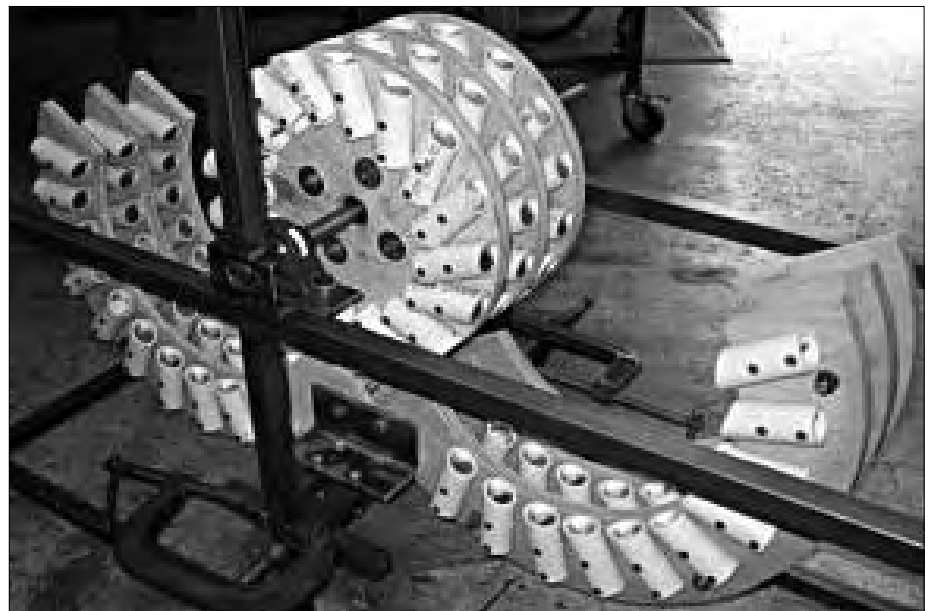


Bild 4: Nachbau von Mark Olson mit tangential im Winkel angeordneten Magneten, Quelle: www.fdp.nu

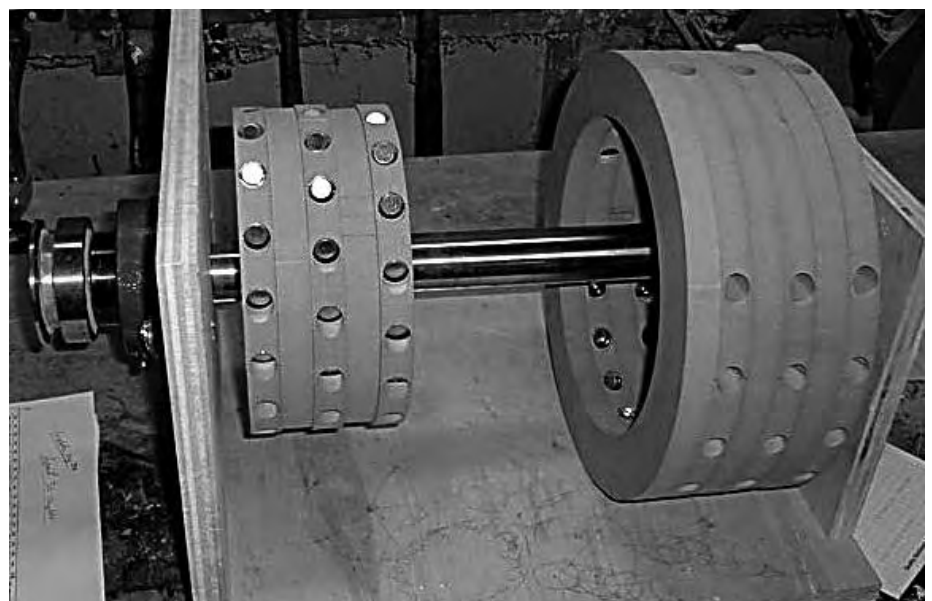


Bild 5: Nachbau von Roger Cole, Quelle www.fdp.nu

Thema Vorgeschichte

Dipl.-Ing. Peter Brüchmann

Ein fehlender Planet unseres Sonnensystems ist explodiert!

Erste Analyse einer nahe liegenden Ursache der Erdkatastrophe vor etwa 12.500 Jahren

Mit dem nachfolgenden Aufsatz möchte ich meine früheren Beiträge nunmehr ergänzen. Die im SYNE-SIS-Magazin Nr. 4/2007 zusammengefassten „Neuen Hinweise auf eine erdgeschichtliche Katastrophe vor rund 12.500 Jahren“ können inzwischen durch aktuelle Feststellungen erhärtet werden.

Dazu bitte ich den Leser zunächst, sich noch einmal die von der offiziellen Wissenschaft so benannten Spreizungsmuster auf dem Meeresboden zu vergegenwärtigen. Diese „Muster“ können nach meinen Recherchen, wie schon vorgetragen, nur durch das gemächliche Absinken des großen Asteroiden bzw. Planetoiden, - nach seinem Durchschlag durch die Erdkruste, - in Richtung Erdmittelpunkt entstanden sein. Dabei ist der Gravitationseinfluss unseres Mondes für die Entstehung der über einen bestimmten Zeitraum wirkenden Wiederholungsereignisse von entscheidender Bedeutung gewesen. Das überraschend gleichmäßig-rhythmische Vergrößern der Erdkruste, die dadurch bedingten Platzrisse, das Herausquellen des Magmas und dessen Erkaltung/Erstarrung unter Wasser wiederholte sich so lange, bis der eingeschlagene Fremdkörper in eine statische Ruhelage gekommen war.

Wie kurzzeitig das gesamte Ereignis nach dem Durchschlag tatsächlich ablief, lässt sich bei dem gegebenen zweimal monatlich auftretenden Gravitations-Maximums (Springflut/Nippflut) genau so von jedem interessierten Zeitgenossen logisch nachvollziehen, wie auch die Bestätigung, dass alle irdischen Felsengebirge noch heute genau so frisch daliegen, wie sie vor erst einigen Jahrtausenden entstanden sind (vergl. hierzu das Buch ISBN 13 978-3-8334-4053-3 „Mars und Erde, Katastrophenplaneten“, 2006/2007). Man erkennt ferner, dass sich *alle* mit dem Ereignis im Zusammenhang

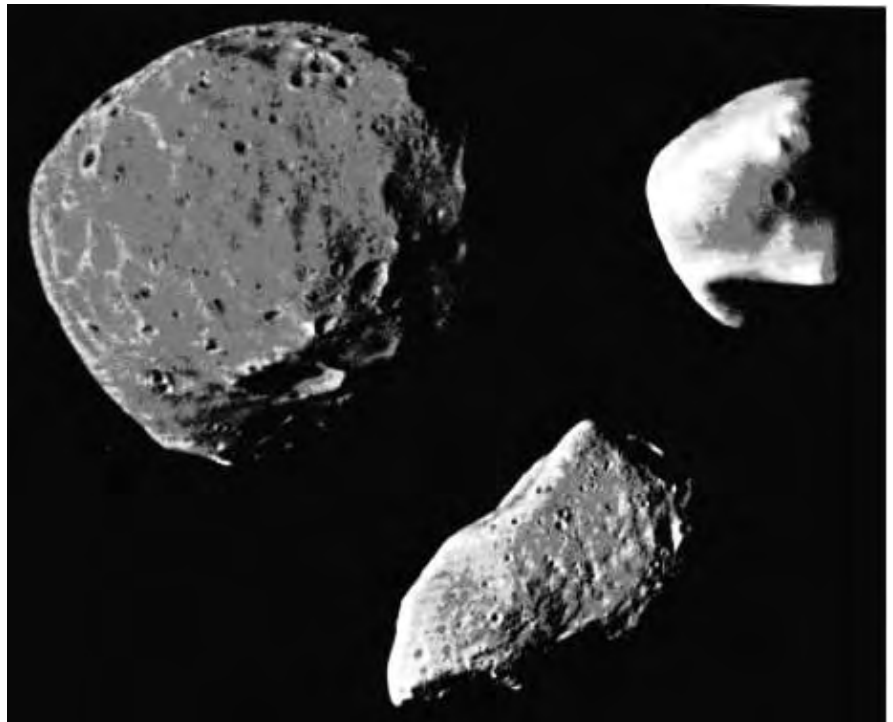


Abb. 1: Aufnahmen aus einem vorbeifliegenden Forschungssatelliten als Fotomontage. Die drei abgebildeten Asteroiden wurden ihrerseits von kleineren Trümmerteilen getroffen und zeigen ein im gesamten Planetensystem feststellbares, identisches Erscheinungsbild.

stehenden Bewegungen der Erdkruste seit dem Durchschlag innerhalb eines erdgeschichtlich kurzen Zeitverlaufes beruhigt haben. Bis auf die natürlichen, immer wieder sporadisch auftretenden Naturereignisse durch lokale Vulkantätigkeit, Erdbeben oder Überflutungen ist seit Menschengedenken keine globale Katastrophe mehr aufgetreten und ist auch bis zu einem eventuellen neuerlichen Einschlag nicht zu erwarten.

Gerade jetzt, am 29. Januar 2008, wurde die Meldung ausgestrahlt, dass ein Asteroid von gefährlicher Größe „nur knapp“ an der Erde vorbeigeschossen sei. Die Entfernung betrug etwa 30 % mehr, als die Distanz Erd-Mond. Astronomen kamen kurz zu Wort, die über das Fernsehen bekannt gaben, dass weitere Asteroiden bereits

auf Kollisionskurs sind, die in den nächsten (etwa) zehn Jahren erwartet würden.

Seit den von mir geltend gemachten 12.500 Jahren hat die Erde allerdings Ruhe gehabt. Die gegenwärtig von der Menschheit erwarteten Maßnahmen für die allernächste Zukunft sind aus meiner Sicht mit einem rechtzeitigen Erkennen des Abschmelzprozesses des (bisher irrtümlich als „Ewiges Eis“ betrachteten) Rest-Eises aus der „Eiszeit“, - als Folge des Durchschlages. Das Abschmelzen wird erst seit wenigen Jahren als ein irreversibler Ablauf (aus allerdings anderen, unklaren Gründen) in Erwägung gezogen.

Das geophysikalische Gleichgewicht der Lufthülle, zumindest der unteren Atmosphäre (also der Biosphäre) war unmittelbar nach dem



Abb. 2: Das Foto vom Marsbegleiter „Phobos“ beweist praktisch unwiderlegbar, dass ein großer Asteroid vom Planeten eingefangen worden ist und in eine Mond-Umlaufbahn gezwungen wurde. Der zweite Marsmond „Deimos“ bietet ein absolut vergleichbares Erscheinungsbild.

Durchschlag von Pol zu Pol ebenfalls erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden. Infolge des Volumenzuwachses hatte sich die Erdoberfläche notwendigerweise vergrößert. Dabei hatte sich auch die Lufthülle gedehnt, wobei davon ausgegangen werden darf, dass sich die auf der Erdkugel aufliegende Luftmenge nicht änderte. Der Luftdruck ist also infolge der streckenden Verdünnung gefallen. Grundsätzlich kann erst ein entsprechender Tiefdruck den Transport von großen gelösten Wassermengen sowie ein Kondensieren und Wiederausregnen oder Abschneiden bewirkt haben.

Die moderne Wissenschaft geht z. Z. ganz einfach davon aus, dass sich die Spreizungsmuster der Ozeanböden beständig, d. h. noch heute (!) fortwährend bilden und einen natürlichen Teil der geologischen „Lebenszeichen“ unseres Planeten darstellen. Tatsächlich besteht aber keine Veranlassung zur Annahme von langfristig entstehenden, noch dazu gleichförmigen Spreizungsmustern, weil keine diese Entstehung generierende und in rhythmischen Perioden sich wiederholende Antriebsenergie vorhanden ist (und war).

1. Der Annahme eines über lange Zeiträume entstandenen Spreizungs-

muster-Netzwerks widerspricht der Anzahl der tatsächlich vorhandenen Muster signifikant, weil deren aktuell feststellbare Anzahl für „astronomische“ Zeiträume viel zu gering ist.

2. Eine periodisch verlaufende Langzeit-Entstehung von Spreizungsmustern müsste eine fortwährend-permanent verlaufende, jeweils ruckweise Vergrößerung des Erdballs nach sich ziehen. Es ist aber nur eine kurzzeitige Spreizung der Erdkruste eingetreten.
3. Die heute vermittelte „amtliche“ Darstellung lässt völlig außer acht, dass eine fortwährende, schubweise räumliche Ausbreitung des Meeresbodens *ohne* eine Vergrößerung des Erdballs *nur* mit einem sich gleichermaßen wiederholenden Abtauchen der sich horizontal ausbreitenden Meeresbodenränder erfolgen könnte. Das macht zwar verständlich, dass die Auffassung der offiziellen Wissenschaft nicht ohne die bereits erläuterten spekulativen „Subduktionszonen“ vertretbar ist.
4. Aber: Reaktionen der Kontinentalränder sind aber tatsächlich weder an den Ostküsten Amerikas noch an der Westküste Afrikas feststell-

bar, weil die unter dem Druck eines Erklärungsnotstandes zitierten Subduktionszonen nicht existieren und nicht realistisch sind.

Ich hatte bereits an anderer Stelle nachgewiesen, dass jede Horizontalbewegung unterseeischer Krustenmassen durch den Meeresboden und durch die Lithosphäre selbst abgebremst wird. Die einer sich horizontal bewegenden Krustenplatte (fiktive) innewohnende kinetische Energie würde (wie in der „Knautschzone eines Autos“) auf kürzestem Wege durch Verformungsarbeit des Meeresbodens vernichtet. Das ist ein unumgängliches physikalisch-technisches Gesetz. Die offizielle Darstellung spricht dagegen von seit mindestens 500 Millionen Jahren auf der Lithosphäre „umherschwimmenden“ Kontinentalplatten, deren Beweglichkeit grundsätzlich von tierischen Organismen erzeugt worden sei. Diese hätten das Kohlendioxid aus der Atmosphäre geholt und zu Kalk umgewandelt, der seinerseits in den Gesteinsschichten abgelagert wurde. Der in Flagstaff/Arizona amtierende Astrogeologe Harold Masursky: „... die tierischen Organismen schufen die Plattentektonik“.

So viel als Ergänzung meiner früheren Aufsätze. Nachdem wir also erfahren haben, dass das offiziell-amtliche Bild unseres Heimatplaneten mangels besserer Erkenntnisse seit vielen Jahrzehnten lediglich auf gegenseitigen internationalen Vereinbarungen basiert, sollten wir aus unserer Position als freie wissenschaftliche Gesellschaft und als Gemeinnütziger Verein immer wieder auf den direkt nachweisbaren, realistisch-logischen, zeitlich nahen Verlauf der Erdgeschichte verweisen.

Meine Feststellung, dass ein Irrläufer aus dem All von der Größe eines Riesenmeteoriten, vermutlich sogar einer beachtlichen Asteroiden-Masse, die Erdkruste vor noch nicht allzu langer Zeit voll durchschlagen hat, fordert für ihre allgemeine Akzeptanz die Diskussion einer wiederum unerwartet naheliegenden Ursache. Es wäre lediglich Spekulation, einfach davon auszugehen, dass ein durch das Weltall vagabundierender Körper die Erde zufällig getroffen hat, denn es sind ja zweifellos sämtliche Planeten und Monde unseres Sonnensystems mit derartig vielen Explosionstrümmern bombardiert worden, dass ein Zufallstreffer kategorisch ausgeschlossen werden muss. Es ist genau so wenig wahrscheinlich, dass sämtliche Planeten und Trabanten ir-

gendwann nur zufällig getroffen worden sind. Bei einer Analyse unseres eigenen Sonnensystems wird man eigentlich mit der Nase darauf gestoßen, dass die (einmalige!) Ursache mitten in diesem *nur scheinbar* für die Ewigkeit konzipierten System zu finden ist.

Lassen Sie uns bei unseren Überlegungen mit der „uralten“ Titius-Bodeschen Regel (den Gesetzen für die Abstände der Planeten von der Sonne!) beginnen. Die beiden deutschen Astronomen Titius und Bode hatten unabhängig voneinander schon um 1770/1772 bemerkt, dass zwischen Mars und Jupiter ein Planet fehlt, der nach einer mathematischen Gesetzmäßigkeit eigentlich dort laufen müsste, wo sich der so genannte Asteroidengürtel befindet. Damals waren weder Neptun noch Pluto bekannt, der Uranus war gerade von Wilhelm Herschel entdeckt worden und bestätigte die rechnerischen Voraussagen von Titius und Bode prinzipiell, d. h. mit einer nur geringen Abweichung.

Der Asteroiden-Gürtel erfreut sich heutzutage keiner besonderen Aufmerksamkeit seitens der modernen Astronomie. Nachdem seit weit über 100 Jahren glaubhaft nachgewiesen worden ist, dass die „Restmenge“ der in der Umlaufbahn kreisenden Trümmer keineswegs für die Rekonstruktion eines explodierten ehemaligen Planeten ausreichen würde, ist es sozusagen still geworden um dieses Thema. Dagegen sucht man inzwischen nach einem weiteren Planeten im Umfeld des Pluto, dem man erst kürzlich den Planeten-Status abgesprochen hat.

Offensichtlich gilt es als inkompetent, die festzementierten internationalen Vereinbarungen der heutigen Astronomie anzuzweifeln. Schon seit etwa 100 Jahren erwähnen „moderne“ Lexika deshalb weder Bode noch Titius und vermeiden Hinweise auf den nichtsdestoweniger erstaunlichen „konstruktiven“ Aufbau unseres Planetensystems wohl vor allem deshalb, weil jeglicher Gedanke an eine etwa ursprünglich technische Konzeption vermieden werden soll (muss!). Man bevorzugt auch hier, wie so oft, die Annahme eines Zufalls. Durchaus vergleichbar mit der Ignoranz, mit der man heute meiner Meldung einer nahe zurückliegenden Kollision unserer Erde mit einem Asteroiden entgegentritt. Dabei haben alle in dieses Katastrophen-Kollektiv eingebundenen Ereignisse ohne Zweifel eine nachweisbare, aber nichtsdestoweniger bislang niemals in Erwägung gezogene Ursache. Es ist „amtlicherseits“ bis heute übersehen worden, dass die

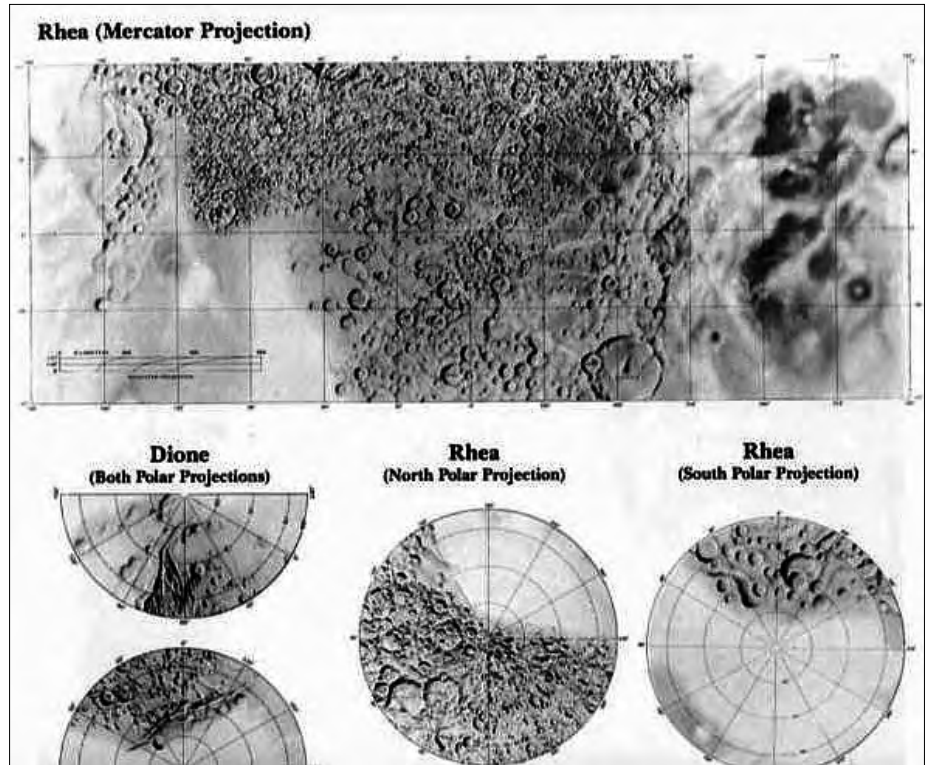


Abb. 3: Die inzwischen jedermann zugänglichen Analysen der Mondoberflächen aller Monde im Sonnensystem (= Planetensystem) beweisen, dass sämtliche Trabanten (= Monde) in absolut identischer Weise von den Explosionstrümmern übersät worden sind. Die Beispiele zeigen „Dione“ und „Rhea“, - zwei von wenigstens 25 um den Saturn kreisenden Monden.

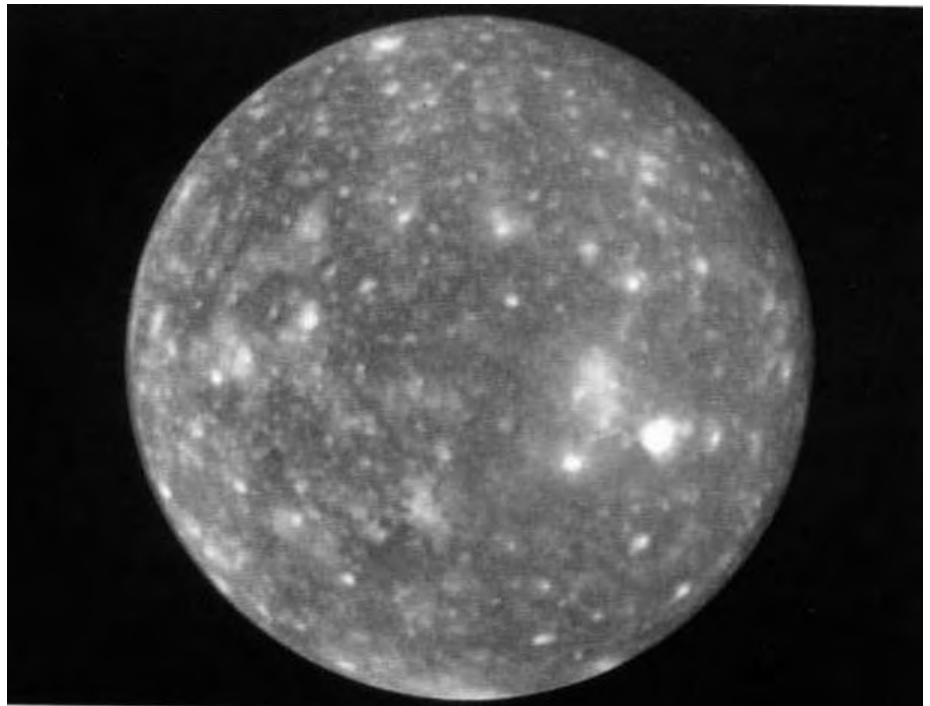


Abb. 4: Der Jupitermond „Callisto“ ist ein weiteres Beispiel, aus dem sich erkennen lässt, dass die aufgeschlagenen Trümmerteile nicht nur aus festen, sondern offensichtlich auch aus flüssigen, breiigen oder amorphen Substanzen bestanden haben. Diese Aufschläge erfolgten, nachdem sich die große Masse des späteren „Mondes“ schon wieder zur Kugelform reformiert hatte.

Himmelsmechanik sich *erst im Verlaufe* der auf die Katastrophe folgenden 12.500 Jahre zu den vermeintlich seit Ewigkeiten bestehenden Verhältnissen reorganisiert und *so weit beruhigt* hat, dass eine nahe zurückliegende Störung dieser vermeintlich „ewigen“ Konstellationen undenkbar erscheint. So ist es nicht verwunderlich,

dass die modernen wissenschaftlichen Fachbereiche Astronomie, Geophysik, Geologie usw. diese Verhältnisse seit Jahrzehnten lediglich als eine Sammlung bzw. Inventur von vermeintlich viele Millionen Jahre alten „natürlichen“ (zufälligen!) Gegebenheiten pflegen. Ich stelle dieser „Sicherheitsphilosophie“ an

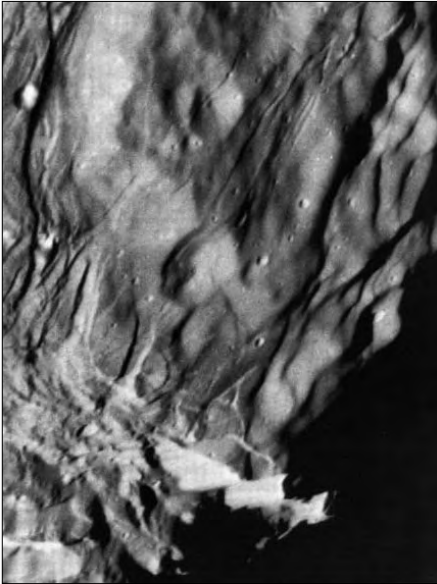


Abb. 5: Selbst die um die ganz weit entfernten Planeten Uranus und Neptun kreisenden Monde sind gleichermaßen mit Trümmern übersät, was darauf schließen lässt, dass sie erst von den großen Gasriesen eingefangen worden sind, als ihre Oberflächengestaltung schon weitgehend abgeschlossen war. Das Bild zeigt die im wesentlichen von aufgeprallter, teigiger Substanz geprägte Oberfläche des Uranus-Mondes „Miranda“. Auch hier sind unzählige spätere, kleinere „Nachzügler“ aufgeprallt.

dieser Stelle erstmals eine realistischere Überlegung entgegen.

Der unscheinbare Asteroidengürtel repräsentiert sehr wohl die Reste eines ehemaligen Planeten! Alle bisherigen, „modernen“ Interpretationen gegen diese bereits 1772 geäußerten Vermutungen sind nicht konsequent zuende gedacht worden. Mit der offiziellen Darstellung der Entstehung des Sonnensystems aus äquatorial in die Ekliptik geschleuderter Urmaterie, die sich „alsbald“ zu den heutigen Planeten und ihren Umlaufbahnen verdichtete, wurde eine einfache Basis festgelegt, die in der Praxis gegenwärtig keinerlei Widerspruch gestattet.

Insbesondere fordert sie die Annahme einer natürlichen Sortierfunktion im Umlaufbereich des Asteroidengürtels. Trotz einer inzwischen als gewaltig erkannten Trümmermenge wird die Akzeptanz lediglich eines „Restschutts“ aus der Entstehungsphase des Sonnensystems sozusagen zwingend vorgeschrieben. Man stellt sich weiterhin vor, dass sich im Entfernungsbereich des Asteroidengürtels die steinernen, felsigen „inneren“ Planeten von den Substanzen der großen Gasriesen getrennt haben. Ferner geht man davon aus, dass dieser Restschutt im wesentlichen bereits im Anschluss an die eigentliche Entstehungsphase durch Schwerkrafteinflüsse der äußeren Gasriesen sowie durch den mechanischen Druck des

Sonnenwindes aus dem Planetensystem hinaus geschleudert oder hinausgeblasen worden ist.

Die meisten dieser „Planetesimalen“ haben sich (vermeintlich) schon vor Jahrmillionen an nahezu ungefährlichen Positionen gesammelt, z. B. ganz weit „draußen“ in der Oortschen (Kometen-) Wolke oder im jenseits der Neptunbahn kreisenden Kuiper-Gürtel. Dass der Jupiter von zwei „Schutthaufen“, - den so genannten *Trojanern* begleitet wird, die ihm unter einem Winkel von 60° in den so genannten Lagrangeschen Punkten jeweils vor- oder nachlaufen, erscheint in den offiziellen Darstellungen als eher unbedeutend, so wie auch der Asteroidengürtel selbst. Folgt ein moderner Astronom also konsequent dieser vorgegebenen Auffassung, dann wird er den Asteroidengürtel auch niemals als unharmonische Lücke empfinden.

Überzeugen sollte aber vor allem die Tatsache, dass nicht nur alle inneren Planeten und der Erdmond von unzähligen „harten“ Einschlägen übersät sind, sondern dass diese felsigen Brocken entgegen der behaupteten strengen Versortierung in gewaltigen Volumina auch nach außen geflogen sind. Wir brauchen uns nur die felsigen Monde der großen „Gasriesen“ zu betrachten, die sämtlich noch von unzähligen Trümmerteilen getroffen worden sind, nachdem sie

sich ihrerseits schon zu Kugelkörpern reorganisiert hatten. Damit wird zur Gewissheit, dass ja nicht nur die Asteroiden und Schuttpartikel (in ihren heutigen Ruhepositionen) vorhanden sind, sondern dass alle im Sonnensystem vorhandenen Monde und alle nur grob hinzugerechneten, irgendwann irgendwo aufgeprallten Materiebrocken rechnerisch durchaus einen Planeten von mehrfacher Erdmasse ergeben. Ich bin immer wieder überrascht, dass bisher keine Institution auf diese doch naheliegende Überlegung gekommen ist. Diesem Versäumnis soll nunmehr nachgeholfen werden.

Zur Titius-Bode-Regel (oder Bode-Titius-Regel) erfahren wir heute (2008) sogar aus dem Internet unter www.wikipedia.de, dass sowohl der Astronom J. D. Titius, als auch der deutsche Astronom Johann Bode (1772!) herausgefunden hatte, dass man die Abstände der Planeten von der Sonne mit einer einfachen Formel berechnen kann. Ohne auf die damaligen Berechnungsarbeiten näher einzugehen, möchte ich das Verfahren zwecks Nachvollziehung kurz darstellen. Bode erarbeitete die nachstehende Zahlenreihe:

$$0 - 3 - 6 - 12 - 24 - 48 - 96 - 192 \\ - (384 = \text{noch nicht entdeckt})$$

Die Zahlen entsprachen den damals

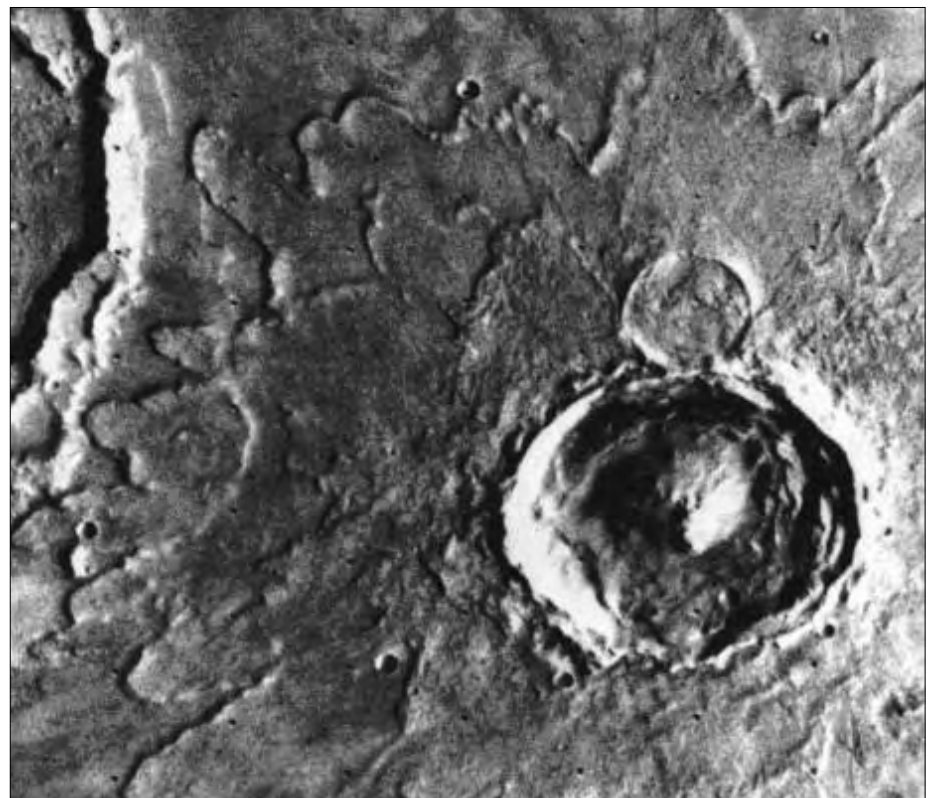


Abb. 7: Auf unserem „Nachbarn“ Mars sieht es nicht anders aus, als auf allen anderen im Planetensystem kreisenden Planeten, Monden oder Asteroiden. Auch hier verdeutlichen die Einschläge, dass die aufgeschlagenen Massen aus nass-breiigen Bestandteilen des explodierten Planeten bestanden haben. Das überzeugende Bild zeigt den Marskrater „Yuti“.

bekanntesten Planetenabständen, also Merkur, Venus, Erde, Mars, einem fehlenden Planeten, Jupiter, Saturn ...

Die Reihe ergab eine bisher unerklärliche Gesetzmäßigkeit: Ausgehend von der Sonne, verdoppelt sich der Abstand jeweils von einem Planeten zum nächsten. Bode präziserte die Reihe, indem er jeder Bezugzahl eine „4“ hinzu addierte. Diese Reihe lautete dann:

4 – 7 – 10 – 16 – 28 – 52 – 100 – 196 – 388

Indem er den Abstand der Erde als „1“ annahm, konnte er die Abstände der übrigen Planeten ins Verhältnis setzen. Als der genaue Abstand Sonne-Erde = 150 Mill. km bekannt war, ließen sich alle Planetenabstände nach der Bode-Titius-Regel mit einer erstaunlichen Genauigkeit ohne weitere Messungen ermitteln bzw. voraussagen.

Heute wird die Bode-Titius-Regel sogar im Schulunterricht als mathematische Übung benutzt. Man hat die ursprünglichen Zahlen (im exakten Verhältnis) etwas modifiziert, um ohne weitere Umrechnungen direkt an die Entfernung in Millionen km heranzuführen. Dazu musste auch die Bezugzahl „4“ auf „60“ erweitert werden. Wird den folgenden Zahlen:

0 – 45 – 90 – 180 – 360 – 720 – 1440 – 2880 – 5760

jeweils „60“ hinzuaddiert, dann erhält man die Planetenabstände nach der Bode-Methode und zwar direkt in Millionen km. Die Abweichungen sind nur gering:

60	105	150	240	400	780	1500	2940	5820
57,91	108,21	149,60	227,94	xxxx	778,34	1427,01	2869,6	4469,7
Merkur	Venus	Erde	Mars	Asteroiden	Jupiter	Saturn	Neptun	Uranus

In der oberen Zeile stehen die nach Bode bestimmten, in der mittleren die wirklichen Planetenabstände von der Sonne, dabei ist der Asteroidengürtel lediglich mit „xxxx“ ausgewiesen. In der unteren Zeile stehen die zugehörigen Planeten.

Zur Bode-Titius-Regel entnimmt man dem Internetz (Jan. 2008) die offizielle Bewertung: „Die Titius-Bodesche Regel stimmt sehr gut bis zum Saturn ... Es ist nicht bekannt, ob die Regel eine physikalische Grundlage hat. Aus anderen, bisher entdeckten Sonnensystemen ist kein vergleichbarer Fall bekannt.“

Damit wird die Entdeckung zwar bestätigt, es wird aber geflissentlich ignoriert, dass tatsächlich ein ganzer Planet fehlt. Ist es eine Art Überheblichkeit oder ist es Angst vor der ernüchternden Erkenntnis, wenn eine



Abb. 7: Der größte „Vulkan“ des gesamten Sonnen- bzw. Planetensystems ist der „Olympus Mons“ auf dem Mars, dem bisher eine reine Eruptions-Entstehung zugeschrieben wird. Nach einer Eingliederung in die möglichen Explosionstrümmer-Arten sollte der Augenschein allerdings nicht trügen. Der gesamte, etwa 26 km hohe Berg dürfte aus einem gewaltigen, fließfähigen und schon wieder kugelförmig zusammengeballten Materialbrocken bestehen, der unter einem leichten Winkel gegen die Senkrechte aufgeprallt ist. Ein Lava-Fluss aus der Mars-Kruste wäre demnach auszuschließen. Die übrigen Großvulkane und zahlreiche andere Landschaftsformen des Mars weisen vergleichbare Strukturen auf.

offensichtliche und von jedermann zu bestätigende Gesetzmäßigkeit einfach nicht angewendet wird? Dabei verweist die Bode-Titius-Regel eindeutig auf eine mathematisch-technische Anlage unseres Sonnensystems.

kende „Gravitation“ (Zentripetalkraft) bilden ein Kräftepaar, solange weder am Zentralgestirn noch am Umlaufkörper eine Geschwindigkeits- oder Massenänderung eintritt. Ungeachtet einer fachwissenschaftlichen Diskussion der Begriffe Dynamik der Massen und Kräfte, der Newtonschen Gesetze und Axiome, der Kräfte in der (Himmels-)Mechanik einschließlich der Kreisbahngeschwindigkeiten von Umlaufkörpern und deren Fluchtgeschwindigkeiten sowie ungeachtet der Keplerschen Gesetze zu den Planetenbewegungen möchte ich mit folgender einfachen Überlegung zum Nachdenken anregen:

In dem Augenblick, in dem die Zerlegung des zehnten Planeten erfolgte, war das Gleichgewicht sämtlicher seiner Bruchteile verändert. Die in der bisherigen Bewegungsrichtung beschleunigten Teile bewegten sich wie schon erläutert linear-tangential nach außen und entfernten sich. Bei allen nach hinten beschleunigten Teilen erhöhte sich die Anziehungskraft spontan, weil die bisherige Umlaufgeschwindigkeit sich (möglicherweise gegen Null) reduzierte. Alle unter einer unendlich großen Anzahl von Winkeln seitlich abfliegenden Teile könnten, wenn überhaupt, vielleicht einmal im Rahmen

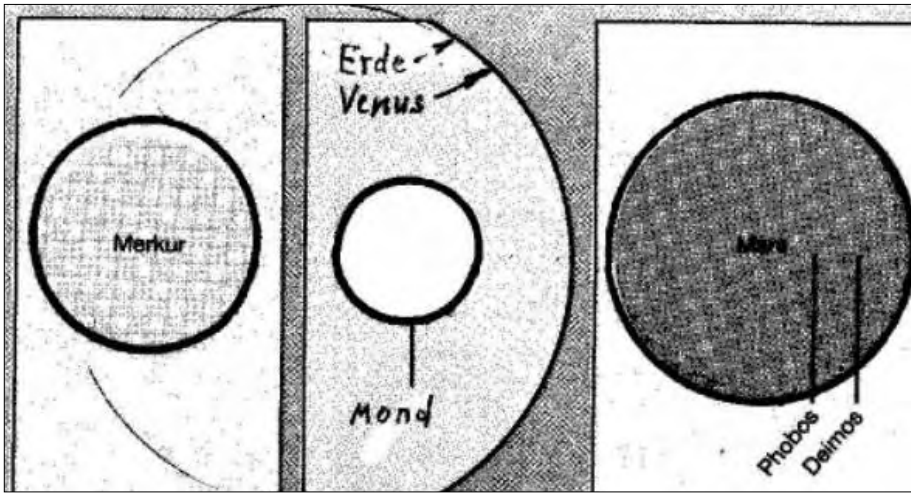


Abb. 8: Eine Skizze mit dem Größenvergleich der vier „Inneren Planeten“ Merkur, Venus, Erde und Mars. Nur die Erde besitzt einen „echten“ Mond, während der Mars von zwei größeren ehemaligen Asteroiden umkreist wird, die in eine stabile Umlaufbahn gerieten. Unser Mond und der Planet Merkur bewegen sich größenordnungsmäßig im Rahmen der großen Monde der äußeren „Gasriesen“. Erde und Venus besitzen nahezu identische Durchmesser.

einer computergestützten Dissertation ermittelt werden. Immerhin einige Tausend blieben infolge einer neuen „individuellen Harmonie“ in der Umlaufbahn des ehemaligen Mutterplaneten. Dort ziehen sie noch heute ihre Bahn.

Man hat die registrierbaren Asteroiden natürlich aufgelistet. Beispielsweise hat man sie nach dem Datum ihrer Entdeckung, in einer anderen Tabelle

nach ihrer (mittleren) Entfernung von der Erde und in wieder einer anderen Aufstellung nach ihrer Größe sortiert. In der letzteren Liste werden die 15 größten Asteroiden nacheinander aufgeführt. Es sind Ceres mit 1003 km Durchmesser, danach Pallas, Vesta, Hygeia, Euphrosyne, Interamnia, Davida, Cybele, Europa, Patientia, Eunomia, Psyche, Doris, Undina, Bamberg, The-

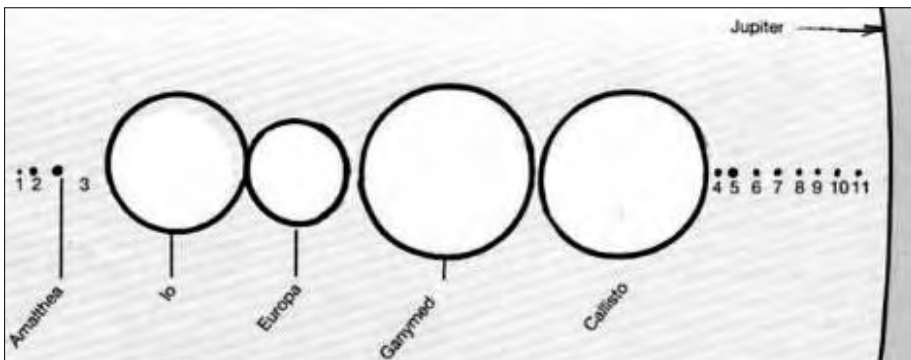


Abb. 9: Die Monde des Jupiter, dessen Rand zwecks Größenvergleich rechts außen dargestellt ist. Die vier großen Monde bewegen sich im Bereich der Dimensionen von Merkur und Erdmond. Sie sind mit einem einfachen Fernrohr oder einem Prismenglas mit etwa 8-facher Vergrößerung bei klarem Wetter häufig in einer gemeinsamen Rotationsenebene neben dem Jupiter zu beobachten. (ztw. sind auch nur drei oder zwei zu sehen, wenn sich die anderen gerade hinter dem Großplaneten befinden). Nicht nur die vier großen, sondern auch alle kleinen Jupitermonde sind gleichermaßen mit Trümmern übersät.

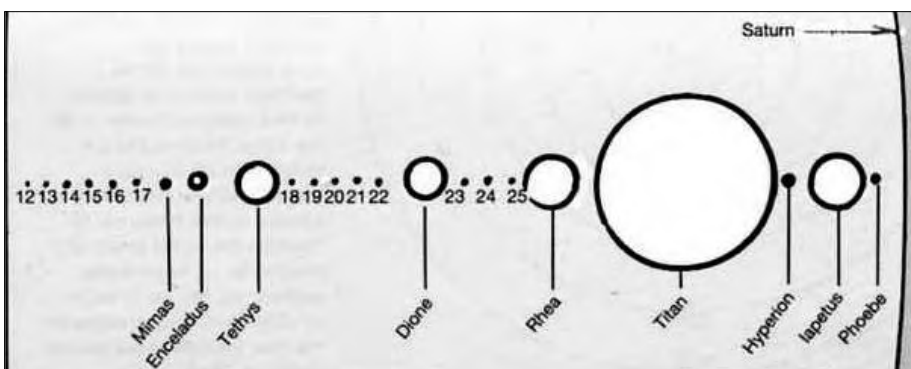


Abb. 11: Ein Vergleich zwischen den wichtigsten Monden des Saturn. Leicht zu bestätigen, dass zumindest „Titan“ sich im Größenbereich des zuvor dargestellten Planeten Merkur und des Erdmondes bewegt. Alle Trabanten und Merkur sind von unzähligen Aufprallspuren übersät.

mis und Arethusa, letztere mit einem Durchmesser von 230 km. Alle übrigen genannten liegen zwischen den genannten 1003 und 230 km. Zusammen mit den Tausenden von kleineren Objekten werden sie seit ihrer Entdeckung mit erstaunlicher Geringschätzung - was ihre Herkunft betrifft - und (bevorzugt) mit Ignoranz als „Asteroidengürtel“ im Sinne von Restschutt bewertet.

Bei dieser allgemein üblichen Einstellung wird aber völlig übersehen, dass sich alle davonfliegenden gasförmigen, flüssigen oder amorphen Massenbestandteile des explodierten Planeten infolge der Massenanziehung zur Kugelform reorganisiert haben. Bei den offiziell zu „Restschutt“ abqualifizierten Monden, Asteroiden und Kometen handelt es sich offensichtlich um die vielfältigen Trümmer eines vermutlich erdähnlich aufgebauten Planeten! Nur die felsigen Teile dessen ehemaliger Kruste behielten ihre Trümmerform, z. B. die beiden Marsmonde Phobos und Deimos, die genau so aussehen, wie alle Asteroiden.

Die vom Explosionsort in Richtung Sonne fliegenden Bestandteile sind inzwischen längst von ihr geschluckt worden und nicht mehr nachweisbar. Sie fehlen logischerweise bei dem Versuch, die ursprüngliche Planetengröße zu rekonstruieren! Beide Trümmer-Arten (fest oder formbar) passierten unter der Bedingung, dass die „Inneren“ Planeten gerade dort vorbeidrehten, deren Flugbahnen. Zahlreiche dieser Irrläufer kollidierten auf diese Weise (unvermeidbar) mit Mars, Erde, Venus und Merkur. Die nach außen fortfliegenden Bestandteile wurden von den äußeren Planeten eingefangen, mit denen sie kollidierten, in sie hineinstürzten oder als deren Monde sie endeten.

Die früher bekannte, jeweilige Anzahl von Monden wird inzwischen weit übersteuert: allein der Jupiter soll lt. Pressenotiz (Ende 2007) eine Anzahl von wenigstens 69 Monden aufweisen (bis vor kurzem wurden Jupiter 11, Saturn sogar 25 große Monde zugewiesen). Die größeren dieser Bestandteile, die seit vielen Jahrzehnten als eben diese „Monde“ bekannt sind, kreisen heute auf stabilen Umlaufbahnen. Die damals eingestürzten und auf- oder durchgeschlagenen Bruchstücke sind natürlich auch nicht mehr nachweisbar, genauso wenig wie die in die Sonne gefallenen Teile.

Es wurde ferner bis heute niemals in Erwägung gezogen, dass im Falle mehrerer oder vieler Treffer natürlich auch die gerade erläuterte Mischmaterie (fest oder amorph/flüssig) aufschlug,

die logischerweise auf den Planeten- oder Mondoberflächen direkt nebeneinander sowohl Kraterlandschaften als auch ebene Flächen aus plastisch verformbaren Substanzen hinterließ. So lässt sich heute feststellen, dass auf der Venus typische Ringkrater später oder gleichzeitig wieder von fließfähigem Aufschlags-Material wieder aufgefüllt (eingeebnet) wurde.

Die bisherige Annahme von *späteren* Lava-Ergüssen aus dem Planeten-Innen dürfte nicht die wirklichen Abläufe erfassen. Es wird offensichtlich auch übersehen, dass aufschlagende, breig-verformbare Massen die heute als vulkanisch gedeuteten Oberflächen und damit auch die Riesenvulkane direkt erzeugt haben. So dürfte auch der oft zitierte Riesen-Marskrater Olympus Mons, der wie eine Schildkröte direkt auf einer ansonsten ebenen Landschaft „aufsitzt“, die auf die Oberfläche gestürzte *Masse selbst* repräsentieren. Dabei wäre dann der geologische Begriff „Schildvulkan“ irreführend, der eine reine Lava-Struktur voraussetzt.

Häufig werden direkte Widersprüche publiziert, die einerseits besagen, dass ein bestimmter Planet oder Mond keinen flüssigen Kern besitzen *könne*, andererseits aber die Behauptung enthalten, dass große Lava-Mengen irgendwann ausgetreten seien, um Mare oder Kraterkessel zu füllen. Diese erstarrten „Flüssigkeiten“ bestehen nach meinen Ermittlungen aber aus aufgeprallter und auseinandergeflossener Trümmernmaterie. Beispiel (siehe Bild) der Marskrater Yuti, dessen hinterlassene Aufprallsubstanz offiziell als Material angesehen wird, das nach dem Aufprall aus der Marsoberfläche hervorquoll.

Wenn unter der Oberfläche des getroffenen Planeten oder Mondes aber gar keine fließfähige Substanz „bereit lag“, dann bleibt nur die Schlussfolgerung übrig, dass der größte Anteil aller auf den Planeten und Monden sichtbaren Ringgebilden lediglich die beim Aufschlag auseinander geflogenen Trümmer-Anteile repräsentieren. Insgesamt darf gesagt werden, dass sämtliche Monde unseres Planetensystems bis zu den Neptun-Monden praktisch identische, zumeist chaotische Einschlags-Landschaften aufweisen. Es ist völlig egal, ob man unseren „eigenen“ Mond oder Jo, Europa, Ganymed, Callisto, Rhea, Titan, Triton oder irgendeinen der kleineren Monde betrachtet, - jeder von ihnen, die sich während der Entfernung vom Explosionsort bereits wieder zur Kugelform orientiert hatten, wurde anschließend mit unzähligen Trümmertei-

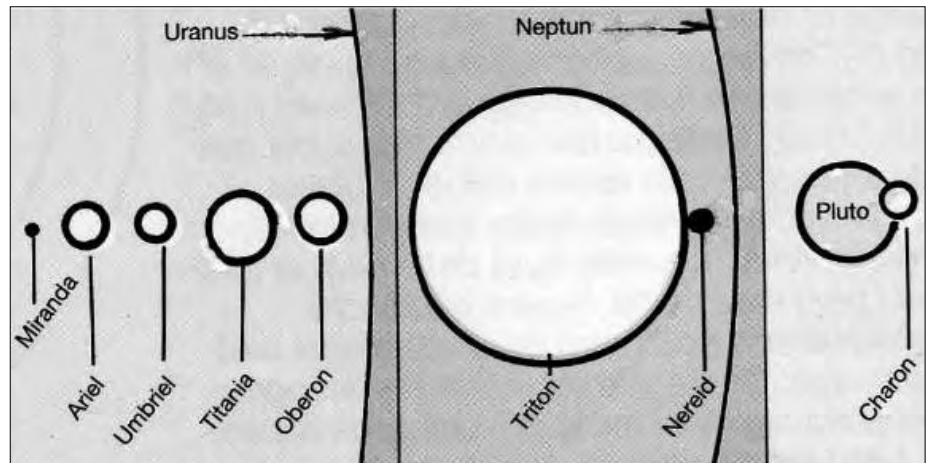


Abb. 11: Auch die ganz weit draußen im Sonnensystem kreisenden Großplaneten werden von Monden begleitet. Der Uranus hat mindestens einen kleinen („Miranda“) und vier größere Trabanten, die erwartungsgemäß alle von unzähligen Aufprallspuren bedeckt sind. Der Uranus-Rand ist zum Vergleich rechts außen gezeichnet. Der äußerste große Gasriese Neptun hat mindestens zwei Monde, von denen der eine etwa den Durchmesser des Planeten Mars besitzt („Triton“). Auch hier ist der Neptun-Rand dargestellt. Neptun und Uranus und Neptun sind nahezu gleich groß. Alle bisher beobachteten und von Forschungs-Satelliten fotografierten Mond-Oberflächen sind bedeckt von meist kreisförmigen Aufschlagkratern oder aufgeprallten Schlamm-Massen. Der recht kleine Pluto, dem man kürzlich den Planetenstatus abgesprochen hat, besitzt dessen ungeachtet einen Mond („Charon“), den man nun wohl als Doppelstern bezeichnen muss. Die Oberflächen dieser beiden Sonnen-Begleiter sind noch nicht erforscht (2008).

len „abgeduscht“. Es ist unverständlich, dass die etablierten wissenschaftlichen Fachbereiche sich all dieser für uns Menschen unerreichbar weit entfernten Aufschlagkrater mit größtem Eifer widmen, jedem von ihnen akribisch einen Namen zuweist und vor allem - sie katalogisiert. Mit dem gleichen Nutzeffekt hätte man die Einschlagtrichter auf den diversen Schlachtfeldern der beiden letzten Weltkriege vermessen und deren Daten sammeln können.

In meinen früheren Aufsätzen hatte ich den Durchschlag eines dieser Bruchstücke durch die Erdkruste hindurch auf die Zeit vor etwa 12.500 Jahren veranschlagt und diesen „Termin“ unter Anführung zahlreicher Indizien begründet. Unser Sonnensystem wimmelt seit der Explosion noch immer von Planetoiden, Asteroiden, Meteoriten und Kometen, neueste Vermutungen ergeben inzwischen 10 Erdmassen an Materie. Gerade in diesen Tagen der Fertigstellung des vorliegenden Aufsatzes flog, wie gesagt, ein ansehnlicher Asteroid in astronomischer Erd-Nähe vorbei. Einige augenscheinlich bereits *in vorgeschichtlicher* Zeit beobachtete und in dauerhaften Megalithbauten überlieferte Objekte dürften in vermutlich sehr großen Zeitabständen zurückkehren, um dann womöglich mit der Erde zu kollidieren. Vielleicht sollten wir den „Inkalendar“ zumindest im Auge behalten. Der geht nur bis zum (nahen) Jahr 2012...

Im nächsten Aufsatz möchte ich deshalb analysieren, ob Vorläuferkulturen der Menschheit mit der Explosion des „Neunten Planeten“ in Verbindung gebracht werden müssten (sollten). ■

Literatur

Peter Brüchmann

Warum die Dinosaurier starben

Sensationelle Beobachtungen aus der Sicht eines Luftfahrt-Ingenieurs
Books on Demand, Norderstedt 2004
ISBN 3-8311-4213-0

Peter Brüchmann

Mars und Erde, Katastrophenplaneten!

Ein Luftfahrtingenieur beurteilt die Folgen eines interplanetaren Unfall-Ereignisses

Books on Demand, Norderstedt 2007
ISBN 978-3-8334-4053-3



Armin Naudiet

Altertumsforschung und Naturwissenschaft

Eine problematische Kooperation

„Über die Grenzen von Raum und Zeit hat keine Frage die Menschen so sehr beschäftigt wie die nach der Ordnung der Welt und der Herkunft des Menschen. Wo immer sich Überreste eines mythischen Denkens erhalten haben, Jahrtausende alte Texte der frühen Hochkulturen, die biblische Schöpfungsgeschichte oder Ursprungsmythen der letzten Wilden unseres Jahrhunderts, stets geben sie Antwort auf die Frage nach dem Ursprung der Dinge und der Herkunft des Menschen. Mythen waren die ersten Theorien über die Welt.“ [J. Herbig 1984]

Die Suche des Menschen nach Erkenntnissen über die ihn umgebende Natur und den Erlebnissen und Erfahrungen seiner Ahnen und Urahnen ist also wirklich „uralte“. Und von Anbeginn bis zum Beginn unseres 20. Jahrhunderts war allen, die sich mit der Erforschung der menschlichen Vergangenheit und/oder der Natur befasst haben, stets bewusst, dass die Entdeckung von Zusammenhängen in der Natur sich fundamental von der „Geschichtsforschung“ unterscheidet.

Die Natur lässt sich stets beobachten. Aber das, was Menschen in der Vergangenheit gesehen und erlebt haben, lebt nur in der menschlichen Erinnerung fort. In jener weit zurückliegenden Zeit, als alle Menschen auf unserer Erde noch keine Schrift kannten, war das „Erzählen von Geschichte“ eines der wichtigsten kulturellen Bindeglieder. Es tradierte sowohl die „Muttersprache“ der ungezählten Stämme und Gruppen auf unserer Erde, als auch deren religiöse Vorstellungen. Sie spiegelten das wider, was wir heute „Weltanschauung“ nennen. Damals noch im genauesten Sinne des Wortes.

„Weltanschauung“ kann aber immer nur die „Anschauung“ der Natur sein, d. h. die „Welt, in der man lebt“. Diese „Umwelt“ war und ist bis heute auf unserem Planeten sehr unterschiedlich. Ein Rentierjäger in Lappland „sah“ eine andere „Umwelt“ als ein Beduine in der Wüste, und ein Indianer im brasilianischen Urwald lebt in einer anderen „Umwelt“ als ein mongolischer Hirtennomade in den Weiten der Steppen Ostasiens.

Allen Stämmen der frühen Menschheit bot sich jedoch - genau wie uns heute - ein „überirdisches“ Bild: Sonne, Mond und das riesige Heer der Sterne. Und die „überirdische Welt“ war allen gemeinsam, ohne dass es den einzelnen Gruppen oder Stämmen bewusst war. Für jede einzelne menschliche Gesellschaft der Frühzeit war der „Himmel“

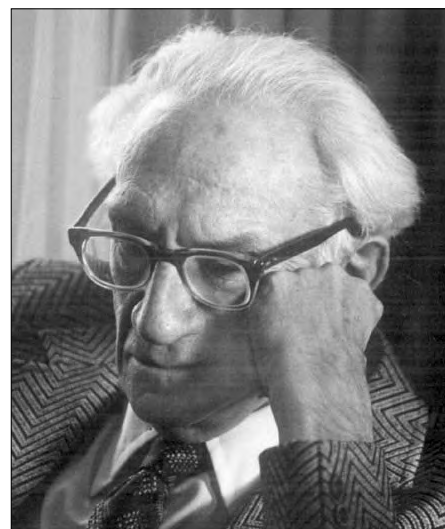
stets ein integrierter Bestandteil „ihrer Umwelt“. Genau darum bieten die Mythen der Völker ein so verwirrendes Bild.

Wenn also Herbig sagte, „Mythen waren die ersten Theorien über die Welt“, so ist das nicht ganz korrekt. Seine Aussage ist von unserer heutigen modernen „Weltanschauung“ geprägt, die die Erde und den Kosmos als „Ganzes“ betrachtet. Mythen waren die ersten Theorien der jeweiligen Stämme bzw. Kulturgruppen über das, was sie als „ihre Welt“ angesehen haben. Und diese „ihre Welt“ schloss „ihre Geschichte“ ebenso ein wie „ihre Religion“ und die Naturerfahrung „ihres Lebensraumes“.

Als die Archäologie, die heutige Fachdisziplin der Altertumsforschung, im 19. Jahrhundert mit der wissenschaftlichen „Feldarbeit“ begann, tat sie das keinesfalls „unvoreingenommen“. Dieser Ausdruck ist hier nicht abwertend gemeint. Er soll lediglich verdeutlichen, dass die Forscher, die begannen, nach materiellen Überresten der Vergangenheit zu suchen, im Großen und Ganzen auch ziemlich klare Vorstellungen davon hatten, wonach sie suchten. Denn „alte Geschichte“ war schon seit der frühen Antike bekannt. Vorrangiges Ziel war es zunächst, die schon aus alten Dokumenten der antiken Zeit bekannten Völker und ihre Lebens- und Wirkungsräume „wiederzufinden“.

Die Geschichte der Archäologie der vergangenen zweihundertfünfzig Jahre ist faszinierend. Die Berichte der Forschungsergebnisse füllen riesige Bibliotheken, und noch heute kommen ständig neue hinzu. Historiker haben dieses Material aufgearbeitet, Philologen haben unbekannte Inschriften enträtselt, und verschiedene naturwissenschaftliche Fachdisziplinen stellten dabei ihre Hilfe zur Verfügung.

So erscheint dem breiten Publikum die gegenwärtig offiziell gelehrt Geschichte des Menschen weitgehend



Immanuel Velikovsky

zuverlässig und chronologisch wohl geordnet. Sie ist Gegenstand der Schul- und Hochschulausbildung und damit ein vorausgesetzter Teil der Allgemeinbildung. Dieses sehr genaue und detailreiche Bild der Vor- und Frühgeschichte ist, genau betrachtet, ein „Wunderwerk“, denn eine - wie man meint - durchgehend gesicherte und durch Dokumente bestätigte „Geschichte“ gibt es erst seit dem etwa 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Dies auch nur in Europa, Amerika und den asiatischen Hochkulturen. Und selbst in dieser jüngsten Geschichte gibt es noch eine beachtliche Anzahl „unklarer“ Fälle.

Wie entstand die Geschichtsdarstellung?

Wie war es möglich, so weit in die zurückliegende Zeit hinein so überaus präzise Angaben zu machen? Was machte die Historiker und Archäologen so sicher bei der Rekonstruktion der historischen und der prähistorischen Geschichtsdarstellung?

Auf diese Fragen gibt es keine einfache Antwort. Denn diese moderne Rekonstruktion war und ist, wie ein



Flavius Josephus

riesiges „Puzzle-Spiel“, aus ungezählten Teilen zusammengesetzt worden. Ein grobes Schema hatte sich bereits aus den schon jahrhundertlang bekannten Schriften der antiken Historiker ergeben. Doch das allein reichte nicht aus. Einen sehr wichtigen Einfluss hatten die zahlreichen historischen Hinweise im Alten Testament und des jüdischen Historikers *Flavius Josephus*. Bei den Ausgrabungen entdeckte Tontafelarchive, die mit Keilschrift beschrieben waren, trugen ebenso dazu bei, wie Fragmente ägyptischer Papyri oder Tempelinschriften. Aber von größter archäologischer Bedeutung waren die Artefakte, die materiellen Hinterlassenschaften - überwiegend in Gräbern -, aber auch in ergrabenen Siedlungsräumen.

Doch all dieses gewaltige Material hätte nicht so gut geordnet werden können, wenn die Archäologie nicht die Hilfe der modernen Naturwissenschaften erhalten hätte. Und hier beginnt das Problem. Nicht nur in der breiten Öffentlichkeit, sondern auch im Wissenschaftsbetrieb selbst gelten die „Naturwissenschaften“ als „Wissenschaft“ schlechthin. Die „alten Wissenschaften“ wie Philosophie oder Altertumskunde, Philologie oder Sprachforschung landen auf abgeschlagenen Listenplätzen. Lediglich die Soziologie hat aufgrund der komplexen gesellschaftlichen Probleme einen bevorzugten Platz nach den Naturwissenschaften.

Mit großem Stolz erklären die hochrangigen Vertreter der naturwissenschaftlichen Disziplinen ihre Fachgebiete als „exakte“ Wissenschaften. In einem - allerdings eingeschränkten

- Sinn ist das sogar richtig. Denn in den Naturwissenschaften wird genau beobachtet, gemessen, gezählt, gewogen, experimentiert und geprüft nach streng fixierten Maßstäben. Was messbar und im Experiment reproduzierbar ist, kann den Anspruch auf absolute Richtigkeit erheben. Die Naturwissenschaften stellen in unserem Jahrhundert den größten Teil aller Nobel-Preisträger, und sie sind der Motor des „Fortschritts“. Für unser wissenschaftlich-technisches Zeitalter eine Selbstverständlichkeit.

Die „Vorgaben“ der Wissenschaft

Ihre Leistungen für die Entwicklung unserer heutigen Welt sind unbestritten. Doch die Naturwissenschaften sind keinesfalls unabhängig von Axiomen und „Vorgaben“. Die „Vorgaben“ bestehen im „methodischen“ Ansatz der Forschungen. Entscheidend für die Naturwissenschaften ist jedoch *„eine fundamentale Voraussetzung: Die Gleichförmigkeit der Natur, das heißt die Annahme, dass sich in der Natur unter gleichen Bedingungen Phänomene auf die gleiche Weise ereignen. Dies ist eines der wenigen methodologischen Prinzipien, vielleicht das Einzige, über das sich alle Wissenschaftler immer einig waren, denn seine Negierung würde bedeuten, die Möglichkeit von Wissenschaft selbst zu leugnen.“* [F. di Trocchio 1993]

Dieses Axiom der „Uniformität“ wurde im 19. Jahrhundert von *J. Hutton* entwickelt und von *Ch. Lyell* auf die Geologie ausgedehnt. Es wird allerdings von einem noch weit reichenden Axiom getragen: der Stabilität unseres Sonnensystems seit Milliarden von Jahren. *Diese Annahme ist ein reines Glaubenspostulat.* Für unser heutiges Zeitalter hat dieses Postulat bis zur Stunde noch Geltung. Und es lässt sich auch an historischen Dokumenten erkennen, dass es zumindestens für die Zeit der *durchgehend dokumentierten* Geschichte Gültigkeit hatte. Aber die reicht nur bis ins 15. oder vielleicht noch ins 14. Jahrhundert zurück. Das sind 5-6 Jahrhunderte. Für die restlichen ca. 1 Million Jahre, die die Geschichte des echten, aufrecht gehenden Menschen zurückreichen soll, ist es lediglich eine Vermutung!

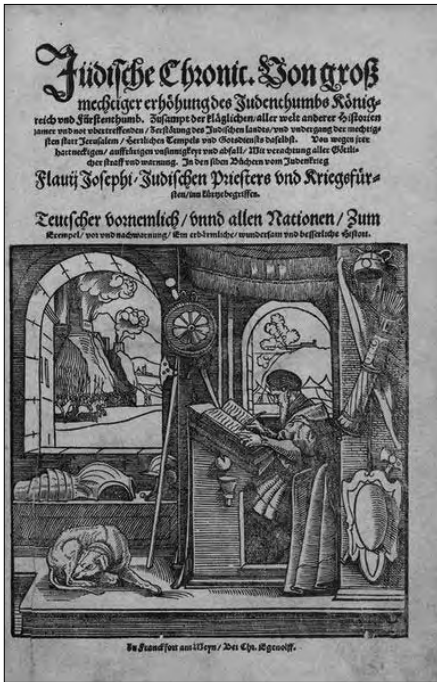
Das Stabilitätsaxiom und das Axiom der Gleichförmigkeit sind die Grundpfeiler, die die Naturwissenschaften stützen. Sie haben es ermöglicht, Theorien zu entwickeln, die sich - unter den genannten Axiomen - ausbauen und verifizieren ließen. Und die technischen Höchstleistungen unseres Jahrhunderts, von der Raumfahrt bis zur Kernspaltung, bestätigen ihre Anwendbarkeit.

Diese beeindruckende „Messbarkeit der Welt“ gab Halt, und die moderne Altertumsforschung hat sich bei ihrer Rekonstruktion der Vor- und Frühgeschichte auf vielfache Weise von den Naturwissenschaften Hilfe geholt. Die wichtigste „Vorgabe“ war die naturwissenschaftliche Annahme, unsere Erde habe „seit Menschengedenken“ - also mindestens seit einer Million Jahren - weder ihre Stellung im Sonnensystem verändert noch sei ihr geografisches Bild nennenswert verändert gewesen. Die Klimageschichte wurde von der Eiszeit-Theorie geprägt, die einen etwa 100.000-jährigen Wechsel zwischen „Kaltzeiten“ und „Warmzeiten“ postuliert. Die letzte „Kaltzeit“ sei vor etwa 10.000 Jahren zu Ende gegangen.

Damit war zunächst der Rahmen vorgegeben, in dem sich „Menschheitsgeschichte“ abgespielt haben soll. Außerdem wurde mit der zeitlichen Fixierung geologischer Schichten und Formationen ein grobes Zeitraster geschaffen, in dem „der Mensch“ erst „in letzter Minute“ auftritt.

Von größter Bedeutung war für die Archäologie die Radiocarbon-Messmethode (C14-Methode) für die *Libby* den Nobelpreis erhielt. Diese Methode ist so gut bekannt, dass sie hier wohl kaum näher besprochen werden muss. Auch andere physikalische oder radiometrische Messverfahren kamen hinzu. Zusätzlich wurde die Dendrochronologie entwickelt, eine Alterszählung anhand der Wachstumsringe sehr alter Bäume. Alle diese naturwissenschaftlichen Messverfahren hatten den enormen Vorteil, den Archäologen für bestimmte Funde von organischem Material feste, „berechnete“ Datierungen in die Hand zu geben. Das war sehr wichtig, denn Geschichte ist ohne Chronologie wertlos. Um diesen komplizierten Prozess von Zusammenhängen vereinfacht darzustellen, lässt sich sagen: Bei der Rekonstruktion der frühen Geschichte wurden *die gleichen globalen Rahmenbedingungen wie heute für die letzten 10.000 Jahre vorausgesetzt.* Die Bedingungen der vorangegangenen ca. 100.000 Jahre waren mit „gewissen Schwankungen eiszeitlich“ usw. Gleichermaßen war an dieses Schema die „klimatische Umwelt“ gebunden. Die Geografie „stimmte“ ohnehin, mit Ausnahme der Vorgabe, dass während der letzten Kaltzeit der Meeresspiegel aller Weltmeere um ca. 200 m niedriger gewesen sein müsste.

Etwas später kamen dann die verschiedenen radiometrischen Messverfahren hinzu. Es muss nochmal betont werden, dass alle diese Messverfahren



Die jüdische Chronik von Flavius Josephus

vom Axiom der Gleichförmigkeit abhängig sind. Für die Altertumsforschungen sagten diese Rahmenbedingungen also: In den letzten 10.000 Jahren hat sich im Prinzip in der „Umwelt“ sehr wenig verändert. Für die davor liegende „eiszeitliche“ Epoche galten deutlich niedrigere Jahresdurchschnittstemperaturen.

In diesen *vorgezeichneten* Rahmen wurden die archäologischen Befunde „eingepasst“. Jedem, der dem bisherigen Text aufmerksam gefolgt ist, wird klar sein, wie dankbar die Archäologie den Naturwissenschaften sein musste. Denn dem Ausgräber alter Fundstellen stehen im „Normalfall“ nur sehr wenige Möglichkeiten zur Datierung seiner Funde zur Verfügung. Einmal die Stratigrafie, d. h. die übereinander liegenden Siedlungsschichten. Sie lassen allerdings üblicherweise nur Unterscheidungen zwischen „älter“ oder „jünger“ zu. Zum Zweiten kann er sich an typologisch geordneten Merkmalen bei Keramikgefäßen, Werkzeug- oder Waffenresten u. a. orientieren, die allerdings auch eine sehr weite „Bandbreite“ haben. Zum Dritten gibt es architektonische und evtl. künstlerische Stilvergleiche. Alles das lässt aber nur relative Zeiteinschätzungen zu.

Nur dort, wo man auf Schriftzeugnisse stößt, wird es sehr spannend. Denn wenn es eine bereits bekannte bzw. „entzifferte“ Schrift ist, hat man die große Chance, sie mit alten Arbeiten der frühen Historiker zu vergleichen oder andere Aufschlüsse zu gewinnen. Allerdings sind alte, entzifferte Schriften nur schwer zu lesen und oftmals noch schwieriger ist es, das Gelesene zu interpretieren. (Noch vor knapp hundert Jahren war

eine schmucke Dirne ein gut aussehendes junges Mädchen, im heutigen Sprachgebrauch ist es jedoch eine Prostituierte. Dazwischen liegen Welten.)

Das letzte Hilfsmittel zur Zeitbestimmung von Funden sind „Querverbindungen“ zu *bereits datierten* Funden. Dieses Mittel wurde und wird häufig angewandt. Aber alles hängt dann davon ab, wie „sicher“ die Vergleichsdatierung ist. Diese wenigen, allgemeinen Hinweise zur Problematik der zeitlichen Einordnung archäologischer Funde zeigen, wie wichtig und entscheidend der naturwissenschaftliche „Rahmen“ und die verschiedenen neueren Methoden zur Altersbestimmung organischer Reste für die moderne Rekonstruktion der Menschheitsgeschichte sind.

Die moderne Altertumsforschung arbeitet mit unserer gegenwärtigen „Weltanschauung“. Aber dieser methodische Ansatz hatte eine weitreichende Konsequenz. Er entwertete die alten Mythen!

Eingangs wurde dargestellt, dass unsere „ganzheitliche Weltanschauung“ nicht den verschiedenen „Weltanschauungen“ der frühen Stämme und Völker entspricht. Sie kann es auch nicht, denn sie ist erst in einem jahrhundertelangen wissenschaftlichen Prozess entstanden. Unsere heutige „Weltsicht“ ist an den gegenwärtigen Umweltbedingungen orientiert. Man nahm methodologisch einfach an, sie seien *unveränderlich*, und betrachtet nun aus diesem, heutigen Blickwinkel die Mythen, Sagen, Legenden und die alten Dokumente.

Bei diesem „Rückblick“ war es kaum verwunderlich, wenn man auf „Fehler“ der „Alten“ stieß.

Darüber hinaus erzwangen die „Naturgesetze“ der Gleichförmigkeit eine enorme Verlängerung der menschlichen Geschichte, die im Prinzip von den radiometrischen Messwerten (C14 u. a.) auch bestätigt wurde. Das war beim gleichen methodischen Ansatz zwangsläufig auch zu erwarten. Die zahlreichen naturgeschichtlichen Berichte, in mythische Erzählform gebracht, die sich in den alten Dokumenten und in den Mythen der schriftlosen Naturvölker fanden, „passten“ in keiner Weise zu den heutigen Prozessen und Vorgängen in der Natur. „Götterkämpfe“ am Himmel, bebende Erde, brodelnde Meere, eine „Sintflut“, die den Großteil der Menschheit verschlungen haben sollte, usw. usw.

Keines dieser legendären Ereignisse war jemals in den letzten rund 1000 Jahren *beobachtet* und berichtet worden. Es lag also nahe, jene katastrophischen Mythenstoffe als Ausdruck „missverständener Naturphänomene“ zu sehen. Die modernen Naturwissenschaftler gingen recht selbstsicher mit dem Argument in die Diskussion: „Die Alten

haben die Naturphänomene noch nicht so präzise erkannt wie wir“.

Doch diese Auffassung verträgt sich nicht mit den erstaunlichen archäologischen Befunden über die Kenntnisse der frühen Völker auf vielen Wissensgebieten.

In den letzten Jahrzehnten hat sich diese negative Auffassung erheblich geändert. Dieser erstaunliche Wandel wurde sowohl von zahlreichen „Außensternern“, als auch durch neuere orthodoxe Forschungsergebnisse bewirkt. Man räumt heute ein, dass in den Mythen und Sagen der alten Völker viel mehr reale Kernaussagen enthalten sind, als man zuvor angenommen hat. Dieser Wandel wird jedem allgemein gebildeten Leser daran deutlich, dass im Jahr 1993 zwei anerkannte Geologen eine umfangreiche Arbeit vorlegten, die die „Sintflut“ als *historisches Ereignis* beschreibt. [A. + E. Tollmann]

Aber bedeutet das, den naturwissenschaftlich fixierten „Rahmen“ der modernen Geschichtsrekonstruktionen in Zweifel zu ziehen? Nein. Die eingangs angesprochenen Axiome von der Stabilität unseres Sonnensystems und der Gleichförmigkeit natürlicher Prozesse bleiben unangetastet. *F. di Trocchio* nannte bereits den Grund: Würde man die Axiome zur Disposition stellen, so verlören die Naturwissenschaften die Basis ihres methodologischen Prinzips.

Für die Altertumsforschung wäre die Konsequenz zu ziehen, sowohl den bisherigen „Rahmen“ der Rekonstruktion infrage zu stellen, als auch die gesamte bisherige Chronologie.

Aber das wäre beileibe noch nicht alles. Denn wenn es sich zeigen sollte, dass auch die gegenwärtigen Bedingungen in unserem Sonnensystem erst in allerjüngster Zeit, d. h. vor vielleicht nur 2000 Jahren *eingetreten* sind, *bekäme auch unser Sonnensystem eine greifbare Geschichte.*

Es war *Immanuel Velikovsky*, der im Jahre 1950 mit seinem Aufsehen erregenden Werk „Welten im Zusammenstoß“ *einen Teil* dieser Geschichte unseres Sonnensystems mithilfe der Mythen, Legenden und alten Dokumente der Völker rekonstruierte. Sein Buch löste helle Empörung unter den Wissenschaftlern aus. Verständlicherweise besonders unter den Astronomen.

Denn Velikovsky vertrat die These, der heutige Planet Venus sei erst vor 3500 Jahren, also um -1500, *neu in unser Sonnensystem eingetreten*. Die neu angekommene Venus habe viele Jahrhunderte die Bahnen der anderen Planeten - besonders der inneren - gestört, und damit die „Götterkämpfe“ heraufbeschworen, von denen die Mythen und Legenden berichten.



Immanuel Velikovsky

Von diesen „Götterkämpfen“ war natürlich auch unsere Erde betroffen, denn sie gehört ja zu den inneren Planeten.

Velikovsky rekonstruierte die *letzten* Phasen dieses kosmischen und irdischen Dramas. Das schloss eine entscheidende Revision der bisherigen offiziellen „Frühgeschichte“ ein.

Die Werke Velikovskys fanden in der breiten Öffentlichkeit große Beachtung. Aber da die Vertreter des wissenschaftlichen Establishments mit äußerster Schärfe und Polemik reagiert hatten, wurde aus einem ernsthaften Forscher und hochgelehrten Mann ein „fantasiebegabter Schriftsteller“ [A. + E. Tollmann], eine moderne Ausgabe von Jules Verne. Der überwiegende Teil aller Studierenden hörte auf seine Professoren, die es als „Experten“ doch bestimmt „besser“ wussten, als jener „verrückte Außenseiter“.

Aber es gab auch eine Anzahl von „Nachdenklichen“. Sie schlossen sich in den USA, England usw. zu Arbeitskreisen zusammen, um Velikovskys Thesen ernsthaft zu diskutieren. Auch im deutschsprachigen Raum entstand eine solche Gruppe. Und in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren sind aus dem Kreis dieser Forscher sehr richtungsweisende Arbeiten zur Revision der Menschheits- und Naturgeschichte vorgelegt worden.

Auch andere nonkonformistische Außenseiter haben seit vielen Jahrzehnten immer wieder kritische Zweifel am offiziellen Bild der Menschheitsgeschichte zum Ausdruck gebracht. Doch meines Wissens ging keiner so weit wie I. Velikovsky, der nicht nur das Geschichtsbild infrage stellte, sondern das moderne *naturwissenschaftliche Weltbild*.

Das geschah allerdings nicht leichtfertig à priori, sondern war das Resultat seines kontroversen methodischen Forschungsansatzes. Velikovsky ging - für

die Überprüfung der *Vergangenheit* konsequent logisch - von jenen mythischen „Weltanschauungen“ aus, die uns in den Völkersagen vorliegen. Er untersuchte sehr genau, was die „Alten“ wirklich „gesehen haben könnten“. Dabei unterstellte er ihnen - m. E. durchaus berechtigt - eine zuverlässige Beobachtung des Naturgeschehens, die nicht schlechter war als heute! Trotz der für uns ungewöhnlichen Sprache, die nur aus dem religiös-kulturellen Kontext zu sehen ist, betrachtete er die Astralmythen, Katastrophensagen, Legenden ebenso wie alte keilschriftliche oder hieroglyphische Texte und die Angaben des Alten Testaments als echte zeitgenössische Dokumente.

Außerdem trug er ungezählte erdgeschichtliche Fakten aus Paläontologie, Geologie und Archäologie zusammen, die ohne Zweifel nicht auf einen *gleichförmigen* Ablauf von Naturphänomenen schließen ließen.

Velikovsky, den ich persönlich für einen der großen Forscher unseres Jahrhunderts halte, wertete die Mythen und Legenden, d. h. die „Welt-Anschauungen“ unserer Urahnen auf, während sie durch die „naturwissenschaftlichen“ Rahmenbedingungen, die auf heutigen Beobachtungen und Messungen beruhen, zwangsläufig abgewertet werden mussten! Was die Schulwissenschaft für „Märchen“ oder Allegorien bzw. für „ungenau“ Beobachtungen (z. B. in astronomischen Keilschrifttafeln) hielt, wertete Velikovsky *kritisch positiv*. Und diese Auswertungen erbrachten nicht nur erstaunliche Resultate, sondern führten zu seiner Theorie der kosmischen Katastrophen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Wenn aber die „Sintflut“ in vorgegeschichtlicher Zeit und die Katastrophen zur Zeit des Exodus sowie im -8./7. Jh. großräumige Globalkatastrophen waren, so war die schulwissenschaftliche *Annahme*, es hätte sich am geografischen und klimatischen „Umfeld“ und an der Position unserer Erde im Raum nichts verändert, *hinfällig*.

Wohl nur sehr wenigen Lesern, die sich mit den spannenden Büchern Velikovskys vertraut gemacht haben, ist die *wissenschaftliche* Tragweite dessen bewusst geworden, was Immanuel Velikovsky anhand seiner Analyse der Mythen und alten Dokumente postuliert hatte. Aber sehr aufschlussreich ist ein kleines Buch, das *A. de Grazia* 1966 und 1978 unter dem Titel „The Velikovsky Affair“ herausgebracht hat [1979 veröffentlichte der Goldmann Verlag eine deutsche Ausgabe mit dem Titel „Immanuel Velikovsky. Die Theorie der kosmischen Katastrophen“].

Wer dieses Buch gelesen hat, versteht die Aufregung und die aggressive Empörung des wissenschaftlichen

Establishments gegenüber Velikovsky und dessen Thesen sehr viel besser. *Wenn Velikovsky recht hätte, müsste nicht nur unser Geschichtsbild, sondern unser ganzes moderne naturwissenschaftliche Weltbild völlig neu überdacht werden.*

Vor fünfzig Jahren hielt man diesen Gedanken seitens der Schulwissenschaft noch für absurd. Heute sieht das ganz anders aus. *Di Trocchio*, Professor für Wissenschaftsgeschichte, schreibt in seinem gerade (1994) erschienenen Buch „Der große Schwindel“: *„Die Präzision (der heutigen klassischen Naturwissenschaft) ist nur ein Laken, mit dem die Wissenschaftler die Phänomene der wirklichen Welt zudeckt haben. Unter diesem Laken herrscht Chaos. Heute gelangen die Wissenschaftler mehr und mehr zu der Überzeugung, dass nicht einmal in unserem Planetensystem Regelmäßigkeit und Ordnung herrschen. Und das will etwas heißen, denn noch heute wird die Himmelsmechanik als präziseste aller Wissenschaften angesehen“* [S. 208] [Hervorh. d. Verf.].

Di Trocchio hat in seinem Buch I. Velikovsky an keiner Stelle erwähnt. Wohl kaum darum, weil er ihn nicht kennt, sondern weil sein Name für die „seriöse Wissenschaft“ einfach tabu ist.

Es war gar nicht Velikovskys Anliegen, das heutige „Weltbild“ aus den Angeln zu heben. Seine Forschungen waren in erster Linie *Alttertumsforschungen*. Ihm ging es darum, den Aussagen „der Alten“ Glauben zu schenken und zu erkennen, dass die Geschichte der frühen Menschen vor einem naturgeschichtlichen Hintergrund abgelaufen ist, der von kosmisch bedingten Katastrophen geprägt war.

Dabei war es gar nicht entscheidend, ob alle Einzelheiten „seiner“ Rekonstruktion „richtig“ waren. Wichtig war in erster Linie die Erkenntnis, dass sich die Vor- und Frühgeschichte des Menschen vor einem „anderen“ naturwissenschaftlichen Hintergrund abgespielt haben muss!

Wie bereits erwähnt, erklären nun heute A. + E. Tollmann, dass die Sintflut ein „historisches Ereignis“ gewesen sei. Es ist für die gegenwärtige Position der orthodoxen Wissenschaft sehr bezeichnend, dass die genannten Naturwissenschaftler ängstlich bemüht sind, bei „ihrer“ Rekonstruktion des „Sintfluterignisses“ *weder* das Stabilitätsaxiom oder das Uniformitaritätsprinzip, *noch* das bisherige chronologische Schema der Vorgeschichte infrage zu stellen.

Für die genannten Geologen bedeutete die „Sintflutkatastrophe“ die letzte „Eiszeit“, und zwar genau zu jenem Zeitpunkt, der seit mehr als einhundert Jahren „wissenschaftlich“ fixiert ist: ca. 10.000 Jahre vor der Gegenwart! Diese „magische“ Grenzmarke, von der die

gesamte weitere Rekonstruktion der Vor- und Frühgeschichte entscheidend abhängig ist, blieb also unangetastet.

Das zwang allerdings die genannten Autoren, viele kulturgeschichtliche Entwicklungen noch weiter in die Vergangenheit zu „schieben“, als das bisher der Fall war. Außerdem banden Sie das von ihnen genannte - beängstigend präzise - Datum „vor 9545 Jahren“ explizit an die Radiocarbon-Messmethode C14, obwohl sie wissen mussten, dass diese Methode in den letzten 15 Jahren immer stärker werdenden Zweifeln ausgesetzt ist.

Die „Verursacher“ der Katastrophe waren sieben Bruchstücke eines Kometen, die zwar größte Naturkatastrophen auslösten, aber keinesfalls die Kraft gehabt hätten, den als „unveränderlich“ geltenden Neigungswinkel der Erdachse zu verändern.

Von weiteren kosmischen Vorgängen, die z. B. zu einer Verlängerung des irdischen Jahres führten - was dokumentarisch gut belegt ist -, sprechen sie nicht.

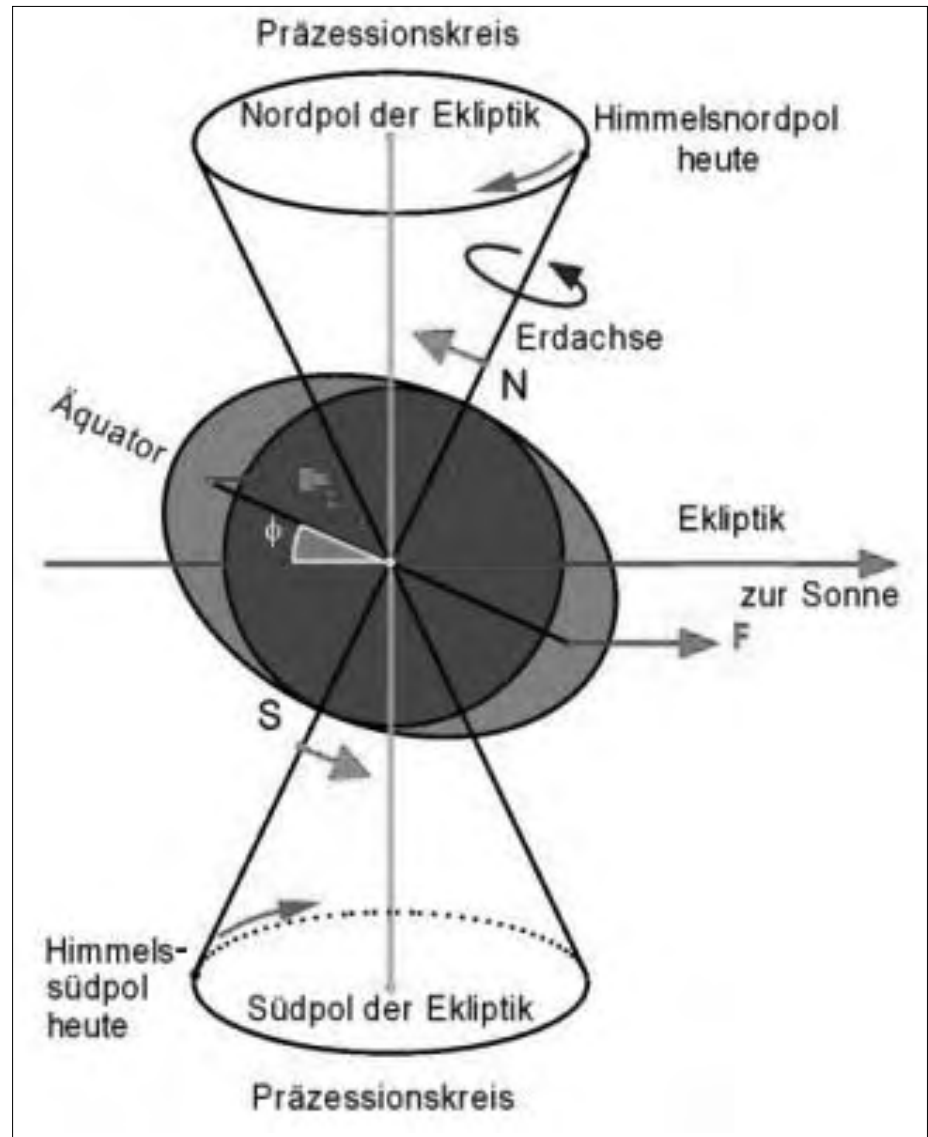
Auch jene Arbeit, so erstaunlich sie für zwei Vertreter der Schulwissenschaft auch sein mag, *verändert* also *nichts* an den „Rahmenbedingungen“, von denen in diesem Aufsatz gesprochen wurde. Im Gegenteil: Es war ein besonders betontes Anliegen dieser Forscher, die „Außenseiter“, d. h. die „fantasiebegabten Schriftsteller“ gezielt zu desavouieren. Das „exakte“ Datum, von „exakten Wissenschaftlern“ „exakt“ ermittelt, sollte dazu dienen, die längst schon immer breiter gewordene kritische Diskussion zu Problemen der Frühzeit zum Schweigen zu bringen.

Ob das allerdings - trotz positiver Besprechung dieses Buches in der Presse - langfristig gelingt, ist mehr als fraglich.

Wenn wir uns an die Zitate aus F. di Trocchios Buch erinnern, dürfen wir mit Recht die Frage stellen: Kann der naturwissenschaftliche Rahmen, der die gesamte moderne Geschichtskonstruktion „zusammenhält“, noch lange benutzt werden? Wohl kaum. Wird dieser Rahmen aber aufgegeben werden müssen, weil sich herausstellt, dass unser gegenwärtiges naturwissenschaftliches Weltbild nur eine „Momentaufnahme“ (in astronomischen Zeitmaßstäben) ist, so wird sich nicht nur unser Bild von der *Vergangenheit* des Menschen ändern.

„Gleichförmigkeit der Abläufe“ und „Präzision“

Auch unser gegenwärtiges astronomisches Weltbild muss dann überprüft werden, weil es möglicherweise auf Parametern aufgebaut ist, die von tradierten „Fehlern“ geprägt wurden. Diese Aussage bedarf einer kurzen Erklärung. Es wurde inzwischen deutlich, dass die von den Naturwissenschaften ermittelten „Naturgesetze“ nur dann ihre



„Gesetzlichkeit“ behalten, *wenn man langfristig rückwirkend gleichförmige Abläufe voraussetzt*. Schließlich wurden ja die „Naturgesetze“ unter dieser „Prämisse“ entdeckt. Es darf aber nicht vergessen werden, dass wir für die *Beobachtungen*, die diesen „Gesetzen“ zugrunde liegen, nur seit einigen Jahrhunderten „gesicherte“ Aufzeichnungen besitzen. Selbst diese Aufzeichnungen sind keinesfalls „präzise“. Erst die moderne Technik hat mit aufwendigem Instrumentarium „Präzision“ möglich gemacht. Und auch diese immer unter der Voraussetzung *absoluter Gleichförmigkeit*. Der „Zeittakt“ ist bestimmend. Dieser wiederum ist von unserem Zeitmesser, der modernen Präzisionsuhr, abhängig. Doch diese ist wiederum an die „Präzision“ der Himmelsmechanik gebunden.

Wenn man bedenkt, dass es ausweislich zahlreicher antiker Dokumente um ca. -700 noch eine kosmische Störung gab, die „Kalenderreformen“ notwendig machte, so zeigt das mit ziemlicher Sicherheit eine „Änderung des Bezugssystems“ an. Dieses „Bezugssystem“ sind aber die Bewegungen von Sonne,

Mond und Sternen (scheinbar). Ganz sicher hat sich jedoch die Sonne *nicht* von ihrem Platz entfernt. Es ist auch kaum zu erwarten, dass der Mond nicht mehr den gleichen Phasenwechsel gezeigt hat. Damit bleibt für die Änderung des Bezugssystems nur eine Möglichkeit übrig: *Der Neigungswinkel der Erdachse muss sich verändert haben*; und zwar in so erheblichem Maße, dass Änderungen an den alten Kalendersystemen notwendig wurden!

Wie und mit welchen Werten veränderte sich die Neigung? Wie lange dauerte es, bis sich unser Planet wieder „eingependelt“ hatte und „ruhig“ seine Rotation vollzog?

Es gibt sorgfältige Untersuchungen darüber, dass die vom „Cäsar Augustus“ installierte riesige Sonnenuhr in Rom (etwa um -44) *nicht* die heutigen Werte hätte anzeigen können! Gab es also noch vor knapp 2000 Jahren evtl. eine andere Achsneigung als heute?

Diese Fragen implizieren die *Möglichkeit*, dass die ersten Uhrwerke, die etwa im 12. Jh. *unserer Zeit* entwickelt wurden, nur eine rein schematische Takt-

einteilung erhielten, die auf *ungefähren* Annäherungswerten beruhte! Wir arbeiten heute aber mit diesen Werten *präzise*! Es liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, diese Problematik ausführlich zu behandeln. Hier kam es nur darauf an zu erklären, warum *möglicherweise* die Parameter, auf denen unsere „Präzision“ beruht, von „tradierten Fehlern“ behaftet sein können.

Ganz entscheidend wurde von einer *nicht unendlich langen Gleichförmigkeit in unserem Sonnensystem* eine Berechnungsmethode getroffen, die für die Altertumsforschung von größter Bedeutung ist: die so genannte astronomische Chronologie. Dabei handelt es sich um eine Rückrechnung, die auf der Basis der gleichförmig angenommenen Präzession, dem Rücklauf des so genannten Frühlingspunktes gegen den Sternenhimmel, präzise Aussagen zulässt, welche astronomische Konstellation sich zu welcher Zeit in der Vergangenheit gezeigt haben müsste. Wenn also alte Dokumente hier Angaben preisgeben, kann man „rückrechnend“ feststellen, zu genau welcher Zeit und Stunde diese Konstellation beobachtet worden ist. Eine Meisterleistung der Astronomen, aber *nur unter der Voraussetzung, dass der Vorgang der Präzession immer konstant abgelaufen ist.*

Merkwürdigerweise haben diese „Rückrechnungen“ sehr oft ergeben, dass sie mit den dokumentierten Beobachtungsergebnissen der „Alten“ *nicht* übereinstimmten. Daraus hat man übereinstimmend entweder auf „ungenau“ Angaben geschlossen, oder auch chronologische Angaben „justiert“. Denn „der Himmel konnte ja schließlich nicht lügen“.

Nennt man die bisher angedeuteten Veränderungen des Neigungswinkels der Erdachse konsequent weiter, so hat der „Himmel“ zwar nicht „gelogen“, aber die Astronomen gingen von *falschen Voraussetzungen* aus. Das heißt klar ausgedrückt: Wenn es kosmische Katastrophen gab, was heute selbst die Schulwissenschaft nicht mehr ausschließt, so sind „Verschiebungen im Bezugssystem“, d. h. in der Himmelsmechanik, nicht nur als „möglich“, sondern sogar als wahrscheinlich anzusehen. Doch um einem Missverständnis vorzubeugen, sollte man sagen, dass sich viel eher als die „große“ Himmelsmechanik die *Position* ihrer Beobachter verändert hat. Eine andere Winkelneigung der Erdachse zeitigt auch andere Positionen der Beobachter. Damit würde auch die „astronomische Chronologie“ als Stütze der Altertumsforschung hinfällig.

Was für die „astronomische Chronologie“ gilt, trifft sinngemäß auch für die radiometrischen und physikalischen Messmethoden zur Altersbestimmung zu. Denn auch diese Verfahren basieren

ja auf der Theorie der Gleichförmigkeit von Naturprozessen.

Allenfalls reichen die Messwerte dann nur etwa zweieinhalbtausend Jahre zurück. Jene Zeitspanne, für die wir etwa „gesicherte“ Gleichförmigkeit annehmen dürfen. Auch die Dendrochronologie ist davon betroffen. Denn wenn es erhebliche Veränderungen in den Umweltbedingungen gab, so sind „Wachstumsringe“ bei Bäumen kein zuverlässiger Kalender mehr.

An dieser Stelle bedarf es einer wichtigen Anmerkung, weil insbesondere Leser mit naturwissenschaftlichen Fachkenntnissen bei Diskussionen über diese Thematik stets eingewendet haben, die gegenwärtigen wissenschaftlichen Erkenntnisse hätten doch schließlich zum Erfolg unserer technischen Zivilisation die Voraussetzungen geschaffen. Sie müssten also „richtig“ sein.

Das wird in diesem Aufsatz für die *Neuzeit* und unsere *Gegenwart nicht* in Abrede gestellt. Niemand bezweifelt, dass die heute zu beobachtenden Naturphänomene wirklich „exakt“ beobachtet, beschrieben und analysiert worden sind. Zentrale Aussage dieser Arbeit ist, dass die naturwissenschaftlichen „Vorgaben“ und „Datierungshilfen“ für die *Altertumsforschung* nicht anwendbar waren!

Die Anwendung der naturwissenschaftlichen „Vorgaben“ bei der Rekonstruktion der Vor- und Frühgeschichte hat zu einem Geschichtsbild geführt, das voller Rätsel und Widersprüche ist.

„Geschichtsepochen wurden »verlängert«, »Geisterreiche« eingefügt, »dunkle Zeitalter« erfunden usw.“ Darüber haben im deutschsprachigen Raum *Gunnar Heinsohn, Heribert Illig* u. a. sehr aufschlussreiche Arbeiten vorgelegt.

Meine eigenen Forschungen, über die an anderer Stelle ausführlich berichtet wird, decken sich weitgehend mit den Vorgenannten. Sie führten zu einer Datierung der „Sintflutkatastrophe“, die nur die *Hälfte* des orthodoxen Zeitansatzes ausmacht: um ca. -3500 bis -3000! Und zu diesem ungefähren Zeitpunkt begann das *Neolithikum*. Mit der „Sintflutkatastrophe“ *endete die „Altsteinzeit“.*

Viel weitgehender sind die naturgeschichtlichen Konsequenzen. A. + E. Tollmann, über deren Buch bereits gesprochen wurde, „erkannten“ in der „Sintflutkatastrophe“ ein *kosmisches Geschehen*. Das war keinesfalls eine ganz neue „Entdeckung“. Es wurde - wie gesagt - nur das „bestätigt“ und „chronologisch“ zurechtgerückt, was zahlreiche „Außenseiter“ schon längst ausgesagt hatten.

Diese kosmische Katastrophe soll die „Eiszeit“ beendet haben. Ist diese Vermutung richtig?



Rupert Sheldrake

Die „gekippte“ Erdachse

Seit über einhundert Jahren besteht „wissenschaftlicher Konsens“ darüber, dass die „Eiszeit“ vor etwa 10.000 Jahren zu Ende gegangen sein soll. „Eiszeit“ wird als eine Erdepoche definiert, in der die polaren Vereisungszonen wesentlich größer waren als gegenwärtig.

Grundsätzlich besteht auch darin Übereinstimmung, dass die Größe der Vereisungszone an den Erdpolen in der Hauptsache vom Neigungswinkel der Erdachse bestimmt wird [Schwarzbach 1974]. Wenn das stimmt - was nicht zu bestreiten ist -, so stellt sich die Frage: Wie muss die Stellung der Erdachse im Raum während der Eiszeit gewesen sein?

Die Astronomen sagen, sie wäre seit Jahrmillionen *unverändert*. Darum suchen die Klimaforscher bis heute nach einem Grund für die „Eiszeit“. Die Astronomen haben ein kompliziertes Denkmodell dazu entwickelt, das aber beileibe keine endgültige Antwort bringt.

Schon seit einigen Jahren beschäftigte mich das „Eiszeit-Problem“, denn es erschien mir von weittragender Bedeutung für die Menschheitsgeschichte zu sein. Solange man dem Stabilitätsaxiom zu folgen bereit ist, bleibt vieles rätselhaft. Geht man jedoch von einer „katastrophischen“ Veränderung des Neigungswinkels der Erdachse aus, werden „Sintflutkatastrophe“ und „Eiszeit“ eng miteinander verbunden.

Vor der „Sintflutkatastrophe“ gab es eine wesentlich *geringere Vereisung am Nordpol als heute*. Die Antarktis - der riesige südpolare Kontinent, der sehr gebirgig ist -, trug ihren Eispanzer schon seit vielen Jahrtausenden, obwohl der Neigungswinkel der Erdachse vor der Sintflutkatastrophe wesentlich *geringer* war als heute. Diese Besonderheit für die Antarktis ergab sich aus der äußerst

isolierten Lage dieses Gebirgskontinents im südlichen Polarmeer.

Der nördliche Erdpol (dessen *geografische* Lage sich m. E. seit dem Beginn des Tertiärs nicht verändert hat) lag stets im Meer, das ja wesentlich wärmer ist, als ein Landgebiet. Außerdem erhielt er durch den Golfstrom - für dessen Funktion der „kalte“ Südpol wohl die wichtigste Voraussetzung ist - einen zusätzlichen „Nachschub“ an Wärme. Das alles bei einem Neigungswinkel der Erdachse von nur ca. 5° (gegen den Pol der Ekliptik)!

Die Klimaforschung hat festgestellt, dass am so genannten „Ende“ der letzten „Eiszeit“ *plötzlich* die mittlere Jahrestemperatur erheblich anstieg. Wie wir heute wissen: durch eine kosmische Katastrophe! Sie entsprach nach Ansicht der Wissenschaftler einer „Breitenveränderung“ von ca. 30° .

Ich habe diese Aussage, rein arbeitshypothetisch, „wörtlich“ genommen! Genau das müsste passiert sein: eine Veränderung des Neigungswinkels der Rotationsachse unseres Planeten um ca. 30° (was ja der „Breitenveränderung“ entspräche)! Die Lageveränderung der Erdachse erfolgte *nicht um den Erdmittelpunkt*, sondern unsere Erde wurde - bei fast an gleicher Stelle im Raum bleibenden Südpol - durch eine von *außen* wirkende, gewaltige Kraft gegen die Erdbahnebene „herabgedrückt“. Sie „rollte“ also - bildlich gesprochen - ein winziges Stück nach „außen“. Dabei „bewegte“ sich natürlich der „obere“ Erdpol im Raum wesentlich mehr, als der untere. *Nach* diesem Vorgang, der auf der Erde die „Sintflut“ auslöste, betrug die neue Position der irdischen Rotationsachse ca. 35° Neigung gegen den Ekliptikpol bei 55° gegen die Erdbahnebene. Diese Position hielt sie aber nicht lange. Denn die Erde reagierte auf diese Veränderung mit einer „Gegenreaktion“, d. h., sie richtete sich in einer großen „Spiralbewegung“ wieder auf. Etwa 5° betrug die Rate der „Aufrichtung“, bis die Erde bei ca. $30^\circ/60^\circ$ eine neue, feste Rotationsposition gefunden hatte. Während der „Aufrichtungsphase“ wurde der „Korrekturprozess“ durch einen zweiten „kosmischen Eingriff“ sogar etwas beschleunigt. Einige Jahrhunderte verblieb unser Planet in dieser Position im Raum. Dann wurde die Achsenneigung nochmals verändert, und pendelte sich bis etwa zur „Zeitwende“, also dem Beginn der christlichen Zeitrechnung, auf ihre gegenwärtige Position ein.

Es ist mir klar, dass ich mit diesen Aussagen dem Leser, der meine anderen Aufsätze nicht kennt, einiges zumute. Ich bitte jedoch, meine Thesen zunächst einmal arbeitshypothetisch zu akzeptieren. Sie mussten an dieser Stelle kurz zitiert werden, weil sonst die folgenden Gedanken unverständlich blieben.

Wenn sich die Erdachse nach der „Sintflut“ in der dargestellten Weise geneigt und dann wieder bis zum heutigen Winkelwert aufgerichtet hat, so wird es nötig, sich den „Eiszeit-Begriff“ etwas genauer anzusehen: Ging die „Eiszeit“ infolge der „Sintflutkatastrophe“ zu Ende, *oder fing sie erst an?*

Bei der heutigen Winkelneigung von $23,5^\circ$ tragen beide Erdpole eine beachtlich große Eiskappe. Diese Poleiskappen werden prinzipiell durch die Breitengrade ($66,5^\circ$ nördl. bzw. südl. Breite) begrenzt. Das entspricht dem Verhältnis des Winkelabstandes des Erdäquators von der Erdbahnebene ($23,5^\circ$).

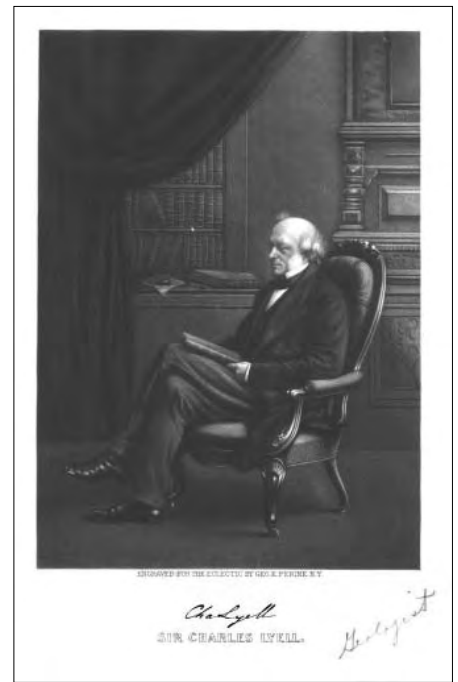
Wenn die Winkelneigung nach der Sintflut ca. 35° betrug, waren auch die nördlichen und südlichen polaren Breiten *größer*, nämlich 55° nördliche und südliche Breite. Desgleichen war aber auch die so genannte tropische Zone nördlich und südlich des Erdäquators größer, nicht wie heute je $23,5$ Breitengrade, sondern jeweils 35 Breitengrade.

Das hatte zur Folge, dass die so genannten „gemäßigten Breiten“ (heute 43 Breitengrade) damals nur 20 (!) Breitengrade umfassten. Die „warmen Zonen“ der Erde gingen also relativ schnell (in einem Abstand von Madrid bis Schottland) in die Polarzonen über! Das bedeutete: Sehr lange Wintermonate in den nördlichen Breiten der Erde, die ja damals schon von zahlreichen Stämmen bevölkert waren. Für *diese* Erdhälfte begann also eine „Eiszeit“ (wenn man diesen Begriff mit strengem Frost, Schneemassen und Eis verbindet).

Auf der südlichen Erdhälfte wirkte sich diese Situation bei weitem weniger aus, weil - außer dem antarktischen Kontinent - ja nur der Süzipfel Südamerikas und der Süden von Australien davon berührt waren. Und diese Gebiete der Erde waren damals nur sehr spärlich vom Menschen berührt.

Vom Zeitpunkt der „Sintflutkatastrophe“ bis zur Zeitenwende haben sich - speziell auf der Nordhalbkugel der Erde - die klimatischen Verhältnisse entschieden verändert. Man kann also, wenn die globalen Katastrophen akzeptiert werden, im Laufe der frühen Geschichte von völlig anderen „Umweltbedingungen“ ausgehen als heute. Außerdem kamen noch schwere tektonische Verwerfungen, Vulkanaktivitäten, Flutphänomene usw. hinzu.

Von all diesen Erscheinungen, begleitet von außergewöhnlichen „Zeichen am Himmel“ sind die alten Mythen und Legenden der frühen Stämme und Völker übertoll. Aber die moderne Altertumsforschung hat dieses Material nicht ernst genommen, sondern sich lieber auf die „sicheren naturwissenschaftlichen Rahmenbedingungen“ verlassen. Dies ist um so erstaunlicher, wenn man bedenkt,



Charles Lyell

wie augenfällig manche archäologischen Befunde diesen „Rahmenbedingungen“ *nicht* entsprechen. Man fand „steinzeitliche Siedlungsreste“ im Permafrostboden Nordsibiriens eingefroren, in den Anden liegen die Reste einer großen Tempelanlage in 4000 m (!) Höhe; die „steinzeitlichen Werkzeuge und Waffen“ waren in (bzw. vor) der so genannten Eiszeit weitaus „besser“ als danach, die meisten Ströme auf der Nordhalbkugel fließen von Süd nach Nord, obwohl sie doch eigentlich beim „Eiszeitmodell“ der Schulwissenschaft eher hätten von Nord nach Süd fließen müssen. In der Sahara finden sich Zeichnungen von Rinderhirten, und im Süden der USA ganze „Städte“ in staubtrockenen Gebieten. Fast der überwiegende Teil der großen archäologischen Fundstätten liegt in Wüsten oder Trockensteppen. Andere im tiefsten Urwald. Diese Aufzählung könnte noch seitenlang fortgesetzt werden, aber das erübrigt sich wohl.

Erinnern wir uns daran, dass die Archäologie als Wissenschaft etwa zur gleichen Zeit begann, als das moderne naturwissenschaftliche Weltbild entwickelt wurde. Es war die große Zeit des europäischen Imperialismus mit seinen weltweiten Kolonialstaaten. Die Dominanz des „europäischen Denkens“ wurde über die „ganze Welt“ verbreitet. Gleichzeitig war es aber auch das Zeitalter der lyellistischen „Uniformitätstheorie“, der Entwicklung des Evolutionsschemas als „Fortschrittsidee“, der Eisenbahn und des Morsetelegraphen, der Dampfschiffahrt usw.

Will man mit *R. Sheldrake* sprechen, so war es jenes „morphische Feld“ des 19. Jahrhunderts, aus dem heraus „Archäolo-

gie“ in ihrer modernen Form entwickelt wurde. Das implizierte zwangsläufig, beim „Rückblick“ in die Vergangenheit von „oben“ nach „unten“ zu sehen, d. h., die Gegenwart war neu, gut, fortschrittlich. Und so musste, als Umkehrschluss aus der Evolutionslehre, mit zunehmendem „Alter“ alles „rückschrittlicher“, einfacher und sogar „primitiver“ werden. Die Menschheitsgeschichte, die in den vergangenen zweihundert Jahren rekonstruiert wurde, konnte unter den Prämissen dieses Zeitalters gar nicht anders gestaltet werden, wie sie uns gegenwärtig noch gelehrt wird. Folgt man jedoch den Thesen, die hier auf der Grundlage der Forschungen von I. Velikovsky und vielen anderen nonkonformistischen Forschern entwickelt worden sind, so zeigt sich eine erstaunliche Entwicklung. Der Mensch der „Altsteinzeit“ befand sich weltweit in einer Umwelt, die man durchaus als „paradiesisch“ bezeichnen darf. Es war eine Welt, die beinahe keinerlei „zivilisatorischen Fortschritt“ benötigte. Sie ist jener vieler Naturvölker vergleichbar gewesen, die von den Europäern bei ihrer Expansion entdeckt wurden.

„Das Leben in kleinen Gruppen von Gleichen, die frei durch die Wildnis zogen, hat das menschliche Wertesystem geprägt: Brüderlichkeit, Friedfertigkeit, Verständigungswillen, Bescheidenheit, die Bereitschaft zum Ausgleich und Uneigennützigkeit - Eigenschaften, in denen wir, ohne sie selber zu praktizieren, noch immer die höchsten menschlichen Tugenden sehen - waren einst unentbehrliche Voraussetzungen, um in der Wildnis zu überleben.“ [J. Herbig, S. 11].

Denn damals war die Welt noch weitgehend eine „Welt der Tiere“. Die Menschengruppen waren *ein Teil der Natur*, und so sahen sie sich auch. Erst als diese Welt in einem wahrhaft höllischen Inferno durch kosmische Einflüsse erheblich verändert wurde, waren die Menschen - als einzige denkende Lebewesen - nicht mehr die gleichen.

Das, was Darwin als „Motor der Evolution“ zu erkennen glaubte, „der Kampf ums Überleben“, wurde erst bei jener Weltkatastrophe vor ca. 5000 Jahren zum „Lebensprinzip“. Doch nicht nur das. Auch das Wesen der „Götter“ hatte sich geändert. Sie waren fähig, in unvorstellbarer Weise Tod und Verderben zu bringen und sogar die Umwelt mit Naturgewalten zu verändern! Man muss versuchen, sich diese Eindrücke wenigstens versuchsweise vorzustellen, um ihren „prägenden“ Charakter zu begreifen.

Es ist schon oft erkannt worden, dass es am „Ende der Eiszeit“ zu großen „Wanderungsbewegungen“ gekommen sein muss. Unter den genannten „katas-

trophischen Bedingungen“ wird sehr gut verständlich, warum das geschah. Viele Lebensräume wurden weiträumig zerstört, andere versanken in den Fluten der Meere, andere wiederum wurden zu „eisigen Wüsten“. Das Neolithikum, jene Epoche, die nach der sicherlich schweren aber relativ kurzen „Störungszeit“ (ein harmloses Wort für ein fürchterliches Geschehen) dann eintrat, erforderte von den Menschen in den neuen „gemäßigten Breiten“ eine enorme Anpassung an völlig veränderte klimatische Bedingungen. Es wurden andere „Organisationssysteme“ nötig. Und es wurde noch viel nötiger, sich intensiv mit dem „Walten der Götter“ auseinander zu setzen. „Hochreligion“ nahm in dieser Zeit erste greifbare Formen an.

Diese Entwicklung, die sich nur auf der nördlichen Erdhälfte abzeichnet, wird als „Neolithische Revolution“ bezeichnet. Sie ist geprägt durch Sesshaftigkeit, Ackerbau, tempelzentrierte feste Ansiedlungen und erste Machtstrukturen, „Priesterkönige“ als Anführer und Vermittler zwischen den „Göttern“ und den Menschen. Keinesfalls zufällig konzentrierte sich der Beginn der ersten „höheren“ Kulturen auf den Südrand der „gemäßigten“ Breiten. Erinnern wir uns daran, was zuvor über die klimatische Verteilung der Breitengrade gesagt wurde: Der Südrand war die seinerzeit „günstigste“ Zone für den Ackerbau. Denn erst nach der Verlagerung der Erdachse gab es ja in intensiver Form Sommer, Herbst, Winter und wieder Frühling! Dieser jahreszeitliche Wechsel war Voraussetzung für das Gedeihen von Brotgetreide!

Auf der südlichen Halbkugel lagen die gemäßigten Breiten zum Teil im Ozean, auf ozeanischen Inseln und im Bergland Südamerikas. Die Bedingungen in der breiten Tropenzone waren ebenso günstig wie heute, kaum Klimaschwankungen und üppige Vegetation. Die Stämme, die in diesem Raum lebten, verblieben - nach der „Störungsphase“ - weiterhin im „Paradies“. Technische Innovationen und neue „Zivilisationsstrukturen“ waren also auf die gemäßigten Breiten der Nordhalbkugel konzentriert.

Mit der „Sintflutkatastrophe“ war aber das „kosmische Drama“ leider noch nicht beendet. Etwa 1500 Jahre später kam es zu einer weiteren globalen Erdschütterung, die aber glücklicherweise nicht so gewaltig war, wie die „Sintflut“. Danach folgte eine „kosmische Unruhezeit“, die nach ca. 750 Jahren mit einer letzten „kosmischen Störung“ abgeschlossen wurde.

Die Frühgeschichte spielte also vor einem sehr dramatischen naturgeschichtlichen Hintergrund. Er war kei-

nesfalls so friedlich und gleichförmig, wie man angenommen hat! Und diese Dramatik hat auch die menschliche Geschichte beeinflusst und geprägt.

Die hier grob skizzierte „andere“ Geschichte der Menschen in der Frühzeit der Hochkulturentwicklung klingt wie ein Märchen. Aber es gibt sehr viele konkrete Hinweise darauf, dass sie sich so oder ähnlich abgespielt haben muss. Diese Hinweise, mit deren akribischer Prüfung I. Velikovsky vor mehr als fünfzig Jahren begann, haben sich inzwischen durch weitere kritische Forschungen immer mehr verdichtet. Doch nur wenigen sind diese Forschungen bekannt. Nach wie vor gilt immer noch jene Darstellung der „Menschheitsgeschichte“, deren Aufbau und Entwicklung hier kritisch beleuchtet wurde. Das hat seinen Grund. Denn da die Vorstellungen zu einer „anderen“ Geschichte ausschließlich von „Außenseitern“ vorgetragen wurden, ließen sie sich durch die führenden Vertreter des wissenschaftlichen Establishments für lange Zeit erfolgreich ins „wissenschaftliche Abseits“ stellen. Dort, wo bestimmte Aussagen nur sehr schwer abzuweisen sind, wird das berühmte Urteil gefällt, sie seien *umstritten*. Letzten Endes geht es um die Reputation der Alttertumsforschung schlechthin. Verständlicherweise muss darum auch gerade bei jenen, die „tradierte Geschichte“ lehren, der Widerstand gegen eine „andere Menschheitsgeschichte“ am größten sein. Schon im täglichen Leben fällt es jedem schwer, einzugestehen, dass er sich geirrt hat. Wie ist es erst dann, wenn man zugestehen müsste, dass sich mehrere Forschergenerationen geirrt hätten?

Nun, das hat es in einzelnen Fällen immer wieder gegeben, und aus vielen Einzelfällen ergab sich dann ein Paradigmenwechsel. Das alles braucht jedoch seine Zeit. Auch neue, kontroverse Theorien bleiben ebenso Theorien wie die alten. Sie können auch - ebenso wie diese - falsch sein. Man sollte aber den Mut haben, sie arbeitshypothetisch offen anzunehmen. Nur so lässt sich - in gemeinsamer Arbeit - feststellen, ob sie für viele offene Fragen bessere Antworten bereitstellen, als die bisherigen. So habe ich meine eigenen Forschungen stets gesehen, und so soll auch dieser Aufsatz verstanden werden. ■

Weiterführende Literatur:

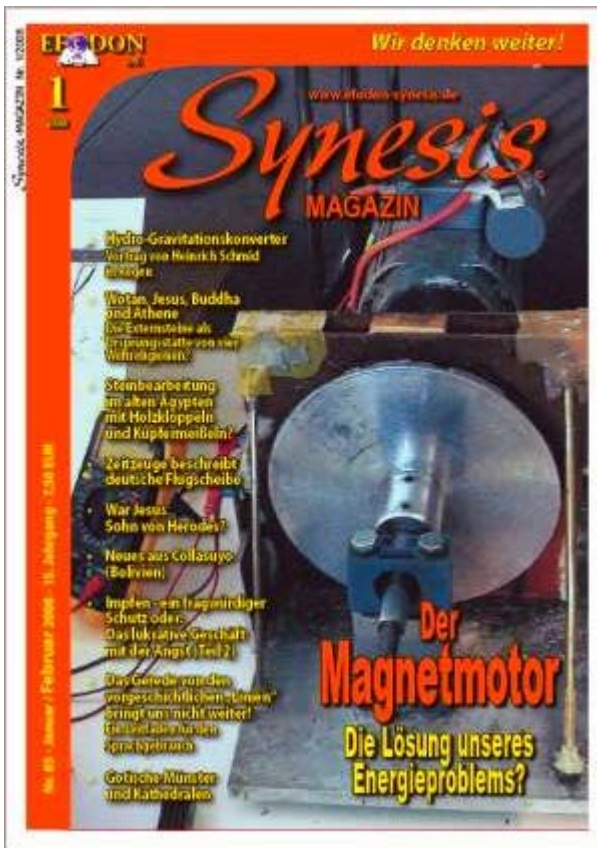
Armin Naudiet

Eiszeit und Sintflut

Unsere katastrophische Vergangenheit

Michaels Verlag 2006

ISBN 3-89539-624-9



Uwe Topper

Rätsel am Tempel von Baalbek im Libanon

Ein Sechseck

Der Tempel von Baalbek im Libanon ist der größte antike Tempel der Welt. Er ist im spätgriechisch-römischen Baustil erbaut, und wäre es nicht wegen seiner Größe, dann könnte er als einer von vielen klassischen Tempeln übergangen werden. Nur die Größe – die ist wahrlich ungewöhnlich, unverständlich, unerklärbar. Auch auf Sizilien gibt es sehr große griechische Tempel, etwa den von Selinunt, aber im Vergleich zu Baalbek wirkt jener klein.

Baalbek ist eine fruchtbare Ebene mit Blick auf den verschneiten Libanon. Das Tempelgelände ist gut geschützt und für Besucher hergerichtet. Früher stieg man vermutlich von unten aus den Kellergewölben hinauf auf die Tempelplanade, heute betritt man über eine angebaute Treppe den Vorhof, das so genannte Hexagon (Sechseck).

Eine sechseckige Figur ist auf aller-einfachste Art zu zeichnen: Man trägt den Kreisradius sechsmal auf seinem Umfang ab, schon hat man ein perfektes Sechseck. In der Natur kommt es sehr häufig vor, sowohl bei den Bienen als auch bei ihren Gastgebern, den Blüten. Als Grundriss sakraler Bauten wäre es an erster Stelle zu erwarten. Doch es gibt keine Sechseckkirchen oder Tempel!

Hier steht die Ausnahme: Das Hexagon als Vorhalle zum großen Tempel in Baalbek. Durch seine offene Bauweise und seine unmenschliche Größe wird es allerdings nicht als solches wahrgenommen, erst auf der Planzeichnung fällt es einem auf.

Obgleich der Tempel von Baalbek in einer langen Tradition von Tempelbauten steht und auch weitere Bauten inspiriert hat, gibt es dennoch weder vorher noch nachher Sechsecke im Grundriss von Tempeln oder Kirchen. Zainab A. Müller hatte kürzlich darauf hingewiesen. Ich fand bisher nur zwei weitere Ausnahmen, zwei türkische Grabmäler in Belgrad, was prinzipiell den Sachverhalt beweist, dass Sechsecke außergewöhnlich selten sind.



Abb. 1: Die Freitreppe ist aus wenigen Monolithen hingesezt. Arbeitersparnis? Oder Vorsorge gegen Erdbeben?



Abb. 2: Einer der Basis-Steine des Jupitertempels: „groß“ ist nicht zutreffend, eher „gigantisch“.

Monolithen

Im Tempel von Baalbek gibt es noch mehr ungewöhnliche Dinge, die die Einmaligkeit dieses Bauwerks betonen. Wir übergehen den an Stelle der christlichen Basilika bruchstückhaft im 20. Jahrhundert wiedererrichteten Baal-Altar und wenden uns dem Hauptstück, dem so genannten

Jupitertempel, zu. Auf einer breiten Freitreppe steigen wir hinauf. Die Treppenstufen sind nicht aus einzelnen langen Steinquadern übereinandergeschichtet, wie es sonst immer der Fall ist, sondern bestehen aus einigen wenigen Monolithen (Abb. 1). Statt sich die Arbeit zu machen, hundert einzelne Steine heranzuschaffen und möglichst



Abb. 3: Sechs Säulen des Jupiter-Temples stehen noch. Jede ist aus drei Trommeln zusammengesetzt. Am Fuß der zweiten Säule steht ein Mensch. An der ersten Säule sieht man deutlich die Zerstörungsarbeit der Eroberer.

stabil auf einer Rampe zu Treppenstufen anzuordnen, hat man große Blöcke hingelegt und die Stufen mit perfekter Genauigkeit herausgehauen. War das Arbeitersparnis? Oder der Wunsch, dass die Anlage eventuelle Erdbeben oder gar kosmische Katastrophen überstehen möge? Vielleicht, aber für uns heute bleibt das Transportproblem unbeantwortet.

Transportprobleme hätten wir auch mit den Steinquadern, die den Unterbau des Tempels bilden: 19 m lang, 3 m hoch und 5 m breit – der schwerste Stein soll ein Gewicht von nahezu tausend Tonnen haben; mindestens 650 t errechneten wir für die rechts und links angrenzenden Steine (Abb. 2). Auch

mit zwei modernen Kränen gleichzeitig wären sie nicht hierher zu bringen. In hübschen Rekonstruktionsbildern zeigt das archäologische Institut, wie man sich den Transport denkt: An langen Seilen ziehen viele Arbeiter den Stein auf Rollen heran. Wie viel so ein Seil wiegen würde, haben die Archäologen unter den Tisch gekehrt.

gewiss, der Steinbruch liegt nicht weit, eine halbe Wegstunde (wir werden ihn nachher noch aufsuchen), aber eine zum Transport der Steine nötige drei Kilometer lange solide Straße ist nie gefunden worden, und die Zedern des Libanon wären vermutlich nicht stark genug gewesen, um als Rollen zu dienen.

Halterungen

Steigen wir also über die monolithische Treppe hinauf und staunen wir über den Rest des Giebels, der hier am Boden liegt, neben Säulentrommeln, die im Durchmesser größer sind als ein Mensch. Da die Trommeln umgestürzt daliegen, kann man die Schnittfläche anschauen und sieht die drei runden Zapfenlöcher. Was mögen das wohl für Zapfen gewesen sein, die einst diese Trommeln übereinander halten sollten? Die Frage stellt sich immer wieder, sei es bei den Klammern zwischen den Steinen der Heidenmauer auf dem Odilienberg oder bei den Bauten der Vor-Inka in den Anden, so auch hier. Die Überlegung lautet stets: Holzzwickel würden bei Hitze schrumpfen, also nichts festhalten, und bei Feuchtigkeit sich so sehr ausdehnen, dass sie den Stein sprengen. Steinzapfen wären wertlos, sie brechen bei der kleinsten Neigung der Säulen. Es können nur metallene Halterungen gewesen sein. Doch nicht jedes Metall eignet sich. Blei ist zu weich, Kupfer oder selbst Bronze wohl ebenfalls. Stahl müsste es schon sein, denn die Löcher sind nicht sehr groß, die Zapfen halten ja viele Tonnen zusammen. Aber Stahl von dieser Güte verwittert nicht, Reste davon müssten gefunden worden sein. Es fanden sich keine Reste.

An einer Längsseite des Tempels stehen noch sechs Säulen aufrecht



Abb. 4: Dieselben Säulen vom Tempelinneren gesehen: Die untersten Trommeln sind alle schräg angeschlagen, etwas mehr als ein Drittel des Umfangs.



Abb. 5: Münzen aus Elektron.

(1751 waren es noch neun Säulen). Sie sind rund 20 m hoch und bestehen aus jeweils drei Trommeln, auf ihnen liegen die Architrave. Wie sie da hinauf gebracht wurden, ist ebenso rätselhaft wie die einfache Überlegung: Wie haben die Bauleute damals die Trommeln übereinander gestellt? (Abb. 3)

Am Fuß der jeweils untersten Trommel ist Zerstörungswerk von späteren Eroberern erkennbar. Sie haben einen beträchtlichen Teil der Säulentrommel schräg abgeschlagen, ein gutes Drittel des ganzen Umfangs – mehr wäre nicht ratsam gewesen, sonst wären die Säulen umgestürzt. Dadurch liegen zwei der drei Zapfenlöcher frei – und sind natürlich leer. Ich kann mir nur einen Grund für diese schweißtreibende gezielte Zerstörungsarbeit denken: Man wollte an die Zapfen herankommen (Abb. 4). Diese müssen aus einem hochwertigen Material bestanden haben; für einfaches Eisen und selbst für gehärteten Stahl hätte man sich die Mühe nicht gemacht. Ob die Zapfen vielleicht aus Elektron gegossen waren? Diese Legierung aus Gold und Silber galt in der Antike als das härteste Metall, es war für die ältesten Münzen verwendet worden und hatte einen weiteren Vorteil: Man konnte es nicht leicht fälschen, denn das Herstellungsverfahren war ein Geheimnis. Dieses

Material hatte einen außergewöhnlichen Wert, und das rechtfertigte vielleicht die gefährliche und anstrengende Arbeit der Räuber.

Nun habe ich in heutigen Lexika unter Elektron und Elektrum nachgesehen. Zunächst erinnert man sich an den griechischen Begriff für Bernstein, dann erst an die Legierung der Münzen Kleinasiens ab etwa -600, die 80 Teile Gold mit 20 Teilen Silber verband. Sie sind übrigens winzig im Vergleich zu den hundert Jahre später gängigen silbernen Drachmenstücken; einige sind nur so groß wie mein kleiner Fingernagel. Das muss ein wertvolles Material sein! Auch einige „Regenbogenschüsseln“ der Kelten bestehen aus Elektron. Die Münzen galten tatsächlich als fälschungssicher und wurden bis zur Zeit Alexanders d. Gr. gewürdigt. Im Bode-Museum in Berlin kann man einige bewundern, genau wie in den meisten Münzkabinetten der Welt. Sogar der andere Alexander, Severus, soll welche geprägt haben. Aber in der Natur ist Elektron selten, es kommt nur bei Kongsburg in Norwegen, außerdem irgendwo in Sibirien und schließlich in Kolumbien in Südamerika vor. Im Mittelmeergebiet fehlt es. Heute versteht man im Lexikon unter Elektron allerdings einen Teil eines Atoms oder eine Legierung aus Magnesium und Aluminium, was ich hier nicht mit dem Wort meine. Ich meine das antike Elektron der Münzen.

Wenn das Geheimnis der Zapfen

am Jupitertempel von Baalbek die Archäologen interessieren würde, wäre es mit etwas Aufwand zu lüften. Die noch stehenden Säulen enthalten ja noch einige Zapfen. Ist ein Durchleuchten des Steins nicht möglich? Oder könnte es ein technisches Problem sein, eine solche Trommel zu heben? Firma Liebherr müsste es eigentlich schaffen.

Transportprobleme

Die Steine wurden übrigens nicht auf Luftkissen herangeschleift. Am Ostende des Tempels sieht man deutlich lange Kratzspuren, die so ein hunderte Tonnen schwerer Stein auf der Unterlage hinterlassen hat, als er an seine ihm zugedachte Stelle geschleift wurde. Auch auf Rollen hat man ihn offenbar nicht bewegt (Abb. 6).

Hätte man den Stein nicht gießen können, wie Beton? Dann hätte er keine Kratzspur hinterlassen. Und wie die gegossenen Blöcke so fugenlos nebeneinander gelegt worden sein könnten, wenn man sie einzeln in Formen gegossen hätte, das bleibt ebenfalls unerklärt. Den besten Beweis gegen das Gussverfahren haben wir allerdings im Steinbruch gefunden.

Weit weg ist er nicht vom Tempel, wie schon erwähnt. In jedem der beiden Täler, die durch den Abbau der Steinblöcke entstanden sind, liegt ein solcher Monolith (Abb. 7). Er ist noch mit seiner Unterlage, dem gewachsenen Fels, verbunden. Die Arbeit der Steinhauer, ihn abzulösen, bricht mittendrin ab.



Abb. 6: Kratzspuren, die vermutlich einer der gewaltigen Steinquader beim Transport auf dem gebauten Untergrund hinterließ.



Abb. 7: Der Stein im zweiten Steinbruch, der nicht mehr abtransportiert wurde. Spätere Bauleute begannen, ihn in „handliche“ Blöcke zu zerlegen, gaben aber bald auf.



Abb. 8: An der unteren Kante des nicht verwendeten Steins im Steinbruch erkennt man, dass er noch auf dem gewachsenen Fels sitzt, und man sieht an den Meißelspuren, wie die Arbeiter damals den Fels abschlugen.

Wir haben die Arbeitsspuren mit den Händen ungläubig nachgetastet. Kein Zweifel, hier wurde mit Pickhacken oder Hammer und Meißel (vermutlich aus Stahl) ganz einfach zugeschlagen, der Sockel immer mehr verkleinert. Wer Steine gießen kann, macht sich diese Arbeit nicht (Abb. 8).

Der größere der beiden Steine wäre übrigens fast in Abfällen und Unrat verschwunden, wenn sich nicht ein ausgedienter Soldat mit großer Liebe seit 1991 darum gekümmert hätte. Er wohnt neben dem Stein und wacht über das Kleinod. So haben wir diesen Beweis vor Augen: Nicht

Außerirdische und nicht Leute mit unbekannter Technologie, sondern Steinmetze mit Handwerkszeug, wie es bis zur Erfindung des Dynamits üblich war, haben den Stein bearbeitet. Die eingekerbten Streifen liegen nebeneinander in leichter Rundung, der Armbewegung folgend.

Dieter Groben hat in Synesis Nr. 3/2006 diesen Stein beschrieben, den er zusammen mit Marco Alhelm aufsuchte, und mit den prä-inkaischen Ruinen in den Anden verglichen. Von der Größe her gibt es vermutlich keinen Vergleich in der Alten Welt.

Wäre das nicht ein Grund, die rö-

mische Antike neu zu untersuchen? Oder waren es gar nicht die Römer, die diesen Tempel erbauten? Im Jahr 2001 hat eine Libanesin, Lina Murr Nehmé, in einem kleinen Büchlein ihre Meinung dazu publiziert: Baalbek sei ursprünglich phönizisch gewesen und wurde erst später von den Römern übernommen und verändert. Die gewaltigen Ausmaße und die erhaltene Basis sind vorklassisch. Ich sah auch deutlich an der Südseite des Jupitertempels, dass die alte Basis von der neuen um etwa 10° abweicht.

Das würde die bautechnischen Probleme nicht lösen, nur in eine frühere Zeit verlagern. Ob sie dadurch plausibler sind? Je älter diese Monsterbauwerke angesetzt werden, desto geheimnisvoller werden sie. Wir kennen ja alle die Faustkeile, die in jedem Museum in der ersten Vitrine liegen: Viel zu groß, als dass sie ein heutiger Mensch benützen könnte. Nicht einmal mit beiden Händen wäre der ‚Faustkeil‘ sinnvoll zu gebrauchen. Müssen wir auf Riesen schließen, die solche Faustkeile verwendeten und denen der Tempel auf den Leib geschnitten war? Haben Giganten den Tempel von Baalbek gebaut?

Literatur

Groben, Dieter (2006): Ein Rätsel aus Stein im Hochland von Bolivien: Tiahuanaco (SYNESIS Nr. 3/2006, S. 12-24)

Murr Nehmé, Lina (2001/2003): Baalbek la Phénicienne (Beyrouth und Paris)

Topper, Uwe (1977) : Das Erbe der Giganten (Olten/Schweiz)

Alle Fotos vom Verfasser

Korrektur

In dem Beitrag von Marco Alhelm „Neues aus Collasuyo“ (SYNESIS-Magazin Nr. 1/2008) ist leider ein Fehler enthalten. Das letzte Wort auf Seite 35, oberster Absatz: „Tiefengestein“ muss „Ergussgestein“ heißen.

Die Redaktion

Thema Südamerika

Marco Alhelm

Die umstrittene Kollektion des Pater Crespi in Cuenca

*„Die Wahrheit hat sich immer als einsame Sache erwiesen
und ist selten der Mehrheit gefolgt“
(Malcolm Godwin)*



Abb. 1: Das historische Zentrum des Andenstädtchens Cuenca in Ecuador. Heimat der umstrittenen Sammlung von Pater Carlos Crespi. Im Bild die neue Kathedrale, deren Bau im Jahre 1886 begonnen wurde. Es gibt in dieser Stadt, die ein Paradies für an Archäologie interessierte Zeitgenossen ist, noch zahlreiche weitere Museen, die sich speziell den alten Kulturen Ecuadors widmen und mit tausenden von sehenswerten Exponaten aufwarten können.

Vieles ist bereits über die ungewöhnliche Sammlung des Pater Carlos Crespi niedergeschrieben worden, meist im Zusammenhang mit mysteriösen Höhlensystemen in den Anden des südamerikanischen Andenstaates Ecuador.

Fakt ist, dass bisher nicht ein einziger Forscher Beweise ans Tageslicht gebracht hat, die die Existenz von künstlichen Höhlen oder Tunnelsystemen in Ecuador belegen, in welchen angeblich Unmengen an Artefakten liegen sollen.

Alle Jahre wieder tauchen Meldungen in der Presse auf, die von neuen Expeditionen berichten, die sich auf

die Suche nach den geheimnisvollen Tunnelsystemen begeben haben. Vom Ausgang dieser Unternehmungen hört man dann in der Regel aber kaum noch etwas. Ein lesenswertes Buch über bisher durchgeführte Expeditionen stellt Stan Hall's Werk „Tayos Gold“ dar. [1]

Hall will auch schon in den „Metallbibliotheken“ gewesen sein. Eindeutige Beweise für diese Behauptungen brachte aber auch er nicht vor. Und in Ecuador selbst weiß man auch nichts von seinen angeblich grandiosen Entdeckungen, die er via Internetz publik machte. [2]

Aber bleiben wir in Cuenca, einer

kleinen, liebenswürdigen Stadt mit etwa 360.000 Einwohnern, gelegen in einem Talkessel auf ungefähr 2500 Metern Höhe in den ecuadorianischen Anden.

In diesem Städtchen lebte der gebürtige Mailänder Pater Carlos Crespi, der im Jahr 1982 verstarb. Im Jahr 1923 begab sich der Pater als Missionar nach Ecuador. Zunächst war er in östlichen Regionen des Landes als Missionar tätig, später zog es ihn dann nach Cuenca, wo er im Jahr 1935 eine Schule gründete und auch ein Museum eröffnete. Dort stellte er Exponate einheimischer Kulturen aus, wie etwa



Abb. 2: Zwei Exponate mit Symbolen oder Schriftzeichen aus der Sammlung des Pater Crespi.

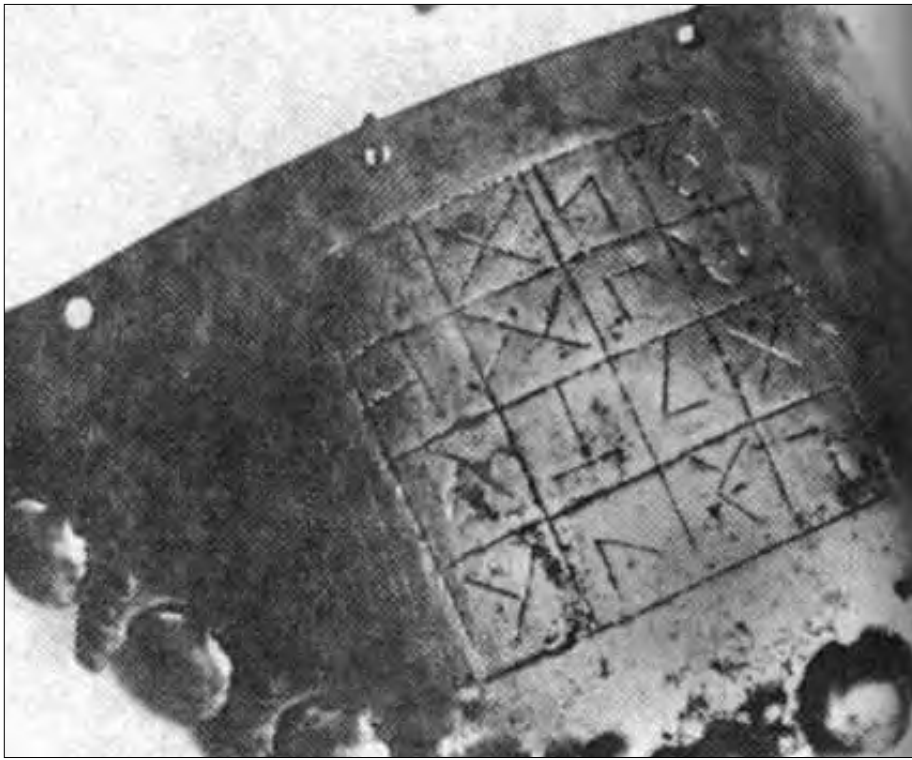


Abb. 3: Maske (?) aus der Kollektion Crespi. Ebenfalls mit Symbolen oder Schriftzeichen versehen.

Alltagsgegenstände und Objekte aus dem kultischen Bereich und Leben der indigenen Stämme Ecuadors.

Im Jahr 1962 ereignete sich eine Tragödie in Cuenca: Das Museum wurde durch einen Brand zu einem Großteil zerstört. Crespi sammelte aber fleißig weiter. Er kaufte zahlreiche Gegenstände von den Indigenas, und so erweiterte sich seine Sammlung immens. Die genaue Herkunft der Stücke ist nicht geklärt. Mal lese ich, es seien Restbestände von den Schätzen der Inka, mal sollen sie aus den bereits erwähnten Höhlen in Ecuador und somit von den dortigen alten Hochkulturen stammen.

Aber was waren das für Artefakte, die der Pater hortete? Und wo befinden sie sich heute?

Der gute alte Crespi sammelte eigentlich alles, was irgendwie im Zusammenhang mit den alten Kulturen Ecuadors stand: Gebrauchsgegenstände, Ritualgegenstände, Keramiken, Götterfiguren aus Stein und Holz und eben auch jene umstrittenen Metallplatten, welche seit dem Erscheinen des Buches „Aussaat und Kosmos“ im Jahr 1972 von Sonntagforscher Erich von Däniken für Diskussionen und Aufsehen sorgten.

Für die Mehrheit der Amerikanisten sind diese Artefakte jedoch plumpe, zeitgenössische Fälschungen der dor-

tigen Indios. Die Fachwelt beschäftigt sich daher kaum noch mit dieser Anhäufung von Kuriositäten. Zweifellos wurden einige Stücke eindeutig als Fälschung erkannt, wie der Chefrestaurator des Museo del banco central in einem Interview erzählte. Anderen wurde wiederum ein Alter von mehreren Jahrhunderten bis hin zu 3000 Jahren zugesprochen [13].

Die Debatte hierüber ist allerdings nach wie vor nicht vorbei, ich werde mich jedoch an dieser Stelle nicht weiter damit auseinandersetzen und möchte nur das berichten, was mir vor Ort gesagt wurde. Weiterführende Literatur ist im Literaturnachweis aufgeführt.

Nach dem Tod des Paters wurde ein beachtlicher Teil seiner Sammlung, es waren mehrere tausend Exponate, vom Museo del banco central in Cuenca aufgekauft. Es handelte sich hier um Objekte, die nach Meinung der damaligen Experten keine Fälschungen darstellen. Offiziell ausgestellt wurden sie allerdings nie. Unter anderem, weil man die Stücke auch nach mehr als 25 Jahren noch nicht vollständig katalogisiert hat. Die Uhren ticken halt anders auf dem südamerikanischen Kontinent.

Erschwert wird diese Arbeit aber auch dadurch, dass man viele Artefakte keiner bekannten Kultur zuordnen kann. Und bei zahlreichen liegt auch

die Herkunft im Dunkeln, ihre Echtheit wird aber nicht in Frage gestellt, nur die Einordnung in die verschiedenen Kulturepochen wird dadurch enorm erschwert, da weder die Fundorte, noch die Umstände der Bergung der Funde bekannt sind und somit eine planmäßige Untersuchung und Auswertung der Fundstellen nicht möglich ist.

Im Oktober des letzten Jahres befand ich mich im Norden Perus, genauer gesagt in Piura, als ich den Entschluss fasste, mich nach Ecuador aufzumachen, um einfach mal die Fachleute in Cuenca zu der Sammlung des Paters zu befragen. Im Bus ist diese Reise an einem Tag zu bewältigen. Die Route führt von der kargen und öden nordperuanischen Wüstenlandschaft über die heißeste Stadt Ecuadors, Macara, wo sich auch der Grenzübergang befindet, hin zu landschaftlich reizvollen Andentälern über kurvige Pässe, bis man endlich in Cuenca ankommt.

Dort nahm ich dann gleich am nächsten Tage Kontakt mit drei Fachleuten auf dem Gebiet der alten ecuadorianischen Kulturen auf. Zunächst traf ich mich mit dem Direktor des Museo Principal „Remigo Crespo Toral“, Herrn Lcdo. Francisco Alvarez Pazos. Ein weiterer Termin führte mich zum Museo del banco Central, wo ich mich mit Herrn Andrés Abad, Direktor der Kulturabteilung, traf.



Abb. 4: Fundstück aus Glozel, Frankreich. Hier wurden auch ähnliche Zeichen wie auf den Artefakten in Cuenca eingearbeitet. Das Material ist gebrannter Ton.

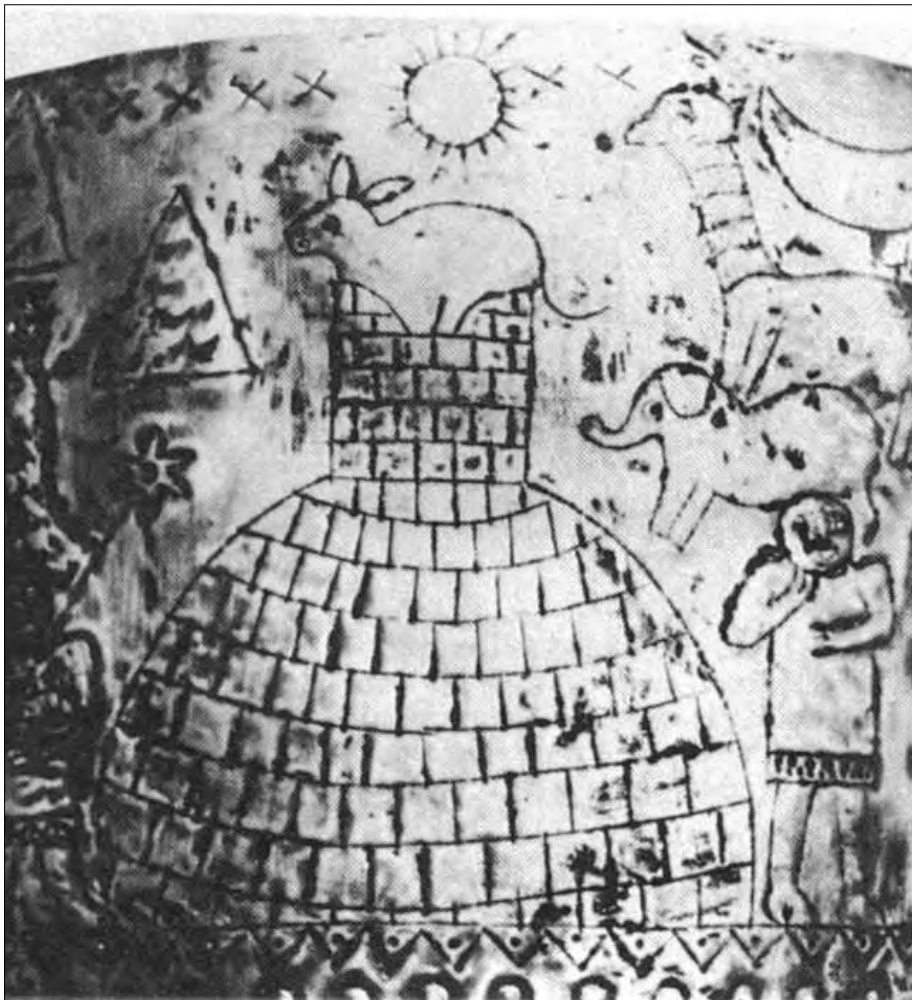


Abb. 5: Metallene Platte aus Cuenca, Ecuador. Sehr primitive Darstellungen einiger Tiere, eines Mannes, eines Rundbaues (?), eines Sternchens, Sonne und Mond sowie zwei Dreiecken (Pyramiden?).

Anschließend sprach ich noch mit Herr José Maldonado, dem Chefrestaurator des oben genannten Museums.

In Kürze sei hier das wiedergegeben, was mir die drei Experten über die ungewöhnliche Sammlung Crespi erzählt haben:

- Es gäbe keine echten Platten, auf denen Schriftsymbole abgebildet sind.
- Überhaupt seien nahezu alle Platten (Bezugnehmend auf die von Däniken und Konsorten veröffentlichten Exponate) simple Fälschungen aus Messing und Blech.
- In Cuenca selbst seien keine dieser Objekte mehr aufzufinden. Man wüsste selber nicht, wo viele dieser Stücke sich mittlerweile befänden. Eine Ausnahme bilden die Exponate der Unsolved Mysteries-Ausstellung, siehe nächster Punkt.
- Artefakte, die im Rahmen der Unsolved Mysteries-Ausstellung gezeigt wurden und werden, seien Fälschungen. Einschließlich des bekannten „leuchtenden“ Pyrami-

densteins sowie weitere Ausstellungsstücke.

- Man ist es leid, dass einige Leute einfach nicht die Wahrheit akzeptieren wollen.
- Durch die Jagd nach dem „Gold der Götter“ sei viel Schaden angerichtet worden.
- Objekte, deren Echtheit anerkannt wurde, befänden sich im Archiv des Museo del banco central. Darunter befänden sich aber keine Metallplatten (Dies habe ich selbst überprüft, es stimmt).

Der Leser möge sich seine eigene Meinung bilden. Ich hatte jedoch den Eindruck, dass man mir nicht die ganze Wahrheit sagen wollte. Doch das muss nichts bedeuten.

Lediglich José Maldonado räumte die Möglichkeit ein, dass einige der Metallplatten echt sein könnten. Auch sagte er, dass im städtischen Salesianerkloster namens Maria Auxiladora noch einige Platten lägen, welche die dortigen Geistlichen aber nicht rausrückten. Schade!

Auf Spekulationen ließ sich Herr Maldonado nicht ein.

Dennoch frage ich mich nach wie vor, wo sich die Einheimischen dort in Cuenca die Kenntnisse alter Schriften angeeignet haben, die stark jenen von

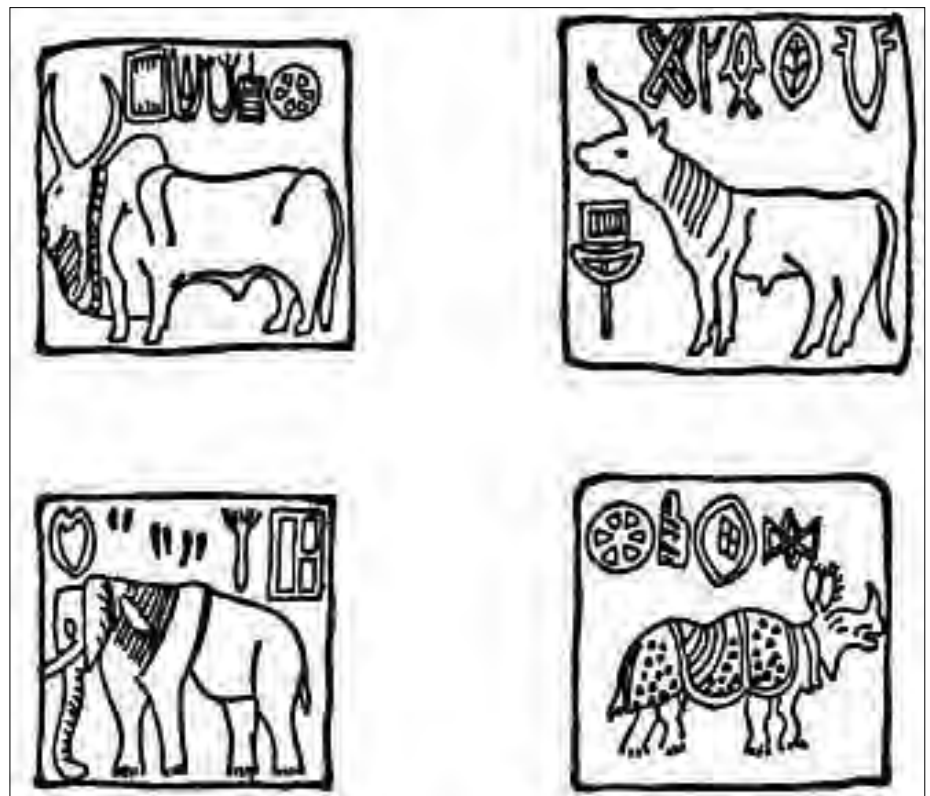


Abb. 6: Steatit-Siegel der Indus-Kultur mit Schriftzeichen, Pakistan.



Abb. 7: Der Pokotia-Monolith aus Bolivien.

Glozel in der Nähe von Vichy, Frankreich, ähneln (man vergleiche bitte die Abbildungen 2, 3 und 4).

Entdeckt wurden diese im März des



Abb. 8: Detailansicht der Rückseite des Pokotia-Monolithen. Handelt es sich hier um Schriftzeichen oder um bloße Symbole?

Jahres 1924 durch den Landwirt Emile Fradin. Aber hier handelt es sich ja auch bloß um simple Falsifikate, die von Bauern angefertigt wurden, glaubt man einigen Fachleuten. Und dies, obwohl Geologen bestätigten, dass die Bodenschichten, in denen die Glozel- Objekte gefunden wurden, vorher nicht berührt worden seien! [11, 12]

Andere Forscher sehen auch Parallelen zur Schrift der Induskultur¹ (Abb. 6), was aber wohl nur auf eine Metall-

stele des Crespi zutrifft (Zu sehen in Erich von Dänikens Buch „Aussaat und Kosmos“, Bild 11 [6]).

Ebenso wurden die beschrifteten Steine aus Burrow's Cave in Nordamerika als Vergleichsobjekte herangezogen. Hier sind die gesamten Umstände der Ausgrabungen und Auswertung der Objekte noch weitaus komplizierter als im Fall Crespi, und allem Anschein nach handelt es sich hier um Fälschungen [15].



Abb. 9 – 14: Im Archiv des Museo del banco central in Cuenca. Hier befinden sich sämtliche von der Bank aufgekaufte Exponate der Sammlung Crespi. Der Großteil liegt verstreut auf dem Boden herum oder zusammengewürfelt in Behältern. Nur ein kleiner Teil wurde bisher katalogisiert und klassifiziert.



Abb. 10

Wobei aber auch gesagt werden muss, dass eine umfassende Untersuchung der Artefakte bisher ausblieb (Für mehr Informationen siehe [3, 4, 14, 15]). Mir kam beim Betrachten der Symbole auf den Crespi-Platten ein anderes bemerkenswertes Exponat in den Sinn. In Bolivien, in der Nähe von Tiahuanaco, wurde im Jahr 2002 ein bemerkenswerter Monolith entdeckt, der sich heute im Goldmuseum von La Paz befindet (Abb. 7). Das besondere an dem so genannten Pokotia-Monolithen sind die auf seinem Rücken eingemeißelten Symbole, die vereinzelt an jene aus Cuenca erinnern. Sollte es sich auch in diesem Fall um eine entwickelte Schrift handeln? Es könnten aber auch bloß Symbole sein. Bis auf die Deutungsversuche von Clyde Winters [16] fehlen bisher weitere eingehende sprachwissenschaftliche Untersuchungen der Zeichen auf dem Monolithen. Glücklicherweise sind dieses Mal aber die Fundumstände bekannt und eine Fälschung kommt somit nicht in Betracht.

Begeben wir uns zurück nach Cuenca.

Die primitiven Darstellungen von Personen, Karnickeln auf Rundbauten (?), Elefanten und Flügelwesen auf den Crespi-Platten wirken auf mich auch eher wie plumpe Fälschungen (Abb. 5), die im Vergleich zu Kunstwerken anderer präkolumbischer Kulturen beinahe lächerlich erscheinen.

Um aber die Schriftzeichen und Symbole zu kopieren und fälschen, hätte man schon Fachliteratur heranziehen müssen. Und ich bezweifle, dass diese Literatur in den 60er Jahren in Cuenca für jedermann zugänglich war.

Eine einfache Bildersuche per Internet war in jenen Tagen schließlich noch nicht möglich.

Ich bin sehr gespannt, was zukünftige Forscher über die Akte Crespi noch in Erfahrung bringen werden. Abgeschlossen ist dieser Fall nämlich noch lange nicht.

Im Folgenden möchte ich noch einige Fotos zeigen, welche ich im Archiv des Museo del banco central aufnahm. Dank an Andrés Abad, der mir die Türen zu diesen nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Kellerräumen geöffnet hat.

Zu sehen sind die von der Bank aufgekauften Exponate aus der Sammlung von Carlos Crespi. Zigtausende, bisher nicht katalogisierte Fundstücke aus allen Teilen Ecuadors.



Abb. 11



Abb. 12

Anmerkungen

- ¹ Die Indus-Kultur, auch Harappa-Kultur genannt, tauchte etwa um -2600 bis -2300 in der Schwemmlandebene des Indus im heutigen Pakistan auf. Um das Jahr -1750 brach die Indus-Kultur aus bisher noch ungeklärten Gründen plötz-

lich zusammen. Möglicherweise hängt dies mit Überschwemmungen des Indus zusammen, oder mit einer ökologischen Katastrophe durch übermäßige Entwaldung. Bekannte Städte dieser frühen Hochkultur sind Harappa sowie Mohenjo-Daro. Merkmale dieser frühen Hochkul-

tur waren ein ausgeprägter Handel mit Nachbarkulturen, wie etwa nach Sumer oder Persien, ein moderner, nach dem Schachbrettmuster angelegter Städtebau sowie eine hoch entwickelte Landwirtschaft. Auch wurden schon Standardmaße und -Gewichte verwendet, was auf eine ausgeprägte Organisation hinweist. Die Städte der Indus-Kultur wiesen bereits ein beeindruckendes Abwassersystem auf. Baumaterialien waren hauptsächlich gebrannte oder an der Luft getrocknete Lehmziegel. Am interessantesten ist jedoch ihre Entwicklung einer eigenen Schrift, die auf Siegel aus Steatit (Speckstein) geschrieben wurde. An der Entzifferung dieser Schriftsymbole beteiligte sich maßgeblich der mittlerweile verstorbene deutsche Linguist Dr. Kurt Schildmann [14]. Von der Fachwelt wurden seine Arbeiten allerdings bisher nicht vollständig anerkannt.

Literatur

- [1] Stan Hall: Tayos Gold. The Archives of Atlantis, Kempton 2006
- [2] www.goldlibrary.com
- [3] Luc Bürgin: Geheimakte Archäologie, München 1998
- [4] Luc Bürgin: Rätsel der Archäologie, München 2003
- [5] K. Donau / R. Habeck: Im Labyrinth des Unerklärlichen, Rottenburg 2004
- [6] Erich von Däniken: The Gold of the Gods, 1972. Deutsche Ausgabe: Aussaat und Kosmos, Econ Verlag 1972
- [7] Erich von Däniken: Meine Welt in Bildern, 2. Aufl. 1973
- [8] Erich von Däniken: Falsch informiert! Rottenburg 2007
- [9] Peter Kaufhold: Von den Göttern verlassen, München 1984
- [10] J. Heriberto Rojas C.: El castillo de Ingapirca, Cuenca 1995
- [11] Louis Charpentier: Die Riesen und der Ursprung der Kultur, Stuttgart 1972
- [12] Siegfried Hagl: Das Rätsel von Glozel. Artikel auf: www.gral.de Rubrik Merkwürdige Geschichten, Teil 24
- [13] Interview mit José Maldonado in: Sagenhafte Zeiten, Ausgabe 2/2005, Seite 24 ff.
- [14] Kurt Schildmann: Als das Raumschiff Athena die Erde kippte. Indus, Burrows-Cave und Glozel-Texte entziffert, Suhl 1999



Abb. 13



Abb. 14

- [15] Dieter Vogl: Fragezeichen zu Burrows Cave. Artikel in SYNESIS Nr. 24/1997
- [16] www.bibliotecapleyades.net/arqueologia/esp_boliviarosseta_5.htm

Bildnachweis

- Abb. 1, 9-14: Marco Alhelm, Oktober 2007
- Abb. 2, 3, 5 aus: Charles Berlitz, Geheimnisse versunkener Welten, 2. Aufl. Societäts-Verlag 1973
- Abb. 4 aus: Louis Charpentier, Die

Riesen und der Ursprung der Kultur, Stuttgart 1972

Abb. 6 aus: Warwick Bray / David Trump, Lexikon der Archäologie. Edition Praeger GmbH München 1973

Abb. 7: Marco Alhelm, September 2004

Abb. 8: Archiv des Archäologischen Museums in La Paz, Bolivien. Mit freundlicher Genehmigung der Herren Freddy Arce Helguero und Dr. J. Miranda Luizaga.

Thema Externsteine

Matthias Wenger

Der Kampf um die Externsteine

**Mit welchen Methoden wurde er ausgetragen
und was verraten diese über ihre urgeschichtliche Bedeutung?**

Ein Besucher der Externsteine, der zunächst einmal angetan und beeindruckt ist von der landschaftlichen Schönheit der Umgebung und der machtvollen Präsenz der gewaltigen Felsreihe, wird bei einem gewissen historischen Interesse sehr schnell mit folgendem konfrontiert: Die Externsteine sind in ideologischer Hinsicht in der Gegenwart ein umkämpftes Objekt. Man streitet sich leidenschaftlich um ihre historische, religiös-kultische und kulturgeschichtliche Bedeutung.

Wie bei vielen alten Bauten, die mit „Naturdenkmälern“ verknüpft sind, wie z. B. der Teufelsmauer bei Thale oder dem Klusfelsen bei Goslar ist es von vornherein überhaupt nicht klar, welcher Funktion eine solche Anlage gedient haben könnte.

Gerade bei den Externsteinen stehen ganz unterschiedliche, wenn auch nicht unbedingt unvereinbare Deutungen neben- und gegeneinander.

Astroarchäologen bewerten die Steine als Stätte kultischer Gestirnsbeobachtung, Anthroposophen sehen in ihnen eine Einweihungsstätte. Braune Romantiker gewichten sie als Zentralheiligtum einer „germanischen Rasse“, während technologisch kühl kalkulierende Deuter wie Gernot L. Geise sie als Refugium technologischer Funktionen (z. B. als Signalanlage) deuten. Moderne Parteigänger römisch-katholischer Interessen interpretieren die Sinngebung der Steine in Verbindung mit vorhandenen Relikten ebenso unzweideutig: Sie seien eine christlich-kirchliche Stätte gewesen, an der gottesdienstliche Handlungen für Pilger abgehalten wurden, die die Steine mit ihrer Nachbildung des heiligen Grabes Jesu ersatzweise statt einer Wallfahrt nach Jerusalem aufsuchten.



Zugang zur Höhle in Felsen 1 („Petrus-Grotte“)

Spannend wird es bei den Externsteinen deshalb, weil die Zwiespältigkeit ihrer Einordnung keine ausschließlich moderne Erscheinung darstellt.

Auch in historischer Zeit, spricht vor ca. 400 bis 700 Jahren stritt man sich schon einmal über die Frage: Wohin gehören die Steine tatsächlich, oder etwas präziser gefasst in einem



Krypta der Abdinghofkirche

relativ simplen immobilienrechtlichen Verständnis: Wem gehören die Steine eigentlich? Wie bei Immobilien üblich muss ein derartiges Besitzverhältnis belegbar, dokumentiert sein. Von einem solchen Beleg war auch wiederholt in verschiedenen anderen Dokumenten die Rede - es ist eine Urkunde, die der Paderborner Bischof Heinrich v. Werl (amtierend von 1090-1128) verfasst haben soll. Ihr Inhalt: Im Jahre 1093 soll das Paderborner Kloster Abdinghof die Externsteine erworben haben - von einer regionalen Adelsfamilie, bei der eine Mutter als Alleinerbin stellvertretend für ihre drei Söhne handelte.

Wichtig ist festzuhalten: Diese Urkunde existiert natürlich nicht mehr im Original. In anderen Dokumenten wird berichtet, dass der Paderborner Fürstbischof Ferdinand sie dem lippischen Grafen Simon VII. überreicht habe - im Jahre 1620! Der lippische Kanzler Konrad Niebecker hatte sie hingegen bereits im Jahre 1617 als Fälschung bezeichnet, indem er von einer „verlorenen Charte“ sprach.

All dem war schon im Oktober 1592 ein formeller Versuch seitens des Abdinghofer Abtes vorausgegangen, durch Einführung eines neuen Lehnsherrn den Besitzanspruch auf die Steine zu festigen und offiziell gleichsam zu besiegeln. Dafür hatte sich die seit 1605

reformierte, also protestantisch gewordene lippische Landesregierung im Jahre 1611 revanchiert, indem sie die Externsteine kurzerhand beschlagnahmte. Das wurde im Westfälischen Frieden von 1648 noch einmal bekräftigt.

Das Erzbistum Paderborn erachtete die Externsteine als so bedeutsam, dass es noch danach mithilfe des Großherzogs von Florenz den Versuch unternahm, sie zurückzukaufen - was nach dem Stocken entsprechender Verhandlungen im Jahre 1659 endgültig gescheitert war.

Zunächst einmal wäre die Frage zu stellen: Gibt es eindeutige Beweise dafür, dass die Kaufurkunde aus dem Jahre 1093 tatsächlich gefälscht worden war? Allerdings gibt es die und zwar hauptsächlich zwei:

1. Die zahlreichen Dokumente aus der Zeit von 1146 bis 1338, die die Besitzgüter des Klosters Abdinghof beinhalten und beschreiben, erwähnen die Externsteine mit keinem Wort!
2. Demgegenüber belegen verschiedene Urkunden der Jahre 1367, 1385 und 1469, dass der Lehnsherr des an den Externsteinen lebenden Klausners der lippische Landesherr war!

Die Schlussfolgerungen aus diesen verschiedenen lehnsrechtlichen

Dokumenten sind vor allem: Die Externsteine waren nicht kirchliches (klösterliches), sondern persönliches („privates“) Eigentum, die Belehnung mit der Nutzung einer geistlich-kultischen Stätte durch den Landesherrn zeugen vom Brauch der „Eigenkirche“. Was versteht man darunter? Es handelt sich hier um ein Gotteshaus, das einem adligen Grundbesitzer gehört, dessen eigentlicher Besitz daran der Altargrund darstellt - und der zugleich auch über die geistliche Leitungsgewalt an dieser Stätte verfügt. Dieser Vorrang des adligen Grundeigentümers im Gegensatz zum Bischof spiegelt sich auch darin wider, dass er den an dieser „Eigenkirche“ (s. Anmerkung) tätigen Geistlichen einsetzt.

Um aber den Machtanspruch der römischen Katholiken auf die Externsteine mit größerem Nachdruck zu befestigen, fuhr man noch schwerere Geschütze auf. Papier ist schließlich geduldig - aber ein in Stein gemeißeltes Dokument ist mehr als das, es ist gewissermaßen ein archäologisches Faktum. Und genau das behauptet man angesichts einer mysteriösen Inschrift, die sich links neben der Tür in der Höhle des Felsens 1 befindet. Über den Inhalt dieser Inschrift, d. h. ihre bloße Abfolge in Buchstaben gibt es allein derartig viele Auffassungen, dass man über die vorliegende Überzeugtheit ihrer Deutung bzw. Interpretation nur umso erstaunter sein kann.

Diese „Inschrift“, die aus drei Zeilen besteht, ist schon allein in der zweiten und dritten Zeile derartig undeutlich, verwaschen, ja geradezu unfertig, dass man sagen muss: Beweisen kann man damit gar nichts. Die lateinischen Redewendungen werden mal als auf „diese Kirche ...“, „diese Kapelle ...“ oder wahlweise „diesen Altar ...“ hindeutend interpretiert. Zugleich finden sich Zahlen und Namen, die darauf hindeuten könnten, dass im Jahre 1115 ein Bischof Heinrich diesen Ort (Kirche, Kapelle oder Altar!) geweiht hat. Ein bemerkenswerter Zufall, ist es doch genau jener Kirchenfürst, dem die Überlieferung der Abdinghofer Kaufurkunde zugeschrieben wird!

Das Ganze läuft darauf hinaus, dass sich hier eine schriftliche und eine steinerne Urkunde gegenseitig ergänzen - oder gegenseitig stützen. Aber auch hier gilt, dass erst spät bekannt wird, was man gern im tiefen Mittelalter verortet - denn erst im Jahre 1620 erfahren wir überhaupt von dieser

Inschrift, da Bernhard VII. zur Lippe sie in einem Schriftsatz an Abdinghof erwähnt.

Natürlich wäre es zu schön um wahr zu sein - aber es gibt einen noch gewichtigeren Grund, um die Echtheit der Inschrift, bzw. ihre zeitliche Einordnung in Zweifel zu ziehen: Einen bau- bzw. architekturgeschichtlichen. Ist doch der Untergrund der Inschrift, bzw. die Wandglättung, entsprechend derjenigen des Nachbarfelsens als „hochgotisch“ zu bewerten, was auf das 14. Jahrhundert deutet! So jedenfalls das Urteil des Dombaumeisters Dr. Friedrich aus Ulm. Folglich würde auch hier eine mindestens 200 Jahre hinzufügende Fälschung vorliegen, die zudem ähnlich zeitlich zu verorten ist, wie die Fälschung der Kaufurkunde!

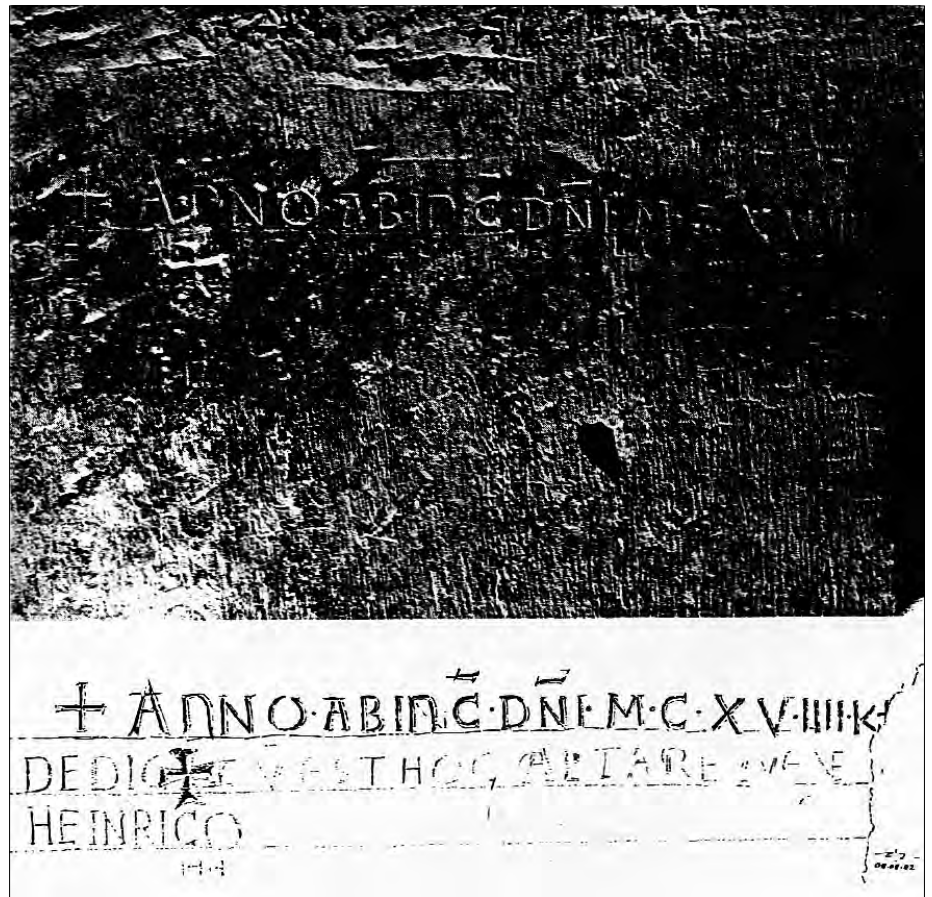
Wer sich schon einmal in der Landschaft um die Externsteine umgeschaut hat, wird sich unwillkürlich die Frage stellen: Warum dieser jahrhundertelange Kampf um eine Ansammlung von Felsen in einem relativ unwegsamen, wirtschaftlich kaum bedeutsamen Gebiet?

Die Analyse des Fälschungsvorganges erhärtet den Verdacht, dass die Kontrolle über diesen Ort und seine mutmaßlichen Funktionen und Möglichkeiten von herausragender Bedeutung war. Das würde aber nicht nur bedeuten, dass die römisch-katholische Kirche jenseits dogmatischer Allgemeinplätze ihrer Lehre hinaus über ein bestimmtes Hintergrundwissen verfügte - und dass ein regionaler Fürst eine metaphysische Funktion innehatte, die über eine ökonomisch-politische Machtposition weit hinausging. Waren dieses Hintergrundwissen und eine damit verbundene spirituelle Funktion das Wissen um das energetische Gepräge der Landschaft?

In jedem Fall stellt die hier geschilderte Auseinandersetzung eine interessante „Fußnote“ der chronologiegeschichtlichen Diskussionen dar: Versucht die römisch-katholische Kirche doch hier in einem speziellen Fall, im Angesicht der Neuzeit eine ins „Mittelalter“ gehörende Episode im Lichte ihrer Interessenlage so zu bewerten, dass sich rückblickend ein kirchlicher Rechts- und Besitzanspruch ergibt. Das stellt ein weiteres, wenn auch eines von vielen anderen Kapiteln der Strategie dar, ein imaginäres Bild der „mittelalterlichen“ Geschichte zu entwerfen. Man darf sich die Frage stellen, von welchen frühgeschichtlichen



Weihinschrift in der Höhle des Felsen 1



Gegebenheiten die Kirche abzulenken versuchte, indem sie sich selbst an einer Stelle „eintrug“, an der jemand anders gestanden haben muss.

Quelle

Freerk Hays Hamkens. Der Externstein. Wege und Irrwege der Forschung. Burkhart Weecke Verlag Horn 2000.

Anmerkung zum Begriff

Eigenkirche ist die Bezeichnung für eine Kirche, die besonders im Mittelalter durch einen Grundbesitzer auf eigenem Grund u. Boden errichtet wurde. Der Besitzer bestellte die Priester nach eigenem Gutdünken. Die Bischöfe bekämpften das Eigenkirchenwesen, das im 12. und 13. Jahrhundert weitgehend beendet wurde.

Quelle: <http://www.stud.tu-ilmenau.de/~anne-wi/ojemini/new/E.php>

Thema Radiästhesie

Manfred Backes

Radiästhesie der Frauenberge

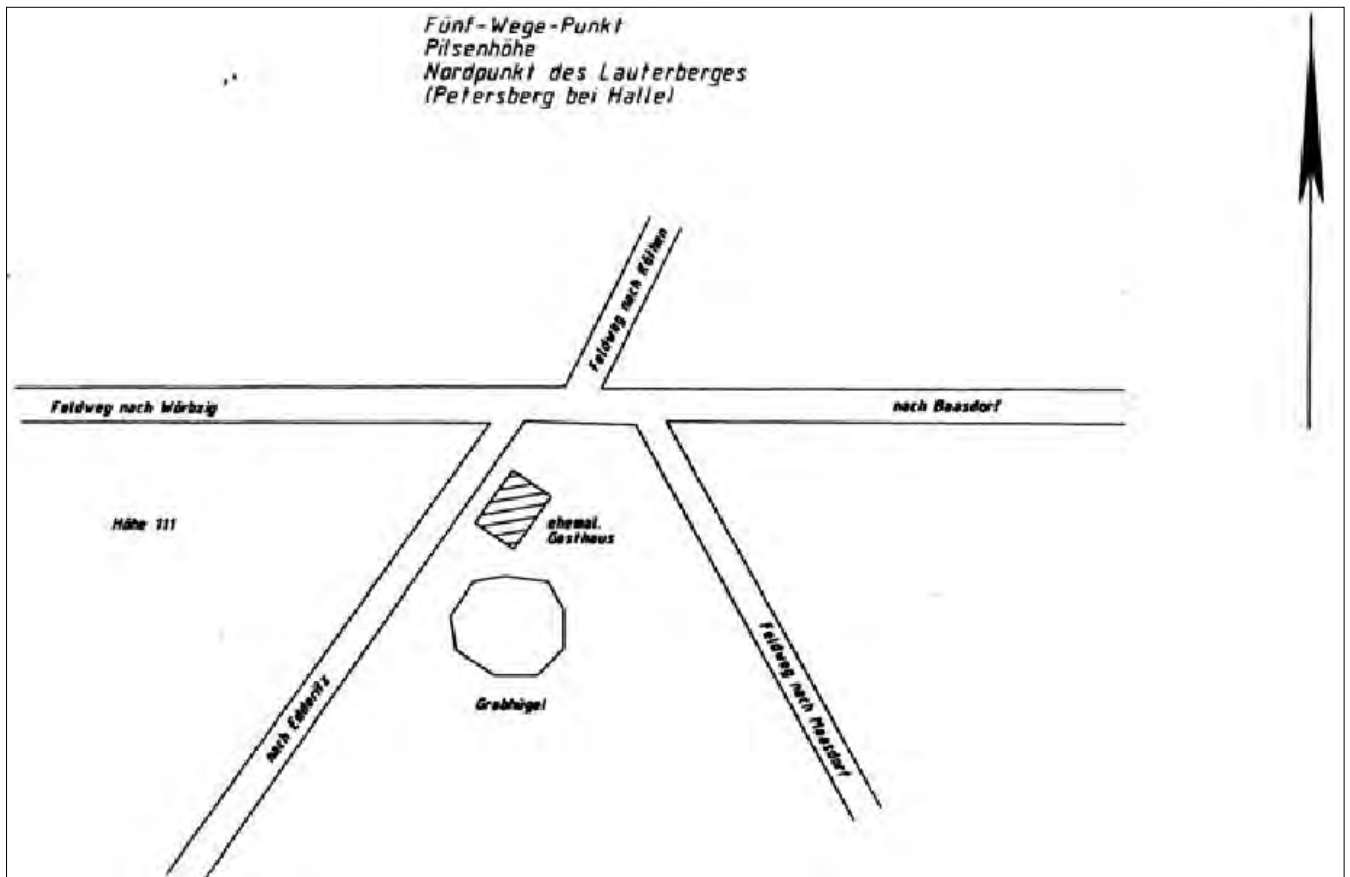


Abb. 1: Die Pilsenhöhe bei Edderitz

1. Einleitung

Bedingt durch meine berufliche Ausrichtung habe ich mit vermessungstechnischen Mitteln um Goseck, in der Goldenen Aue und um den Petersberg bei Halle/Saale die Horizontastronomie der Vorzeit untersucht.

Ein Untersuchungsschwerpunkt meiner archäoastronomischen Arbeiten waren Observatorien der Goseck-Klasse, bei denen ich mich mit den heute noch nachweisbaren Horizontpunkten des Auf- und Untergangs der Extreme von Sonne und Mond beschäftigte.

Ein anderer Schwerpunkt waren die Observatorien vom Typ Weltmittelpunkt. Hier konnte ich den Nachweis führen, dass es zum einen Weltmittelpunkte gab, bei denen der Horizontbogen in 32 äquiangulare Sektoren geteilt wurde (z. B. Einzingen, der „klassische“ Welt-

mittelpunkt). Daneben gab es aber auch Weltmittelpunkte, bei denen der Horizontbogen in 12 äquiangulare Sektoren geteilt wurde (z. B. der Petersberg bei Halle/Saale). Zurzeit arbeite ich an dem Nachweis, dass diese Einteilung zu einer 24er Teilung des Horizontbogens verfeinert wurde. Daran schließt sich ganz natürlich die Frage an, ob diese vorgeschichtliche Weltbetrachtung der Vorläufer des Prinzips von Kartierungen war, auf dem die „aus dem Nichts“ im 13. Jahrhundert aufgetauchten Portolan-karten beruhen.

Eine wichtige Erkenntnis über die Weltmittelpunkte war, dass bei allen, die ich bisher untersucht habe, der nördliche Horizontpunkt dadurch gekennzeichnet ist, dass es an seiner Stelle ein vorgeschichtliches Bauwerk gibt (z. B. heute als „Grabhügel“ bezeichnet) und auf ihn fünf Wege

zulaufen. Ein Beispiel dafür ist die Pilsenhöhe bei Edderitz als Nordpunkt des Weltmittelpunktes Petersberg bei Halle/Saale.

Für die Symbolhaftigkeit der „Fünf“ an diesem Nordpunkt habe ich bisher keine befriedigende Erklärung. Der Aspekt des Übergangs an diesem Punkt zwischen dem Drehpunkt der Weltachse (Asgard) und dem Tiefpunkt der Ekliptik (Hel) ist mir klar, aber wie passt das zur geradezu aufdringlichen Verwendung der „Fünf“? Ist damit die dunkle Erdmutter als Herrin über Leben und Tod gemeint, aber was hat sie mit dem Norden zu tun?

Bei den Horizontpunkten benachbarter Observatorien konnte ich immer wieder Überschneidungen feststellen, d. h. ein Horizontpunkt war Zielpunkt verschiedener Observatorien mit unterschiedlicher Be-

- Kartierung auf der Basis geodätischer Software.

Mit diesen Untersuchungsmethoden war es mir nicht möglich, die wahre Natur der oben genannten Objekte zu enträtseln. Erst nach einer langen Vorbereitungszeit testete ich die Radiästhesie auf ihre Verwendungsfähigkeit.

2. Radiästhesie und Ringstrukturen

Radiästhesie (lateinisch *radius*, »Strahl«, griechisch *aisthanomai*, »empfinden«) bedeutet Strahlenfähigkeit oder Strahlenempfindlichkeit. Geprägt wurde der Begriff 1930 durch den Geistlichen Abbé Mermet L. Bouly. Zum ersten Mal kam ich mit dieser alternativen Untersuchungsmethode durch Herrn Wolfram Voigt, Schkölen/Willschütz, in Berührung. Am Igelsberg-Hügel bei Goseck stellte er durch seine Arbeit mit einer Rute fest, dass dieser Punkt von einer Ringstruktur umgeben war, die an zwei Stellen unterbrochen war und zwar genau in die Nord- und Ostrichtung.

Die Ringstruktur bestand aus mehreren feststellbaren konzentrischen „Kraftlinien“, die an den bezeichneten Richtungen etwa zwei Meter breit unterbrochen waren und damit „Tore“ bildeten. Mit Unterstützung von Herrn Paul Meyer, Tilleda, habe ich diese Untersuchungsmethode auch auf die Objekte Rohrbach und Einzingen angewandt und wieder Kreisstrukturen festgestellt. An dieser Stelle wurde endgültig mein Interesse für die Radiästhesie geweckt. Eines meiner ersten Untersuchungsobjekte war der Gipfel des Petersberges. Rund um die Alte Kapelle nördlich der Stiftskirche stellte ich eine Ringstruktur fest. Der Zentralpunkt war genau die Mitte der Rotunde der Alten Kapelle und ein Tor im Ring öffnete sich nach Westen. Erfreut über meine Erfolge untersuchte ich auch meinen Kleingarten und stellte zu meiner Überraschung fest, dass sich auch dort eine Ringstruktur feststellen ließ mit einer Toröffnung nach Süden. Der Zentralpunkt befand sich aber nicht auf einem Kultplatz, sondern genau über dem gemauerten Schacht, in dem die Wasseruhr untergebracht ist. Auch der Schacht für das Abstellventil der Wasserleitung meines Kleingartenvereins erzeugte eine Ringstruktur mit einem Südtor. Die gleiche Erfahrung musste ich beim Kriegerdenkmal in Hohenthurm machen. Dieses Denkmal besteht aus einem Obelisken und einer kniehohen Einfassungsmauer. Rund um das Denkmal besteht eine

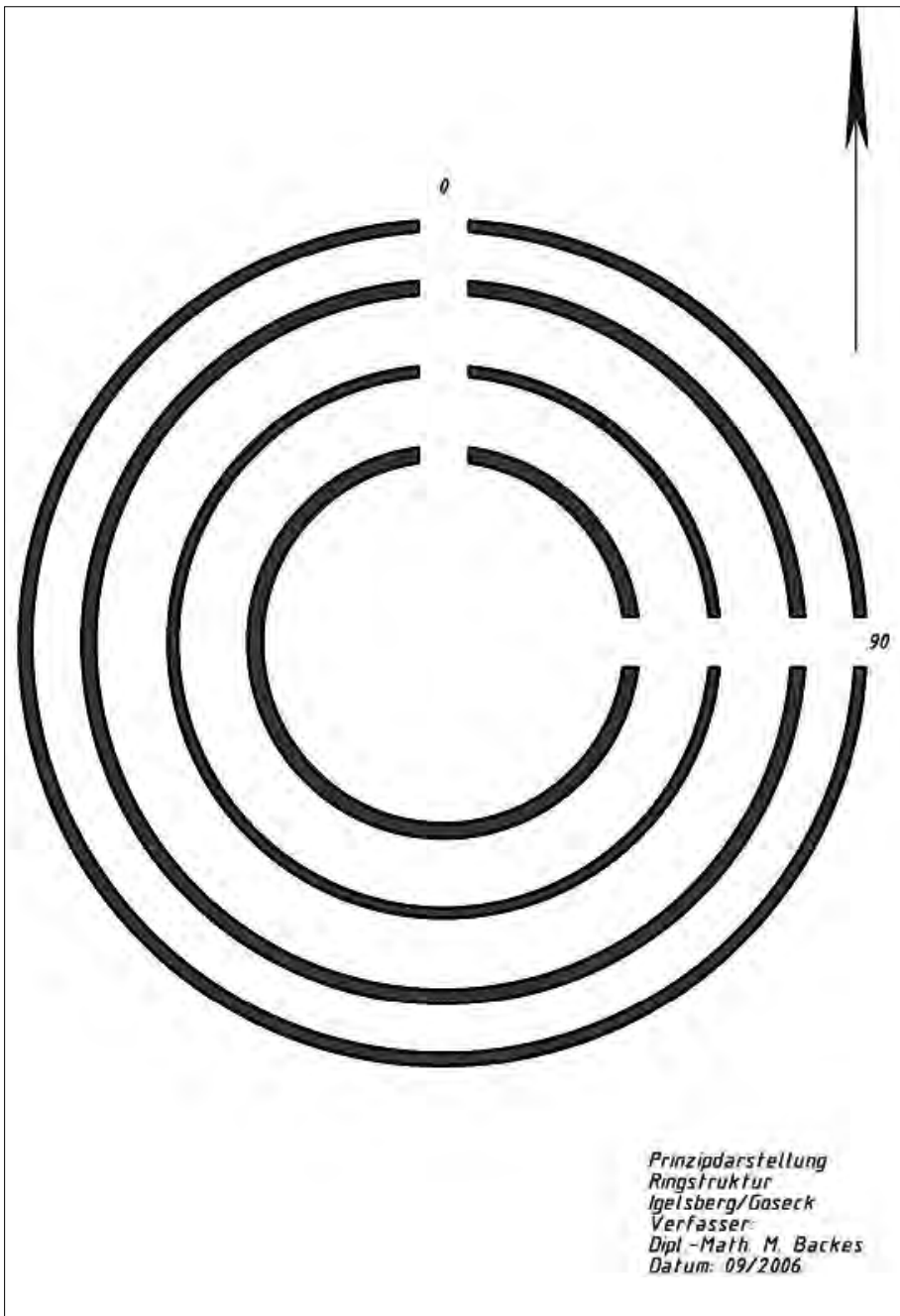


Abb. 2: Ringstruktur Igelsberg

deutung. So war die „Hohe Linde“ auf dem Buchberg über Wallhausen (dem Geburtsort Kaiser Ottos des Großen) sowohl Untergangspunkt des kleinen nördlichen Mondextrems vom Rohrbach-Observatorium aus wie auch ein wichtiger Sektorpunkt der Weltenteilung von Einzingen aus.

Diese von mir so genannte „Kultplatzökonomie“ verhinderte jedoch auch nicht, dass sich einige Objekte immer wieder jeder Erklärung durch archäoastronomische Beziehungen entzogen. Trotz nachgewiesener hoher Bedeutung für unsere Vorfahren blieben sie rätselhaft. Dazu zählten:

1. der Quetzer Berg südlich Zörbig

2. der Steinberg bei Muldenstein
3. der Korbeshügel bei Wallhausen
4. der Mallerbach-Hügel bei Allstedt
5. der Frauenberg bei Sondershausen/Jechaburg
6. der Seegelsberg bei Hemleben
7. der Lobitzsch-Hügel

Meine bisherigen Untersuchungsmethoden waren:

- Lagebestimmung durch Ermittlung von GPS-Koordinaten,
- Berechnung der Sonnen- und Mondextremwinkel durch Berücksichtigung der zeitabhängigen Ekliptik-schiefe und des natürlichen Horizontwinkels,

radiästhetische Kreisstruktur mit einem Südtor.

Ich gehe daher von der Hypothese aus, dass bei ungestörtem geologischem Untergrund des Untersuchungsgebietes ein Feld existiert, dessen Natur der Wissenschaft unbekannt ist und dass das überall nachweisbare Gitternetz (Hartmann-Netz, Curry-Netz) erzeugt. Eine schachtähnliche Störung des Untergrundes erzeugt aber eine radiästhetische Ringstruktur mit unterschiedlich ausgerichteten Toren und zwar mit bis jetzt von mir nachgewiesenen maximal zwei Toren.

Bei der Formulierung dieser Hypothese erinnerte ich mich an einen Artikel in der „Mitteldeutschen Zeitung“ vom 06.03.2006. Darin wird berichtet, dass Geologen der MLU Halle festgestellt haben, dass die Kreisgrabenanlage von Goseck auf einer wasserdurchlässigen Schottererschicht steht. Mit anderen Worten, dort befindet sich eine schachtähnliche Störung des Untergrundes. Demzufolge müsste sich auch dort eine radiästhetische Ringstruktur mit einem oder zwei Toren befinden. Vor wenigen Tagen (09/2006) hatte ich die Gelegenheit zur Überprüfung meiner Vorhersage für Goseck. Ich stellte tatsächlich eine starke Ringstruktur fest und eine Toröffnung, die mit einem Azimut von $8,5^\circ$ genau zum Nordtor weist. Das Nordtor wurde also nach radiästhetischen Vorgaben gebaut, damit man sich ohne die Ringstruktur zu schneiden, in das Innere der Anlage begeben konnte. Meines Erachtens ist das ein Hinweis auf die Beachtung von radiästhetischen Gegebenheiten durch unsere Vorfahren.

Schon der vorgeschichtliche Mensch wird erkannt haben, dass radiästhetische Ringstrukturen durch schachtähnliche Störungen des Untergrundes entstehen. Unsere Vorfahren unterteilten die Welt in Midgard, die Wohnstätte der Menschen, in Asgard, den astralen Bereich der Götter und in Utgard, den Herrschaftsbereich von Jöten, Schwarzalben und Reifriesen, der hinter dem Horizont begann und sich bis unter die Füße der Menschen fortsetzte. Die möglichen Einbruchstellen der unheilvollen Mächte durch verborgene Schächte wurden durch radiästhetische Ringstrukturen erkennbar. Diese wurden entweder gemieden oder durch ihre erkannte Kraftwirkung als Kultplätze/Observatorien genutzt. Das Betreten erfolgte entlang der Torwege. Wie lange diese Verhaltensregel noch beachtet wurde, konnte ich in Memleben feststellen.



Abb. 4: Quetzer Berg

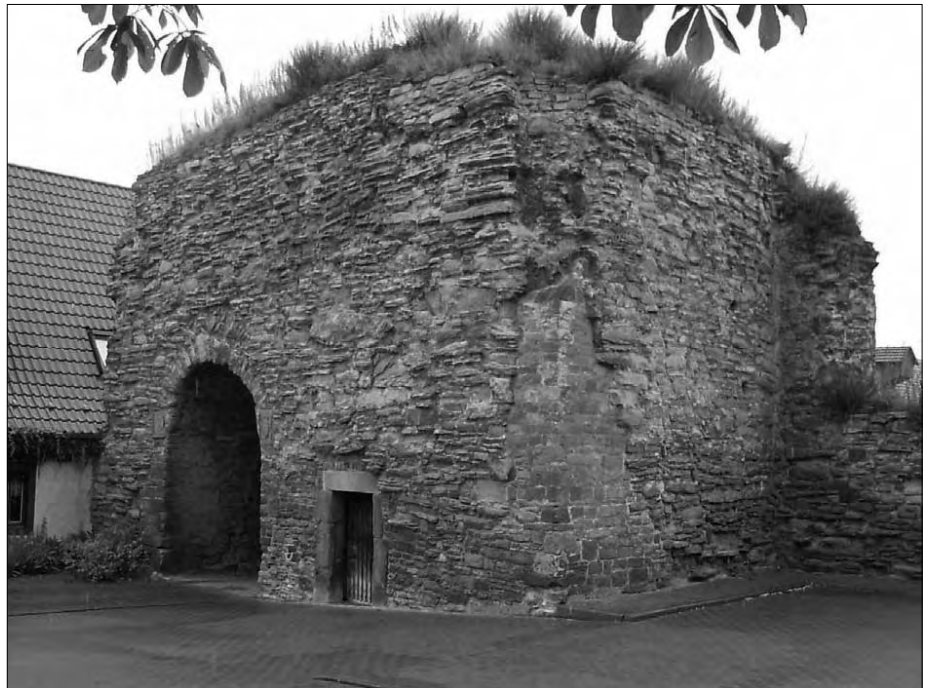


Abb. 3: Kaisertor der Marienkirche in Memleben

Von der riesigen Marienkirche der ersten deutschen Kaiser stehen noch eine Wand und ein Tor. Vom Tor wird berichtet, dass hierdurch der Kaiser die Kirche betrat. Beim letzten Besuch in Memleben konnte ich auch hier eine Ringstruktur feststellen, dessen Tor genau mit dem Kirchentor übereinstimmte. Die Richtung war nach Süden ausgerichtet, ein wenig nach Osten abweichend. Unter diesen Voraussetzungen wollte ich jetzt die Untersuchung der oben genannten bisher ungeklärten Objekte angehen. Bedingt durch die Nähe zum Wohnort begann

ich mit der Untersuchung des Quetzer Berges.

3. Der Quetzer Berg

Auf einer Porphyrokuppe südlich von Zörbig befindet sich ein vorgeschichtlicher Grabhügel, der auch als Gerichtsplatz genutzt wurde. Urkundlich ist festgehalten, dass hier Eike von Reggow, der Verfasser des Sachsenspiegels, einen Vertrag bezeugt hat. Meine Untersuchungen haben keine archäoastronomischen Bezüge zu den umliegenden, sehr markanten Horizontpunkten ergeben.

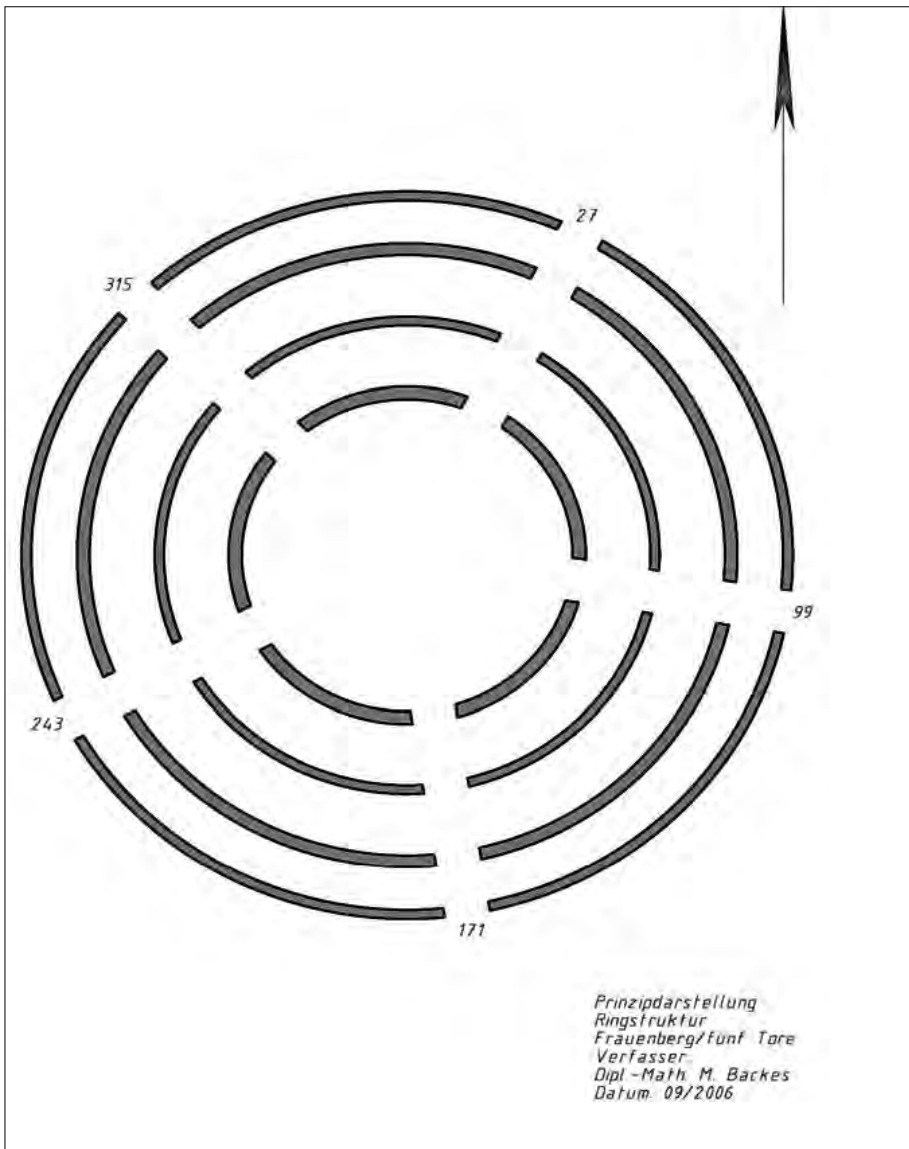


Abb. 5. Fünftorige Ringstruktur

Bei der Ausführung der radiästhetischen Untersuchung habe ich mit Stangen und Absperrband eine Visualisierung der Messung erreicht (siehe Abbildung 4). Die Auswertung ergab für mich eine große Überraschung. Ich stellte eine Ringstruktur fest, die fünf Tore aufwies. Diese waren äquiangular über den Horizontbogen verteilt, wiesen also jeweils einen Winkelabstand von 72° auf.

Ein Tor war genau auf Nordwest ausgerichtet, das entspricht einem Azimut von 315° . Die Tor-Azimute und ihre Visuren sind der Tabelle 1 zu entnehmen.

Tabelle 1
Visuren der fünf Tore
des Quetzer Berges

Nr.	Grad	Bemerkung
1	315°	Kirche Spören mit dem daneben befindlichen vorgeschichtlichen Hügel.
2	27°	keine Bodenstrukturen/Vorgeschichte unbekannt.
3	99°	Wüstung „Radekin“ bei Roitzsch.
4	171°	Kapellenberg von Landsberg.
5	243°	Mühlberg zwischen Brachstedt und Niemberg

Die Objekte dieser Visuren sind auf den folgenden Abbildungen dargestellt.

Ein markanter Horizontpunkt vom Quetzer Berg aus ist der Burgberg von Hohenthurm. Diese Visurlinie besitzt einen Azimut von genau 207° , das entspricht der Winkelhalbierenden zwischen dem vierten und dem fünften Tor. Das führte mich zu der Untersuchung, ob die Zwischenrichtungen nicht auch mit dedizierten Horizontpunkten besetzt sind.

Tabelle 2
Die zehn Visuren
des Quetzer Berges

Nr.	Grad	Bemerkung
1	315°	Kirche Spören mit dem daneben befindlichen vorgeschichtlichen Hügel.
2	351°	Teufelsstein zwischen Zehmitz und Löberitz
3	27°	keine Bodenstrukturen/Vorgeschichte unbekannt.



Abb. 6. Kirche und Hügel Spören

- 4 63° Hohe Jöst in Dübener Heide
- 5 99° Wüstung „Radekin“ bei Roitzsch
- 6 135° Kyhna, große Wallanlage
- 7 171° Kapellenberg von Landsberg
- 8 207° Burgberg von Hohenthurm
- 9 243° Mühlberg zwischen Brachstedt und Niemberg
- 10 279° Stein von Krosigk (Menhir), fünfeckiges Burgfundament

Damit sind bis auf eine der zehn Visurlinien alle auf markante Horizontpunkte ausgerichtet. Die bisher untersuchten Punkte weisen alle eine radiästhetische Ringstruktur auf, wobei die jeweiligen Tore eine unterschiedliche Ausrichtung aufweisen. Interessant ist dabei die Nordost-Ausrichtung des Tores auf dem Landsberger Kapellenberg. Diese Richtung zeigt genau über die Kirche von Brehna (alter Kultplatz) auf die Wüstung Radekin.

4. Der Korbeshügel

Auf dem höchsten Punkt des Korbeshügels konnte ich den Zentralpunkt einer radiästhetischen Ringstruktur nachweisen, die genau der Ringstruktur auf dem Quetzer Berg entsprach. Nicht nur das fünf Tore vorhanden sind, sondern sie sind auch noch beginnend von Nordost äquiangular über den Horizontbogen verteilt. Die entsprechenden Visuren sind der Tabelle 3 zu entnehmen.

**Tabelle 3
Visuren der fünf Tore
des Korbeshügels**

Nr.	Grad	Bemerkung
1	315°	Berg über Hainrode (bekannt aus Questensage)
2	27°	Giebichenberg am Kunstteich
3	99°	Butterberg, Kutschstein zwischen Alberstedt und Schraplau
4	171°	Monraburg (Ringstruktur der Wallfahrtskapelle außerhalb der Wälle)
5	243°	Frauenberg, Jechaburg bei Sondershausen

Für mich haben die Visuren zum Butterberg, zum Frauenberg bei Son-

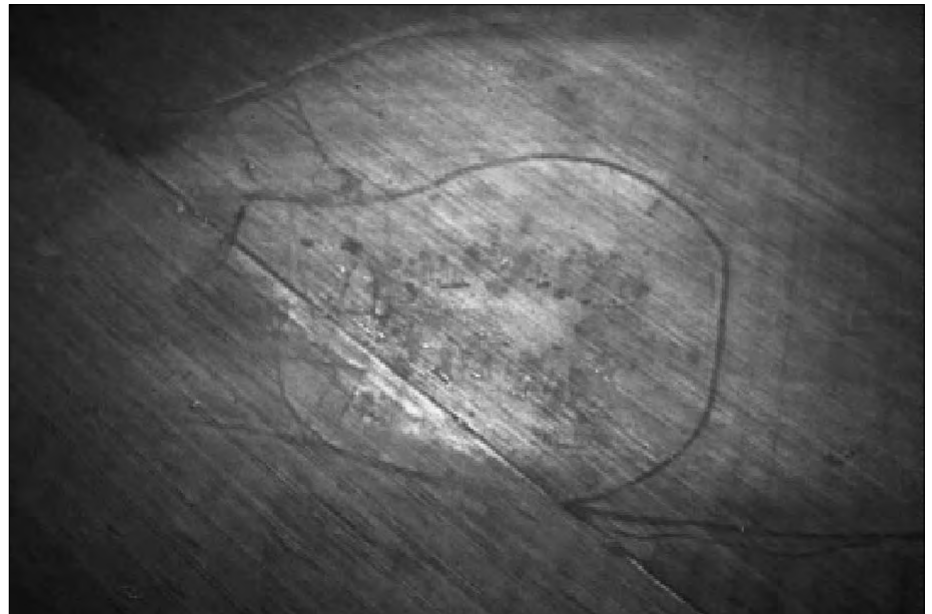


Abb. 7. Roitzsch – Wüstung Radekin (Aufnahme der Luftbildarchäologie des Landesamtes für Vorgeschichte des Landes Sachsen-Anhalt)



Abb. 8. Landsberg Kapellenbergspitze

dershausen und zur Monraburg besondere Bedeutung. Die Sichtachse zum Butterberg verbindet (endlich!) den Korbeshügel mit Einzingen und damit Rohrbach. Die Sichtachse zum Frauenberg verbindet ihn mit dem Berg, der für mich dieser Objektgruppe den Namen gibt – Frauenberge. Die Sichtachse zur Monraburg schafft die Verbindung zum Thüringer Becken – dem Kernland des alten Thüringer Reiches.

5. Der Frauenberg bei Sondershausen

Wie schon zu erwarten war, befindet sich auf dem Frauenberg von Sondershausen eine radiästhetische Ringstruktur mit fünf äquiangularen

Toren, von denen eines nach Nordwesten ausgerichtet ist. Abb. 11. zeigt den Blick durch Tor 2 (Azimut 27°) auf den Gipfel des Auerberges – einem der sagenumwobenen Harzgipfel. Sehr wichtig ist auch Tor 3 – es zeigt auf den Nordpunkt des Wendelsteinsystems im Ziegelrodaer Forst.

6. Der Seegelsberg

Mit der Visurlinie vom Korbeshügel zum Monraberg (mit der Monraburg) kam für mich das nördliche Thüringer Becken mit dem weithin sichtbaren Seegelsberg in das Blickfeld.

Seine Ansicht ist einem Pyramidenstumpf ähnlich und er erhebt sich unvermittelt aus der Ebene. Auf seinem Gipfel



Abb. 9. Brachstedt Mühlberg



Abb. 10. Korbeshügel



Abb. 11. Blick vom Frauenberg

wurde im Mittelalter in den Resten eines vorgeschichtlichen Ringwalles eine kleine Kapelle errichtet. Hier wird auch ein vorchristliches Heiligtum vermutet. Von seiner Höhe hat man einen weiten Blick über das Thüringer Becken bis zum Inselsberg. In der Gipfelmitte konnte ich wiederum eine radiästhetische Ringstruktur mit fünf Toren feststellen, die beginnend vom Nordwesttor äquian-gular über den Horizontbogen verteilt waren. Das Nordwesttor zeigt auf die Höhe über dem Mutzenbrunnen und schafft damit die Verbindung zu Rohrbach. Das zweite Tor zeigt auf die Höhe neben dem Schmücke-Pass bei Harras. Das dritte Tor zeigt auf die Monrburg und schafft damit die Verbindung zum Korbeshügel. Das vierte Tor zeigt auf die vorgeschichtliche Ringwallanlage auf dem Ettersberg und das fünfte Tor zeigt auf die Wartburg, die bestimmt nicht aus einer Jagdlaune heraus in das Blickfeld der Thüringer Landgrafen geriet.

7. Nachlese und Ausblick

Es war für mich nun nicht mehr überraschend, wenn ich bei den bisher nicht erwähnten Objekten, die sich einer archäoastronomischen Deutung entzogen, auf Ringstrukturen vom Typ Frauenberg stieß. Das war der Fall bei:

- Steinberg bei Muldenstein
- Mallerbach-Hügel bei Allstedt
- der Lobitzsch-Hügel

Die große Frage steht nun im Raum, ob die Ringstruktur natürliche Ursachen hat oder sie künstlich geschaffen wurde. Ist sie natürlicher Ursache, erhebt sich die Frage, wie die fünftorige Ausrichtung und speziell die Nordwest-Ausrichtung des ersten Tores bei der Vielzahl unterschiedlicher geologischer Gegebenheiten generiert wird. Steht dahinter eine bisher unbekannte Naturgesetz-mäßigkeit?

Wurde die Ringstruktur künstlich geschaffen, erhebt sich die Frage, wie das erreicht wurde und zu welchem Zweck. Darauf habe weder ich noch die von mir durchgearbeitete Literatur eine Antwort. Nur eine Denkmöglichkeit für die Nutzung des fünf- oder zehnteiligen Horizontbogens will ich zum Schluss anbieten. Seit den Tagen des Urmenschen denkt die Menschheit über die Zeit nach.

Als Hinweis dafür kann der Fund einer Knochenritzung in der berühmten Ausgrabungsstätte von Bilzingsleben (in der Nähe des Seegelsberges) gelten. Der Fund ist ein bearbeitetes Knochenstück mit drei Staffeln paralleler Striche, aufgeteilt in die Gruppen 7 – 14 – 7. „Viel-

leicht ein prähistorischer Mondkalender“ meint Prof. Mania, der Ausgräber von Bilzingsleben, vorsichtig: „Wohl handelt es sich um die sehr frühe Notierung eines menschlichen Gedankens“ (vor etwa 300.000 Jahren!) [Aus der Pressemitteilung der Friedrich-Schiller-Universität Jena vom 08.02.2000]

Folgt man der Vorstellung, dass die Teilung des Jahres in 360 Tage plus 5 bzw. 6 „Einschubtage“ die Teilung des Kreises in 360 Teile bedingt hat, kann man den Horizontkreis auch symbolisch in einen „Jahreskreis“ teilen. Die Abschnitte werden dann durch die 72° Torabstand bzw. durch die feinere 10er-Teilung von 36° vorgegeben. Der Beginn eines Abschnittes war ein besonderer Tag und wurde schließlich zu einem „Festtag“ in des Wortes doppelter Bedeutung. Um zu prüfen, ob sich ein Nachhall bis in unsere Zeit erhalten hat, benötige ich jetzt noch ein Datum für den Beginn des neuen Jahres. Ich habe mich für das „keltische“ Neujahrsfest Samain entschieden. Nach altem Brauch beginnt ein Tag mit dem Beginn der Finsternis. Analog beginnt das Jahr mit Beginn der dunklen Jahreszeit. Samain wird für den 1.11. angegeben, ich habe also den Abend des 31.10. eines Jahres als Neujahrsabend festgesetzt.

Unterteilt man die nächsten 360 Tage in 36 Abschnitte, erhält man folgende Tage als Beginn eines neuen Abschnittes:

Tabelle 4: Die zehn Abschnitte des Jahreskreises

Tag	Datum	Festtag
1	31.10.05	Samain
37	06.12.05	Nikolaus
73	11.01.06	
109	16.02.06	
145	24.03.06	Frühjahrs- äquinoktium
181	29.04.06	Beltain
217	04.06.06	
253	10.07.06	
289	15.08.06	großer germ. Frauentag / Maria Him- melfahrt
325	20.09.06	Herbstäqui- noktium

Diese Aufstellung ist nur eine erste Arbeitshypothese, die weitere Untersuchungen nach sich ziehen wird. So steht auch die Vermutung noch an, dass die Richtung des Kaisertores der Memlebener Marienkirche „etwas östlich neben der Südrichtung“ den 171° des vierten Frauenberg-Tores entspricht, dort also



Abb. 12. Der Seegelsberg



Abb. 13 Trojaburg von Steigra

ebenfalls nach einer radiästhetischen Ringstruktur gesucht werden kann.

Welche Überraschungen man bei der Suche nach Ringstrukturen erleben kann, zeigt Abb. 13.

Wenn in der Literatur die Trojaburg von Steigra beschrieben wird, kommt man nur zu Deutungen des Rasenlabyrinthes. Der Hügel daneben wird entweder nur nebenbei erwähnt, da er nicht erklärbar ist, oder gleich als „Fremdkörper“ neben dem eigentlichen Heiligtum bezeichnet. Nach meinen Untersuchungen weist dieser Hügel neben dem Labyrinth jedoch eine Ringstruktur vom Frauenberg-Typ auf. Die Richtungsgerade des Nordwesttores verläuft genau über den Mittelpunkt und den Eintrittspunkt des Labyrinthes. Damit zeigt das wichtige Nordwesttor auf den Beginn und den Höhepunkt des sich im Labyrinth abspielenden zyklischen Dra-

mas der sterbenden, der wiedergeborenen und der siegreichen Sonne. Dadurch ist eindeutig der Beweis erbracht, das beide, Hügel und Labyrinth, wichtige Bestandteile eines Heiligtums sind.

Aus der bisher einmaligen gemeinsamen Anlage von Labyrinth und Frauenberg kann man folgende Schlussfolgerungen ziehen:

- Dem Nordwesttor kommt primäre Bedeutung zu.
- Die kultische Nutzung von Frauenbergen dient der Darstellung von zyklischen Zeitabläufen.
- Archäoastromische Betrachtungen können nicht Erfolg versprechend sein.

Ich bin überzeugt, dass sich mit der radiästhetischen Untersuchungsmethode noch viele neue und überraschende Erkenntnisse gewinnen lassen. ■

Thema Ägypten

Gernot L. Geise

Kernbohrungen im alten Ägypten

Recht seltsam mutet es an, dass die altägyptische Kultur offensichtlich völlig aus dem Nichts entstanden ist. Wo vorher - auch archäologisch - nichts nachweisbar ist, bildete sich innerhalb kürzester Zeit eine völlig ausgereifte Kultur heran, die ihresgleichen auf der Erde suchte. Und nicht nur das: eine ausgereifte Kultur, die in dieser Perfektion in späteren Dynastien nie mehr erreicht wurde!

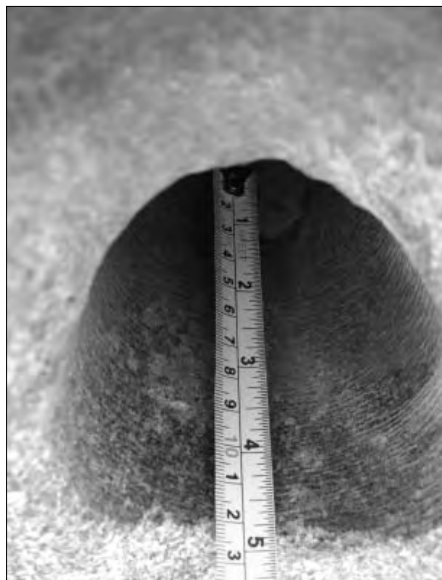
- Es wurden perfekte über- und unterirdische Anlagen, Tempel, Paläste und weitere Bauwerke gebaut, die ohne Vorläuferkonstruktionen sind. Dazu wurde eine Steinbearbeitung und ein Transportsystem für diese tonnenschweren Blöcke eingesetzt, wie sie später nie mehr zum Einsatz kamen.
- Dazu entstand quasi aus dem Nichts ein unglaublich hoher mathematischer, medizinischer und bautechnischer Wissensstand, das plötzlich einsetzende hohe künstlerische Niveau ohne Vorläuferkonstruktionen, die eine kontinuierliche Entwicklung aufzeigen würden.
- Es wurde eine ausgefeilte (Bilder-) Hieroglyphenschrift angewendet, zu der parallel eine ausgereifte Schreibschrift benutzt wurde. Diese Schrift war plötzlich vorhanden, ihr Ursprung ist bisher nicht gefunden worden. Auch fehlen zu der Schrift Vorentwicklungen, zumal sie parallel zu anderen Schriften in Ägypten existierte. Bezüglich der schon damals vorhandenen Form der Hieroglyphen und der Kursivschrift wies der britische Ägyptologe W. Emery nach, dass die Schriftsprache zwangsläufig zwar eine Entwicklungsperiode hinter sich gehabt haben muss, deren Nachweis durch Funde bisher jedoch nicht belegt werden konnte [Andreas/Davies, Das verheimlichte Wissen, S. 23].
- Es entstanden aus dem Nichts eine ausgeklügelte Infrastruktur, eine Beamtenhierarchie, Gesetze, medizinische Versorgung, Religionen usw.



Kernbohrungen im Totentempel des Sahure in Abusir



- Es war plötzlich ein perfektes, ausgeklügeltes Kalendersystem vorhanden - auch das erhielten die Altägypter von ihren „Göttern“ (Der Kalender wurde allerdings im Laufe der Jahrhunderte immer schlechter) [Sellers, Jane B., The Death of Gods in Ancient Egypt, London 1992, S. 328 ff.]. Dieses System beruhte auf exakten astronomischen Messungen, das wiederum ein Ergebnis von jahrhundertelanger Beobachtung sein muss.
- Wissenschaft und Kunst waren urplötzlich vorhanden.
- Auch der amerikanische Pyrami-



Kernbohrungen im Totentempel des Sabure in Abusir

denexperte John Anthony West ist der Meinung:

„Jeder Aspekt des ägyptischen Wissens scheint von Anfang an vollendet gewesen zu sein. Die naturwissenschaftlichen, die künstlerischen und baulichen Techniken sowie das System der Hieroglyphen weisen praktisch keine Zeichen einer ‚Entwicklungsperiode‘ auf; viele Leistungen der frühen Dynastien wurden später nie mehr übertroffen.“ [Ercivan, Verbotene Ägyptologie, S. 47].

Dies alles soll innerhalb von wenigen Jahrhunderten aus einer relativ primitiven, neolithischen Siedlerkultur entstanden sein [Andreas/Davies, Das verheimlichte Wissen, S. 22]. Die erhaltenen mathematischen, literarischen und medizinischen Papyri belegen, dass dieses Wissen jedoch bereits in der 1. Dynastie weit entwickelt war.

Hier stimmt doch etwas nicht! Was ging hier vor? Ein perfekter Staat kann nicht aus dem Nichts entstehen. Oder doch? Wie sieht es denn mit Sumer aus? Auch hier dasselbe Bild. Was ist mit Südamerika? Auch hier dieselben Anzeichen.

Nach Ansicht unserer Wissenschaft geht jeder Errungenschaft, ob Baukunst, Schrift oder Staatskunst, immer eine gewisse Zeit voraus, in der die jeweilige Entwicklung nachvollziehbar ist. Als Beispiel nehme man ein Auto aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts und vergleiche es mit unseren heutigen. Man kann unschwer eine Weiterentwicklung feststellen. Gemessen an Altägypten sieht das jedoch so aus, als ob wir ohne Vorkenntnisse plötzlich ein heutiges Auto gebaut hätten.

Wer oder was war für den gigan-

tischen Entwicklungsschub der alten Ägypter verantwortlich?

Die ältesten Überlieferungen sprechen - wie überall auf der Welt - von „Göttern“, die den Menschen ihre Fertigkeiten beigebracht hätten. Die sie gelehrt hätten, wie man Felder bestellt, Häuser baut, Werkzeuge anfertigt, die sie Lesen und Schreiben gelehrt hätten - die Aufzählung lässt sich (fast) unbegrenzt fortsetzen. Doch für unsere Historiker sind das alles unrealistische Märchen.

Wenn man außerirdische Intelligenzen ausklammert, bleibt nur eine ehemalige Hochkultur übrig, die - da sie heute nicht mehr nachweisbar ist - später durch eine (oder mehrere) Großkatastrophen von der Erdoberfläche verschwand.

Wie könnte eine solche Hochkultur ausgesehen haben? Ist es realistisch, an-



Kernbohrungen im Totentempel des Sabure in Abusir



Kernbohrungslöcher in Bubastis (Marco Alhelm)

vorhanden gewesen sein, denn verschiedene Funde belegen das - sofern diese Funde nicht aus „grauer Vorzeit“ stammen:

Inschriften auf einigen Dioritschalen, die heute in die Vierte Dynastie datiert werden, zeigen Hieroglyphen, die ...

„... mit einer frei schneidenden Spitze eingeritzt [wurden]; sie sind nicht zerkratzt oder herausgemahlen, sondern durch den Diorit gezogen, was zu rauhen Rändern führte ... Da die Linien nicht breiter als 0,017 Zentimeter sind, muss die Spitze härter als Quarz und von extremer Festigkeit gewesen sein. Bei einer Stärke von nicht mehr als 0,01 Zentimetern wäre

sie sonst zersplittert. Die Parallelen haben nur einen Abstand von 0,08 Zentimetern.“ [W. M. Flinders Petrie, *The Pyramids and Temples of Gizeh*, S. 78].

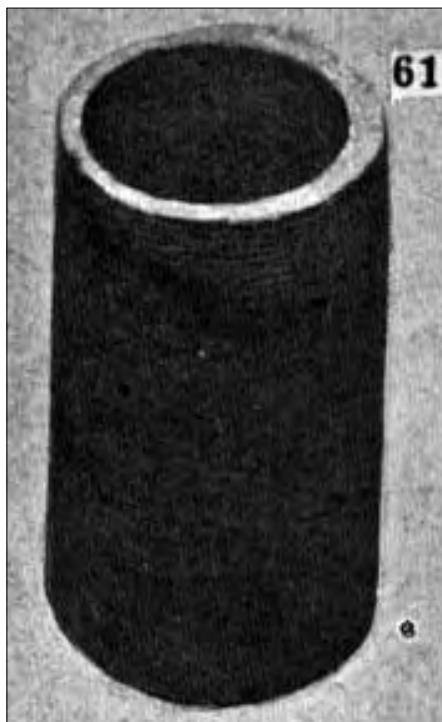
In diesem Beispiel kamen Werkzeuge zum Einsatz, die in der Lage waren, das enorm harte Diorit, das erheblich fester als Eisen ist, mit einer ungewöhnlichen Präzision geradezu spielerisch zu bearbeiten.

Wie - wenn nicht mit einer hochstehenden Technik - wurden Steingefäße hergestellt, die aus u. a. extrem harten Materialien wie Diorit, Basalt, Quarzkristall oder auch aus Schiefer bestehen, wobei man bis heute nicht weiß, wie sie ausgehöhlt wurden? Unter anderem fand man mehr als 30.000 dieser Gefäße in den Kammern der so genannten Stufenpyramide in Saqqara.

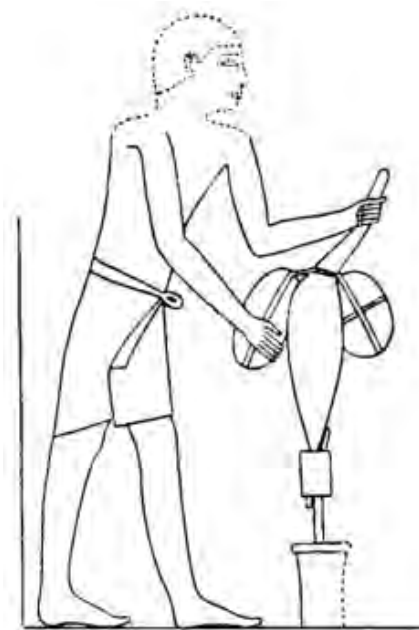
Viele dieser Gefäße sind dickbauchige Vasen mit langen Halsen und zum Teil völlig ausgehöhlten Schultern, monolithische Urnen mit feinen Zierhenkeln, ausladende Vasen mit extrem schmalen Öffnungen oder winzige Fläschchen, absolut glatt poliert. Wir kennen bis heute kein Verfahren, wie man solche Gefäße herstellen könnte, zumal keinerlei erkennbare Werkzeugspuren vorhanden sind [Hancock, *Die Spur der Götter*, S. 364 f.].

Kernbohrungen

Und wie verhält es sich mit den Kernbohrungen in Granit- und Dioritgestein, die man etwa rund um die Tempelanlage des Sahure im rund fünfzehn Kilometer von den Pyramiden von Gizeh entfernten Abusir fand, und die nur mit modernen Kernbohrungen verglichen werden können? Hatten die Altägypter etwa Geräte mit Diamantbohrer im Einsatz? Bisher fand man keine dieser Geräte oder auch nur



Zwei Bohrkern, wie sie Flinders Petrie wiedergibt.



Darstellung einer Kernbohrung (5. Dynastie)



Modernes Bohrgerät mit Widea-Krone

sich noch nicht einmal ansatzweise ein Aussplittern an den Bearbeitungsändern erkennen! Eine solche Steinbearbeitung kann nur mit einem Fräsgerät oder Bohrer gemacht werden. Diese Technologie stand jedoch damals nicht zur Verfügung.

Im Ägyptischen Museum in Kairo sieht man auch Granitplatten mit eingritzten (oder mittels Hämmerchen und kleinem Meißel) Hieroglyphen, bei denen die Ränder tatsächlich (ausnahmslos!) ausgesplittert sind, eine typische Eigenart für eine Bearbeitung durch Schlagwerkzeuge. Man kann die Hieroglyphen als solche deshalb trotzdem erkennen, aber sie sind eben nicht



Nichts gegen die Archäologen, die aus den Puzzesteinen mühsam Tempel für Tempel rekonstruieren - aber manchmal passt es nicht, was sie zusammensetzen, wie hier: Der Stein wurde ganz offensichtlich falsch herum eingesetzt (Luxor-Tempel).

so sauber ausgeführt wie beispielsweise im Karnak-Tempel.

Handelt es sich hierbei etwa um die sichtbaren Ergebnisse des Einsatzes von Hochtechnologie-Geräten? Es sieht ganz so aus!

Übrigens, ganz am Rande: Alle Pharaonen wurden mit der Doppelkrone von Ober- und Unterägypten abgebildet (teilweise auch mit anderen Kronen). Wieso hat man bis heute eigentlich keine einzige dieser Kronen gefunden, selbst nicht im Grab von Tutenchamun? Besaßen die Pharaonen sie wirklich,

oder handelt es sich um symbolische Darstellungen, wie etwa im christlichen Glauben die Darstellung von Heiligen-scheinen?

Literatur

- Andreas, Peter/Davies, Rose Lloyd: „Das verheimlichte Wissen“, Inter-laken 1984.
- Ercivan, Erdogan: „Verbotene Ägyptologie“, Rottenburg 2001.
- Hancock, Graham: „Die Spur der Götter“, Bergisch Gladbach 1995.
- Petrie, W. M. Flinders, The Pyramids and Temples of Gizeh, London 1990.
- Sellers, Jane B.: „The Death of Gods in Ancient Egypt“, London 1992.

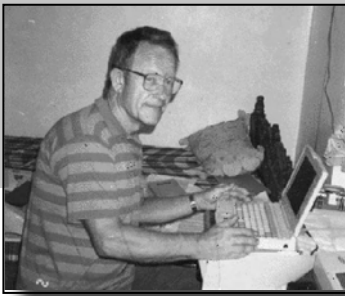
Zu diesem Thema erscheint ca. im Herbst:

Gernot L. Geise
Superflut über Ägypten
Die Pyramiden standen einst unter Wasser!

ca. 270 Seiten mit vielen Abb.



Ein Diamant-bestückter Bohrkopf für Kernbohrungen aus unserer Zeit.



Hans-Peter Thietz meint:

Aus aktueller Dringlichkeit ist es notwendig, sich heute einmal in die Probleme der Jetztzeit zu begeben.

Wohl jedermann ist zutiefst frustriert und verunsichert, wenn er beim Einkauf des täglichen Bedarfs fortgesetzt mit steigenden Preisen konfrontiert wird. Und das wird zu Recht vorrangig dem EURO angelastet.

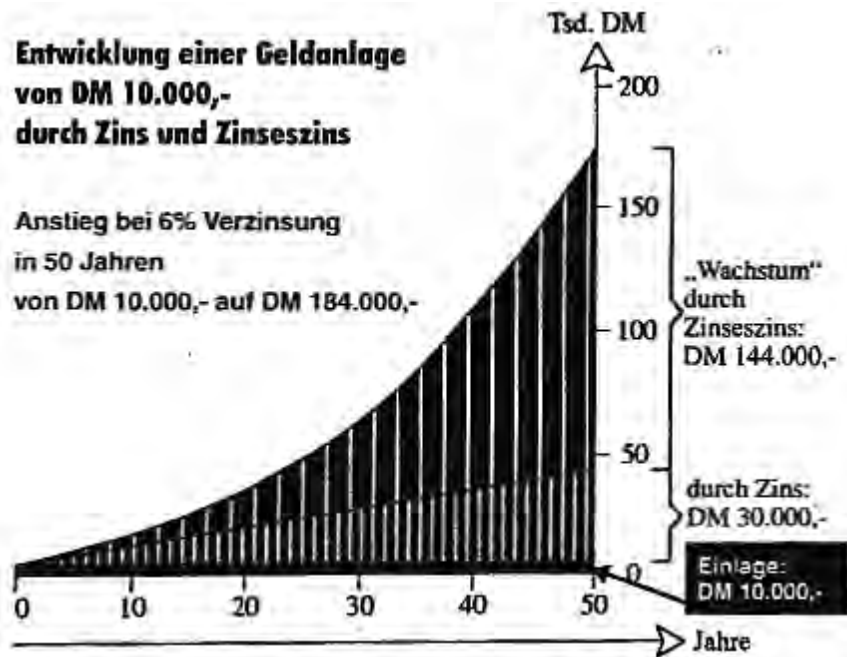
Zahlreiche Währungsexperten wandten sich damals - als entschieden verfrüht - strikt gegen eine solche Gemeinschaftswährung, insbesondere wegen der zu großen wirtschaftlichen Unterschiede in den europäischen Staaten, da den Wirtschaftsentwicklungen entsprechende Wechselkursanpassungen dann ausgeschlossen wären. Zum anderen wurde die finanzielle Stabilität einer solchen transnationalen Währung stark bezweifelt.

Um diesen wesentlichen Bedenken zu begegnen, wurde uns Bürgern fest zugesichert, dieser Euro würde zumindest so „hart“ wie die aufzugebende D-Mark sein. Das heißt jedoch, sollte sich diese Zusicherung als Trugschluss erweisen, wäre dem Euro die zugesicherte und so voraussetzende Basis entzogen und müsste die Euro-Einführung als offensichtliche Fehlentscheidung wieder korrigiert werden, was nur eine Rückkehr zu den nationalen Währungen bedeuten könnte. Und dieser Fall ist nun ganz offensichtlich tatsächlich eingetreten!

Das Erste, was sich nach der Zwangseinführung des Euro zeigte, war ein Einbruch des deutschen Binnenmarktes. Zuvor war nie von einer kritischen Situation des Binnenmarktes zu hören gewesen, aber durch den Verlust der gewohnten, bewährten, stabilen D-Mark und dem verständlichen Misstrauen gegenüber einer solchen transnationalen finanziellen Kunstschöpfung hielten die Deutschen ihr Geld zurück, der Binnenmarkt brach ein und hat sich bis heute, sechs Jahre nach der Euro-Einführung, noch nicht wieder erholt; die gegenwärtigen „Aufschwungs“-Erfolge werden lt. den Medienaussagen stattdessen durch den Export getragen.

Entwicklung einer Geldanlage von DM 10.000,- durch Zins und Zinseszins

Anstieg bei 6% Verzinsung in 50 Jahren von DM 10.000,- auf DM 184.000,-



Eskalation eines Geldvermögens durch Zins und Zinseszins (nach Creutz)

Und wie damals von allen kritischen Stimmen befürchtet, setzte danach tatsächlich eine erhöhte Inflation ein, und das in einer Weise, dass bereits 2006/2007 die jetzigen Euro-Preise im Wesentlichen früheren D-Mark-Preisen entsprachen, also mit einem Kaufkraftverlust von bereits 50 %!

Der Inflationsindex wird jedoch bis heute durch Berechnung auf der Basis eines realitätsfremden Warenkorb abgefälscht und so auf jährlich gegen 2 % heruntermanipuliert, obwohl er durch Prof. Brachinger, Universität Freiburg, mit Statistischem Bundesamt in realer Ermittlung bei jährlich etwa 7-8 % gelegen hat. Diese Verschleierung erfolgte mit den Begriffen „realer“ und angeblich „gefühlter Inflation“, wobei nur letztere der unmittelbaren Realität und Praxis entsprach. Und für Dezember 2007 wurden von Brachinger über die TV-Sendung „Hart aber fair“ sogar 9 % ausgewiesen, wiederum im Widerspruch zu den offiziellen Werten von etwas über 2 %.

Das war schon schlimm genug, aber offenbar erst der Anfang, denn in den letzten Wochen setzte erst so richtig die Preisexplosion ein.

Die Einführung des Euros wurde damals von der Bundesregierung - abgehoben von volkswirtschaftlicher Realität - gegen den erklärten Willen der deutschen Bürger und gegen alle Warnungen der Finanzexperten aus

politischen Wunschvorstellungen heraus durchgesetzt. Und nun entwickelt sich leider alles so, wie wir als Bürger das damals in unserer instinktiven Ablehnung des Euro vorausgeahnt hatten.

Wenn wir gleichzeitig fast täglich vernehmen müssen, diese und jene bundesdeutsche Bank hätte soundso viele Milliarden in den Sand gesetzt und sich auf dem amerikanischen Markt verspekuliert, dass die Aktienkurse auf Talfahrt gehen, der US-Dollar immer schwächer wird - dann ist wohl über den Euro hinaus das gesamte, internationale Finanzsystem aus den Fugen geraten!

Doch hier kommt noch ein weiterer wesentlicher Faktor ins Spiel: die Wirkungen des Zins- und Zinseszinnsystems! Während die volkswirtschaftliche Wertschöpfung in den letzten Jahrzehnten sich auf das 4-fache erhöhte, ist die in Umlauf gesetzte Geldmenge in dieser Zeit jedoch auf das 40-fache angewachsen! Ein solch aufgeblähtes Finanzsystem muß schließlich zu einem Systemzusammenbruch führen. Und in dieser Endphase befinden wir uns derzeit offensichtlich.

Ein unbestechlicher Parameter sind Gold- und Silberpreis. Der Unzenpreis (31,1 g) stieg so innerhalb der letzten Wochen bei Gold vom 16.11.07 zum 27.02.08 von 784,5 auf 958,7 US-Dollar und Silber von 14,4 auf 19,3!

So scheint uns ein globaler Finanzcrash bevorzustehen. Dieser ist offenbar überfällig, wurde aber bisher durch fortgesetzte Finanz- und Kreditspritzen aufgehalten. Auch die bundesdeutsche Staatsverschuldung ist niemals durch Rückzahlungen abzubauen, auch diese kann nur durch einen Crash eingebeutet werden, also eine Währungsreform - mal wieder zulasten von uns Bürgern.

Wenn wir uns nunmehr über die bestehende Situation soweit Klarheit verschafft haben, besteht die Frage - was ist zu tun? Oder besser - was können wir tun?

Als Erstes wäre die Rückkehr zu autarken, nationalen Währungen zu fordern, für Deutschland also eine schnelle Rückkehr zur D-Mark. Dabei könnte der Euro die Funktion einer europäischen Verrechnungswährung beibehalten, gegen den die nationalen Währungen wieder frei flutieren könnten. Damit bliebe die eingetretene

internationale Funktion des Euro weitgehend erhalten und wäre der hiergegen zu erwartende politische Widerstand geringer. Dies haben wir als Bürger von den verantwortlichen politischen Ebenen einzufordern, um den durch einen internationalen Crash eintretenden Schaden zu begrenzen.

Vermutlich wird dieser Crash durch einen Absturz des US-Dollars ausgelöst und die verbleibende Zeit zu einer Rückkehr zur D-Mark nicht mehr ausreichen. Da zu erwarten ist, dass dann durch die hohe, dann wertlosere Dollardeckung der Euro gleichfalls kollabiert, ist hierbei ohnehin eine Rückbesinnung zu nationalen Währungen und somit auch zur D-Mark zu erwarten.

So bleibt uns nur zu überlegen, wie wir uns auf einen solchen Crash persönlich vorbereiten könnten, um den eintretenden Schaden möglichst einzugrenzen:

- Nach Anraten aller Finanzexperten: raus aus bestehenden Schulden, soweit das irgend möglich ist!
- da dann eine Schließung der Banken eintreten dürfte, nur einen minimalen Geldbestand auf dem Konto halten; auch Schließfächer räumen, an deren Inhalt Sie dann nicht mehr herankämen bzw. der beschlagnahmt wird!
- Verkauf von Aktien und Wertpapieren.
- Vorhandenes Geld in Sachwerten anlegen, wie in einem Grundstückskauf, sowie in Gold- und Silber (für Hilfe bei Bezug kann ich konsultiert werden), jedoch eine gewisse Menge an Bargeld behalten, vielleicht teils in Schweizer Franken.

Ausführlichere Literatur:

Buch XVII des Autors: „Silber contra Papierdruck“



Wilfried Augustin

Windei oder nicht?

Neues vom Hydro-Gravitationskonverter?

Wir haben im SYNESIS-Magazin Nr. 1/2008 über Heinrich Schmid's Hydro-Gravitationskonverter geschrieben, den er in seinem Vortrag am 15.12.07 in Regen vorgestellt hat. D. h. vorgestellt hat er ihn ja eigentlich nicht, wie viele Freie Energie Interessierte gehofft hatten, sondern nur darüber gesprochen. Ich hatte nach dem Vortrag mit etlichen Zuhörern diskutiert, die ziemlich enttäuscht waren, dass keine funktionierende Apparatur gezeigt wurde, noch nicht mal ein Modell. Sind wir einer Illusion aufgelaufen?

Eigentlich wollte ich nicht hart urteilen, denn Heinrich Schmid hat ja unsere Adressen aufgenommen und versprochen, einen Bauplan zu schicken. Gegen Gebühr selbstverständlich. Nun sind inzwischen drei Monate vergangen, und noch immer wurde kein Bauplan verschickt. Hat er uns nur vergessen, oder gibt es gar keinen?

Ich wollte die Sache nicht auf sich beruhen lassen und habe im Internet recherchiert. Nun, viel war nicht zu finden, aber immerhin offenbarte sich der „Herr Karl“, den Heinrich Schmid in seinem Vortrag als den Erfinder nannte, als ein Karl Grüter-Blasius aus München. Er ist Architekt und Statiker und müsste dieses

Jahr 89 Jahre alt sein. Der Internet-Link führte mich auch zu einem Artikel in der Zeitschrift RAUM & ZEIT. In der Ausgabe 45 von 1990 war ein Artikel „Der Hydro-Gravitations-Konverter“ von Karl Grüter-Blasius.

Aus dem Artikel geht hervor, dass laut R&Z ein international renommierter Kernphysiker, der entschiedener Verfechter der Schwerkraftenergie ist, den Apparat für funktions- und leistungsfähig hält.

Laut Karl Grüter-Blasius handelt es sich beim Hydro-Gravitations-Konverter nicht um ein geschlossenes, sondern um ein offenes System. Mittels Auf- und Abtriebskräfte des Wassers soll die Gravitation in nutzbare Energie umgewandelt werden.

Leider habe ich umsonst gehofft, hier weitere Details über Funktion und Aufbau zu finden. Ich meine keine Theorie, sondern sachliche Beschreibungen, die ein Praktiker zum Bau eines Modells nutzen könnte. Nach wie vor ist mir unklar, wie der Hub des Schwimmers im hydraulischen Zylinder in eine kontinuierliche Drehbewegung umgewandelt werden kann. Ich zitiere aus dem Artikel in Raum & Zeit:

„Die durch Absenkung von Hohlkör-

pern und Auftrieb (Hub) von Schwerkraften mittels Hohlkörper an denselben und durch dieselben verrichtete Arbeit baut am Doppelhebelarm der Vorrichtung am unteren Hebelarm (Wassertiefe) ein der Länge des Senkweges und der Lage äquivalentes Auftauchpotential und am oberen Hebelarm (unterhalb des Wasserspiegels) ein der Länge des Hubweges und der Lage äquivalentes Abtauchpotential auf. Das aus der Summe von Auftauch- und Abtauchpotentialen gebildete Gesamtlagepotential hat aufgrund des Arbeitsvermögens die Fähigkeit, das Lagegesamtpotential in ein arbeitsleistendes Drehmoment umzuwandeln.“

Alles klar?

Was bleibt uns, als auf Heinrich Schmid und seinen Bauplan zu warten. Ich bin kein Freund davon, dass jeder das Rad für sich selbst neu erfindet. Heinrich Schmid hat die Methode neu angestoßen und damit sicherlich einen Wissensvorsprung. Er sollte es in absehbarer Zeit zu Ende bringen, oder klar aussagen, dass es nicht funktioniert. So kann ich abschließend nur dazu auffordern:

Lieber Heinrich Schmid, tu was, damit nicht schon wieder ein Flop die Runde macht!



Lokaltermin

Themenbereich: Kultplätze

Die Teufelsmauer bei Weddersleben



Abb. 1: Sitzt der Teufel noch auf seiner Mauer?

In jener Zeit, als Gott und Teufel die Erde unter sich aufteilten, schlossen sie eine Vereinbarung. Dem Teufel solle alles Land gehören, welches er in einer Nacht bis zum ersten Hahnenschrei mit einer Mauer umbauen könnte.

In dieser Nacht jedoch, als der Teufel sein Bauwerk errichtete, wollte es der Zufall, dass eine alte Frau unterwegs zum Markt nach Quedlinburg war, um einen Hahn zu verkaufen. In der Dunkelheit stolperte sie. Dadurch erwachte der Hahn und begann zu krähen.

Der Teufel, der das hörte und mit der Mauer noch nicht ganz fertig war, dachte, dass seine Zeit um sei. Damit war seine Arbeit vergeblich. Voller Wut riss er die Mauer wieder ein. Die Reste dieser Teufelsmauer sind bis auf den heutigen Tag stehen geblieben.

So berichtet uns die Sage über die Entstehung der Teufelsmauer.

Und was sagt die Geologie? Der Harz wurde in der Jura- und Kreidezeit auf das Vorland in Norden aufgeschoben und um einige hundert



Abb. 2: Hat sich hier ein alter Indianer manifestiert?

Meter gehoben. Diese Aufrichtungszone führte zur Entstehung einer Schichtruppenlandschaft. Dieser Urharz wurde erneut wieder abgetragen. Was übrig blieb waren Reste einer Schichtrippe aus kreidezeitlichem Sandstein, die Teufelsmauer. Wie an einer Schnur aufgefädelt erheben sich aus der relativ flachen Ebene des nördlichen Vorharzes.

Das klingt unspektakulär. Wie sieht es denn wirklich aus?

Jetzt wird es spannender, allerdings hängt das von unserer Fantasie ab. Und schauen wir einmal genau hin, sitzt da nicht der Teufel immer noch auf der seiner Mauer (Bild 1)?

Verwirrt schauen wir uns um und sehen einen alten Indianer in die Landschaft schauen (Bild 2). Aber ist es ein Indianer?

Heben wir unseren Blick etwas, und wird das Wetter etwas düsterer, schaut uns plötzlich Godzilla oder ein Saurier an (Bild 3).

So kann man die Mauer entlang wandern und sieht je nach Tageszeit, Lichteinfall und persönlichem Gefühl, Gestalten aus dem Felsen erscheinen. Im Sommer, in Urlaubsstimmung, bei Sonnenschein sicherlich andere, als vielleicht im Novembernebel bei beginnender Winterdepression oder in der milden Abendsonne.

Für Geomanten zählt die Teufelsmauer zu den magischen Plätzen dieser Welt.

Also, wenn Sie die Teufelsmau-

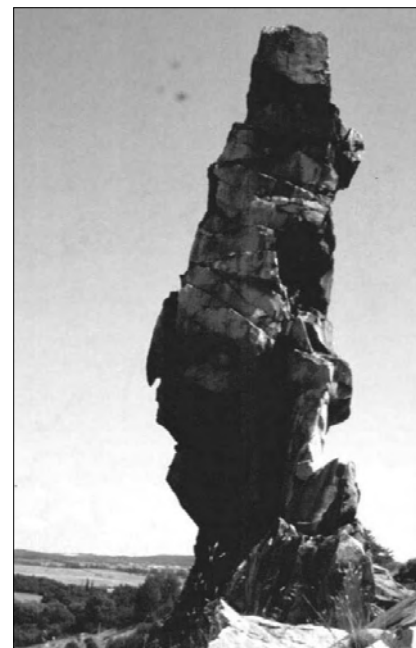


Abb. 3: Godzilla oder ein alter Saurier?

Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten

er besuchen, und ich meine, Sie sollten es tun, wenn Sie Gelegenheit dazu haben, gehen Sie vorher in sich. Machen Sie sich frei von der Gegenwart. Nehmen Sie sich Zeit und hören und sehen Sie, was Ihnen die Felsen erzählen. Denken Sie dran, dass alles, was Sie sich deutlich vorstellen, zu existieren beginnt.

Die Aufrichtungszone oder Teufelsmauer zieht sich mehr oder weniger sichtbar durch die Vorharzlandschaft und endet nördlich von Ballenstedt mit den so genannten Gegensteinen.

Das sind zwei Felsformationen, in denen einige einen „Lichtstein“ erkennen, die kleinere Formation, und gegenüber, der größere Felsen, soll der Träger des Bösen sein. Wie dem auch sei, auch diese Felsen lassen je nach Stimmung und Licht Gestalten erscheinen, wie z. B. eine Sphinx (Bild 4) oder einen Riesenkopf, oder einen Löwen (Bild 5 und 6).

So finden Sie hin:

Fahren Sie die A 14 (Magdeburg - Leipzig) bis Ausfahrt 10, Bernburg. Fahren Sie die B 185 nach Westen bis Ballenstedt.

Hinter Ballenstedt zweigt von der B 185 die L 242 nach Quedlinburg ab. Direkt davor geht ein Weg nach Norden. Folgen Sie diesem Weg ca. 1300 Meter und biegen dann nach rechts zu einem Schießplatz ab.

Nach ca. 500 Metern finden Sie einen Parkplatz. Von dort kommen Sie zu Fuß nach kurzem Weg zu den „Gegensteinen“.

Zur Teufelsmauer von Weddersleben fahren Sie die L 242 weiter über Rieder nach Gernrode.

Dort fahren Sie weiter Richtung Thale und biegen nach ca. vier Kilometern die L 92 nach Neinstedt ab.

Fahren Sie in Neinstedt Richtung Quedlinburg. Kurz hinter Neinstedt geht die Straße über den Fluss Bode.

Direkt hinter der Brücke ist ein Parkplatz mit Wegbeschreibung zur Teufelsmauer.

Karten:

Die Generalkarte Nr. 7, Thüringen Sachsen Anhalt Süd, 1 : 200.000, ISBN 3-8297-2026-2. Topographische Karte L 4332, Quedlinburg, 1 : 50.000

(Wilfried Augustin)



Abb. 4: Eine Sphinx?



Abb. 5 und 6



Widersprüchlichkeiten in der religionsphilosophischen Lehre indischer Meister

Ich bin viele lange Jahre meines Lebens der *Rhadasoami*-Lehre gefolgt. Ich war der festen Überzeugung, dass sie richtig und für den Menschen hilfreich sei. Ich hatte etwas/Jemanden gesucht, der sich mir liebevoll zuwende, an die Hand nahm, mich nicht und nie verlassen wolle, von Gott erfüllt ins Licht führen würde. Ich glaubte von mir, dass ich es allein nicht schaffen könne – meinen wahren Weg zu finden und zu gehen. Ich meinte, Gott wäre zu weit weg – und mein Herz war voller Furcht.

Nach was sehnt sich das menschliche Herz? Nach Gewissheit, nach tiefem Frieden, nach Freundlichkeit, nach Wärme, nach Gemeinschaft, nach Geborgenheit.

Da war also ein Mensch, dessen Lächeln all dies versprach. Ich las die Bücher und hörte den *Satsanghs* zu. Ich hatte einen Kreis von Menschen um mich, die denselben Weg gingen. In den Texten war von Liebe – und nichts als Liebe – die Rede. Dann wurde von den großen Verführern gesprochen, den Lastern, den schlechten Eigenschaften, von der Ernährung – und alles fand in uns seinen Widerhall. Dann wurde von der Irrealität aller Materie, ihrer Illusion, ihrer Feindlichkeit gesprochen. Der Herr dieser Welt wäre eine negative Macht, die uns fesseln wolle, die es zu überwinden galt. Unser Ziel läge allein darin, ihr zu entfliehen. Nur keine Bindungen mehr – an nichts und niemanden. Er, der Meister, würde uns führen, uns auch in den Nacht-Todes-Welten nicht verlassen, uns bis zur höchsten Region bringen, von wo der letzte Aufstieg zu Gott durch Gott selbst erfolgen würde.

In den vielen Jahren sah ich einige Wirkungen an den Menschen dieses Kreises, - sie gaben ihr eigenes Denken auf, und je nach der eigenen Verständnissfähigkeit reagierten und handelten sie.

Wir waren zum *Satsangh* nach Eggenfelden gefahren. Bei Tisch beschimpfte er seine Frau vor uns allen. Ich staunte, denn dieser „Freund“ war als besonders treu und eifrig bekannt. Später sprachen wir über den Heimgang des Meisters, der vor Kurzem gestorben war. Alle begannen zu klagen. Ich fragte mich erstaunt, worin der Grund läge, ihm, den wir so verehrten, die Heimreise ins Licht nicht zu gönnen. Hatte er uns denn nicht gelehrt, wir selber müssten unseren Weg gehen, er wäre nicht dazu da, uns zu tragen? Danach sprach einer davon, dass es für ihn eine fast unvorstellbare Annahme sei, GOTT selbst in Gestalt des Meisters

vor sich zu sehen. Der Meister sollte Gott darstellen? Waren wir denn nicht Gottes Kinder? Wir alle?

Vor meinen Augen veränderte sich die Einstellung unseres Mensch-Seins. Weshalb brauchten wir jemanden, der uns mit Gott verbinden sollte? Hatten wir denn nicht die Eigenverantwortlichkeit angenommen? Wollten wir denn nicht die Liebe Gottes in unser Leben herbeiholen und leben? War die Einrichtung Gottes, unsere Erde, die Materie, denn schlecht? Hatten wir denn nicht den Körper der Materie bekommen, um damit Gottes Willen und Wege zu erkennen und danach handeln zu lernen? Stellte er uns Fallen? Waren all die Eigenschaften, die wir Gott unterstellten: Güte, Barmherzigkeit, Hilfsbereitschaft, Treue, Liebe hinter dem Schleier des Negativen verschwunden? Ja, es gab Betrug, Hinterlist, Täuschung, aber waren das Dinge außerhalb von uns? Sollten wir denn nicht auch an diesen Möglichkeiten des Handelns unseren Charakter stärken? Und das Leiden – war es nicht nötig, um diese Erkenntnis zu erreichen? Wenn es dem Menschen gut geht, dann bemüht er sich nicht mehr – dann wird er träge, faul, dann bekommt er Lust, auch etwas auszuprobieren, von dem er im innersten Herzen fühlt, dass es nicht gut bzw. richtig ist? Und wenn er dieser Versuchung erlegen war, dann musste er die Kehrseite durchleiden, um dies zu erkennen. Der Erfahrungswert brachte ihn auf Gottes Weg weiter.

Es gibt ja überhaupt keine Irrwege. Denn Gottes Weg ist doch der Menschenweg! Wir, die wir alle ein Stück von Gott sind, gehen für/in ihm durch den Schöpfungskreis. Was sollte daran schlecht sein? Es war/ist mühsam, durchaus, aber ein leichter Weg wäre gar nicht angesagt, dazu ist die Materie zu fest und hart. Später, wenn wir diesen Erdenplatz verlassen werden, weil wir alle seine Möglichkeiten ausgeschöpft haben, dann kann es vielleicht auch leichter werden. Die Engel erzählen ja davon. Ja, auch die Engel sind ja Geschöpfe Gottes, und ihre Existenz, von der wir viele Beispiele haben, kann uns Mut machen. Gott gibt uns Hilfestellungen und Helfer, wir brauchen es nur anzunehmen. Die Existenz der Engel ist uns Gewissheit – was aber, wenn es auch „Engel“ gibt, die als Aufgabe hätten, die Menschen zu täuschen, sie in die Dunkelheit zu führen, in die Versuchungen? Denn ohne diese Dunkelheiten könnten wir uns ja nicht das Licht erarbeiten!

In Gott ist alles enthalten – er hat uns ja die vollkommene Freiheit gegeben, damit wir das erkennen! Also auch die Versuchungen. Alles Gefangensein, alle Irreführungen, alle Fehlhandlungen. Die daraus entstandenen Leiden und Schmerzen sollen uns aufmerksam machen, sollen uns hinweisen, was in Gottes Sinne recht und richtig ist. Und das sagt uns unser eigenes Herz. Die Traurigkeit, die Verzweiflung, – all das sind Reaktionen auf Fehlhandlungen. Ja, und das können und sollen wir anders machen! Dazu ist nun wieder die göttliche Freiheit in uns da – hier sollen wir ansetzen. Denn wohin Fehlhandlungen führen, das erleben wir ja in dieser Zeit aufs Schmerzlichste. Die große Verführung hat aber auch Methoden entwickelt, die uns ziemlich fest binden soll. Und dazu gehört die unterschwellige Beeinflussung, zum Beispiel Worte mit einer Hintergrundbeladung. Worte, die uns ins Unterbewusstsein dringen und unser Handeln und Denken fehlleiten.

In der empfohlenen Meditation geschieht so eine Beeinflussung am stärksten. Denn dort wird nichts vom Verstand kontrolliert, in der gezielt befohlenen Meditation sind wir ausgeliefert, sind wir verletzlich, sind wir von unserem eigenen Willen abgelenkt, sind wir hilflos. Wir können nicht ergründen, wo das Zerstörende eingebaut ist. Und damit haben wir unsere Gotteskindschaft und göttliche Zielvorstellung verloren. Unwiederbringlich? Nein – wenn wir wissen, wo die Bedrohung liegt, können wir ihr entgehen – können wir die Meditations-Formeln ändern, können uns unsere eigenen Worte aussuchen. Denn Meditation an sich ist ein sehr guter und hilfreicher Weg, um zur inneren Ruhe, zur Besinnung zu kommen.

Aber verfallen wir nun nicht in den Fehler, etwas zu verdammern, was uns als Prüfung gedacht war – das Training des eigenen Willens, das Reifen unseres Seins geht immer von Gott aus, von niemandem sonst. Und wenn wir wirklich etwas am Gang des Weltgeschehens ändern wollen, dann müssen wir Selbstbeherrschung in unserem Denken praktizieren, müssen wir in unseren Fantasien das erbauen, was zu Gott passt – was Freude, Liebe, Schönheit als Folge hat. Dunkel war es doch jetzt lange genug. Alles wird zuerst im Denken erschaffen, erst danach kann es in die Materie eingehen. ■



Thema Energie

Wilfried Augustin

Lösung unseres Energieproblems: Wie steht es um den Magnetmotor?

Unsere Rohstoffe sind begrenzt. Komplett neue Quellen bieten sich nicht an. Kernenergie ist politisch nicht durchsetzbar, zu Recht, weil die Entsorgung der Kernbrennabfälle nicht gesichert ist. Kernfusion funktioniert nicht, obwohl bereits Milliarden für die Forschung verbraten wurden.

Was bleibt uns als Alternative? Wind, Wasser und Sonne. Hier wird ernsthaft geforscht und gearbeitet, mit gutem Erfolg. Allerdings haben wir auch hier Probleme mit der Verfügbarkeit. Wasser geht nur regional und sehr begrenzt. Wind bläst nicht immer, und die Sonne scheint nicht immer, zumindest nicht in unseren Breiten.

Was uns fehlt ist eine alternative, so genannter „freie“ Energiequelle, die immer und überall verfügbar ist, und das möglichst für jeden, ohne am Tropf der großen Energiekonzerne zu hängen. Der Traum wäre ein Magnetmotor, der mit Permanentmagneten angetrieben wird und einen Generator antreibt, ohne eine weitere zusätzliche Energie. Diese Variante geht durch alle Literatur, die sich mit „freier“ Energie befasst. Angeblich hat es auch schon Maschinen dieser Art gegeben. Leider – und das ist wenig nachprüfbar – wurden die funktionierenden Einrichtungen angeblich zerstört, gestohlen, unter Verschluss gehalten usw. Ich möchte mir darüber kein Urteil erlauben. Von Wahrheit über Verschwörung bis Betrug ist alles möglich. Unsere Prämisse zur Wahrheitsfindung sollte daher sein: Dreht es sich und kann offen ohne „Blackbox“ eingesehen werden, erzeugt es mehr Energie als hineingesteckt wird, und ist es frei verfügbar für jeden, der den Kaufpreis zahlt.

Gibt es da schon etwas? Wir sollten einmal Bilanz ziehen. Zu dem Zweck habe ich im Oktober 2007 einen Kongress über „Revolutionäre Energietechnologien“ besucht. Der Kongress fand vom 19.-21. Oktober in Sursee in der Schweiz statt. Organisiert wurde die Veranstaltung von Adolf und Inge Schneider, Jupiter Verlag, Herausgeber des NET-Journals, einer Zeitschrift für alternative Energieforschung. Das

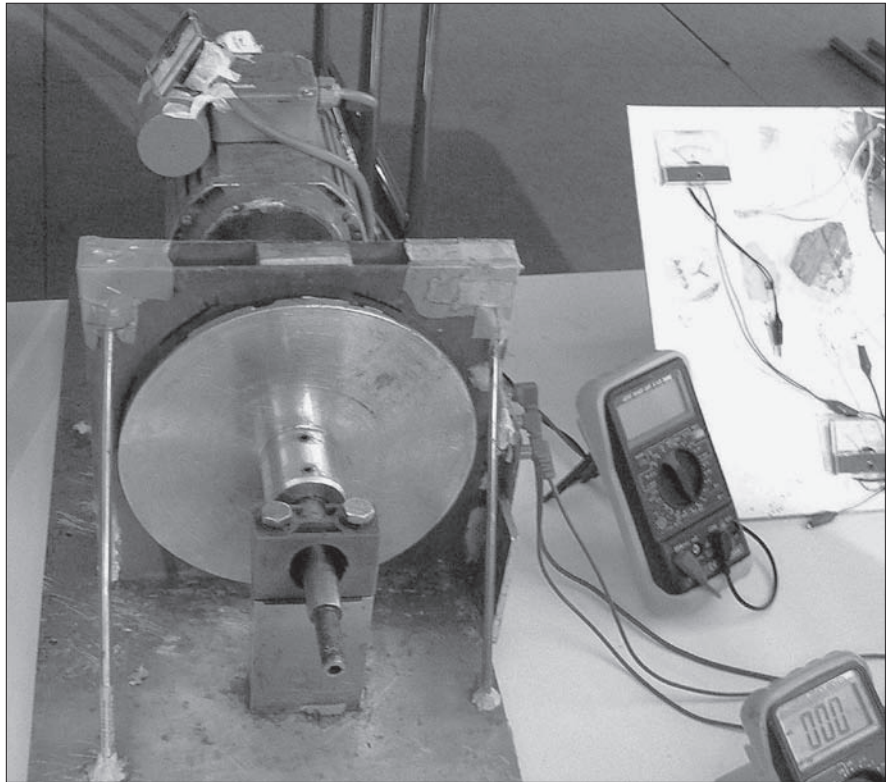


Abb. 1: Der Malik-Magnetgenerator-Prototyp

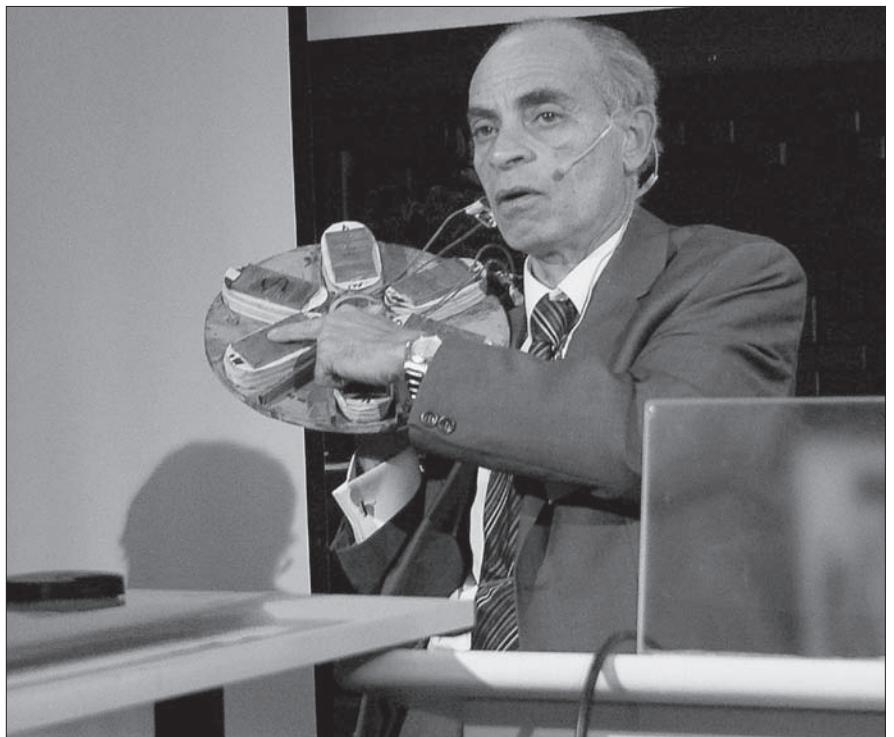


Abb. 2: Der Stator des Malik-Magnetgenerators

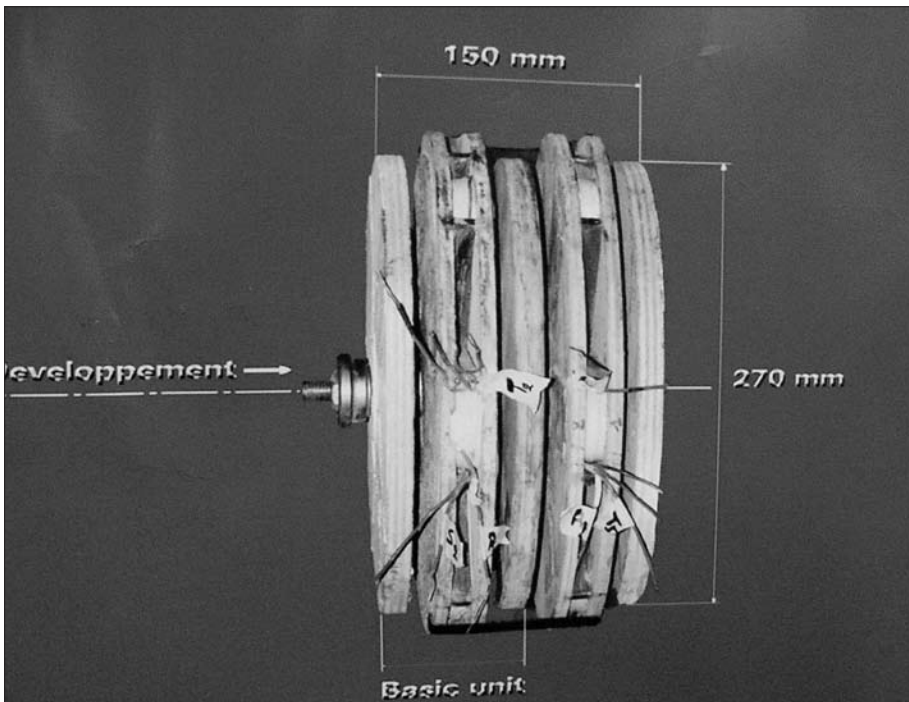


Abb. 3: Es können auf einer Welle auch mehrere Rotoren und Statoren betrieben werden



Abb. 4: Filipaka Włodzimierz

NET-Journal ist immer bestens informiert über Neuigkeiten und Informationen aus der Energieszene. Man konnte davon ausgehen, wenn es einen funktionierenden Magnetmotor gibt, würde er hier vorgestellt werden. Der Kongress war sehr gut besucht von offensichtlich sach- und fachkundigen Teilnehmern. Die Vorträge umfassten einen weiten Bereich der Energiegewinnung und Nutzung. Ich möchte aber hier an dieser Stelle nur auf den Magnetmotor eingehen.

Der Perendev-Magnetmotor

Mike Brady, die treibende Kraft hinter der Perendev Power Holding AG, München, hatte angekündigt, endlich seinen Magnetmotor in Funktion vorzuführen. Es sollte ein 300-kW-Magnetmotor sein, optimiert und verkaufsfähig. Die Präsentation sollte ein Höhepunkt der Veranstaltung sein. Für mich, und wie ich in Gesprächen erfuhr, auch bei anderen Kongressteilnehmern, war das ein Hauptgrund für die Teilnahme an der Veranstaltung.

Leider kam es anders. Perendev sagte die Präsentation kurzfristig ab. Begründung: Behördliche Auflagen haben angeblich die Vorführung verhindert. Einige Kongressbesucher hatten so etwas erwartet. Perendev hält seit langer Zeit Interessenten mit Versprechungen hin, so dass man argwöhnen könnte, der Motor oder das Perendev-Magnetmotorprinzip sei ein Windel.

Es ist schade für den Veranstalter, dass die geplante Weltpremiere nicht stattfand. Den eigentlichen Imageschaden jedoch hat Perendev. Ich für meinen Teil bezweifle – das gilt nur für mich, andere kann ich nicht beurteilen – dass der Perendev Magnetmotor jemals auch nur ein Kilowatt „freie“ Energie geliefert hat.

Traurig ist nicht, dass Mike Brady & Co. einen Schaden für die eigene Firma verursacht haben, sondern dass die Sache Magnetmotor mal wieder ins Dubiose gezogen wurde. Es gab kaum ein Buch über alternative Energie der letzten Zeit, in dem nicht Brady's Magnetmotor als Hoffnungsträger genannt wurde. Es wurde so dargestellt, als sei die Maschine ganz kurz vor dem Durchbruch, nur noch ein wenig Optimierungsarbeit sei nötig. Pustekuchen! Das Ganze ist wahrscheinlich ein Riesenluftballon, kurz vor dem Platzen.

Das Malik-System

Zum Glück gibt es auch noch andere, die sich mit der Anwendung der Magnetkraft befassen. Einer dieser Entwickler ist Dr. Awad Malik, ein Mediziner aus Belgien. Er hat den Prototyp seines Systems auf dem Kongress vorgestellt. Dabei geht es um einen Scheiben-Generator bestehend aus einem Antriebsmotor, einem permanentmagnetischen Rotor und einem Stator aus Magnetspulen. Der Elektromotor treibt den Generator an. Dieser soll dabei mehr Strom erzeugen, als zum Antrieb des Motors hineingeleitet wurde. Den vorgeführten Prototyp zeigt Bild 1.

Im Bild 2 kann man den Stator erkennen. Sechs Spulen mit Eisenkern sind auf einem nicht magnetisierbaren Werkstoff montiert. Trick bei der Sache sind Wicklung und Verbindung der Spulen untereinander. Gegen diesen Stator läuft ein Rotor aus nicht magnetisierbarem Werkstoff, der mit vier starken Neodym-Magneten bestückt ist, die eine Reichweite von 30 cm haben. Die Magnete zeigen alle mit der Nordseite zum Stator. Durch schnelle Drehung der Rotorscheibe wird Strom erzeugt und von den Wicklungen der Spulen mit Eisenkern abgenommen.

Es können auf einer Welle auch mehrere Rotoren und Statoren betrieben werden (siehe Bild 3). Laut Angabe

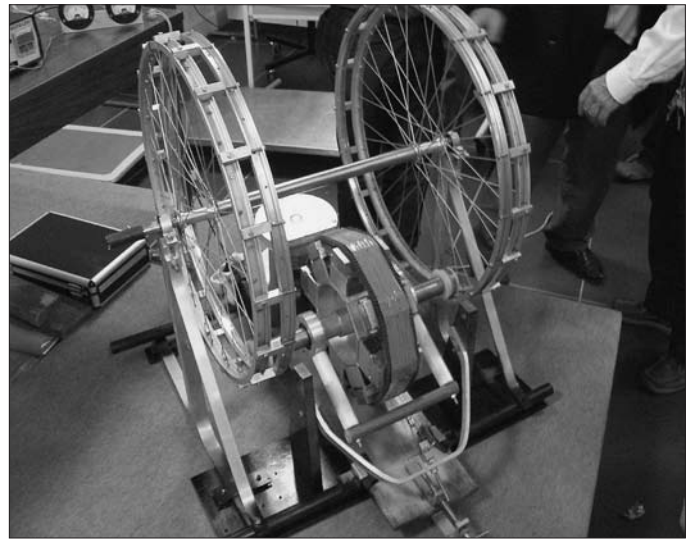
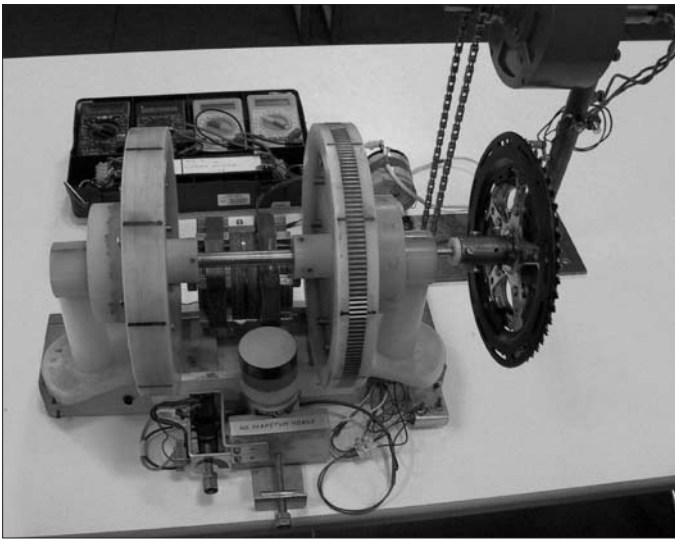


Abb. 5 (links): Der Magnetmotor aus Polen. Abb. 6 (rechts): Ein weiterer Prototyp von Filipaka Wlodzimierz

von Dr. Malik könnte bei einer Anordnung mit sechs Rotoren bei einer Eingangsleistung von 5 kW eine Ausgangsleistung von 20 kW erbracht werden. Das wäre ein Energiegewinn von plus 300 %. So etwas wäre ein Riesenerfolg, selbst wenn es nicht 300 %, sondern nur 30 % wären. Jedes „Over-Unity“-Prozent bringt uns der Lösung unseres Energieproblems näher.

Es wurde auf dem Kongress nur der Prototyp gezeigt. Der Motor lief und der Scheibengenerator erzeugte Strom. Es wurde nach meinem Verständnis aber nicht deutlich bilanziert, dass mehr Strom entstand, als dem Netz entnommen wurde. Schade, man hätte leicht einen Versuchsaufbau wählen können, bei dem Eingangs- und Ausgangsenergie nachprüfbar dargestellt wird. Leider war das nicht der Fall, so dass wir Dr. Awad seine Angaben glauben müssen – oder nicht!

Der gezeigte Prototyp und das Malik-Prinzip müssen sicherlich noch optimiert und in eine maschinenbaulich sachgerechte Form gebracht werden. Bis zu einem verkaufsfähigen Produkt dürfte noch einige Zeit vergehen. Es ist zu hoffen, dass sich Dr. Maliks Weg als richtig erweist und wir demnächst eine Erfolgsmeldung darüber schreiben können.

Ein Magnetmotor aus Polen

Es wurde eine weitere praktische Ausführung von einem polnischen Erfinder gezeigt, Herrn Filipaka Wlodzimierz (siehe Bild 4). Das kleine Gerät (siehe Bild 5) besteht im Prinzip aus einem Magnetrotor und einem kleinen Drehzylinder mit Magneten, angetrieben von einem kleinen Elektromotor (der kleine Zylinder im Vordergrund von Bild 5). Es wurde während der Vorführung die Leistung gemessen.



Abb. 7: Der Drehzylinder mit Antriebsmotor

Ergebnis: Eingangsleistung 3,13 W, Ausgangsleistung 3,6 W. Das wäre eindeutig ein „Over-Unity“-Effekt, vorausgesetzt, das Ergebnis würde einer weiteren Überprüfung standhalten.

Herr Wlodzimierz hatte noch einen größeren Prototyp mitgebracht, der ebenfalls vorgeführt werden konnte (siehe Bild 6). Auch hierbei wird ein Rotor, der mit starken Permanentmagneten bestückt ist, von einem kleineren Drehzylinder mit weiteren Permanentmagneten angetrieben. Der Drehzylinder mit Antriebsmotor ist in Bild 7 zu sehen. Die Frage ist, ob trotz mechanischer Reibung ein Energieüberschuss erzeugt werden kann.

Der Magnetmotor wurde von Herrn Wlodzimierz patentiert. Es ist zu hoffen, dass ein funktionierendes Gerät recht bald zu kaufen ist. Das wäre genau der Typ Maschine, den sich Otto Normal-

verbraucher in den Keller stellen könnte. Offen gestanden jedoch, mir fehlt der rechte Glaube, dass Eon & Co. das ohne Widerstand geschehen lassen.

Selbstverständlich gab es auf dem Kongress eine ganze Reihe sehr interessanter weiterer Vorträge, die berührten jedoch andere Themen oder waren rein theoretisch. Nichts gegen Theorie, was wir meiner Ansicht nach jedoch brauchen, sind praktische, nachbaubare oder käufliche Lösungen. Es nützt uns überhaupt nichts, wenn über schlaue Formeln ein nutzbarer Weltraumäther postuliert wird. Es wäre hilfreicher, wenn ein Praktiker, und sei es mit einer wilden Vorrichtung, ein wenig „Over-Unity“ schafft.

In diesem Sinne, hoffen wir, dass morgen früh ein findiger Bastler einen erleuchtenden Traum hat. ■

Wilfried Augustin

Hydro-Gravitationskonverter

Vortrag von Heinrich Schmid in Regen

Heinrich Schmid arbeitet wieder. Nachdem die weitere Entwicklung und Vermarktung seines Stickstoffmotors leider verhindert wurde (Wir berichteten davon im SYNESIS-Magazin Nr. 4/2007), war es um ihn ruhig geworden. Allerdings hatte ich den Eindruck, dass Misserfolge Geister wie Heinrich Schmid nur noch bissiger machen. Es war daher zu erwarten, dass er irgendwann mit etwas Neuem auftauchen würde. So auch geschehen am 15.12.07 auf dem Regentreff.

Leider war in der Vorankündigung zu lesen, dass Heinrich Schmid einen Magnetmotor vorstellen würde. Das war unrichtig und sorgte für Verstimmung bei denjenigen, die einen funktionierenden Freie-Energie-Motor mit Magnetantrieb erwarteten. Das war jedoch nicht Schmid's Schuld, denn der hatte uns Wochen vorher schon gesagt, dass es sich um eine Einrichtung auf Schwerkraftbasis handeln würde.

Schmid stellte im Verlauf des Vortrages das Prinzip eines Konverters dar, der mit Gravitation und Auftrieb in Wasser Energie erzeugen kann. Es geht um ein hydro-mechanisches System mit einem drehbaren Zylinder, gefüllt mit Wasser und einem Schwimmer. Als Medium im Zylinder wurde Wasser empfohlen, es könnten aber auch mit anderen Flüssigkeiten funktionieren. Das System ist keine Erfindung von Schmid, sondern die eines 89-jährigen Mannes aus München, den Schmid „Herrn Karl“ nennt. In Zusammenarbeit mit „Herrn Karl“ will Heinrich Schmid das Gerät zur Reife bringen und vor allen veröffentlichen, damit es nachgebaut werden kann.

Die Vorstellung von Freier-Energie-Maschinen ist bei mir leider etwas negativ belastet. Bisher gab es zu viele Flops. Daher haben sich für mich zur positiven Beurteilung folgende Kriterien herausgebildet:

- Die Anlage wird live in Bewegung vorgeführt.
- Es handelt sich um keine „blackbox“.
- Es entsteht nachweisbar mehr Energie als zugeführt wird.
- Das Gerät ist frei verfügbar oder für jedermann zu erwerben, der den Preis zahlt.

Nach obigen Kriterien ist es schwer



Bild 1: Heinrich Schmid

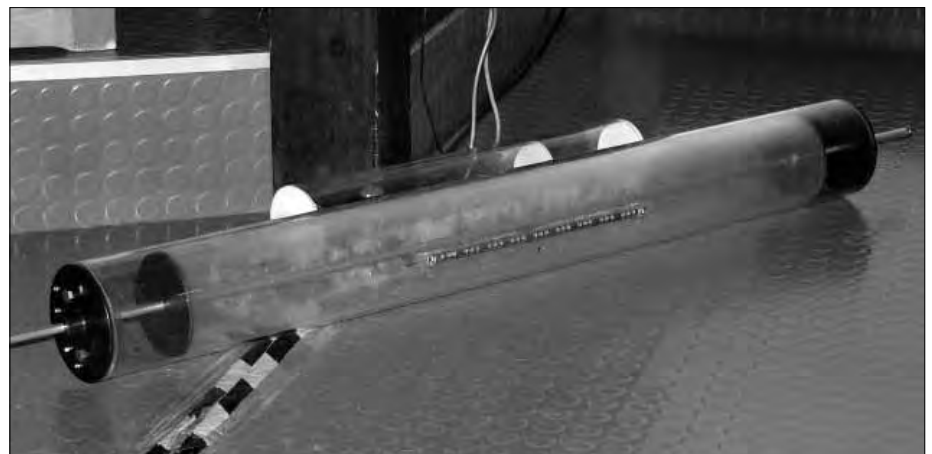


Bild 2: Zylinder mit Schwimmer

für mich, die Anlage, die Heinrich Schmid vorgestellt hat, als funktionierend zu beurteilen, sondern nur als möglicherweise funktionierend. Bei Vorstellungen dieser Art erfolgen immer wieder Ausreden, wie „noch nicht ganz fertig“, „gerade kaputt gegangen“, „muss noch etwas optimiert werden“, „darf nicht gezeigt werden“ usw.

So war auch in diesem Fall keine funktionierende Maschine auf der Bühne. Leider noch nicht einmal ein komplettes Modell, sondern nur Einzelteile. Entsprechend wurde Schmid auch aus der Zuhörerschaft angegriffen. Ich kann das verstehen. Wenn jemand extra einen weiten Weg nach Regen kommt, um wie angekündigt eine funktionierende



Bild 3: Zylinderdeckel mit Durchführung

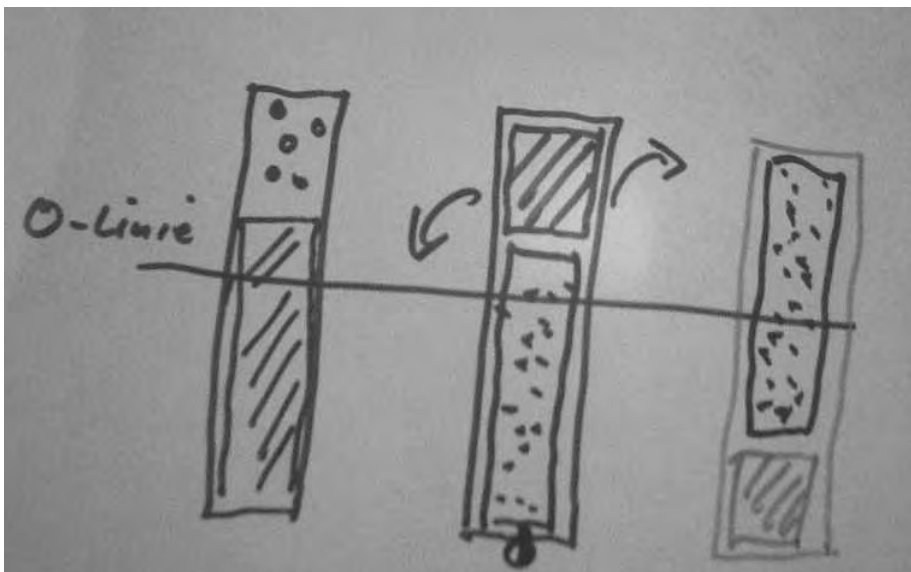


Bild 4: Schwimmerprinzip

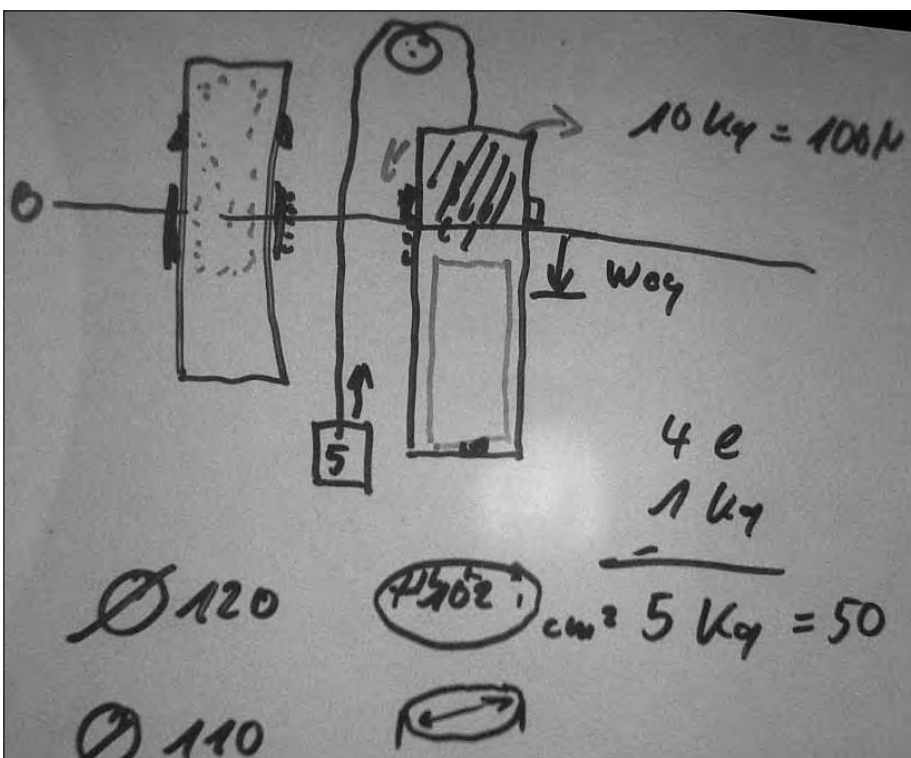


Bild 5: Absenkung des gesamten Zylinders

Maschine zu erleben, und dann nur Einzelteile sieht, ist er natürlich sauer.

Alle, die sich mit freier Energie befassen, leiden darunter, dass immer wieder Versprechungen gemacht werden, die letztendlich dann doch nicht eingehalten werden. Das reduziert den Elan, sich zu engagieren und könnte leicht die aktuell positive Stimmung zum Kippen bringen. Ich kann nur alle, die in der Szene aktiv sind, bitten, diese Verantwortung zu erkennen und danach zu handeln. Wir brauchen Erfolge. Dazu müssen wir aber ehrlich und offen die Tatsachen auf den Tisch legen. Es ist meiner Ansicht nach besser, ein paar Monate später mit einer Sache herauszukommen, als mit nicht funktionierenden Anlagen den Ruf eines Prinzips oder eines Motors aufs Spiel zu setzen.

Im Fall von Heinrich Schmid möchte ich nicht ganz so scharf kritisieren. Immerhin wurde hier ein Prinzip erläutert, das funktionieren könnte. Es war die Absicht von Schmid, dieses Prinzip möglichst schnell allen mitzuteilen, bevor irgendetwas in irgendeiner Schublade verschwindet. Schmid war der Meinung, umgehend die Informationen zu verteilen, sodass jeder mit einem Nachbau beginnen kann. Das ist umso leichter, als Schmid zum Selbstkostenpreis Baupläne zur Verfügung stellt und die benötigten Bauteile erschwinglich sind. Die Adresse für eine Bauplan-Anforderung geben wir am Schluss des Berichtes. Der Nachbau kann weitgehend mit Teilen aus dem Baumarkt erfolgen.

Ich werde im Folgenden versuchen, auf Basis der Angaben des Vortrages das Arbeitsprinzip zu erläutern. Offen gestanden, es fällt mir schwer.

Herzstück der Anlage ist ein Zylinder mit einem innen beweglichen Schwimmer, der axial eine Führungsstange trägt. Seitlich außen an der Zylinderwandung sind zwei Führungsschienen angebracht, auf denen der Zylinder axial bewegt werden kann (siehe Bild 2).

Der Zylinder ist an beiden Seiten mit einem Deckel versehen. Die Führungsstange des Schwimmers wird an beiden Seiten über eine Dichtung durch den Deckel hindurchgeführt. Die Führungsstange hat an beiden Seiten eine Öse zum Anschluss eines Hebels oder Steuerungsseils (siehe Bild 3).

Wie ist das Arbeitsprinzip? Jetzt wird es schwer. Ich hatte den Eindruck, dass kaum jemand richtig durchgeblickt hat. Ich werde im Folgenden daher die Skizzen abbilden, die Heinrich Schmid auf die Leinwand projiziert hat und dabei versuchen, Erklärungen zu finden.

Der Zylinder mit Schwimmer sitzt auf einer Drehachse und hat zwei Grundzustände (siehe Bild 4).

Rechter Zylinder auf dem Bild: Der Schwimmer ist in oberer Stellung. Das System ist stabil (der Schwimmer wurde gepunktet dargestellt, die Wassersäule schraffiert, der Strich ist die Drehachse). Mittlerer Zylinder auf dem Bild: Der Schwimmer ist unten, die Wassersäule oben. Das System ist instabil und würde sich drehen.

Die Stabilität des Systems wird wieder hergestellt durch Absenken des gesamten Zylindersystems über die außen angebrachten Führungsschienen. Durch die Absenkung wird eine nutzbare Kraft erzeugt (siehe Bild 5), dargestellt durch das Gewicht.

Wir haben eine zweite Kraft im System, hervorgerufen durch den Auftrieb des Schwimmers, die mechanisch ausgenutzt wird (siehe Bild 6). Die Auftriebskraft des Schwimmers kann ausgenutzt werden zum Heben des Zylinders oder Einleitung einer Drehbewegung. Beide Kräfte, verbunden über eine sinnvolle Mechanik, führen zu einer Drehbewegung des Zylinders (siehe Bild 7).

Da der Zylinder auf einer Achse sitzt, könnte daran Energie abgegriffen werden, z. B. durch einen kleinen Generator. Voraussetzung ist jedoch, dass Gewicht und Reibung minimiert werden. Laut Heinrich Schmid könnte mit einem 60 cm langen Zylinder mit Durchmesser 10 cm eine Leistung von 20-50 Watt erzeugt werden. Für eine Praxismaschine müssten mehrere Zylinder auf einer Achse sitzen, auch um die Totpunkte zu kompensieren. Mit einer Zehnzylindermaschine könnte man z. B. 500 W kontinuierlich 24h/Tag erzeugen.

Das alles klingt für mich noch recht schwammig. Ganz offen gesagt, trotz längerer Nachdenkzeit kann ich das Prinzip noch nicht klar nachvollziehen. Es fehlt mir die Umwandlung der Hub- in die Drehbewegung. Ich hoffe, dass der Bauplan von Heinrich Schmid darüber Auskunft gibt. Warten wir also darauf, dass wir diesen Plan erhalten. Es ist zu hoffen, dass wir beim Nachbau noch bestehende Schwierigkeiten ausräumen können. Ich hoffe weiterhin, dass sich Bastler zusammenfinden und in gemeinsamer Arbeit die Sache zum Laufen bringen.

Wir bieten gern unser SYNESIS-Magazin als Diskussionsplattform an. Und hier erhalten Sie den Bauplan: siehe Bild 8: Adresse von Heinrich Schmid.

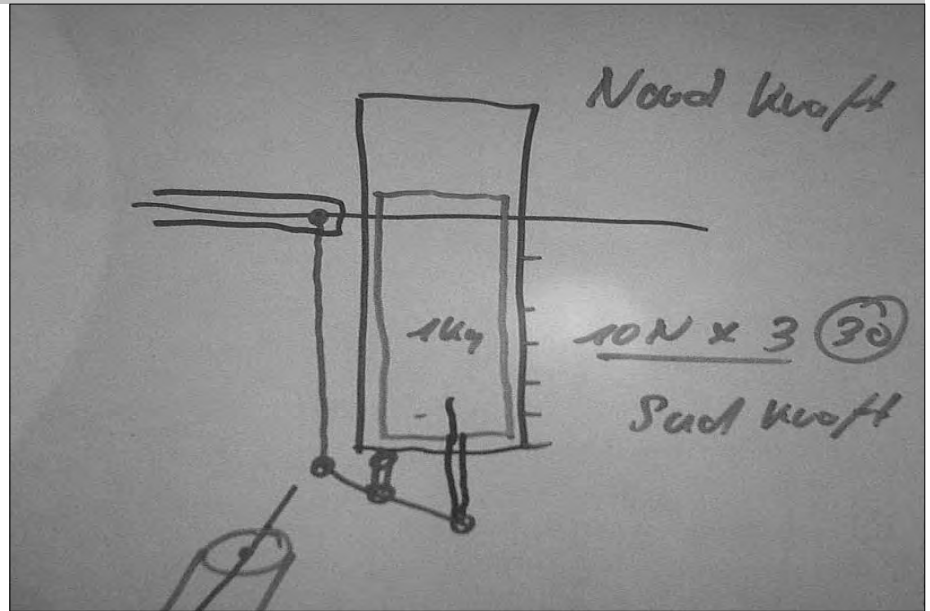


Bild 6: Mechanische Anbindung des Schwimmers

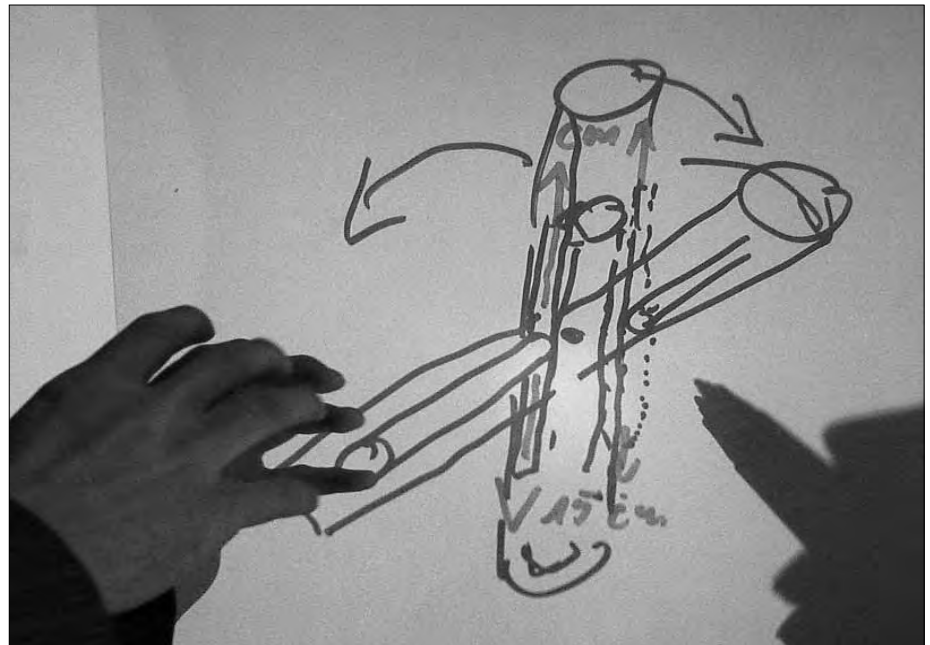


Bild 7: Drehbewegung

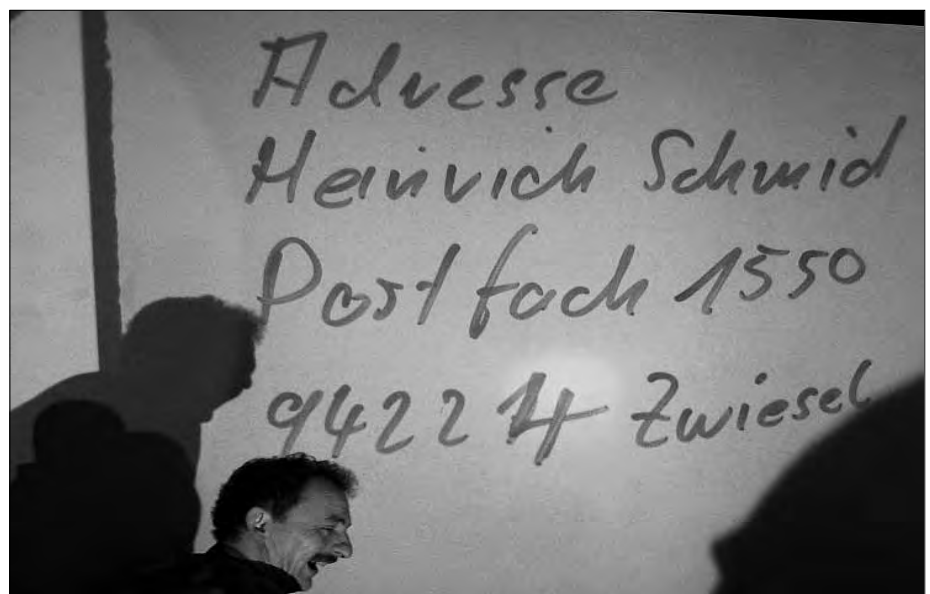


Bild 8: Adresse von Heinrich Schmid

Thema Ägypten

Gernot L. Geise

Steinbearbeitung im alten Ägypten mit Holzklöppeln und Kupfermeißeln?

Die alten Ägypter sollen mit den (relativ primitiven) Stein- und Kupfer-Werkzeugen, die ihnen von den Archäologen zugebilligt werden, relativ weichen Sand- oder Kalkstein bearbeitet haben. Das wäre noch vorstellbar. Wie sie es jedoch geschafft haben sollen, mit jenen Werkzeugen - deren Material ja relativ weich ist - den um einiges härteren Granit oder sogar Diorit nicht nur zu brechen, sondern auch noch aufs Feinste spiegelglatt zu bearbeiten, das ist bis heute unerklärbar geblieben. Ein Beispiel bieten etwa die Granit-Sarkophage in der Cheops- und Chephren-Pyramide, die exakt ausgehöhlt (!) und bearbeitet sind.

Granitbearbeitung mit Holzschlegeln und Kupfermeißeln?

Nach der ägyptologischen Lehrmeinung nimmt man an, dass die Granitblöcke zersägt worden seien, da man verschiedentlich wie Sägespuren aussehende Riefen festgestellt hat. Auch der Granit-Sarkophag in der „Königskammer“ der Großen Pyramide weist solche Riefen auf, die letztendlich als Sägespuren gedeutet werden können. Die Ägyptologen beharren heute immer noch auf ihrer unbeweisbaren Theorie, die Granitsteine seien mit Kupferwerkzeugen bearbeitet worden - da die Ägypter jener Zeit keine Eisengeräte gekannt haben sollen. Demgemäß stellt der Ägyptologe *Mark Lehner* die These auf, Kupferbohrer oder Kupfersägen seien in Verbindung mit einem Schleifgemisch aus Wasser, Gips und Quarzsand eingesetzt worden, wobei die Kupferklinge nur zur Führung gedient und der Quarzsand das eigentliche Schneiden besorgt habe [Lehner, *Geheimnis der Pyramiden*, S. 210]. Leider ist jedoch weder *Rainer Stadelmann* (Leiter des deutschen ägyptischen Instituts) noch *Lehner* ein Steinfachmann.



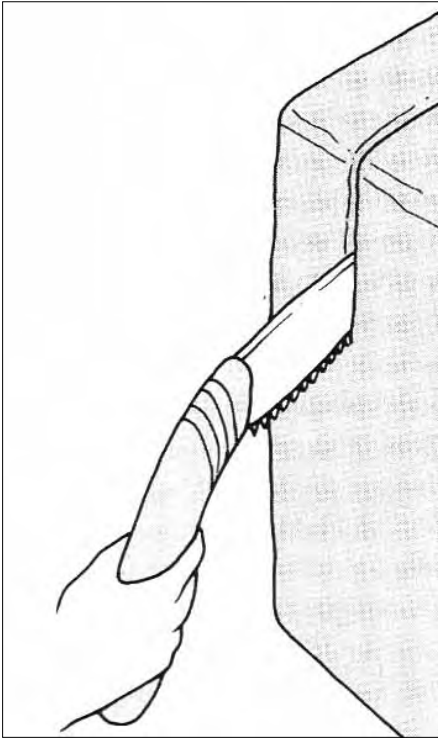
Mit solchen Geräten sollen die alten Ägypter Granitblöcke bearbeitet haben: Links ein Holzklöppel, rechts zwei Kupfermeißel. Unten: Mit solchen Steinwerkzeugen sollen die Ägypter die Steinblöcke geglättet haben (Ägyptisches Museum München). Das soll mir erstmal jemand vormachen!



Da sich Granit leider jeder Bearbeitung durch irgendwelche Kupfersägen oder -Meißel beharrlich widersetzt, erfand man dann die völlig unsinnige Vorstellung, die Ägypter hätten wohl ein Verfahren gekannt, Kupfer so weit zu härten, bis es die Güte von hochwertigem Stahl besessen hätte

[Heinsohn/Illig, *Wann lebten die Pharaonen?*, S. 162 ff.].

Diese Behauptung wird jedoch nicht von allen Ägyptologen vertreten, denn allein die Vorstellung ist völlig unrealistisch, und außerdem wurde bisher kein einziger derart gehärteter Gegenstand gefunden. Man hat ein-



Nach Mark Lehner sei Basalt und Granit mit Kupferklingen gesägt worden, wobei der eigentliche Schnitt durch Gips und Sand besorgt worden sei (Lehner). Man muss sich fragen - wenn es denn so gewesen wäre - wie dabei ein gerader Schnitt über den ganzen Block hinweg zustande gekommen sein soll. Jeder, der schon einmal einen Holzstamm durchgesägt hat, weiß, dass ein gerader Schnitt nicht einfach ist.

fach diese Vermutung aufgestellt, weil die bearbeiteten Granitblöcke nun mal nicht wegzuleugnen sind. Diese Gehirnakrobatik kann man etwa damit vergleichen, dass wir einem Inselbewohner unterstellen wollten, er würde sein Wasser zum Verbrennen nehmen. Wir würden zwar nicht die Kunst beherr-

schen, Wasser anzuzünden, doch bei ihm hätte man schließlich Wasser und Feuer nachgewiesen ...

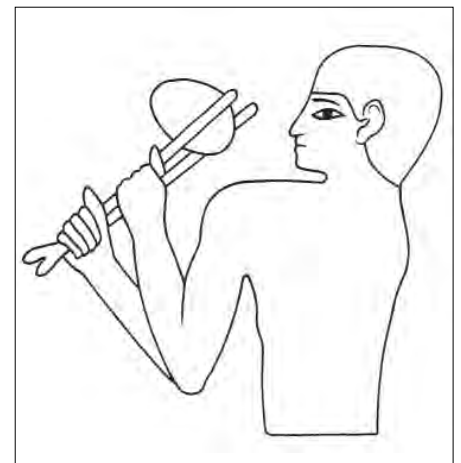
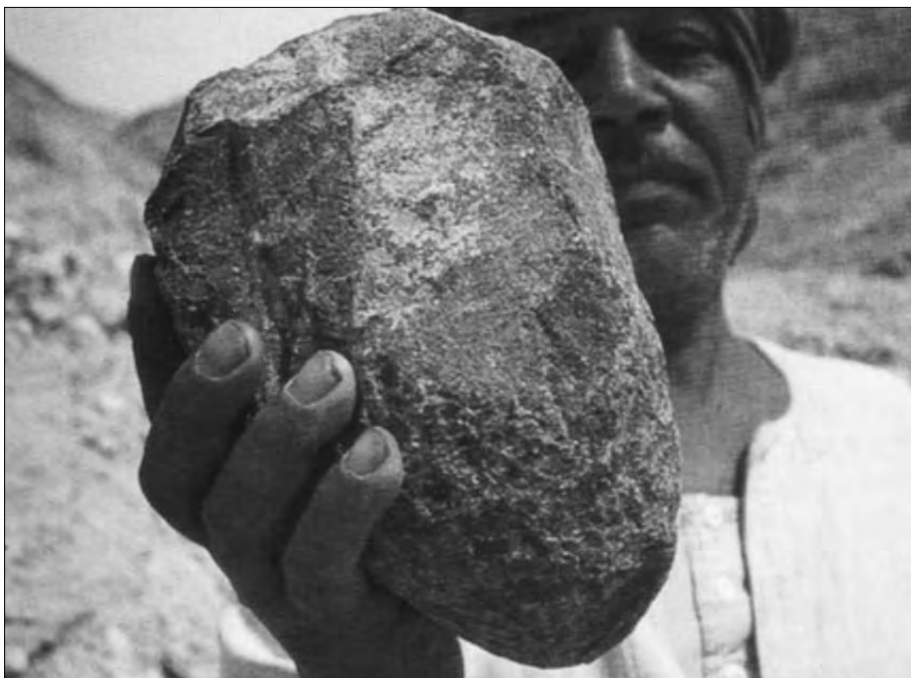
Max Toth stellte eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen Spuren in Stein, die von einer Säge hervorgerufen wurden und Spuren, die durch einen Laserstrahl in Steinen erzeugt werden, fest [Toth, Das Geheimnis der Pyramid Power].

Natürlich kann man den Altägyptern nicht unterstellen, dass sie mit Lasergeräten gearbeitet haben sollen, denn um solche Geräten zu besitzen, muss eine entsprechende Technologie vorhanden sein, die sich in mehr Details als nur in Laserschneidern zeigen würde. Und hier fehlt - zumindest bei den Ägyptern - bisher jeglicher Nachweis.

Wenn hier jedoch Techniker einer anderen Hochkultur tätig waren, dann könnte die Wahrscheinlichkeit des Einsatzes solcher (oder ähnlicher) Geräte tatsächlich in greifbare Nähe rücken. Und dass Toths Theorie gar nicht so weit hergeholt ist, werde ich später noch zeigen.

Die Ägyptologen ziehen jedoch noch nicht einmal ansatzweise die Vorstellung in Betracht, bei der Herstellung der schweren Granitblöcke könnten Technologien eingesetzt worden sein, die auch dazu in der Lage waren, die gestellten Arbeiten zu bewältigen, weil sie krampfhaft an den Altägyptern als Bauherren festhalten. Lieber erfinden sie völlig unmögliche Herstellungsmethoden, als neue Gedanken zu den Pyramidenerbauern zuzulassen.

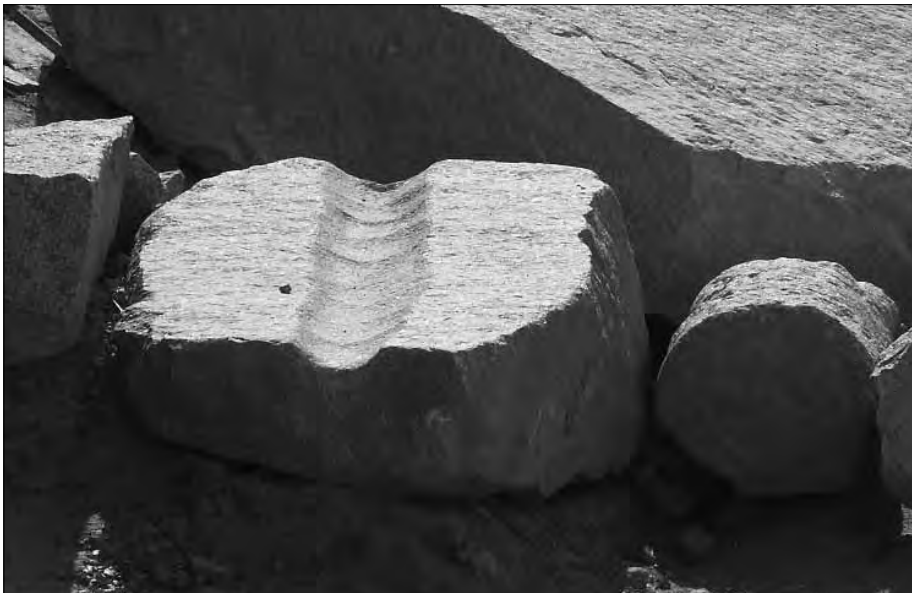
So beschreibt etwa Mark Lehner [Geheimnis der Pyramiden, S. 206], dass bei der Gewinnung von Granitblöcken (!) keine Kupfer- oder Bronzewerkzeuge zum Einsatz kamen - er hat wohl die Sinnlosigkeit erkannt -, sondern mit Steinhämmern (!) Rinnen in den Felsgrund geschlagen worden seien, um den Block vom Felsgrund zu lösen. Diese These ist zwar noch unwahrscheinlicher, aber Lehner zeigt dazu ein Bild aus einem Granit-Steinbruch in Assuan (das ist der Steinbruch, in dem der unfertige über tausend Tonnen schwere Obelisk liegt) mit einem Felsblock, der runde Rillen aufweist. Allerdings decken sich diese nicht mit der Bruchstelle. Waren diese Rinnen dann entsprechend tief, habe man die Blöcke mit großen hölzernen (!) Hebeln losgewuchtet. Diese Art der Steinblockgewinnung mag möglicherweise bei relativ weichem Sandstein funktionieren, wenn es sich um nicht zu große Blöcke handelt (und selbst da wage ich es zu bezweifeln). Die Sandsteinblöcke, die in den Gizeh-Pyramiden verbaut wurden, sollen direkt neben ihnen im „bergmännischen Galeriebau“ als offene Steinbrüche aus dem dortigen Fels gebrochen worden sein, indem man die Blöcke durch Herausschlagen von Trennfugen, die so breit waren, dass darin ein Mensch sitzen konnte, brach. Waren die Arbeiter mit ihren primitiven Werkzeugen tief genug in das Gestein eingedrungen, dass der bearbeitete Stein von allen vier Seiten bis zur nächsten tonigen Zwischenschicht freigelegt war, hätten sie ihn mithilfe von starken hölzernen oder gehärteten kupfernen Hebeln herausgebrochen [Haase, Das



Mark Lehner vertritt die Ansicht, dass für die Freilegung von Granitblöcken Doleritschlegel (linkes Bild) benutzt worden seien (rechtes Bild seine Rekonstruktion) (Lehner).



Oben: Die rinnenartige Bearbeitung dieses Granitblocks in Assuan deutet Mark Lehner als Bearbeitungsspuren mit Steinhämmern. Mithilfe dieser Rinnen und Holzhebel sei der Block dann „losgeest“ worden (Lehner). Unten: Dort liegen noch weitere ähnliche Blöcke herum.



Die Granitsteinbearbeitung im Assuan-Steinbruch sieht mir nicht so aus, als ob sie mit Steinhämmern ausgeführt worden wären. Granit ist ein überaus hartes, sprödes Gestein, das wegen seiner Härte bei einer Bearbeitung schnell wegplatzt. Betrachtet man sich den bearbeiteten Granit, so hat man den Eindruck, als ob hier mit einer Art Löffel das weiche Gestein weggekratzt wäre. Aber wie soll Granit weich gemacht werden?

Vermächtnis des Cheops, S. 76]. Das klingt zwar sehr einfach, allerdings kenne ich keinen Baumstamm, der stark genug sein könnte, einen Steinblock (egal ob Sandstein oder Granit) in den vorliegenden Größen „loszueisen“. Also wieder nur Wunschdenken. Hinzu kommt, dass auf diese Weise unmöglich die exakt planen Oberflächen geschaffen werden konnten, die Zwischenräume von einem Bruchteil eines Millimeters zwischen den einzelnen Blöcken ermöglichten.

Für das „Freilegen von Granitblöcken in Assuan wurden Doleritschlegel benutzt.“ [Lehner, Geheimnis der Pyramiden, S. 210]. Nicht „hätte“, „könnte“ oder „vielleicht“, sondern für Lehner eine feststehende Tatsache. Die etwa vier bis sieben Kilogramm schweren Schlegel sollen mittels einer Holzgabel angewendet worden sein (s. Abb.), wobei ich mich frage, wie diese Konstruktion wohl den Steinschlegel halten konnte, zumal damit ja auch auf Stein geschlagen werden musste. Interessant ist auch Lehnerts Herleitung für die Schlegel, dass sie unter sehr schweren Sarkophagen in Gizeh gefunden worden wären, wo „sie sozusagen als primitive Kugellager Verwendung fanden“ [Lehner, Geheimnis der Pyramiden, S. 211]. Könnte es etwa sein, dass es sich hierbei überhaupt nicht um Schlegel zur Steinbearbeitung handelte, sondern um Hilfsmittel zum Bewegen großer Lasten?

Granitbearbeitung

Zur Granitsteinbearbeitung hat sich ja bereits Franz Löhner geäußert, der definitiv praktisch bewiesen hat, dass eine Steinbearbeitung mittels der von den Ägyptologen postulierten Methoden - selbst in Ausnahmefällen - nicht möglich ist [Vgl. Illig/Löhner, Der Bau der Cheops-Pyramide. Die Unmöglichkeit, Granit mit Kupferwerkzeugen bearbeiten zu wollen, demonstrierte Franz Löhner praktisch u. a. beim Jahrestreffen von VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART in Baden-Baden am 30./31.05.92].

Wenn eine Granitsteinbearbeitung jedoch mit Kupferwerkzeugen nicht machbar ist, dann müssen zwangsläufig Geräte aus Stahl eingesetzt worden sein, wenn man völlig utopische oder exotische Steinbearbeitungstechnologien außer acht lassen will, die jedoch nach Sachlage zum Einsatz gekommen sein müssen.



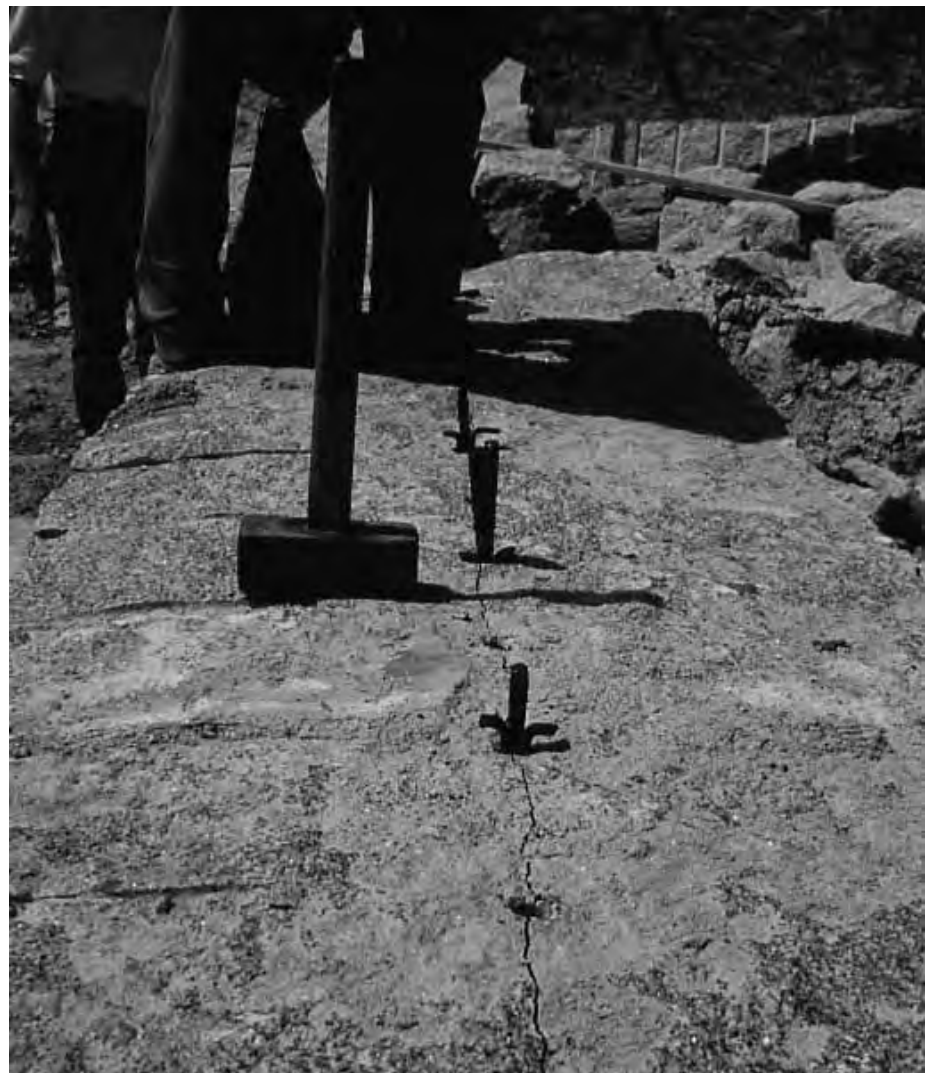
Das sind angeblich Reste der Steinbrucharbeiten auf dem Gizeh-Plateau. Man beachte die Größe der Blöcke, wenn die Zwischenräume rund einen halben Meter breit sind. Und solche Blöcke sollen mit Holzstämmen vom Untergrund „losgeißt“ worden sein?

Heute spaltet man in Steinbrüchen Granit normalerweise, indem man mit Presslufthämmern eine Reihe von Löchern hinein bohrt, diese dann mit einem langsam abbrennenden Sprengstoff füllt und damit gleich mehrere tausend Tonnen schwere Blöcke „losrückt“. Diese werden in gleicher Weise weiter gespalten, bis die gewünschte Blockgröße erreicht ist. Nur scharfe Kanten werden mit einem Meißel zugearbeitet. Zum Bohren dieser Löcher verwendet man heute Bohrmeißel aus Widia-Stahl für die Presslufthämmer [Widia ist die Handelsbezeichnung für eine Gruppe von Sinterhartmetallen (zusammengesetzt aus WIE DIAMANT) aus Wolframcarbid (etwa 94 %) und Kobalt (etwa 6 %), heute meist mit Zusätzen von Titan-, Niob- oder Tantalcarbid (Meyers Lexikon 1993)]. Werkzeuge aus einem solchen Material würden jedoch auch in hunderttausend Jahren nicht verrotten. Hätte man bei der Steinbearbeitung solche Geräte eingesetzt, so hätten die Archäologen welche finden müssen. Da dies, soweit bekannt ist, nicht der Fall war, muss also eine andere Technik angewendet worden sein. Und hierzu hat *Dr. H. A. Nieper* interessante Untersuchungen angestellt. Darüber später mehr.

Noch vor wenigen Jahrzehnten brach man Granitsteine per Hand, jedoch in ganz ähnlicher Weise wie oben geschildert. Hierzu saß ein Mann auf

dem Boden und hielt das Bohreisen vor sich. Drei weitere Männer standen um ihn herum und schlugen mit schweren Hämmern im Takt auf das obere Ende des Bohreisens. Nach jedem Schlag musste das Eisen etwa um eine achte Umdrehung gedreht werden. Die Hämmer hatten federnde Stiele, die so genannten Waichtln, und wurden im Rundumschlag geschlagen. Doch lassen wir *Franz Löhner* selbst zu Wort kommen zu seinem praktischen Nachweis der Granitbearbeitung:

„Zunächst versuchte ich es mit Sägen. Ich besorgte mir Kupferbleche in verschiedenen Stärken. Weiche, halbharte und hart gehämmerte Kupferbleche schnitt und trieb ich in verschiedene Sägeformen. Ich baute Sägen mit glatter Schneide oder wie Eisensägen gewellt, mit größeren oder kleineren Zähnen. Damit versuchte ich, Granit zu sägen. Teilweise, indem ich Quarzsand oder Korund, ja, sogar Stahlsand, als Schleifmittel benutzte. Doch alles, was ich nach stundenlangen



Granitgewinnung heute: mit Presslufthämmern werden Löcher vorgebohrt, in die Eisenkeile eingetrieben werden, bis der Granitblock reißt. Mit Kupferwerkzeugen ist es völlig unmöglich, Granit zu bearbeiten (*Löhner*)



Granitgewinnung heute (Löhner)



Grubenbruch in den Mokattam-Bergen, in denen die Blöcke der Pyramiden gebrochen worden sein sollen. Man beachte, wie klein die technischen Großgeräte von oben gesehen ausschauen. Wie die Steinblöcke ohne moderne Technik herausgeschafft worden sein sollen, ist ein Rätsel (Vogl)

Bemühungen zustande brachte, war eine kaum sichtbare Ritzspur in dem Granit. In der gleichen Zeit und mit gleichem Einsatz hätte ich sicherlich etwa zwei bis drei Spaltvorgänge mit dem entsprechenden Werkzeug zuwege gebracht.

Dann versuchte ich es mit Bohren. Ich baute mir einen ägyptischen Bogenbohrer, wie er auf verschiedenen Abbildungen zu sehen ist. Nach einigen Versuchen fand ich das richtige Bogensehnenmaterial und die richtige Bogenspannung heraus und begann mit unterschiedlichen Holzstäben und sogar mit Kupferstäben zu experimentieren. Dabei verwendete ich verschiedene Sände und Schlämme aus Wasser, Wasser-Öl-Emulsionen, Milch und Molke, um die Sände zu binden und eine stärkere Erhitzung des Bohrstabes zu verhindern. Doch so sehr ich mich auch bemühte, ich brachte nur eine etwas verfärbte Stelle auf der Granitoberfläche zustande.

Erst mit einem Bohreisen aus gehärtetem Stahl hatte ich Erfolg und bohrte einige Löcher in den Stein. In diese Löcher steckte ich dann getrocknete Holzstäbe, befeuchtete sie, um durch das quellende Holz den Stein zu spalten. Doch die Kraft des Holzes reichte nicht aus. Die Stäbe saßen unverrückbar fest, der Stein jedoch brach nicht. Daraufhin versuchte ich es mit hölzernen, steinernen oder kupfernen Geräten, den Stein zu ritzen, wieder unter Verwendung verschiedenster Sände und Schlämme. Es gelang mir erst mit einem Hammer und Meißel aus Stahl. Und auch diesen Meißel musste ich oft nachschmieden und nachglühen. Vermutlich habe ich den richtigen Blauton nicht getroffen, der nach Glühen und Abschrecken den Beginn des Härtens anzeigt. Auf diesem Gebiet fehlt mir halt die jahrelange Erfahrung. Diese hatte jedoch ganz bestimmt jener ältere Steinbrecher im Granitsteinbruch Flossenbürg, der, nachdem er erfahren hatte, was ich im dortigen Steinbruch wollte, spontan auf mich zukam und mich anfuhr:

»Da könnt' ich eine Wut kriegen, wenn ich im Fernsehen sehe, dass angeblich die Menschen früher mit Stein- oder Kupferwerkzeugen metertief in den Granit hineingearbeitet haben sollen. Das merk' Dir: Ohne Stahl geht beim Granit gar nichts!«

Dem habe ich nichts hinzuzufügen.»

Auch das von Georges Goyon postulierte Vorgehen, die altägyptischen Steinbrecher hätten lange, etwa sechzig Zentimeter breite Gänge kreuz und quer durch den Stein gegraben, um gleich große Blöcke zu erhalten, ist



Marmorsteinbruch in Carrara (Italien). Hier wird weißer Kalkstein (Marmor) abgebaut (Vogl)

völlig unsinnig. So eine Vorstellung kann nur jemand entwickeln, der noch niemals in einem Steinbruch gearbeitet hat. Schon die Vorstellung der zusätzlichen, unnötigen Anstrengungen für die Gänge ist abstrus, zumal Goyon seinen Arbeitern für diese Arbeiten nur „Stein- oder Kupferpiken“ zubilligt. Steingewinnung durch Abspalten ist vielfach schneller und mit nur einem Bruchteil an Arbeitsaufwand möglich. Auch kann man auf diese Weise ungefähr gleich große Blöcke gewinnen.

Da die Steinblöcke in den Gizeh-Pyramiden jedoch Spuren aufweisen, die auf eine andere Bearbeitung der Steine hindeuten, muss hier eine Technik zum Einsatz gekommen sein, mit der die Blöcke geschnitten und nicht gebrochen wurden. Damit bleibt jedoch immer noch das Transportproblem, wie wir schon sahen.

Die Unmöglichkeit mit dem „weißen Kalkstein“

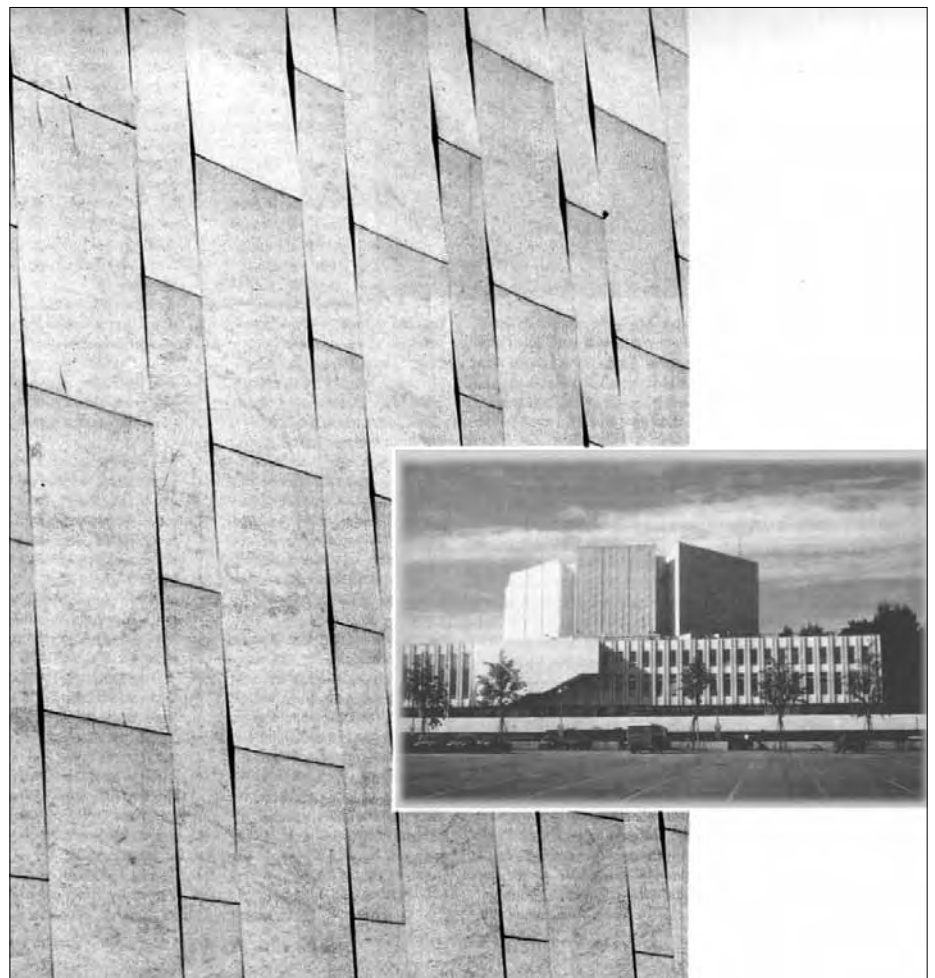
Zunächst noch etwas, das zum Nachdenken anregt: In allen Büchern über die ägyptischen Pyramiden ist die Rede davon, dass sie mit weißem Kalkstein verkleidet gewesen seien. Auch im Inneren sei hier und dort Kalkstein zum Einsatz gekommen. Der beim Bau der Gizeh-Pyramiden verwendete Kalkstein - so heißt es - stamme aus den Tura-

Steinbrüchen, etwa dreißig Kilometer südlich von Kairo. Wir nehmen diese Beschreibung meist als gegeben hin, denn die Ägyptologen werden schon wissen, was sie behaupten, oder?

NEIN, sie wissen nicht, was sie da behaupten!

Es gibt absolut keinen Hinweis darauf, dass es in Ägypten zu irgend einem Zeitpunkt einen Steinbruch gegeben hätte, in dem weißer Kalkstein abgebaut worden wäre! Tura-Kalksteinblöcke sind bis zu diesem Zeitpunkt noch niemals als Baumaterial im Inneren einer Pyramide gefunden worden. Sie wurden - so heißt es - zur glatten Außenverkleidung der Pyramiden verwendet. Im Tura-Steinbruch wurde jedoch nicht etwa Kalkstein, sondern Kalksandstein abgebaut, dessen Farbe auch nicht weiß, sondern cremefarbig ist, und die schon nach wenigen Jahren nachdunkelt.

Es gibt nicht den kleinsten Hinweis darauf, dass es in Ägypten überhaupt jemals irgendwelchen weißen Kalkstein gab. Das behauptet nicht irgendwer, sondern der Natursteinfachmann Die-



Kalkstein ist ein relativ weiches Gestein, das sich nur schlecht für bauliche Maßnahmen eignet. Neben der innerhalb weniger Jahre stattfindenden Verfärbung verbiegen sich Kalksteinplatten unter Druck, bis sie brechen. Hier ein Beispiel: Das Haus wurde mit weißen Marmorplatten verkleidet, und schon nach kurzer Zeit begannen diese, sich unter dem Druck der darüber befindlichen Platten zu verbiegen (Vogl).

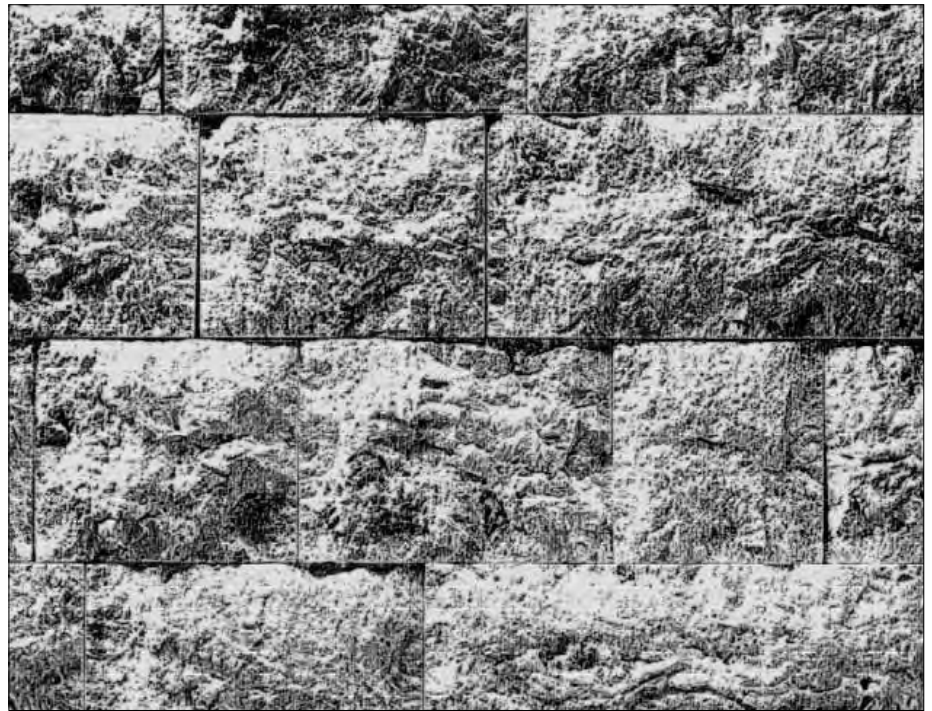
ter Vogl [Persönliche Mitteilung vom 18.02.97]. Und er zitiert aus dem Fachbuch „Gesteinskunde“:

„Der historisch berühmte rote Granit aus Assuan gilt als wichtigstes Exportgestein Ägyptens. Nur in Form kunstgewerblicher Figuren gelangt der hellbraune Onyx aus Asiut zu uns; er wird im Heimatland, wo man ihn in vielen Moscheen verwendet findet, fälschlicherweise Alabaster genannt. Der bereits in der Pharaonenzeit geschätzte purpurrote Perfido Rosso Antico vom Küstensaum des Roten Meeres wird jetzt nur noch ganz gelegentlich gewonnen.“ [Friedrich Müller: „Gesteinskunde“, S. 208].

Das ist alles, was sich in diesem Fachbuch über ägyptische Natursteine findet! Wenn man nun einwenden möchte, dass es trotzdem in altägyptischen Zeiten weißen Kalkstein gegeben hätte, so muss man sich natürlich ebenso fragen, wo denn die Reste geblieben sind?

Eine weitere Frage, die sich stellt: Warum kaufen die heutigen reichen Ägypter den weißen Kalkstein in Carrara (Italien), wenn sie ihn vor der Haustüre liegen hätten? Hier kann also irgend etwas überhaupt nicht stimmen. Die einzigen Angaben über Kalkstein, die man in der Literatur findet, handeln ausschließlich von „bunten“ Gesteinsarten. Diese findet man jedoch überwiegend in Tunesien, und die Lagerstätten sind so gering, dass damit noch nicht einmal der Eigenbedarf gedeckt werden kann.

Weißer Kalkstein wird auch als Marmor bezeichnet. Sein besonderes Merkmal ist, dass er nur bedingt wetterbeständig ist. Das heißt: Ein polierter Kalkstein verliert unter normalen Umweltbedingungen nach einigen Jahren seine glänzende Oberfläche. Er bildet eine Patina aus, die im Laufe der Zeit nachdunkelt und schwarz wird. Wie verträgt sich das mit der Aussage, die Gizeh-Pyramiden hätten weiß gestrahlt? Weißer Kalkstein ist meist Porenkalkstein, und der hat eine Haltbarkeit von nur etwa einem bis zwei Jahren, dann beginnt er zu zerbröckeln, denn - und das ist ganz allgemein eine Eigenschaft von Kalkstein - er wirkt wie ein Schwamm, er saugt Wasser auf (auch Luftfeuchtigkeit ist Wasser!)! Und mit dieser Eigenschaft ist Kalkstein wohl die ungeeignetste Steinsorte, die man sich als Verkleidung für Bauwerke denken kann, die „für die Ewigkeit“ gebaut wurden.



So (un)genau geschnitten sehen Steine aus, die mit unseren heutigen modernsten Laser-Sägen zugeschnitten sind (Vogl)



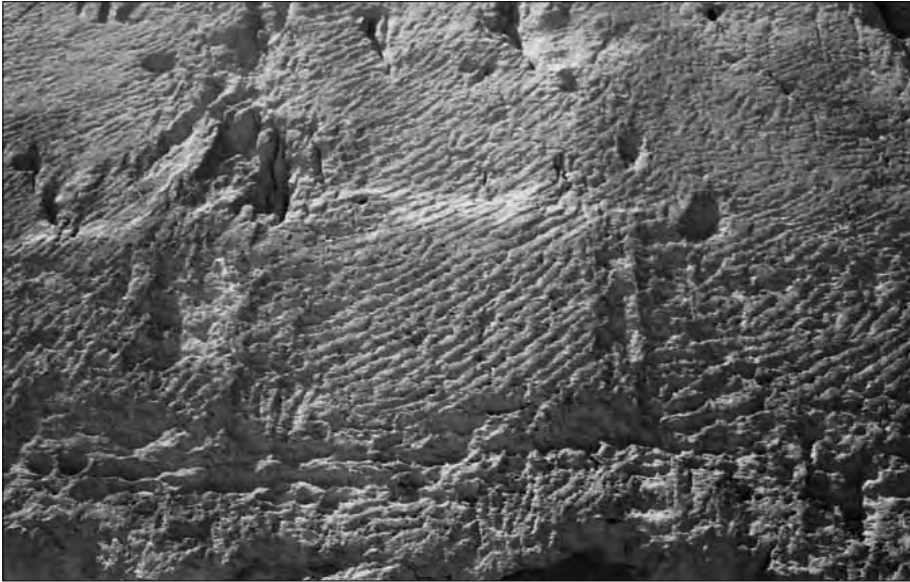
Zum Vergleich: Steinverfugung im Inneren der Großen Pyramide (Große Galerie)

In der Gegend um Gizeh besteht der Felsboden aus so genanntem Ergussgestein, das sich aus erkaltetem Magma bildet, wie Granit und Sandstein. Für das Vorhandensein von weißem Kalkstein fehlen in ganz Ägypten die geologischen Voraussetzungen.

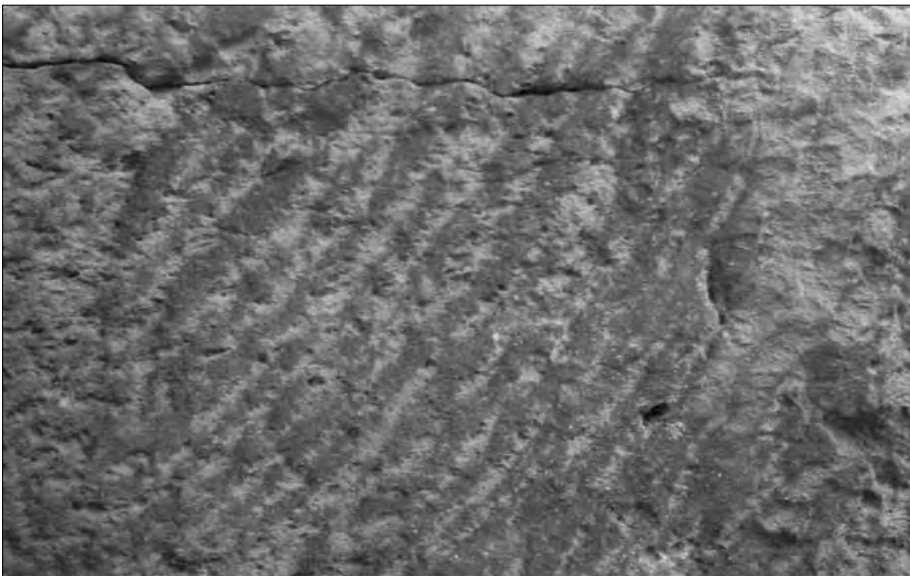
Wenn wir also den Ägyptologen glauben wollen, dass die Pyramiden trotzdem mit weißem Kalkstein belegt gewesen sein sollen, dann wird es interessant, denn dann müsste das Gestein entweder aus Griechenland, aus Italien

oder aus Spanien herangeschafft worden sein, wo sich die nächsten Vorkommen von weißem Kalkstein befinden. Und Steintransporte aus solchen Entfernungen in den benötigten riesigen Mengen den Altägyptern zuschreiben zu wollen, geht denn doch etwas zu weit. Also: War es wirklich, wie die Ägyptologen behaupten, weißer Kalkstein? Dann müssen sie uns folgende Fragen beantworten:

- Woher hatten die Pyramiden-Baumeister den Kalkstein?



Könnte das eine Schmelz-Sinterung in Wellen sein, wie sie nach Einwirkung eines Plasma-Trennschneiders entsteht? (Nieper)



Nahaufnahme der mutmaßlichen Sinterwellen. Die Kruste des Sandsteins als Folge offensichtlicher Sinterung ist etwa zwei Zentimeter tief. (Nieper)



Ein Ausbruch eines Segmentes, wo der Trennschneider nicht in der Ebene blieb. (Nieper)

- Wo ist der Kalkstein geblieben? Er kann sich ja wohl nicht in Luft aufgelöst haben ...

Angeblich soll die Große Pyramide einst als eine Art Steinbruch fungiert haben. Aus den herausgebrochenen Verkleidungssteinen habe man dann Kairo erbaut. Doch wo sind die Steine geblieben? Die Verkleidungssteine müssen zwangsläufig mehr oder weniger dreieckig gewesen sein, um auf den Stufen der einzelnen Steinreihen aufliegen zu können und nicht abzurutschen. Warum findet man dann in den alten Gemäuern von Kairo weder dreieckige noch sonst welche Kalksteine?

Deshalb frage ich mich, was Generationen von Forschern eigentlich festgestellt haben? Plapperten sie nur das Gesteins-Unwissen nach, das die Ägyptologen schon immer verbreiteten? Schließlich sind Ägyptologen keine Stein-Fachleute. Ich denke, dass es sich mit der Behauptung „weißer Kalkstein“ ebenso verhält wie mit vielen anderen Behauptungen: Irgend jemand hat sie - möglicherweise aus reiner Unwissenheit - irgendwann einmal aufgestellt, aber alle, alle haben nur voneinander abgeschrieben, ohne diese Behauptung jemals nachzuprüfen. So werden Falschaussagen zu Tatsachen hochgespielt!

Die Reste des Mantels der Chephren-Pyramide bestehen übrigens aus Rosengranit. Auch er ist nicht etwa weiß, sondern „nur“ hell, jedoch ist dieses Gestein wesentlich haltbarer, aber auch schwerer zu bearbeiten (und zu polieren!) als Kalkstein.

Und der Untergrund, auf dem die Gizeh-Pyramiden stehen, besteht aus dem rötlich-gelbem Sandstein, aus dem auch die riesige Figur des Sphinx gehauen wurde.

Kalkstein - ganz allgemein - ist übrigens eine merkwürdige Gesteinssorte, denn es gibt ihn nur als „Gemischstein“, wobei der Kalkanteil mehr oder weniger hoch ist. Im Prinzip findet sich in fast jeder Gesteinssorte ein mehr oder weniger kleiner oder großer Kalk-Anteil, sodass man fast jedes Gestein aus Unwissenheit als Kalksteinsorte bezeichnen könnte, was jedoch falsch wäre.

Hier möchte ich jedoch einen unkonventionellen Gedankengang äußern: Sollte es sich bei der Pyramidenverkleidung wirklich um weißen Kalkstein gehandelt haben, so müsste dieser, um nicht seine Farbe zu verlieren und dunkel zu werden, und um wetterbeständig zu sein, mit einer chemischen Substanz

behandelt, also konserviert, worden sein. Sollte also irgendwann doch noch ein Stückchen weißer Kalkstein auftauchen, der von einer Verkleidung stammt, dann sollte man ihn peinlichst genau auf solche Imprägnierungsmittel untersuchen. Es müssten noch Reste davon nachweisbar sein.

Steinbearbeitung und Transport mit Hochleistungsgeräten?

Wir sind heute zwar in der Lage, Steinquader wie die in den Gizeh-Pyramiden verwendeten aus vergleichbaren Steinbrüchen zu brechen, jedoch benötigen wir unsere Krantechnik, um sie herauszuholen und auf entsprechende Schwerlastwagen zu heben. Möglicherweise könnte man diesen Arbeitsvorgang der altägyptischen Technik noch zugestehen - mit komplizierten Hebelkränen aus Holz -, wobei sich jedoch die Frage stellen würde, nach wie vielen von diesen tonnenschweren Steinblöcken so ein Holzkran wohl zerbröselt wäre?

Wie die Steinblöcke dann über den Nil gekommen sein sollen, bleibt ein Geheimnis der Ägyptologen. Mit den von ihnen ausgegrabenen und rekonstruierten Booten jener Zeit war es jedenfalls völlig ausgeschlossen, auch nur einen einzigen Quader zu transportieren, geschweige denn hunderttausende. Auch die These, man habe große Flöße verwendet, funktioniert nicht, denn jedes Floß würde kippen, wenn es durch einen tonnenschweren Steinblock einseitig beim Beladen belastet würde.

Ein weiterer Punkt ist der Transport zur Baustelle. Tonnenschwere Blöcke lassen sich nunmal nicht problemlos durch Wüstensand transportieren. Heute würden wir spezielle Schwerlastwagen benutzen, die allerdings ebenfalls nicht durch Wüstensand fahren können, beladen noch nicht einmal über normale Straßen. Es müssten also speziell für einen solchen Schwerlasttransport neue, mit einem besonders tragfähigen Unterbau versehene Straßen angelegt werden.

Wie die Steinblöcke dann zu Pyramiden aufgeschichtet worden sein sollen, sodass Toleranzgrenzen unterschritten wurden, wie sie mit unserer Hochtechnologie nicht erreicht werden, bleibt ein weiteres, bisher ungelüftetes Geheimnis (siehe auch die entspr. Abbildungen). Favorisiert wird immer noch die Rampen-Theorie, wenn auch in verschiedenen Versionen. Doch eine



Fugenübergreifende Strukturen im Granit, die sich selbst auf kleinste Verfärbungen auswirken. Man beachte auch die Fuge, die nur Bruchteile von einem Millimeter breit ist! (Chephren-Taltempel)



Die Ausschnittsvergrößerung aus obigem Bild zeigt deutlich die fugenübergreifenden Strukturen des Granits. Die Fuge selbst ist derart dünn, dass sie teilweise kaum erkennbar ist.

derartige Rampe benötigt bis zum mehrfachen Volumen der endgültigen Pyramide als Füllmaterial. Wo soll das Material hergekommen sein und wohin ist es nach dem Bau verschwunden? Es sind, wie auch die Ägyptologen zugeben, keinerlei Reste auffindbar!

Spärliche Schuttreste, die man jedoch kaum als Rampen-Überreste bezeichnen könnte, stammen eventuell von den in viel späterer Zeit im Umfeld der Pyramiden angelegten Grabstätten, die mit den eigentlichen Pyramiden aber wenig zu tun haben.

Steinbearbeitung mit Vakuum-Feldenergie?

Dieter Vogl hat auch als kompetenter Naturstein-Fachmann die Theorien von Dr. H. A. Nieper nachgeprüft, die bisher nicht beachtet wurden, vielleicht, weil sie zu spekulativ erscheinen [Vogl, Das Pyramidenmaterial von Gizeh, gesehen mit den Augen eines Cavatori].

Dr. Nieper hat in verschiedenen Aufsätzen die Meinung vertreten, die Steine zum Bau der Gizeh-Pyramiden seien mit Geräten abgebaut worden, die



Block- und fugenübergreifende Steinstrukturen bezeugen, dass die Steinblöcke so, wie sie im Steinbruch geschnitten wurden, hier wieder zusammengesetzt wurden, unten sogar über mehrere Lagen hinweg (Mastabafeld westlich der Cheopspyramide).



mit Vakuum-Feldenergie arbeiten würden. Nieper hat hiermit nicht nur eine neue Theorie zu den schon vorhandenen gestellt, sondern auch selbst vor Ort recherchiert.

Er vergleicht die Bearbeitungsspuren an den Steinblöcken der Gizeh-Pyramiden mit Schmelz-Sinterwellen, wie sie beim Bearbeiten von Steinen entstehen, die mit einem von dem japanischen Physiker Prof. Shinichi Seike bereits 1978 entwickelten Seike-Solenoid geschnitten werden. Das ist ein Trennschneider zum Schneiden von Gestein mittels eines Tachyonenstrahls, also

mit Vakuumfeldenergie. Ein solcherart geschnittenes Gestein verdampft ohne Rückstände.

Vogl hat die Theorien von Dr. Nieper an Ort und Stelle nachgeprüft und bestätigt. Demnach dürften alle „gängigen“ Theorien der Steinbearbeitung mittels steinzeitlicher Methoden in den Papierkorb gehören.

Fugenübergreifende Strukturen in den Steinblöcken

Egal, welche Methode man wählt, um Steine aus Steinbrüchen zu schneiden - auch Vakuumfeldenergie -, sie ha-

ben alle eines gemeinsam: Es fällt zwischen den einzelnen gebrochenen oder geschnittenen eine mehr oder weniger große Menge Abfall an, ob verdampft (Vakuumfeldenergie, Laserschneider) oder in Form von Gesteinsmehl und -sand (beim Sägen oder Bearbeiten mit anderen Geräten). Das ist Fakt.

Nun ist jedoch an mehreren Stellen zu beobachten (und das bezieht sich nicht nur auf die Pyramiden, sondern auch auf verschiedene Mastababauten auf dem Gizehplateau sowie auf den Chephren-Taltempel), dass Steinblöcke mit fugenübergreifenden Strukturen verbaut worden sind. Fugenübergreifende Strukturen sind Musterungen im Gestein, die sich über mindestens zwei Steinblöcke ohne Unterbrechung fortsetzen, d. h. dass zumindest jeweils zwei dieser großen Blöcke so, wie sie nebeneinander im Steinbruch gebrochen (geschnitten) worden sind, später nebeneinander wieder verbaut wurden. Das mag noch eine reine Frage der Logistik sein, doch jetzt wird es interessant: Bei einigen Granit- und Sandsteinblöcken kann man erkennen, dass sie ganz offensichtlich ohne jeden Abfall geschnitten wurden, weil sich selbst kleinste Gesteinspartikel über die Schnittstelle hinweg fortsetzen. **Und das ist mit unserer heutigen Technologie absolut unmöglich machbar!** Mit den fugenübergreifenden Gesteinsstrukturen ist das Märchen von den hämmernden Altägyptern endgültig vom Tisch!

Demnach gibt es nur eine einzige stichhaltige Alternative: Die Pyramiden sind zwangsläufig von Baumeistern erstellt worden, die eine Hochtechnologie beherrschten, gegen die unsere heutige gerade in den Kinderschuhen steckt! Und die Technologie, Steinblöcke mit fugenübergreifenden Strukturen zu schneiden und in gleicher Art an anderer Stelle wieder zusammenzubauen, muss noch längere Zeit nach dem Gizeh-Pyramidenbau bekannt gewesen sein (Mastabas, Tempelanlagen). Genauso wie das Wissen um den federleichten Transport tonnenschwerer großer Steinblöcke (siehe etwa die Kollossalstatuen von Ramses II., Obelisken usw.). Wer jedoch solche Technologien beherrschte, müsste eigentlich noch weitere „unerklärliche“ Objekte, Geräte oder sonstige Dinge hinterlassen haben.

Spätere Pharaonen (bzw. ihre Baumeister) hatten vom Bau der Pyramiden

keine Ahnung mehr. Das zeigen die vielen jämmerlich primitiven Nachbauten, die größtenteils bereits zerfallen sind, oftmals schon beim Bau.

Es ist keinesfalls damit getan, wenn man weiß, wie etwas funktioniert, dass man es dann auch bauen kann! Ein Beispiel aus unseren Tagen möge dies veranschaulichen: Jeder weiß heute, wie ein Fernsehgerät funktioniert, dass in einem Holzkasten (oder einem Plastikgehäuse) eine Bildröhre befestigt ist, eine Menge Transistoren und Drähte. Doch wer kann, selbst, wenn er alle Einzelteile (beispielsweise als Bausatz) zusammen hat, daraus ein funktionierendes Gerät bauen? Dieses Beispiel lässt sich auch auf einfachere Dinge ausweiten: Wer kann heute schon noch aus einem Stück Leder selbst ein paar Schuhe herstellen? (Wer kann überhaupt noch selbst ein Stück Leder herstellen?)



Blockübergreifende Steinstrukturen auch bei einigen Mastabas östlich der Cheopspyramide.



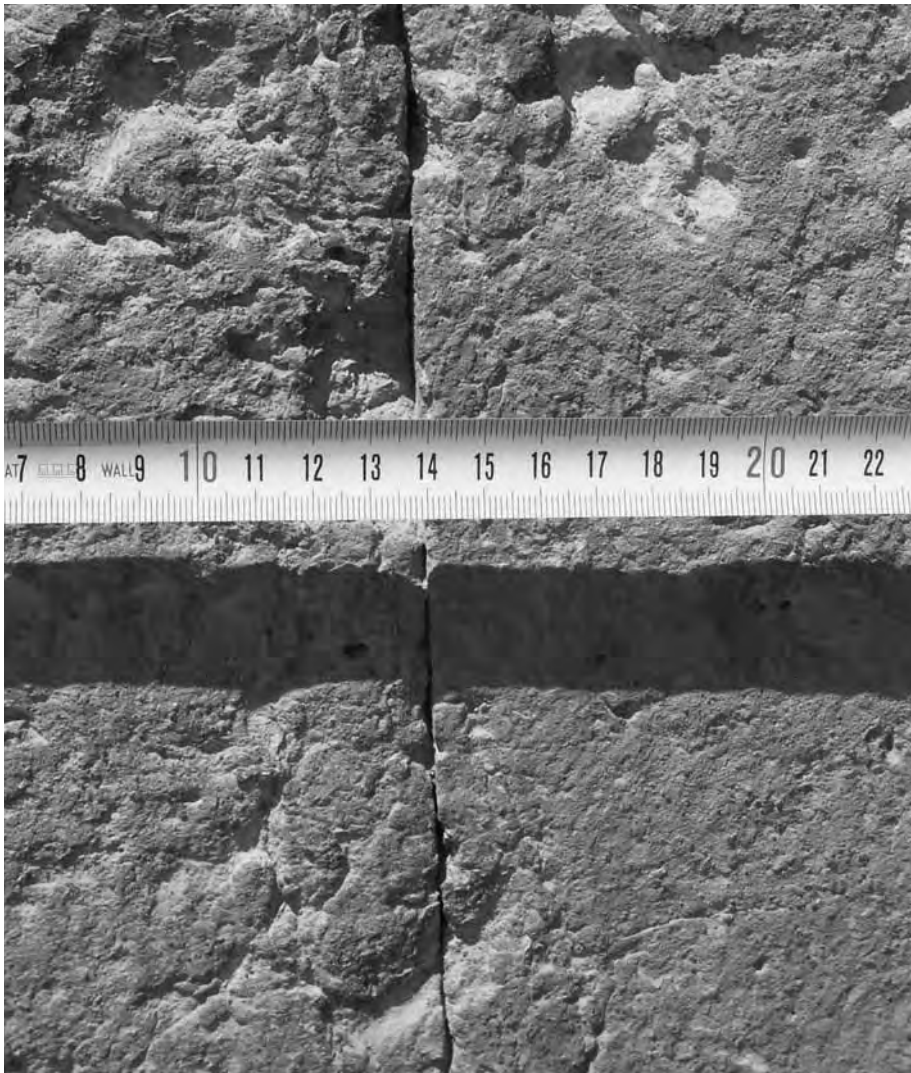
Auch hier (zwar schwächer ausgeprägt, aber noch erkennbar) blockübergreifende Steinstrukturen. Man beachte die kaum messbare Fuge zwischen den Blöcken (Mastabafeld westlich der Cheopspyramide).

Was ich damit sagen will: Selbst wenn die Altägypter die Pyramiden fix und fertig als Anschauungsobjekte vor Augen stehen hatten, waren sie niemals dazu in der Lage, sie nachzubauen, auch dann nicht, wenn man ihnen detaillierte Baupläne mitgeliefert hätte! Und so sind uns auch nur wenig mehr als hundert klägliche Nachbau-Versuche bekannt (von denen die Ägyptologie natürlich einen Teil zeitlich vor die Gizeh-Pyramiden ansiedelt). Man verlegte sich später auf den Bau von Palästen und Tempeln, das war wenigstens machbar, ohne dass sie gleich wieder zusammenfielen.

So sehr die Ägyptologie an ihren Thesen auch kleben bleibt, wir kommen angesichts der offensichtlichen in Ägypten für jeden nachprüfbareren Tatsachen nicht darum herum, eine Hochtechnologie für den Bau der Gizeh-Pyramiden vorauszusetzen. Wann das war, woher diese Technologie kam, wer sie beherrschte, das sind Fragen, die zunächst sekundär bleiben müssen, denn es scheinen sich alle diesbezüglichen Hinweise auf den ersten Blick in Nichts aufgelöst zu haben. Und bei genauem Hinschauen kann man konstatieren:

- Es spricht absolut nichts dagegen, dass die Gizeh-Pyramiden auch zehntausende von Jahren oder älter sein können!

Im Gegenteil sprechen einige Fakten sogar dafür: Die mit Hochtechnologie geschnittenen Sandsteine waren möglicherweise an den Schnittstellen



Blockübergreifende Steinstrukturen an einer Mastaba östlich der Cheopspyramide.

einst massiv verglast, bedingt durch die Einwirkungen eines Plasmastrahls. Die Verglasung ist heute bis auf Reste wegerodiert. Um jedoch Verglasungen erodieren zu lassen, sind extrem lange Zeiträume nötig. Bei den Granitblöcken muss eine andere abfallfreie Schnitt-Technologie zum Einsatz gekommen sein. Bei der Sphinx-Figur tendiert man ja inzwischen auch zu der Überlegung, dass sie möglicherweise mindestens zehntausend Jahre alt sei, aufgrund der Wasser-Erosionsschäden an ihrem Körper. Und es gibt tatsächlich Überlieferungen, die „selbstverständlich Märchen“ sind, aber von einem Alter von rund 73.000 Jahren sprechen. Im Zusammenhang mit dem Zustand der Steine scheint diese Jahresangabe jedoch durchaus realistisch zu sein [Tompkins, Cheops, S. 233].

Um keine Außerirdischen für die Errichtung der Pyramiden bemühen zu müssen, kann durchaus auch eine frühe menschliche Hochkultur angenommen werden. Die verfügbaren Zeiträume für eine Entwicklung früher

Hochkulturen würden sogar mehrfach ausreichen, nachdem Cremo & Thompson in ihrem Buch nachgewiesen haben, dass der „moderne Mensch“ bereits Jahrtausende älter ist als uns die Schulwissenschaft glauben machen möchte [Cremon & Thompson, Verbotene Archäologie].

Die Vorstellung, die Altägypter hätten die Gizeh-Pyramiden erbaut, ist genauso wahrscheinlich wie die Behauptung, die Ägypter hätten den von Russen erbauten Assuan-Staudamm selbst erbaut.

Die Pyramiden von Gizeh zeigen mir zunächst folgendes Bild:

- Die Baumeister der Pyramiden - wer auch immer sie waren, woher sie ihr Wissen hatten und woher sie auch kamen -, sie besaßen eine hochstehende Technik, die nicht nur derjenigen der damaligen eingeborenen Bevölkerung haushoch überlegen war, sondern auch weit höher stand als unsere heutige. Das ist ein zwangsläufiger Fakt, denn die Pyramiden beweisen es: Wir

können mit unserer heutigen Technik (noch) keine nachbauen.

Pharao Cheops (wenn es ihn gegeben hat) hätte wohl geschmunzelt, wenn man ihm damals mitgeteilt hätte, zukünftige Archäologen hätten seine Tempelchen rings um die Pyramide als Zeichen dafür gedeutet, er hätte das Riesensauwerk errichtet ...

Literatur

- Cremon, Michael A. & Thompson, Richard L.: „Verbotene Archäologie“, Essen/München 1994.
- Goyon, Georges: „Die Cheopspyramide. Geheimnis und Geschichte“, Augsburg 1990.
- Haase, Michael: „Das Vermächtnis des Cheops“, München 1998.
- Heinsohn, Gunnar/Illig, Heribert: „Wann lebten die Pharaonen?“, Frankfurt/M. 1990.
- Illig, Heribert/Löhner, Franz: „Der Bau der Cheops-Pyramide. Seilrollen auf der Pyramidenflanke - oder wie die Pharaonen wirklich bauten“, Gräfelfing 1993.
- Lehner, Mark: „Geheimnis der Pyramiden“, München 1977.
- Müller, Friedrich: „Gesteinskunde“, Ulm 1984.
- Nieper, H. A.: „Pyramiden-Bau mit Vakuum-Feldenergie?“, in: „raum&zeit“ Nr. 50/1991, Dietramszell.
- Nieper, H. A.: „Pyramiden mit Vakuumfeldenergie?“, in: „Naturstein“, März 1992, Ulm.
- Tompkins, Peter: „Cheops - Die Geheimnisse der großen Pyramiden“, Klagenfurt 1973.
- Toth, Max: „Das Geheimnis der Pyramiden Power“, Freiburg i. Br., 1988.
- Vogl, Dieter: „Das Pyramidenmaterial von Gizeh, gesehen mit den Augen eines Cavatori“, in: EFODON SYNESIS Nr. 19/1997.
- Vogl, Dieter: „Das Baumaterial der Cheops-Pyramide - Von der Unmöglichkeit, in einer Pyramide Kalkstein zu verbauen“, EFODON-DOKUMENTATION DO-39, Hohenpeißenberg 1997.

Im Frühjahr erscheint dazu im Michaels Verlag das Buch

Gernot L. Geise Superflut über Ägypten Die Pyramiden standen einst unter Wasser!

ca. 330 Seiten mit vielen Abb.

ISBN 978-3-89539-626-7

25,90 €



Thema Externsteine

Dipl. oec. Elke Moll

Wotan, Jesus, Buddha und Athene Die Externsteine als Ursprungsstätte von vier Weltreligionen?



Abb. 1: Der Einäugige (Felsen XI Nord)

1. Vorbemerkung

Fast zwei Jahre sind es jetzt her, als ich in dieser Zeitschrift die Frage erörterte, ob Buddha Wotans Weisheit letzter Schluss gewesen sei. Anlass



Abb. 2: Der am Baum hängende (Felsen IV Nord)

meines Kurzvortrages war die Beobachtung, die wir an Felsen XI der Externsteine gemacht hatten: Wir entdeckten das Riesenhaupt eines Einäugigen. Seinem Mund entspringt als Atemgeburt ein Buddha-ähnlicher Kopf (1).

Dieser Kopf wird an anderen Gestalten der Externsteine ergänzt durch andere kopfhöckrige Gestalten, versehen mit den bekannten Attributen der Buddha-Gestalten: dem Kopfhöcker und dem dritten Auge. Der dritte Archetyp, der sich an den Externsteinen findet, ist die Kopfgeburt als Entstehungstypus. Das bekannteste Beispiel einer Kopfgeburt ist die von der griechischen Mythologie überlieferte Geburt der Athene aus dem Haupt des Zeus. Und schließlich, wer kennt nicht die Gestalt des Hängenden an der Vorderfront von Felsen IV der Externsteine, handele es sich nun um Prometheus, Wotan/Odin oder Jesus von Nazareth?

Warum finden sich die archetypischen Bildnisse oder Sinnbilder von vier Weltreligionen ausgerechnet an den Externsteinen abgebildet? Eli-

sabeth Neumann-Gundrum, diese geniale Forscherin, hat sich mit einer Reihe von Beobachtungen zur Beantwortung dieser Frage auf den Weg gemacht (2).

2. Zwiesicht - Zwiesicht

Der Einäugige (Abbildung 1) – es kann sich auch um einen Einarmigen oder Einhändigen handeln – ist eine in der Religionsgeschichte bekannte Figur. Das hohe Alter dieses Archetypus hat Frau Neumann-Gundrum nachgewiesen (3). Zwiesicht hat Frau Neumann-Gundrum diesen Typen genannt. Zwiesicht besitzt zwei Augen: Das in der Regel rechte Auge ist leer, hohl. Das in der Regel linke Auge dagegen ist voll sehfähig. Zwiesicht, so Frau Neumann, soll die bipolaren Erkenntnismöglichkeiten des Menschen zum Ausdruck bringen. Das leere Auge versinnbildlicht die Sicht nach innen, in sich hinein, die Suche nach Selbsterkenntnis mit dem inneren Auge. Die Betrachtung der Außenwelt und das Erkennen der Vorgänge in der Außenwelt erfolgen mit dem voll ausgebildeten Seh-Auge.

Eine der religionsgeschichtlichen Ausgestaltungen des Motivs der Zwie-



Abb. 3: Der Adler an den Externsteinen (Felsen I)

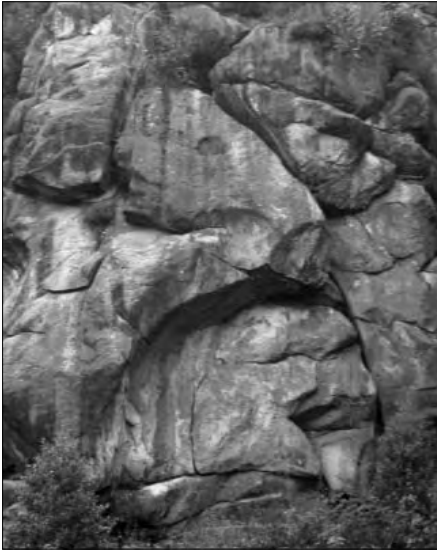


Abb. 4: Das Riesenhaupt an Felsen XI

sicht erfolgte, ich muss wohl besser sagen: erfolgte noch in der germanischen Religion. Die ältere Edda berichtet, dass Wotan/Odin sein linkes Auge dem Zwerg Mimir verpfändete, um aus dessen Quell der Weisheit zu schöpfen. In Vers 28 der Weissagung der Seherin heißt es:

*Wohl weiß ich, wo du
Dein Auge verbargst,
Odin: im herrlichen
Mimirbrunnen!
Met trinkt Mimir
Jeglichen Morgen
Aus Walvaters Pfande.*

Ich erinnere erneut an den Hinweis von Wolfram Zarnack (4), dass der Name Mimir mit lat. *memoria*, englisch *memory* = Erinnerung bedeutet. Der Trank aus dem Brunnen des Mimir hilft Walvater, das Geschehen der Vergangenheit verfügbar zu haben, nicht zu vergessen. Lethe, dem Trank des



Abb. 5: Der singende Buddha von Felsen XI

Vergessens, steht das Wasser aus Mimirs Quelle, der Trank der Erinnerung gegenüber. Das Sich-Erinnern gehört ganz sicher zu den Vorgängen des In-Sich-Hineinhorchens, die Frau Neumann als Innensicht ansprach.

Die Mutmaßung von Frau Neumann über die Bedeutung der Innensicht des Menschen in der Frühzeit verliert ihren scheinbar spekulativen Charakter, wenn man das Wissen der frühgeschichtlichen Kultur an den Externsteinen in Betracht zieht; der man vielleicht einmal den Namen „Externesteinkultur“ geben wird. Ich nenne sie die Kultur der kosmischen Harmonie. Sie kannte die beiden Na-

turkonstanten: die Kreiszahl π und die Eulersche Zahl ϵ . Sie rechnete mit Logarithmen und Winkelfunktionen. Sie vermaß die Erde unter den verschiedensten Gesichtspunkten, zum Beispiel der Verteilung der Landmassen. Sie besiedelte zumindest Alteuropa systematisch auf der Grundlage von geodätischen Kulturationslinien. Sie war in der Lage, frühzeitig die Annäherung von für die Erde gefährlichen Himmelskörpern, wie die des Henocho-Kometen, zu beobachten. Das alles ist bewiesen (5).

Warum sollten die Träger dieser Kultur nicht auch die Kultursprachen geschaffen haben, wie Herman Wirth



Abb. 6a und 6b: Die Echse vom Isterberg





Abb. 7: Menschenkopf (Transparenzzzeichnung)

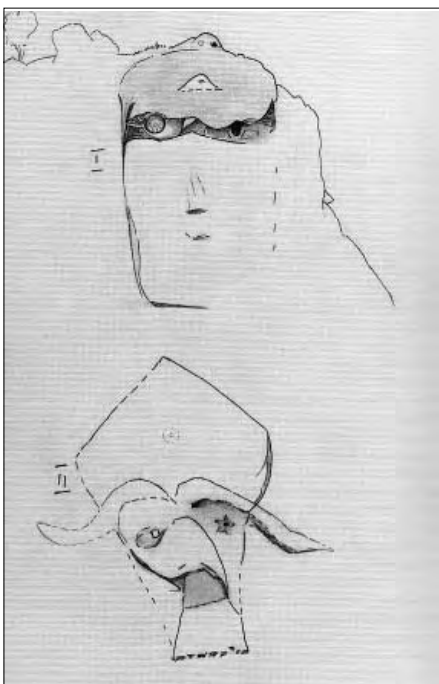


Abb. 8: Das Riesenhaupt von den Bruchhäuser Steinen (Transparenzzzeichnung).

dies beschrieb (6)? Warum sollten sie nicht die Gesetze der formgebenden Kräfte gekannt und angewandt haben, wie Erich Neumann sie wiedergefunden hat (7)? Oder Gentechnik betrieben haben, so dass Miss-Kreaturen entstanden, Zentauren zum Beispiel, über die das Buch Henoch und die Mythen berichten? Alles aufgrund der Fähigkeit zur Innensicht (8)? Nicht ohne Grund mag das so genannte „künstliche Auge“ der Zwiesicht auf den Felsskulpturen oftmals mit Verzerrungen versehen worden sein.

3. Der Hängende

Zurück zu Wotan. Anderenorts (9) wurde ausführlich begründet, warum das zwiesichtige Riesenhaupt mit der Buddha-ähnlichen Atemgeburts auf der Nordseite von Felsen XI der Externsteine Wotan/Odin darstellt. Er erfüllte auch die archetypische Rolle des am Baum Hängenden (Abbildung 2), und er mag viele Vorgänger gehabt haben. In der Edda gibt Odin folgenden Bericht:

*Wohl weiß ich,
dass ich am Windbaum hing,
neun ganze Nächte,
speerverwundet,
dem Odin geopfert,
ich mir selbst,
an jenem Holz,
von dem niemand weiß,
aus welchen Wurzeln es aufwächst.*

*Sie reichten mir
Weder ein Brot noch ein Trinkhorn;
Da spähte ich nieder,
erraffte die Runen,
schreiend erraffte ich sie
und fiel dann vom Holz ab.*

Die Parallele zur Pfandgabe des Auges an Mimir ist offensichtlich. Hier wird die gleiche Geschichte erzählt wie in der Weissagung der Seherin, nur in einem anderen Rahmen. Der Bezug zwischen Verpfändung eines Auges und der Verwundung durch den Speer (Selbstopfer), beides zum Zweck der Erlangung innerer Einsicht, ist eindeutig.

Damit erklärt sich auch die pro-

totypische Figur des Hängenden an Felsen IV der Externsteine. Sie ist eine Fortsetzung des Externsteine-Mythos vom Einäugigen. Denn die Edda verrät uns, warum Odin/Wotan am Baume hing; aus welchem Grunde er – in Fortführung des Handlungsmusters – nicht nur sein Auge, sondern sich selbst opferte. Wotan opferte sein Auge – um für sich selbst Weisheit zu erlangen. Es ging um den inneren Zugewinn eines Wissbegierigen, der nach Ganzheitlichkeit strebte.

Die Edda berichtet aus einer sehr frühen Zeit. Später war der Hängende unter dem Namen Prometheus an einen Felsen des Kaukasus geschmiedet – mit der Leberwunde, die der Adler ihm täglich hackte. Auch den Adler gibt es an den Externsteinen (Abbildung 3): oberhalb des „Adlertors“ an Felsen I der Externsteine, das die ursprüngliche Darstellung unterhalb des Adlers zerstörte.

Aber noch im Prometheus-Mythos ist der Hintergrund erkennbar, auf dem sich die Bestrafung des Prometheus durch die Götter vollzog. Er hatte den Menschen „das Feuer“ gebracht. Das Feuer aber ist das Wissen um den kulturellen Fortschritt. Hier schimmert noch das Motiv der Erlangung von Weisheit durch, das nur durch ein Selbstopfer zu bewerkstelligen ist.

Auf die dritte, entwicklungs-geschichtlich flachste Phase sinkt dieses Motiv in der Religion der Christen. Aus dem täglich sich wiederholenden Heraushacken der Leber durch den

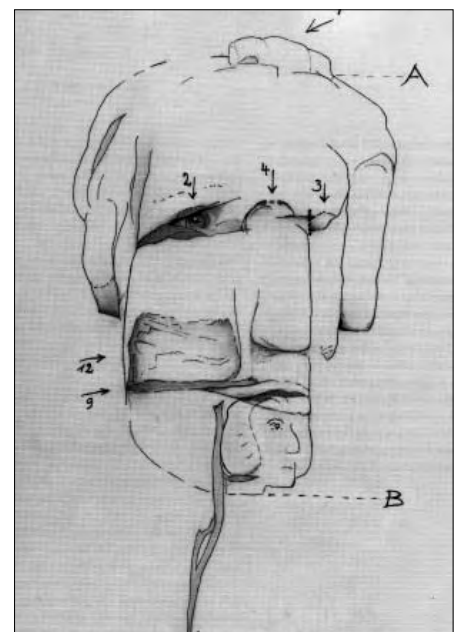


Abb. 9: Kopfhöckeriges Zwiesicht auf Felsen XI (Transparenzzzeichnung)

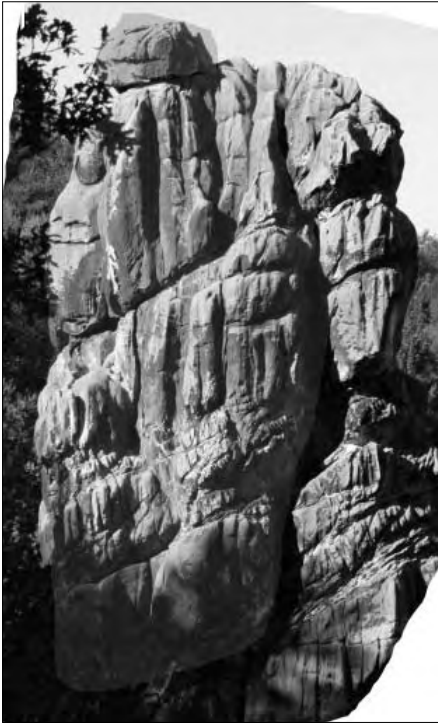


Abb. 10: Riesenhaupt mit Kopfhöcker an Felsen V der Externsteine.

Adler wird der Stich in die Flanke des gekreuzigten Jesus von Nazareth. Durch einen der römischen Kriegsknechte. Von dem Erwerb der Weisheit ist nicht mehr die Rede. Im Gegenteil: Der am Kreuz Hängende opfert sich selbst, um die Menschheit zu erlösen. Welche Verflachung des Selbstopfer-Motivs ins Unverbindliche! Es geht nicht mehr um die Erlangung des Wissens, den Erwerb der Ganzheitlichkeit, der vollen Entfaltung der individuellen Persönlichkeit, die nur unter Opfern zu haben ist. Eingeführt haben die christlichen Religionsschöpfer ein menschenfreundliches Huckepack-System. Jesus nimmt mit seiner Selbstopferung die Sünden der ganzen Welt



Abb. 11: Der Stirnböckrige mit fröhlichem Stirnhöcker (Felsen VII).

auf sich. Er erspart seinen Gläubigen eigene Opfer, wenn sie nur seine Lehre – wie von der Kirche verbindlich interpretiert - befolgen. Welche Perversion der ursprünglichen Externsteine-Idee von Wotan am Baume, die die Edda schildert.

4. Atemgeburt

Neben dem zwiesichtigen Gesicht taucht als Gesichtertyp die von Frau Neumann so genannte Atemgeburt auf. Das Gesicht des Buddha auf Felsen XI, der es sich fröhlich lächelnd im Mund des Wotan wohl sein lässt, ist bereits bekannt. Der Gesichtertyp Atemgeburt ist nicht nur an den Externsteinen verbreitet. Es scheint sich um eine in Alteuropa schon sehr früh verbreitete Vorstellung gehandelt zu haben, die da immer wieder in Stein gesetzt wurde (Abbildung 4, 5).

Welche Vorstellung mag hinter dieser Darstellung stehen?



Abb. 12: Kopfhöcker des Felsens 6b der Externsteine.

Die hervorgebrachten Atemgeburten sind nicht nur Menschen. Aus dem Mund der Echse aus dem Isterberg bei Bentheim (Abbildung 6, 7) entschlüpft das Gesicht eines Menschen. Aber es sind auch Mammut, Bär, Widder und Pferd, die Menschenhäupter aus ihren Mäulern entlassen.

Die Schöpfer der „Atemgeburten“ wollten wahrscheinlich das Beseeltsein zum Ausdruck bringen. Die Hervorbringer der Atemgeburten hauchten ihren Atem aus und schufen damit zugleich neues Leben, manchmal als Keim mehrere Generationen. Aber das hat nichts mit dem sehr viel späteren Ahnenkult zu tun (10). Die „Atemgeburt“ ist ein Sinnbild des Lebens, besser: des ständig sich erneuernden Lebensflusses. Ich betone: des sich ständig

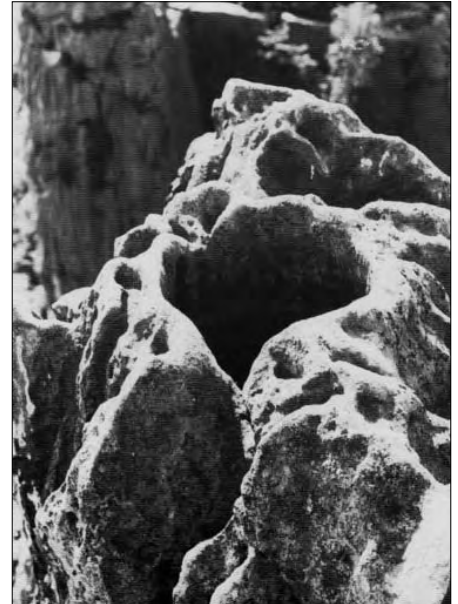


Abb. 13: Der umgekehrte Höcker

erneuernden, nicht des sich wiederholenden Lebensflusses.

5. Buddha und seine Attribute

In Abbildung 1 ist ein fröhlicher, vielleicht sogar singender Buddha-Kopf im Mundes des gewaltigen Hauptes von Wallvater Wotan zu sehen. Der so genannte Buddha-Kopf, der aus dem Mund des Wotan jodelt, trägt zwar keines der Attribute, mit denen Buddha in der buddhistischen Welt Asiens gemeinhin dargestellt wird: Das Stirnmal (úrna) und den Kopfhöcker (ushníscha). Diese fehlen der Atemgeburt des Einäugigen von der Nordwand von Felsen XI. Auch sonst sind Kopfhöckrige an den Externsteinen durchaus zu finden. Und nicht nur an den Externsteinen.



Abb. 14: Atemgeburt (Felsen II der Externsteine; Transparenzzeichnung)

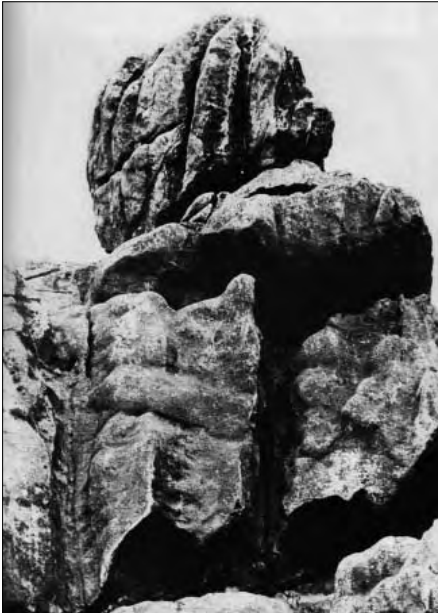


Abb. 15: Die Geburt der Athene

Sehen wir uns zunächst – weil von Frau Neumann vermessen (11) - das Riesenhaupt an der Nordwand des Feldsteines an, der zu den Bruchhäusern Steinen gehört (Abbildung 8).

Die Stirn trägt ein Stirnzeichen von plastisch-dreieckiger Grundgestalt, dessen Spitze nach oben weist. Senkrecht über dem Stirnmal, zu oberst, krönt das Antlitz ein stark auffallender Höcker. Der Kopfhöcker stellt im alteuropäischen Raum nichts Einmaliges dar. An den Externsteinen kommt er gleich mehrere Male vor. Frau Neumann hat ihn an Felsen XI entdeckt (Abbildung 9).

Zwei weitere Kopfhöcker hat Gert Meier entdeckt: auf dem bisher unge deuteten Riesenhaupt von Felsen V der Externsteine – Sicht von der Aussichts-plattform von Felsen VII (Abbildung 10). Einen weiteren Kopfhöcker finden wir auf Felsen VII (Abbildung 11). Die Nahsicht zeigt, dass beide Kopfhöcker als Gesichter dargestellt sind (Abbildungen 12 und 13).

Frau Neumann hat darauf hingewiesen (12), dass Kopfhöcker und Stirnmal in Indien im Zusammenhang mit der späten Renaissance ureinheimischer Kulturtraditionen auftauchen. Frau Neumann äußerte schon vor 25 Jahren folgende Vermutung:

„Das bisher nicht bekannte, noch altsteinzeitlich wirkende Vorhandensein der Zeichen Stirnmal und Kopfhöcker an Groß-Skulpturhäuptern im europäischen Westen legt eine Vermutung nahe, dass es sich bei Stirnmal und Kopfhöcker um kulturelle Äußerungen eines ur-

sprünglich von Cromagnons besiedelten Raumes handelt. Dieser Raum ging über Alteuropa hinaus. Mit der Renaissance ureinheimischer Kulturtraditionen im nördlichen Indien würde dort ebenfalls ein Substrat gleicher oder ähnlicher Art sichtbar.“ Frau Neumann dürfte Recht haben. Oswald Tränkenschuh bestätigt in seinen neuesten Forschungen aufgrund der in der Ramayana und der Mahabharata verwendeten Zahlen, dass die indischen Arier die heiligen Zahlen der Leute von den Externsteinen kannten und in die neue Heimat mitnahmen.

Was bedeuten Stirnmal und Kopfhöcker? Beides sind Wahrnehmungsorgane, zusätzliche Wahrnehmungsorgane. Das alles geht in Richtung Zwiesicht. Ich möchte auf eine weitere Entdeckung von Frau Neumann hinweisen. Die Externsteine kennen nicht nur Großskulpturen mit Kopfhöckern. Es gibt zumindest eine Großskulptur auch mit einem sozusagen „umgekehrten Höcker“: mit einer kelchförmigen Eintiefung auf der höchsten Stelle des Kopfes (Abbildung 14).

6. Der Kopfgebur, Achselgebur und Kniegebur

Die sechste archetypische Gestalten-gruppe ist die der Geburten aus Kopf, Achsel oder Knie. Die bekannteste Vertreterin der Kopfgeborenen ist die nordafrikanische und griechischen Göttin Athene. Sie soll dem Haupt des Zeus entsprungen sein.

Die Kopfgebur auf Felsen II der Externsteine, dem Turmfelsen (Abbildung 15), ist von Frau Neumann sehr ausführlich beschrieben und erklärt worden (13). Sie schreibt:

„Dem Scheitel des großen Hauptes ent-

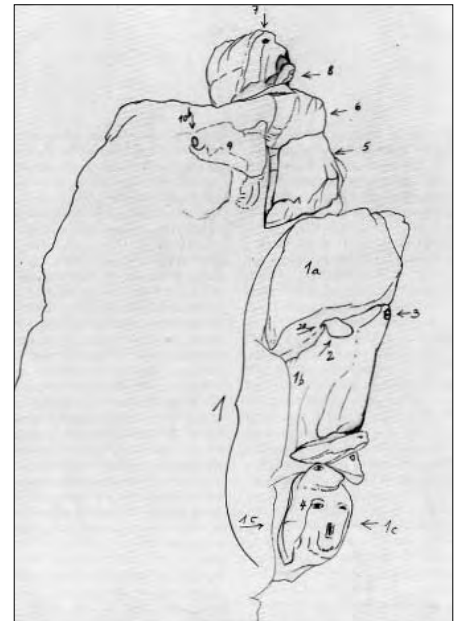


Abb. 16: Erechtheus, der Hervorbringende (Transparenzzeichnung)

steigt die obere Hälfte einer gewandeten, weiblichen Profilgestalt: Ein hochgegürtetes Oberrockteil, das Brustprofil und der den Felsen zu höchst bekrönende Kopf mit schulterlangem Haar, sind unverkennbar. Wen stellt das Riesenhaupt dar und wer ist die Frau, die diesem Haupt entsteigt?“

Sollte die Mythe von der Geburt der Athene einst von den Externsteinen in das ferne Hellas getragen worden sein? E. Neumann hat darauf hingewiesen, dass die Geschichte von Athene und Zeus nicht stimmen könne. Die spätestens jungsteinzeitliche Neith-Ana ist sehr viel älter als ihr angeblicher Vater Zeus. Uns interessiert deshalb die Frage: Was hat es mit diesen Kopfgebären und Kopfgeborenen auf sich? Und was haben sie mit den Externsteinen zu tun?

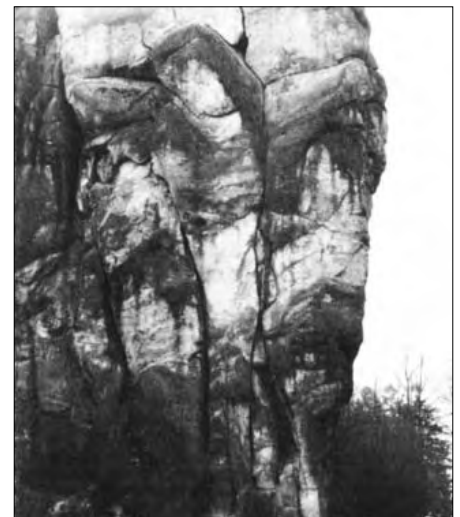
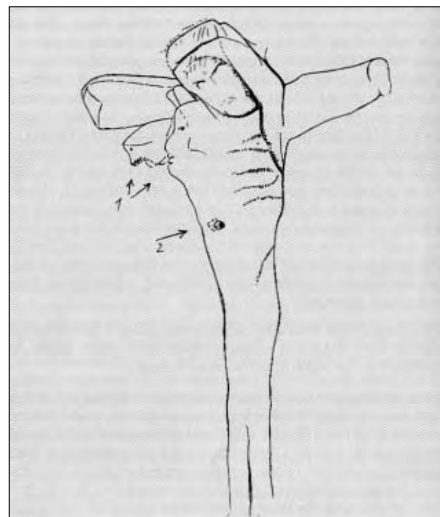


Abb. 17 a und b: Achselgebur des Hängenden (links Transparenzzeichnung)

Auch hierzu hat Frau Neumann das Wesentliche gesagt: Der Hervorbringer, aus dessen Kopf die Frau auf Felsen II entsteigt (Abbildung 16) ist das Wesen, aus dem alle Menschen – und nicht nur diese – entstanden sind. Die Edda nennt dieses Urwesen Ymir. Ymir ist zwar nicht durch seine Kopfgeburten in die Geschichte der Gynäkologie eingegangen. Das erste Menschenpaar erwuchs ihm vielmehr unter den Achseln. Aber bereits Frau Neumann hat scharfäugig erkannt: Achselgeburt, Kniegeburt und Kopfgeburt sind nur Variationen des gleichen Themas (14): des Hervorbringens von lebenden Wesen. Die Achselgeburt kennen wir vom Hängenden an den Externsteinen (Abbildung 17). Dort sehen wir deutlich die Geburt aus der Achsel des Hervorbringers. Eine Brustgeburt ist dargestellt beim „Sternengucker“ auf Felsen V der Externsteine (Abbildung 18).

Nach E. Neumann ist der das Leben Hervorbringende, der Beseelende, der wahre Prototyp und nicht die Hervorgebrachte. Der Zwiesichtige auf Felsen II trug bei den alten Griechen vielleicht den Namen Erechtheus. Erechtheus ist ein frühgeschichtlicher Name nach athenischer Überlieferung. Seine Taten sind, wie schon Platon beklagt, verschollen. Erechtheus wurde in der griechischen Göttergeschichte durch Zeus ersetzt. Die weibliche Gestalt, die dem Haupt des Erechtheus entsteigt, soll die Vorlage für die Gestalt der Athene sein. Athene entspricht der libyschen Göttin Neith. Diese wiederum dürfte mit der Nethe identisch sein, deren Kult Prof. Rikus (15) südöstlich der Externsteine entdeckt hat. Wieder schließt sich ein Kreis.

7. Schlussfolgerung

Wir haben an den Externsteinen alle fünf Prototypen gefunden, von denen vier religionsgeschichtlich als Träger von Namen in Erscheinung getreten sind: Wotan als Zwiesicht und Hängender, Jesus als Hängender, Buddha als Atemgeborener und Athene als Kopfgeburt. Die „Atemgeburt“ könnte den Urtyp aller religionsgeschichtlichen Vorstellungen in Alteuropa darstellen. Er würde durch die vier anderen Typen nur abgerundet und ergänzt. Wir fänden dann an den Externsteinen einen Urgrund der alteuropäischen Religionsgeschichte. Lässt sich das Puzzle zusammensetzen?

Jedenfalls gehören Atemgeburt und Körperteil-Geburten zum selben Typ des Hervorbringers von Beseelendem, Leben Gebenden. Dieser Hervorbringer verfügt über die Fähigkeit, zugleich seine Umwelt wahrzunehmen und das innere Wesen der Dinge zu erkennen; das, was – um mit Goethe zu sprechen – die Welt im Innersten zusammenhält. Welche staunenswerten Dinge die Alten mit ihrem inneren Auge zu erblicken vermochten, wissen wir seit Oswald Tränkenschuh. Und das ist sicher noch nicht alles.

Weiter: Dem Hervorbringer fehlt zwar ein Organ – eines seiner beiden Augen. Dafür besitzt er zwei Ersatzorgane: den Kopfhöcker und das dritte Auge, das Stirnmal. Die beiden Ersatzorgane sind Zeichen des Hervorbringers, ohne dass dieser selbst in Erscheinung treten müsste. Der Hängende schließlich wäre, darf man der Edda trauen, die Haltung, in welcher der Hervorbringer den Vorgang der Erkenntnis vollzieht. Wäre das richtig, dann könnten die Externsteine uns den Ursprüngen der Religionsgeschichte näher gebracht zu haben.

Anmerkungen

- 1) Dazu Elke Moll, War Buddha Wotans Weisheit letzter Schluss? SYNESIS Nr. 1/2006, 33.
- 2) Elisabeth Neumann-Gundrum, Kultur der Groß-Skulpturen, Schmitz Gießen 1981.
- 3) A. a. O. 308 ff.
- 4) Wolfram Zarnack, Jesus, Buddha, Wotan: ehemalige Rechtsallegorien, in: Europa-Jahrbuch 2005, 43.
- 5) Oswald Tränkenschuh, Die Scheibe von Nebra, Ergänzung II, Mandragora Königsberg 2006, mit Ergänzungen I – IV.
- 6) Herman Wirth, Der Aufgang der Menschheit, Diederichs Jena 1928, 505 ff.
- 7) Erich Neumann, Auf den Spuren der Feinkrafttechnik, Wecke Horn 1992.
- 8) Christopher Knight und Robert Lomas, Uriel's Machine, Arrow Books London 2000, 151 ff.
- 9) Gert Meier, Falke, Drache und Asgard, die Götterburg, SYNESIS Nr. 6/2005, 13
- 10) Das Sinnbild „Atemgeburt“ gibt eine menschliche Beobachtung wieder, ist Darstellung eines Lebenssachverhaltes und damit naturwissenschaftlich und vorreligiös. Die Interpretation, dass die Hervorbringer der Atemgeburt dargestellt wurden, um die Kontinuität des



Abb. 18: Brustgeburt

Lebens zu sichern, also um eine „höhere Instanz“ mit der Bitte anzurufen, für das Leben auch in Zukunft zu sorgen, ist reine Spekulation. Der Ahnenkult, mit den Ahnen als „höhere Instanz“ und der angeblichen Verantwortung für die Sicherung der Nachkommenschaft der Sippe stammt aus einer viel späteren Zeit. In ihr ist an die Stelle des Wissens um die Kontinuität des Lebensflusses der Glaube an die Unvergänglichkeit der Seele und ihrer Wiedergeburt getreten. Und noch viel später hat es Leute gegeben, die die Auferstehung des Fleisches am Tage des Jüngsten Gerichtes als Glaubensbekenntnis zu verkünden.

- 11) Das Dreieck misst von der Spitze bis zu Basis 80 cm (Toleranz: 5 cm), die Winkel betragen rund 45°. Die Höhe des Höckers beträgt von einer Linie, ab der er sich aus der Umgebung erhebt, gemessen 1,70 m. Die Durchmesserlänge beträgt gleichermaßen 21 cm.
- 12) Fn. 2, 69 ff.
- 13) Fn. 2, 246 ff.
- 14) Zur Kniegeburt Herman Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit, Diederichs Jena 1931 – 1936, 44; Gert Meier, Wer war Daidalos? Haupt Bern 1992, 89 mit weiteren Hinweisen.
- 15) Norbert Rikus, Auf den Spuren der Nethe-Göttin, Arbeits- und Forschungskreis Walther Machalett e. V. Rückschau 1997, 11.

(Schriftliche Fassung des Vortrages, gehalten am 15. 9. 2007 auf der Tagung des Ur-Europa e. V. in Thale) ■

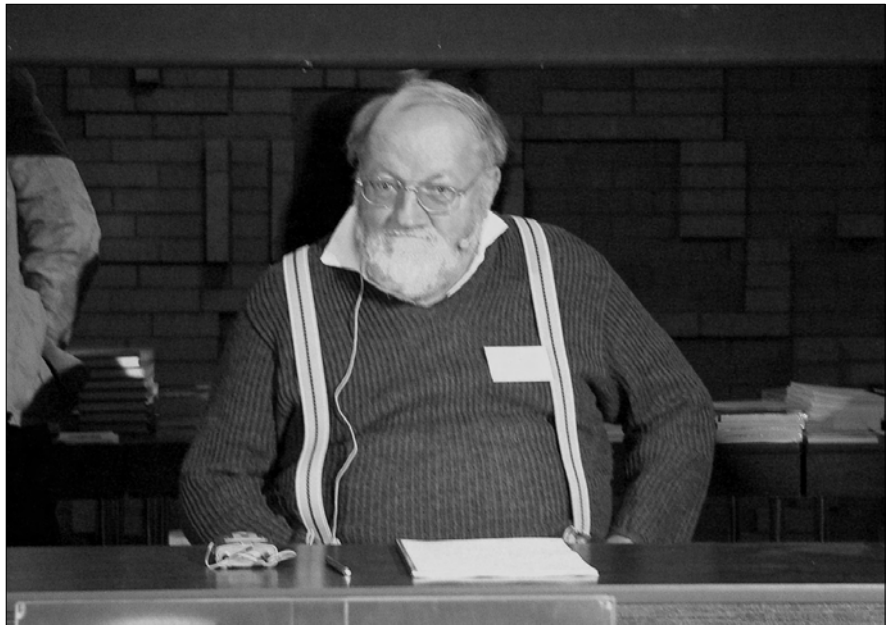
Wilfried Augustin Zeitzeuge beschreibt deutsche Flugscheibe

Es geht um reichsdeutsche Flugscheiben, die angeblich Ende des zweiten Weltkrieges von Deutschland eingesetzt wurden. Es gibt viele Mutmaßungen über Größe und Antriebsart. Es wird über Typen spekuliert, die von einem verkleideten Hubschrauber bis zur weltraumtüchtigen Scheibe mit Gravitationsantrieb reichen. Was ist wahr, was ist Märchen? Nachdem Amerikaner und Russen alles, was nach verwendbarer Technologie aussah, abkassiert und wegtransportiert haben, blieben leider keine Flugscheiben mehr in Deutschland. Es ist daher heute schwer für uns, Dichtung und Wahrheit zu trennen. Um so wichtiger sind Aussagen von Zeitzeugen. Solange es noch welche gibt, sollten wir dokumentieren, was sie zu sagen haben. Die Zeit arbeitet leider gegen uns.

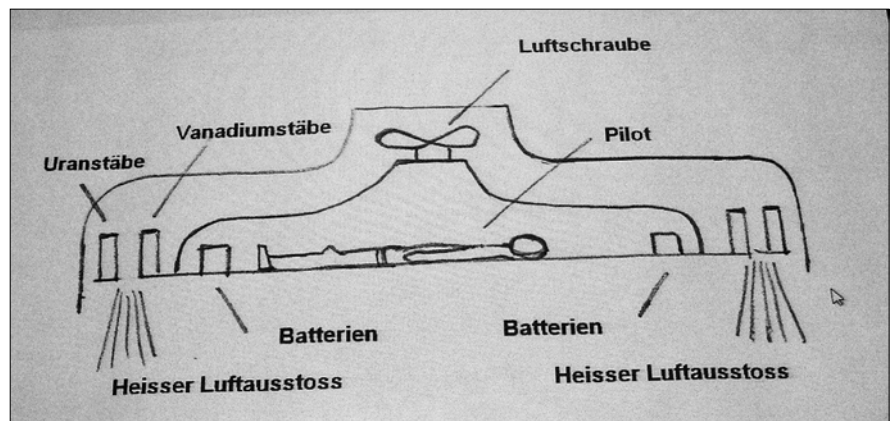
Einer dieser Zeitzeugen ist nach eigener Aussage *Hermann Mauthner*. Ich sah ihn vor einigen Wochen bei einem Vortrag in der Schweiz.

Er berichtete, dass er Ende des Krieges in einer Flugscheibe mitgeflogen sei. Der Flug fand bei der Erprobungsstätte der deutschen Luftwaffe in Rechlin an der Müritz statt. In die Flugscheibe passten vier Personen hinein. Die lagen auf dem Boden des Fluggerätes. Sehen konnte man nur durch periskopähnliche Vorrichtungen. Die Beschleunigung war sehr hoch. Die Besatzung hatte bei Start und Landung mit Atemnot zu kämpfen. Das Gerät beschreibt Hermann Mautner wie in Bild 2.

Eine Luftschraube, die mit einem Elektromotor angetrieben wurde, saugte kalte Luft an. Die angesaugte Luft wurde durch Uranmaterial gedrückt. Dabei wurde sie auf 3-4000° C aufgeheizt und trieb die Flugscheibe durch Rückstoß an. Von unten sah die Scheibe aus wie ein leuchtender Kreis. Die Vanadiumstäbe dienten als Bremsmaterial (Neutronen abbremesen). Solange sie ausgefahren waren, fingen sie die Neutronen ab. Erst wenn sie eingefahren wurden, entstand im



Hermann Mauthner



Prinzip der Flugscheibe

Uranmaterial durch Kernreaktion genügend Hitze, um die Luft aufzuheizen zum Vortrieb der Scheibe. Der Schub wurde also nicht durch chemische Reaktion der Brennstoffe erzeugt, wie bei einer Rakete, sondern durch Kernreaktion.

Nun möchte ich Ihnen aber nicht verheimlichen, dass die Person Hermann Mauthner umstritten ist. Er behauptet von sich, 92 Jahre alt und in

Wirklichkeit Erzherzog Philipp-Leopold von Habsburg zu sein. Er wurde angeblich 1915 geboren und war in der Familie von Karl I. und Kaiserin Zita aufgewachsen. In der Zeit der Nationalsozialisten wurden angeblich Kinder von Adligen entführt und in so genannten Landesbornheimen „anonymisiert“. Ihre Identität wurde verändert, und man gab sie während des Krieges in fremde Familien.

Hermann Mauthner wurde nach eigener Angabe 1934 von SS-Soldaten entführt und bis 1936 in ein Jugendbornheim gesteckt. Von 1936 bis 1939 wurde er von General Dornberger als Pflegesohn aufgenommen. Er erhielt den Namen Enne Hermann Leo Dornberger, Geburtsort Berlin 1936. Nach dem Krieg wurde er von Hans Mauthner aufgenommen, mit der neuen Legende Hermann Christoph Mauthner, geboren 19.7.1939 in Nürnberg.

Hermann Mauthner kämpft seitdem um seine Anerkennung als erbberechtigter Sohn Kaiser Karls I. und natürlich um die Rückgabe der ihm zustehenden Besitztümer. Bisher ohne Erfolg, obwohl nach seiner Aussage eine kürzlich gemachte DNA-Analyse den Beweis seiner Ansprüche bestätige. Er kämpft unbeirrt weiter. Es bleibt abzuwarten, was aus seiner Angelegenheit wird. Seine Aussagen zur Flugscheibe werden natürlich stark relativiert, wenn man

seine abenteuerliche Geschichte hört. Andererseits bringt er technische Informationen zur Flugscheibe, die bisher neu sind. Die Gelegenheit, an diese Dinge heranzukommen, hätte er gehabt (wenn es denn zutrifft), dass er Pflegesohn von General Walter Dornberger war. Dornberger war der Ziehvater Wernher von Brauns und treibende Kraft der deutschen Raketenentwicklung. Man hätte Dornberger rechtzeitig fragen sollen. Leider verstarb er 1980. ■

Wilfried Augustin Sie sind da!

Wir kennen sie. Die kleinen Grünen, die Grauen, die Reptiloiden. Sie fliegen mit ihren Ufos auf unseren Flugrouten herum. Sie beobachten unsere Atomanlagen und militärischen Einrichtungen. Am häufigsten trifft man sie in den USA. Dort haben sie zusammen mit den Amerikanern einen Lizenzbetrieb zur Flugscheibenfertigung, unter der Area 51, wie Sie vielleicht wissen. Außerdem haben sie sich mit Teilen der amerikanischen Regierung und geheimen Organisationen verschworen, um der Menschheit eine neue Weltregierung zu bescheren. Sie wissen das, genau wie ich, sicherlich aus den „X-Akten“ mit Agent Mulder und Agent Scully.

Bisher habe ich immer gedacht, das betrifft uns alles nicht. Es ist ja nur Hollywood. In Europa, na ja, da flogen mal Dreiecke über Belgien. Aber wir wissen ja, dort ist die Luftverschmutzung besonders hoch. Dann gab es mal den Billy Meier in der Schweiz, den haben sie sogar in seinem Haus

in den Bergen besucht. Aber hatte ihn vielleicht nur die Bergluft und der Obstler beeinflusst? So hatte ich mir das gedacht. Aber nun bin ich doch stutzig geworden.

Da ist nämlich die Sache mit den Geldscheinen. Sehen Sie sich einmal den US-Dollar an. Das sind doch alles Freimaurerzeichen darauf. Richtig. Das soll allen zeigen, dass die USA von Freimaurern gegründet wurden, und dass man besser Freimaurer oder sonstiger Verschwörer wird, um Karriere zu machen.

Der Mensch scheint also das Bestreben zu haben, das Geheime doch irgendwie zu lüften oder wenigstens mit Zipfelchen zu winken. Ja, und dann bin ich neulich in die Schweiz gefahren und habe meine guten Teuro in Fränkli getauscht. Mich hat es fast umgehauen: Da waren Sie wieder.

Was bedeutet das? Haben die Schweizer neue Regierungsmitglieder? Sitzen Sie in aufgelassenen Tunneln der Schweizer Armee unter dem Gotthartmassiv?

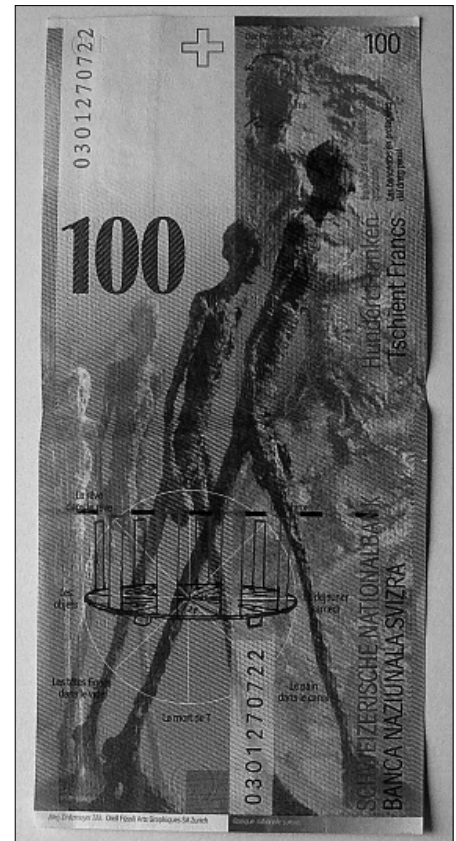


Abb. 2: Aliengeld

Wir haben ja schon immer gewusst: Die wollen nur unser Gold. Nachdem die USA ihre Goldreserven abgebaut haben, sind die da drüben vielleicht nicht mehr so interessant. Da alles Gold der Welt letztendlich auf den geheimen Nummernkonten in der Schweiz landet, war es wohl sinnvoll für unsere kleinen grauen Freunde, sich hier niederzulassen. Sie sind uns näher gerückt. Also, passen Sie auf!



Abb. 1: Freimaurergeld

Hans J. Werding

War Jesus Sohn von Herodes?

Herodes der Große

Zu den großen Gestalten, die in dieser historischen Szenerie auftreten, gehört Herodes der Große. Herodes war der Sohn des Antipas, der als Statthalter im Edomergebiet die Sache des Hyrkanus bei Pompejus vertrat. Zuerst liebäugelte er mit Pompejus, dann wandte er sich an Caesar, so bahnte er sich als Jude den Weg in das hohe Amt eines römischen Provinzstatthalters für Judäa. Sorgfältig bereitete er seinen Sohn als Nachfolger für die gleiche Stellung vor und setzte Herodes, obwohl dieser noch sehr jung war, über Galiläa ein. Mit seinem schwarzen, sorgfältig gepflegten Haar war der junge Herodes eine glänzende Erscheinung, auch besaß er Seelengröße, die ihn über kleinliche Eifersucht und Eigenliebe hinaushob. Er war ein Mann von hoher intellektueller Begabung, von leidenschaftlichem Interesse für Geschichte und Philosophie, was ihm Zugang zur griechischen und römischen Kunst finden ließ. Herodes war ein Schüler des Esseners Manaem, und die Essener standen wegen ihres achtbaren Lebenswandels in hohem Ansehen, weshalb Herodes den Essenern ungewöhnliche Vergünstigungen gewährte und sie in Ehren hielt. Auch als König rief er den Manaäl (Manuel) noch zur Beratung.

Da die Essener sehr sozial eingestellt waren und für die absolute Gleichberechtigung kämpften, werden wir aus der Sympathie des Herodes zu ihnen auch Schlüsse auf sein politisches Streben ziehen können. Übrigens sind es Menschen mit vortrefflichen Sitten, schreibt Flavius Josephus, und sie beschäftigen sich nur mit Ackerbau. Bekannt ist ihre ausgleichende Gerechtigkeit, infolge derer sie eine vollkommene Gütergemeinschaft haben und den Reichen nicht mehr Genuss zukommen lassen als den Armen. Sie halten keine Knechte, da sie das für Unrecht halten, stattdessen dient bei ihnen einer dem anderen. (Apostelgeschichte 4, 32)

Herodes Politik rief die Bewunderung bei Angehörigen seines eigenen Volkstums hervor. Da er einer bürgerlichen Familie entstammte, sicherte er seine mächtige Stellung mit Heirat der Maria, einer Enkelin des Königs Hyrkanus, deren Familie nach jüdischem Recht der Thron zustand. Nachdem fast alle anderen Thronanwärter, insbesondere die Nachkommen des Hyrkanus verdrängt, ertränkt oder vergiftet waren, wurden die Söhne Aristobulus und

Alexander, die uns aus der Ehe Herodes mit Maria bekannt sind, die legitimen Thronfolger. Nicht die Fremdherrschaft der Römer, sondern der mörderische Kampf zwischen den jüdischen Familien verwehrte dann aber auch diesen den Thron. Flavius Josephus (etwa 37 bis 93), Sohn des jüdischen Hohepriesters Matthias und mütterlicherseits mit dem Königsgeschlecht der Asmonäer verwandt, selbst Hohepriester, schildert das Leben der großen jüdischen Familien. Das Bangen des Adels um die Macht, die Not und Todesängste um das eigene und um das Leben der Familie, wenn es einem anderen nach der Macht gelüftet oder es anderen Herrschaften um Rache ging.

Josephus gehörte zu ihnen und konnte bestimmt auch einige der Apostel persönlich, deshalb ist zu glauben, was er aus dem Nest plaudert, beschreibt, wie sie hurend und speichelleckend hoch aufstiegen, schildert, wie sie die Elite wurden. Ausführlich beschreibt er die Meuchelorde an den Verwandten, wie sie den Brüdern und den eigenen Vätern nachstellten und wie dann die Oberbanausen zu Herrschern von Gottesgnaden wurden, sich als Götter feiern ließen. Josephus berichtet auch, wie Maria, die Ehefrau des Herodes, und Josef, der Schwager und Schatzmeister des Herodes, mit den Kindern auf die Flucht nach Ägypten geschickt wurden und getötet werden sollten. Auch schrieb Josephus von den Machtkämpfen, die zwischen Sohn Antipater aus erster Ehe des Herodes mit der bürgerlichen Doris und den Söhnen der Maria, den Urenkeln des Hyrkanus, stattfanden (Matthäus 2, 22). Aus den zwanzig Büchern des Flavius Josephus (Fourier Verlag) erkennt der Leser, wie die Masche Tut Ankh Amen zur Zeit Christus wiederholt wurde. Zu dem dritten Kapitel des 18. Buches muss erklärt werden, dass der Abschnitt 3 „Jesus Christus“ nicht von Flavius Josephus verfasst, sondern später hinzugefügt wurde.

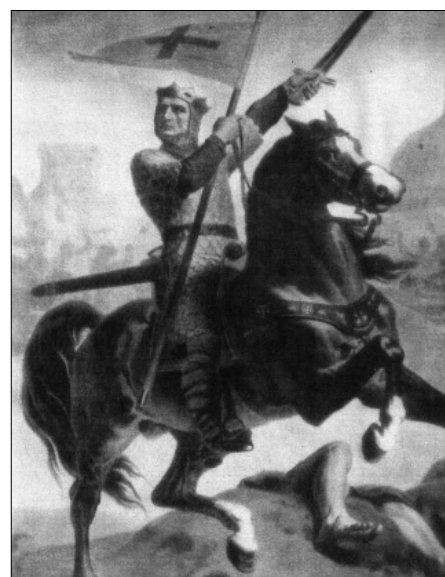
Wie war sein Name?

Jesus

Der Erstgeborene (Lukas 2, 23). Jesus oder Josuar ist ein Wort oder Titel für „Erlöser“. Moses nannte den Hoschea, den Sohn Nuns: Josuar/Jesus, weil er die Juden von den Feinden erlöste (4. M. 13, 16).

Christus

Das Wort „Christus“ ist kein Name, sondern die griechische Übersetzung



Gottfried von Bouillon, König von Jerusalem. Sie kannten ihre Ahnen, wussten, wer Jesus war und wussten, dass er nie gekreuzigt wurde.

des hebräischen Wortes „Messias“ = „der Gesalbte“. Gesalbte waren Oberpriester und Königsanwärter. Da die Gesalbten in Israel zur Zeit des Herodes bekannt sind, müsste es doch für jeden Historiker richtig spannend sein, den Geburtsnamen herauszufinden.

Gott

„Gott“ war im alten Ägypten eine Bezeichnung für König, Pharao. Das waren die Els, die göttlichen, die Eliten. Ra/Re war für sie die Universalkraft hinter der Sonne. Die Sonne war das Auge Res. Deshalb kein Bild, denn niemand wusste, wie Ra aussieht, wie er ist. Das Wort Gott/God stammt aus dem Norden, der oberste Gote war der God. Er kam von der Insel Gotland, Dänemark. Amenophis II. nannte sich „Gott, Herrscher von Heliopolis“. „Wohl habe ich gesagt: ‚Ihr seid Götter‘“ (Psalm 82, 6), (Joh. 10, 34). Deshalb sollte Moses für seinen Bruder Gott sein (2. M. 4, 16). Deshalb wurde Moses zum Gott gesetzt für den Pharao (2. M. 7). Deshalb sprach Moses Gott von Angesicht zu Angesicht (2. M. 33, 11). Und deshalb konnte Abraham seinen Gott belehren (1. M. 18, 21-33), (2. M. 21, 6 + 22, 7). Die sterblichen Herrscher in Israel wurden als Götter bezeichnet. Ra/Re hatte weder Freude an Genoziden, wie in Jos. 10, 40 und 2. Könige 10, 30, noch an Schlachtopfern, Lukas 2, 24. Für Ra/Re brauchte niemand mit dem Schwert zu missionieren, und er würde auch nicht Sieg und Nutznießung aus Beute mit goldenem Thron gewähren.

Maria

Mirjam, Merit, Mariame, Meike und viele bis Matka sind Varianten dieses Namens. Herodes war Schüler und Bewunderer der Essener, also ließ er seine Söhne Alexander und Aristobulus auch von ihnen ausbilden. Johannes, ein Essener und bestimmt auch ein Hosmonäer, konnte den Erstgeborenen dann 30-jährig jenseits des Jordans (dort lebten die Essener) taufen und vielleicht auch zum Oberpriester salben (Mat. 3, 13) + (Lk. 4, 18) + (Jesaja 61, 12).

Alexander

Urenkel von Gott-König Hyrkanus II., Sohn von Gott-König Herodes, erster Sohn der Maria, er war der Erbprinz, er war ein gesalbter, ein Messias. Er als König der Juden, das war Erbfolge, das war legitim und damit war er der Jesus, der Retter, Erlöser (Mat. 1, 21) für die Juden, die unter der römischen Besatzung litten, unfrei und enteignet waren und in Erwartung auf den Gesalbten lebten, der die drückende Gegenwart ablösen sollte. In Israel gab es in jener Zeit viele gottlose Priester und Lügenpropheten. Viele gaben sich als Jesus aus. Deshalb ist es verständlich, wenn Herodes seinen Sohn als „Sohn des Lichts“ einführte. Natürlich hatte Alexander alle Weihen, war Oberpriester, hatte viele Sympathisanten und Helfer an seiner Seite. Seine große und reiche Familie, die Dynastie der Hosmonäer, der alte jüdische Königsadel, die für sich und mit ihm kämpften, wenn nun die Kinder der Doris aus erster Ehe des Herodes ihm den Thron streitig machten.

Josephus beschreibt uns in seinem 17. Buch, 12. Kapitel, wie ihm das Volk in Massen zuströmte, als sie erkannten, dass nicht er und sein Bruder Aristobulos, sondern andere für sie getötet worden sind und so das göttliche Geschlecht der Maria gerettet war. Seine Anhängerschaft muss groß und mächtig gewesen sein, die mit ihm zogen, als er den Thron nicht bekam, denn sie kämpften im Exil noch Jahrhunderte um ihr Recht. Dieser Machtkampf spaltete das jüdische Volk und die jüdische Religion und ist der Urgrund für die späteren Kreuzzüge. Sie nutzten die natürliche Religiosität der Menschen und trugen ihren Kampf als christliche Religion nach Rom. Zogen tausend Jahre später noch als Ritter zurück ins Heilige Land, um ihr Königreich einzunehmen.

Die Heilserwartung, der Kult um die göttliche Erbtöchter Maria und die göttlichen Sittengesetze hatten in diesen Kriegs- und Notzeiten eine enorme Werbekraft. Mit ihrer Missionspropaganda vermittelten sie: „Christen sind die Auserwählten“ und für die Heiden „Söhne des Lichts“. Den Ungläubigen

offenbarten sie ein Leben ohne Rechte in Fegefeuer und Hölle für die Ewigkeit. Grundsätzlich hielten sie wohl an dem jüdischen Glauben fest. Moses Gesetz wollten sie erfüllen (Lukas 24, 44), doch fixierten sie die Lehre auf Jesus, in dem sie mit der Trinität „Gott, Vater, Sohn und Heiligengeist“ einführten, damit den Monotheismus der jüdischen Lehre aufgaben. Auch mit der Illusion eines Lebens nach dem Tode oder der leiblichen (Luk. 24, 46) Wiederauferstehung führten sie Vorstellungen des ägyptischen Amen-Kults wieder ein.

Das alte Testament verbot Bilder von Gott, mit Jesus bekam Gott aber im Neuen Testament ein menschliches Gesicht in unendlich vielen Varianten. Mit Geschichten, wie die jungfräuliche Geburt der Maria, der Wasserwanderung oder die von dem Toten, der nach drei Tagen wieder lebendig wurde, zwangen sie die Menschen zum Aberglauben. Die totalitären Machtstrukturen bis hin zur Unfehlbarkeit zeigen uns auch, dass sie nicht nach geistigen Werten, sondern um die Rückgewinnung der weltlichen Macht strebten. Ihre Gemeinschaft wurde größer und einflussreich, sodass Rom sie mit anderen Religionen gleichstellte.

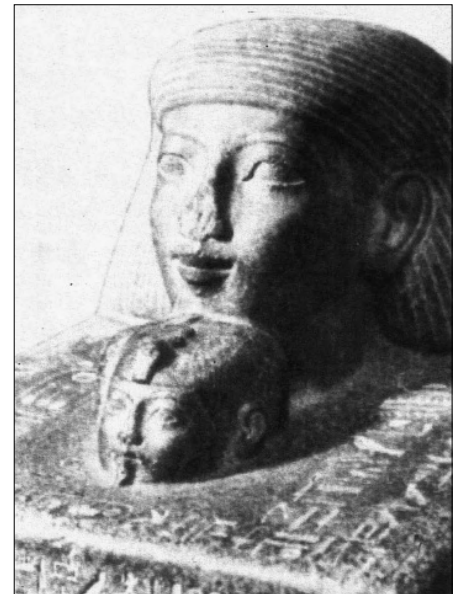
Unter Konstantin d. Gr. wurde mit dem Konzil im Jahre 325 die Trennung der Juden institutionalisiert und damit die Feindschaft zwischen Juden und Christen für immer fest gemacht. Natürlich wollen Christen dies nicht erkennen, aber es wird mit dem Antisemitismus erst dann ein Ende haben, wenn Christen sich diese Geschichte eingestehen. Dass dieser grausige Machtkampf zwischen Christen und Juden auch zwischen Juden und Palästinensern nun schon 2000 Jahre währt, ist auch dem erschreckend niedrigen Wissensstand der jüdischen und christlichen Gelehrten zuzuschreiben.

Der Stammbaum (Luk. 3, 23) väterlicher Seite:

Josef war Bruder von Herodes, ihr Wappentier war der Esel. Seth war Gott der Hyksos und wurde auch Ahnherr der Juden genannt und mit dem Esel assoziiert, der auffällig, symbolisch zusammen mit der Kuh vor jeder Krippe steht.

Mütterlicher Seite, (Mt. 1, 1)

Josef II. Er wurde Sohn des Heli genannt. Heli steht für Sonne, für Gott, für König. Helios = Sonnengott. Sein Wappentier war der ägyptische Stier des Amen-Kults. Er war Oheim der Maria (Einsichten Band 1), war Schatzmeister und Schwager des Herodes mit seiner Schwester Salome. Geburtsort des Josef II. war Bethlehem, deshalb mussten sie sich dort zählen lassen. Bethel/Bet-El bedeutet „Haus Gottes“, also lebten dort

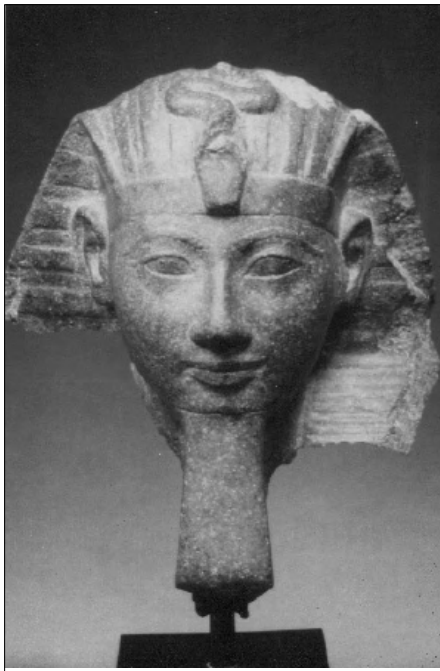


Semnut als Erzieherin mit Neferu-Ra oder mit Thutmoses III.

die Nachkommen des Gottkönigs Johannes Hyranus. Dieser Familie gehörte Josef II. und Maria an. Diesen Josef II. schickte Herodes wegen der Feindschaft der Maria gegen seine Schwester und seine Mutter mit den Kindern Alexander und Aristobolus nach Ägypten, weil er sie während seiner Abwesenheit nicht zusammen lassen konnte (Josephus 15. Buch, 6. Kapitel).

Eine ganz andere Geschichte wird nun auch verständlich, glaubhaft und sie bestätigt diese Erkenntnis. Josephus schreibt: „dass in Jerusalem alles geplündert, auch die Königsburg, nur des Hyrkanus Schatz nicht“. So ein Schatz, vielleicht seit Moses tausend Jahre gehortet, und welche Geheimnisse, der heilige Gral, geheime Schriften, Landkarten, auf denen die Seewege nach Nord- und Südamerika gezeichnet waren, zum Beispiel die Piri-Re'is-Karte. Es war so viel, dass die Nachkommen der Hosmonäer im Jahr 1096 auszogen, um den Tempelberg in Jerusalem zu untergraben. Sie haben etwas gefunden, denn der Templerorden, den sie dort gründeten, herrschte ab 1118 plötzlich unermesslich reich über ganz Europa. Sie setzten auch Gottfried von Boullion nach der Eroberung von Jerusalem als König in sein rechtmäßiges Erbe ein. Die Hypothese, dass die Merowinger die Nachkommen von Jesus waren, wie der Orden „Priore de Sion“ 1956 veröffentlichte, hat vielleicht darin seinen Hintergrund.

Dagegen steht natürlich die unfehlbare Wahrheit der katholischen Kirche, deshalb werden diese Erkenntnisse nicht in unser Schulwissen eingehen. Unseren Kinder wird weiter die alte Legende vortragen, sie werden weiter verwirrt und ihnen werden weiterhin religiöse Kon-



Pharaonin Hatschepsut

flikte auferlegt, oder wie der katholische Theologe und Psychoanalytiker Prof. Drewermann schreibt: „werden seelisch und geistig deformiert.“ Wie viel religiöser Fanatismus, Konflikte und Kriege in der Welt, der falschen Lehren wegen.

Wer war Josef?

In der Genesis lesen wir: „Und der Herr sprach zu Moses: Halte dieses in Form einer Schriftrolle fest, damit man sich daran erinnern werde“. Vielleicht beginnt damit die systematische Geschichtsschreibung. Natürlich wird Pharaos nicht alles allein aufgeschrieben haben, bestimmt hatte er einen Lese- und Schreibmeister, der auch nach Moses Tod weiter schreiben konnte. Wenn wir in das heutige Bibelwerk schauen, erkennen wir, dass vieles nicht stimmen kann. Es wurde weggelassen, ausgespart, stand tausend Jahre unter Index, wurde geschönt und verdreht.

Dreitausend Jahre jedem Herrn, jedem Papst und Politiker zu nutzen - jeder Geschichtsschreiber, jeder Übersetzer hat sich oder sein Geschichtsbild mit eingebracht. Wie Geschichte geschrieben wird, ahnen wir, wenn uns vom letzten Krieg, aus dem vorletzten oder aus dem Irakkrieg berichtet wird. In Bagdad wurde eine Panzergranate in ein Redaktionsbüro geschossen, aus Versehen. Deshalb ist es schon erstaunlich, wie viel wir dieser Bibel noch entnehmen können, wenn wir suchen, wie viel in ihr versteckt wurde oder wie viel wir bestätigt finden, wenn wir richtig interpretieren.

Ein Beispiel ist für mich die Geburtslegende des Moses. Sein Vater Am-Ram nahm Jojebed, die Schwester (Nebenfrau) seines Vaters zur Frau und die gebar

ihm Aaron und Moses (2. M. 6, 20), das heißt, er war ein uneheliches Kind. Nach der Scharia bedeutet das noch heute tot durch Steinigung für die Mutter. Ein solches Kind musste untertauchen, versteckt werden. Wie schön die Geschichte des Sargon von Akkad mit dem Binsenkörbchen im Schilf ist, die den Prinzen Moses aus dem Dunkel seiner Geburt holte. So erkennen wir, wie ordentlich die Bibel uns Familiengeschichte überliefert, dann können wir auch Josef als geschichtliche Person im alten Ägypten finden. Die Bibel beschreibt, wie Jacob seinen Gott (Gott war ein Wort für König) um einen Sohn bat, den er ja mit seiner Cousine nicht haben konnte. Diese Art, Kinder zu bekommen, war zu der Zeit gängig und ist uns auch häufig überliefert, z. B. bei Samsons Geburt (Richter 13), oder wie es auch beim Adel und bei den Bauern in der Elbmarsch noch vor hundert Jahren üblich war. Sie gingen mit den eigenen Verwandten, Cousin oder Nichte eine Ehe zum Zwecke der Machterhaltung und der Besitzerweiterung ein. Natürlich besorgte dann der Mann seiner Schwester einen würdigen Gatten. Bei 1. Moses 20 wird uns gut beschrieben, wie Abraham für seine Schwester Sara den Pharaos gewann und Isaak geboren wurde, wie Isaak Abimelech den König der Philister für seine Schwester Rebekka bekam und Jacob geboren wurde (1. M. 25, 2 + 26, 10). Und Gott gedachte auch Jacobs Cousine Rahel: „Da ward sie schwanger und sie nannte ihren Sohn Josef“ (1. M. 30, 22-24).

Josef war also Sohn vom Pharaos, und Jacob Sohn von König Abimelech. Beide hatte dadurch vermutlich Erbrecht auf den Pharaonenthron. Deshalb konnte Pharaos dem Jacob Goschen zu Eigen geben, und deshalb setzte Pharaos den Josef wie einen Prinzen als obersten Wesir ein.

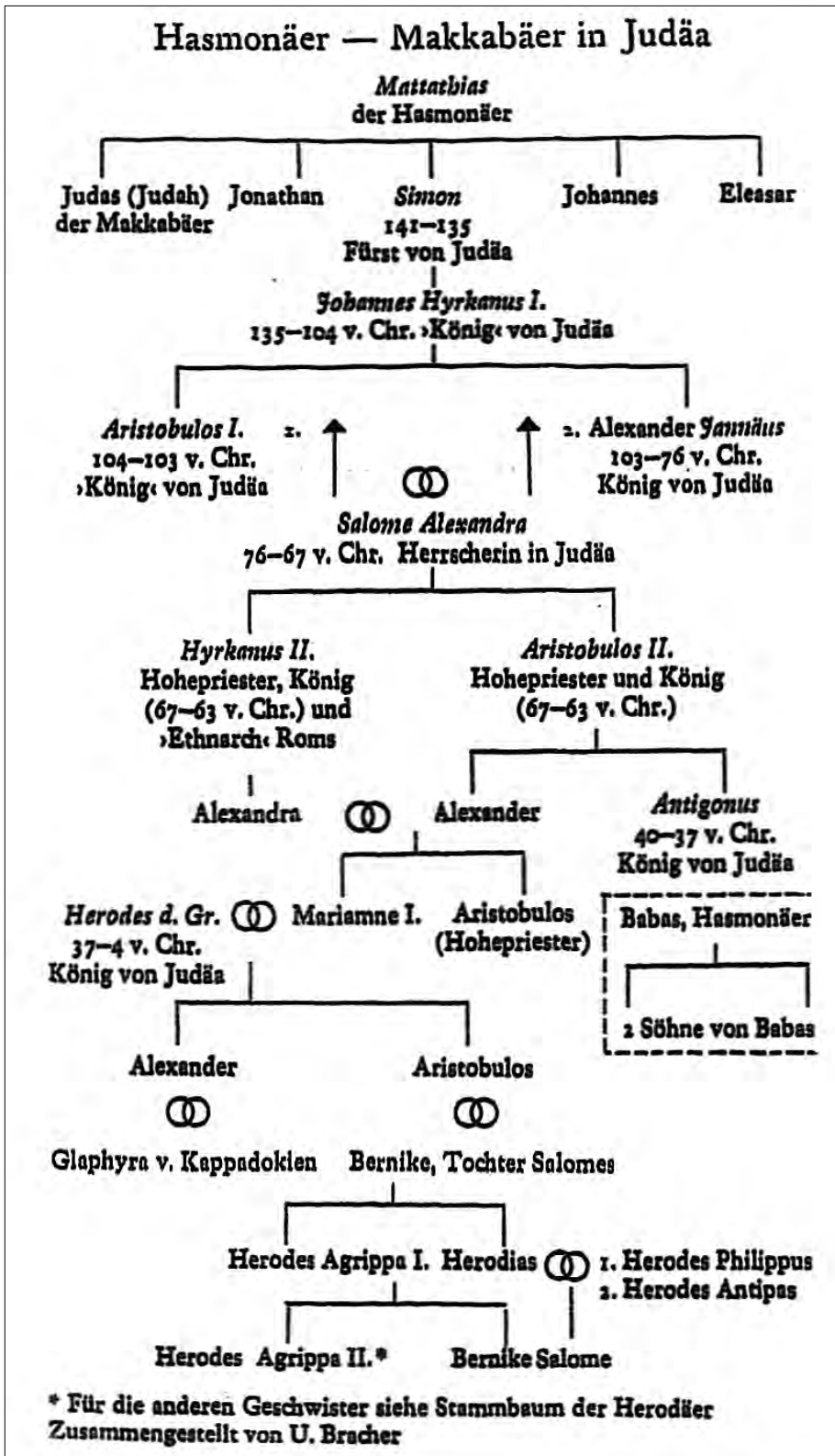
Das würde auch erklären, wie in einer Zeit, in der feste und starre Grenzen zwischen Adel, Sklaven und Fremden Gesetz war, ein Ausländer oberster Minister in Ägypten sein konnte. In der Zeit nach -1700 herrschten die aus Vorderasien stammenden Hyksos (Herrn der Fremden) in Ägypten. Sie hatten Macht und großen Einfluss. Darüber wundern sich unsere Historiker, denn die Hyksos waren nicht kriegerisch in Ägypten eingedrungen. In einer Hyksoskönigsliste -1564 wird ein Jacobher genannt. Gehen wir davon aus, dass er der biblische Jacob ist, dann hätten wir eine gute Zeitangabe, und auch das passt, denn die Hyksos hatten Auariis in Goschen zu ihrer Hauptstadt, von der aus sie Ägypten beherrschten. Auarius, die Ramses II. später zu „Haus der Sonne“ = Pitom, ausbaute. Bei der Suche nach einem besonders tüchtigen

und mächtigen Wesir um -1500 finden wir Semnut, auch Semnut geschrieben, ein semitischer Name, der den Namens-träger dem Stamme Sem zugehörig ausweist und der Nut-Göttin gläubig. Nut, die die Seelen der Toten zu den Sternen versetzt. Semnuts Grabkammer ist heute noch wunderschön geschmückt mit dem Sternenhimmel der Nut.

Er war nicht nur besonders mächtig, er wird auch immer wieder als Liebhaber der Pharaonin verdächtigt und auch als Vater der Kronprinzessin Neferure, Tochter von Hatschepsut. -1490 wurde Hatschepsut, Schwiegertochter und Erbtöchter von Thutmosis I., Pharaos. Nie zuvor und nie wieder wird uns ein so mächtiger Wesir beschrieben wie Josef im alten Testament. Semnut war Bauleiter am Totentempel der Hatschepsut, Vermögensverwalter des Pharaos, Vermögensverwalter des Ammentempels, Erzieher der Kronprinzessin. Er reorganisierte das Land im Inneren und tilgte die Schäden der Hyksoszeit. Mit seinem klugen Traumtrick der sieben fetten und sieben mageren Jahre machte er den Pharaos übermächtig. Trick? Wie würden die Preise explodieren, wenn unser Wirtschaftsminister verkünden würde: In sieben Jahren gibt es kein Öl mehr, deshalb muss der Staat jetzt Öl aufkaufen und horten? Semnut legte seine Grabkammer unter Hatschepsuts Totentempel an. Das durfte niemand, das war eine Todsünde im alten Ägypten. Semnut trug nicht nur einen semitischen Namen, was auf Josef aus der Bibel hinweist, er baute auch als erster in Ägypten mit dem Grab Tutmoses I. statt Pyramiden Felsentempel, und das ist ebenso eine vorderasiatische Tradition, die die Hyksos mit Jacob und Josef aus Kanaan brachten.

Die Hyksos brachten auch eine neue Religion mit ins Land. Auch wenn sie bei Hatschepsut noch nicht in Erscheinung tritt, so sind schon die ersten Spannungen zwischen Amen und Re und Atum in Helopios zu registrieren. Die Hyksoskönige zu Aurius benutzten Religion für ihre Machterweiterung, nach Wissen: „Gebe den Menschen eine neue Religion und du bekommst ein neues Volk“. Deutlich erscheint sie bei Thutmoses IV. mit Aton und tritt endlich bei Echnaton offen auf. Semnut zeigt uns in seiner Grabkammer TT 71 jedenfalls schon den Glanz der fremden Götter.

1905 fanden Archäologen die gut erhaltene Mumie von Juja (Tuja) im Tal der Könige. Es wird vermutet, dass es sich um die Mumie von Josef handelt. Nur gehörte er nach moderner Ägyptologie als fremder Sklave nicht ins Tal der Könige und nach jüdischem Glauben ins Land seiner Väter. Es ist aber vernünftig anzunehmen, dass Josef Sohn von



vor Kummer erkrankte und 109-jährig starb. Er hinterließ sein Diadem dem Josef. So war Josef alleiniger Herrscher 48 Jahre lang. Hernach gab Josef Pharaos jüngstem Sprössling das Diadem. Er war beim Tode des Pharaos noch ein Säugling gewesen. Und Josef war von da an wie ein Vater zu dem jüngsten Sohn des Pharaos im Ägyptenland. Er lobte Gott und pries ihn bis zu seinem Ende. Diese Überlieferung beschreibt uns genau den Tod Amenmose, er war der älteste Sohn und Thronfolger und starb vor seinem Vater Thutmoses I. Thutmoses III., nach dem Tod von Thutmoses II. noch ein Kind, wuchs unter Hatschepsut und Semnut auf. „Josef sagte seinen Brüdern: *Ihr habt mich nicht hergesandt (verkauft), sondern Gott, der hat mich dem Pharao zum Vater gesetzt ... und zum Herrscher über ganz Ägyptenland*“ (1. Moses 45, 8). Nach dem Tod Hatschepsuts regierte Thutmoses III. ca. 30 Jahre bis etwa -1436. Auch damit haben wir einen weiteren guten Hinweis für die Hypothese: „Semnut war Josef“.

Ahnenreihe von Ramses II. nach Werding:

Name 1: altes Testament
Name 2: ägyptische Geschichte

Jacob = Jacobherein Hyksoskönig in der 15. Dynastie ca. -1550.

Josef = Semnut Wesier unter seiner Halbschwester Hatschepsut ca. -1490.

Kehat = Eje, Wesier unter Amenophy III., Sohn von Levi seine Schwester Teje, Tochter Levis, Frau Amenophy III.

Jithars = Haramhab und Amram sind Söhne von Kehat ca. -1430.

Am-Ram = Echnaton + Jochebed = Nofretete. Nebenfrau von Amenophy III.

Am-Ram = Amenophy IV. war wie Tutenchaton/Amun der einzige Pharaon in der gesamten Geschichte, der Sohn Ras war, also ein Ramses und auch Amen-Oberpriester. Die Jatis bauten ihm **Pithom** = Haus der Sonne = Amarna, und sie, Nofrete, gebar ihm 6 Töchter, eine 7. hatte Echnaton von Kija (2. Moses 2, 16) ca. -1350.

Aaron = Semenckare wurde, weil sein Stab grünte, Ramses I. ca. -1338.

Moses = Tutenchamun, die berühmte Mumie? Da ist natürlich eine andere Person eingewickelt worden.

Mirjam = Mirit-Aton

Zippora = Anchesenpa-Aton Amram hatte 7 Töchter wie Echnaton.

Eleazar = Sethos I. war Sohn von Aaron, ca. -1269.

Josuar = Ramses II. = Urenkel von Echnaton, Friedensvertrag mit Hattuschilli III.

Pharaon Thutmoses I. war, und dann ist der Fundort im Tal der Könige auch das Land seiner Väter. Tatsächlich kennen wir von Semnut zwei Gräber Nr. TT 71 und TT 353. Für Grab TT 353 verwendete man Quarzit und blaugrüne Farbe, beides war nur dem König vorbehalten. Die Mumie Juja ist vielleicht Levi, denn von Semnut kennen wir keinen Sohn. Das deckt sich scheinbar nicht mit der Josef-Geschichte aus 1. Moses 48, oder vielleicht doch, wenn Jacob sagt: „So sollen deine beiden Söhne Ephraim und

Manasse ... mein sein, gleich wie Ruben und Simeon.“ Jacob setzte Ephraim vor Manasse und bestimmte damit auch ihr Erbrecht auf Goschen.

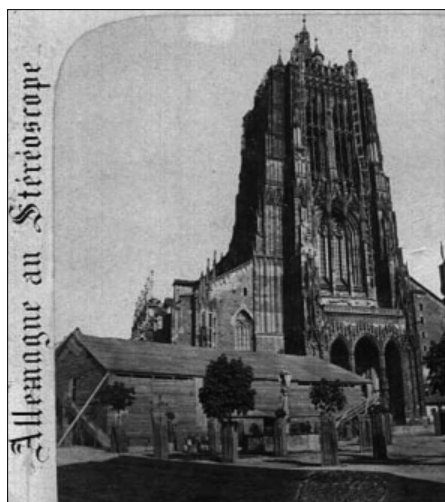
Das könnte bedeuten, Manasse war Thutmoses II., der neben seiner Halbschwester Hatschepsut nie die königliche Macht inne hatte. Ephraim, noch ein Kind, war der spätere Thutmoses III., der über eine lange große Königsmacht verfügte. Die Apokryphen überliefern uns, wie Pharaon durch den Steinwurf Benjamins seinen Sohn verlor, Pharaon darauf

Walter Dubronner

Gotische Münster und Kathedralen

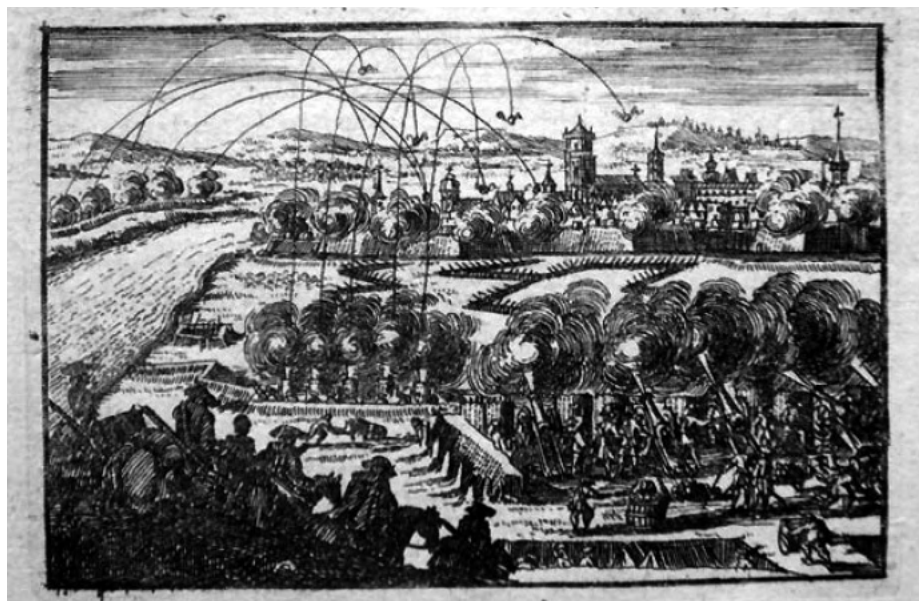
Allenthalben kann man es lesen: Die gotischen Kirchen, Kathedralen und Münster haben eine Jahrhunderte alte Tradition aufzuweisen. Nicht selten ist davon zu lesen, dass die entsprechenden Münsterbauvereine (u. ä.) sich seit Jahrhunderten um die entsprechenden Bauwerke kümmern. Aber wie alt sind diese Bauwerke wirklich?

Zuerst ist es mir in Ulm aufgefallen. Durch Zufall stieß ich auf eine alte Fotografie.



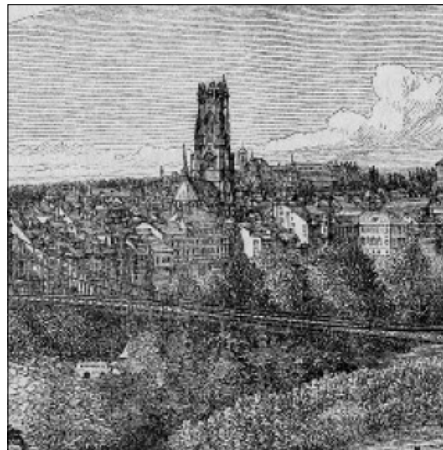
Ulm

Das zeigte doch eindeutig, dass das Münster gerade gebaut wurde. Nichts zu sehen vom größten gotischen Kirchturm, die Außenmauern sind gerade im Bau, das Dach noch nicht zu sehen. Ältere Stiche zeigen auch etwas ganz anderes: Eine kleine Dorfkirche mit einem gewaltigen massiven Turm.



Ulm

Ähnlich sieht es auch mit dem Freiburger Münster aus. Ein Stich von 1870 zeigt, dass der gotische Turm gerade gebaut wird.

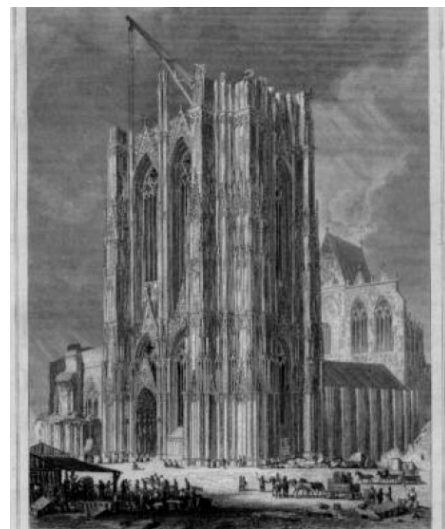


Freiburger Münster

Von Köln war ja seit langem bekannt, dass der Bau des Domes erst im 19. Jahrhundert fertig gestellt wurde.

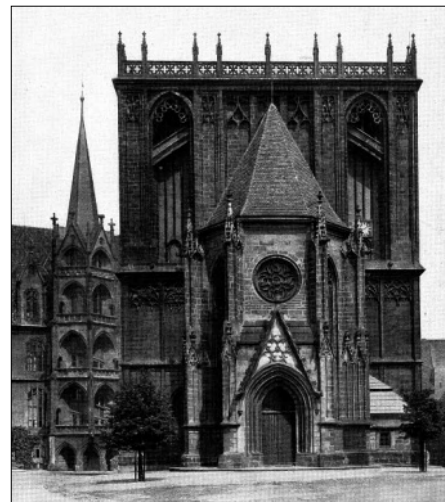


Kölner Dom



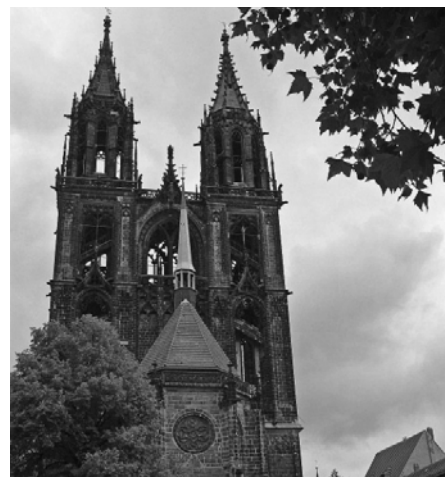
Kölner Dom

Interessant auch Meissen. Hier wurden die Türme erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts vollendet (Bild unten ca. 1910).

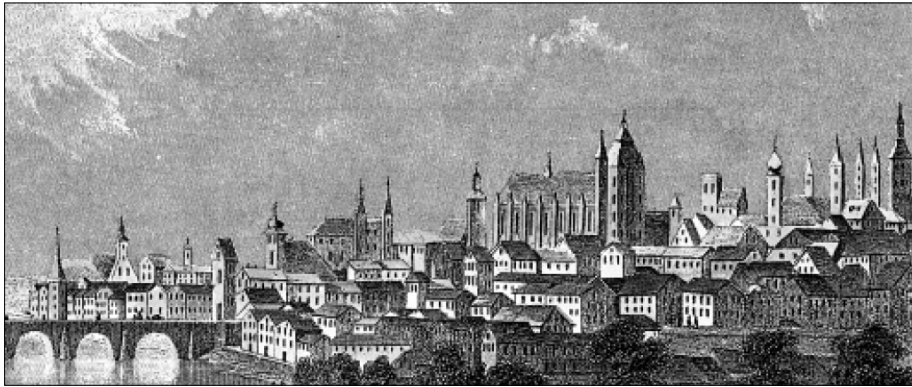


Meissen

Und so sieht das Kirchlein heute aus:



Auch Regensburg zeigt ein ähnliches Bild. Ein Stich aus dem 19. Jahrhundert zeigt uns das folgende Bild:



Regensburg

Während die Kirche heute so aussieht:



Regensburg

Überraschend auch die Geschichte des Veitsdomes in Prag. Alte Stiche zeigen etwas, was nur sehr weit entfernt an die gotische Dominanz von heute erinnert.

Im 19. Jahrhundert steht nur dieser verspielte Turm rechts, während heutzutage die beiden gotischen Türme (oben) und das gotische Eingangsportal (unten) eindeutig das Bild beherrschen.

Ähnlich sieht es auch bei unseren Nachbarn in Frankreich aus. Alte Stiche und Fotografien legen den Schluss nahe, dass auch dort noch im 19. Jahrhundert fleißig gebaut wurde.

Lassen wir zum Schluss Dr. Roman Landau zu Wort kommen:

„Lieber Herr Dubronner, Sie haben recht. Die Kunstbildbände der Zentralbibliothek (in Hamburg; WD) verraten, dass weder Rembrandt noch Rubens noch

die so genannten „französischen Maler“ wie sie ein (russischer) Bildband zeigt, auch nicht die weit verbreiteten Drucke

C. Callots je eine gotische Kathedrale abgebildet haben.



Prag

Ergebnis: Die Gotik entsteht als englischer Nationalstil im 19. Jahrhundert teilweise (Fenster) im Rückgriff auf „dutch“ und in der Filigranität als freie Erfindung.

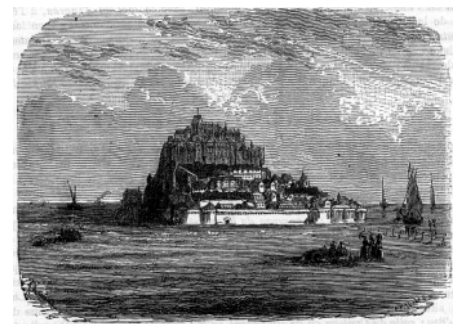
Niemand hat die Kathedrale von Chartres vor dem 19. Jahrhundert gemalt. Darauf wäre ich nie von alleine gekommen. Vielen Dank für diesen Gedanken.

Übrigens die meisten (Chartres, Ely bei Cambridge) scheinen auf dem freien Feld gebaut worden zu sein.“

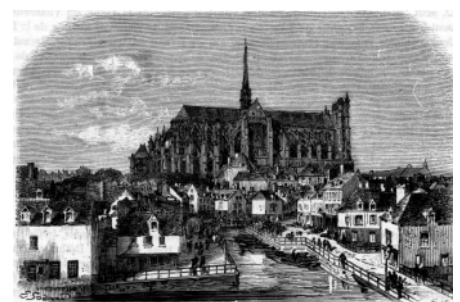
Um auf den letzten Satz von Dr. Landau einzugehen. Auch für Ulm ist überliefert, dass die erste Kirche noch ca. 1 km außerhalb der Stadtmauer gebaut war. ■



Chartres



Mont-Saint-Michel, à marée basse.



Cathédrale d'Amiens.



Prag

Das Gerede von den vorgeschichtlichen „Linien“ bringt uns nicht weiter!

Ein Leitfaden für den Sprachgebrauch

Spätestens Alfred Watkins hat die Frühgeschichtsforschung auf ein bisher unbekanntes Phänomen aufmerksam gemacht: die von ihm sogenannten „ley-lines“. Es handelt sich bei diesen Linien, um den Begriff auf den allgemeinsten Nenner zu bringen, um eine künstliche -gedachte oder gezeichnete - Verbindung zweier oder mehrere Punkte miteinander. Die Punkte sind keine beliebigen. Sie erfüllen vielmehr jeweils gleiche oder ähnliche Kriterien. In der zeitgenössischen Diskussion wird dagegen zwischen Liniensystemen, deren Punkte ganz verschiedene Kriterien erfüllen, häufig nicht unterschieden. Damit werden mehr als gelegentlich Äpfel mit Birnen in den gleichen Topf geworfen.

Das beginnt schon damit, dass Strecken – d. h. Linien, die zwei Punkte auf dem kürzesten Wege verbinden – und demnach auch Streckensysteme von gekrümmten Linien wie zum Beispiel Schlangenlinien nicht unterschieden werden.

Ich zähle hier zum Zwecke der terminologischen Abgrenzung zu den Streckensystemen (ungern) auch die geografischen und geodätischen Systeme, obwohl sie – entsprechend der Geoid-Gestalt der Erde – im mathematischen Sinne gekrümmte Linien sind. Bei der Bezeichnung kürzerer Strecke wird in der frühgeschichtlichen Diskussion in der Regel nämlich nicht zwischen Raummaßen (Bogengraden, Bogenminuten, Bogensekunden) und Streckenmaßen (Meter, Stadion, URE) unterschieden.

Heraus kommt ein Liniensalat, von dem sich, wer sollte es ihr verdenken, die herkömmliche Wissenschaft abwendet. Aber auch das eigene Lager wird verunsichert. Hier könnte eine terminologische Abgrenzung Abhilfe schaffen.

Wir unterscheiden heute zumindest folgende Liniensysteme:

1. Geomantische Linien

sind unsichtbare Linien, die als „Erdstahlen“, in der Regel großräumig, Teile der Erde überziehen. Es dürfte sich – wenn man sie etwa mit den geografischen Strecken vergleicht – allerdings eher um mehr oder weniger enge Schneisen handeln. Die von Jens Müller (Karlsruhe) entdeckten Linien, z. B. die „Kaiserdomlinie“, die angeblich die Dome von Mainz, Worms und Speyer verbinden soll, sind keine Strecken,

noch nicht einmal Parallelstrecken, wie sie manche Streckensysteme kennen. Der Dom von Mainz liegt auf $8^{\circ} 16' 27''$ (Lotlinie), der Dom von Worms auf $8^{\circ} 21' 36''$ (Vierung), der Dom von Speyer liegt auf $8^{\circ} 26' 34''$ (Vierung). Das ist ein Meridianabstand von immerhin 10 Bogenminuten und 7 Bogensekunden Ost-West.

Geomantische Linien müssen keine Strecken sein, sie sind es aber überwiegend.

2. Visurlinien

sind astronomische Sichtlinien. Sie gehen von einem festgelegten Beobachtungspunkt der Erde aus und sind auf bestimmte Positionen von Gestirnen am Himmel, oft auf ihren Aufgangs- und Untergangspunkt, gerichtet. In aller Regel erfolgt die Visur über Markierungen am Horizont, – natürliche – etwa die vielen Wendelsteinberge zur Markierung der Sommersonnenwende – oder künstliche, z. B. bei den Kreisgrabenanlagen schon der Bandkeramiker.

Visurlinien sind immer Strecken. Beispiele solcher Systeme sind das „Heinecke-System“ an den Externsteinen (Beobachtungspunkt: Felsen I) und das Visursystem der Johannessteine bei Lage/Lippe.

3. Geografische Linien

sind Linien, die die Erde als Kugel einteilen, also Streckensysteme. Noch Strabo (Geographica, 1. Buch, Abschnitt 21) unterscheidet zwischen parallelen Kreisen, senkrechten Kreisen (Meridianen) und Schrägkreisen, sowie den Wendekreisen. Die frühgeschichtliche Bedeutung der Schrägkreise (Kolonisations- und Kulturationslinien) kann gar nicht überschätzt werden. Die Erinnerung an die Schräglinien ist indessen verloren gegangen.

Geografische Linien können auf gewisse Weise mit Visurlinien übereinstimmen (die Breitenkreise müssen es sogar am Tage der Gleichen), nämlich diese auf der Erdoberfläche verlängern. Beispiel: die Neujahrslinie des „Heinecke-Systems“.

4. Geodätische Linien (Vermessungslinien)

sind geometrische Linien, die der Vermessung (auf) der Erde gedient haben (Ortungslinien). So ist z. B. die Machalettische E – C-Linie, die den Gipfel des Olympos und die Insel Delos

schneidet, exakt die Strecke zwischen der Spitze des „Machalett-Dreiecks“ auf $51^{\circ} 51' 14,3''$ n. Br. und der Cheopspyramide auf $29^{\circ} 58' 44,4''$ n. Br., die gemessen und in Metern ausgedrückt eine Länge von 3.087,60 km besitzt. Das ist die Hypotenuse des Vermessungsdreiecks (Triangulationsdreieck) Externsteine – Koordinatenpunkt G westlich von Ghadames/Nordafrika (2.425 km) – Cheopspyramide (1.904,59 km).

5. Linien als Teile einer Bodenzeichnung

sind vor allem die zeichnerische Wiedergaben megalithischer „Landschaftsskulpturen“, wie G. Heinecke sie westlich (Wormsberg) und östlich (Bellenberg) der Externsteine (Felsen I) gefunden hat.

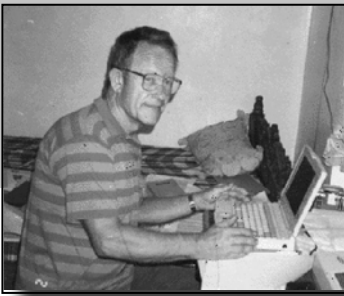
6. Signallinien

sind gedachte Linien im Gelände, die geografische Punkte (Signalstationen) miteinander verbinden. Diese Stationen befanden sich in Alteuropa in der Regel auf Anhöhen. Die Signale wurden durch Rauchzeichen (Feuer), Spiegel, Geräusche und dergleichen weitergegeben. U. Topper hat auf der Iberischen Halbinsel zwei frühzeitliche Systeme von Signallinien entdeckt. G. Geise hält die Externsteine für das Zentrum eines Signalsystems. Am Hohenstein (Süntel) wurden Abbildungen entdeckt, die auf Signalwörter („Teufel“) schließen lassen.

7. Fazit

Alle vorgenannten Liniensysteme – und es mag weitere geben! – folgen eigenständigen Beurteilungskriterien. Die Kenntnis geomantischer Linien ist für die Erforscher geodätischer Linien von wenig Nutzen, und umgekehrt. Dieser Nutzen mag sich erst in und aus der Zusammenschau ergeben. Es würde die Diskussion um die astronomischen und geodätischen Verhältnisse Alteuropas in vor- und frühgeschichtlichen Zeiten erleichtern, wenn jeder Autor zunächst angeben würde, von oder über welche Art Linien er denn im Folgenden zu sprechen gedenkt. Nach den vorgenannten Kriterien wäre dann auch die Kritik zu überprüfen, die in der Vergangenheit an den Aussagen von „Linien-Forschern“ von Wilhelm Teudt bis Wolfgang Thiele vorgenommen worden ist. ■

Hans-Peter Thietz meint:



Wir haben, glaube ich, beste Gründe, aus heutiger Sicht die gesamte Konstellation der Erdzeitalter in die Mülltonne der Geschichte zu werfen. Das ist eine künstlich geschaffene Struktur, die auf bloßen Annahmen beruht und sich in keiner Weise belegen lässt. Und diese erdgeschichtlichen Historiker tun so, als wären sie damals selbst dabei gewesen.

So ist durch Funde gemeinsamer Fußspuren von Dinos mit solchen von uns Menschen gesichert, dass entgegen der uns noch immer als unerschütterlich zugemuteten Erdgeschichte, Dinos und Menschen zusammenlebten, statt Jahrmillionen voneinander getrennt gewesen zu sein. Und wenn in Wüstengebieten zuweilen Dinoknochen als ganze Skelette sogar aus dem Sand herausragen und beim Spaziergang gefunden werden, statt - wie es sich erdgeschichtlich gehört - in zeitlich entsprechender Tiefe angesiedelt zu sein, dann kann diese Zeitepoche keineswegs zig Millionen von Jahren, sondern nur Jahrtausende zurückliegen.

Welch riesige Geschöpfe sich doch damals auf unserem Erdenrund tummelten! Dabei waren die gewaltigen Dinos keine Einzellerscheinung, die gesamte Tierwelt war von exorbitanter Größe. Und dabei kann man sich unter Fachleuten nicht vorstellen, wie diese riesigen und damit entsprechend schweren Tiere unter heutigen Verhältnissen existieren könnten - durch das immense Gewicht würde es ihnen doch unmöglich sein, sich z. B. nach einer Ruhephase wieder vom Boden erheben zu können.



Markus Poschmann präsentiert die Klaue des Riesenskorpions.

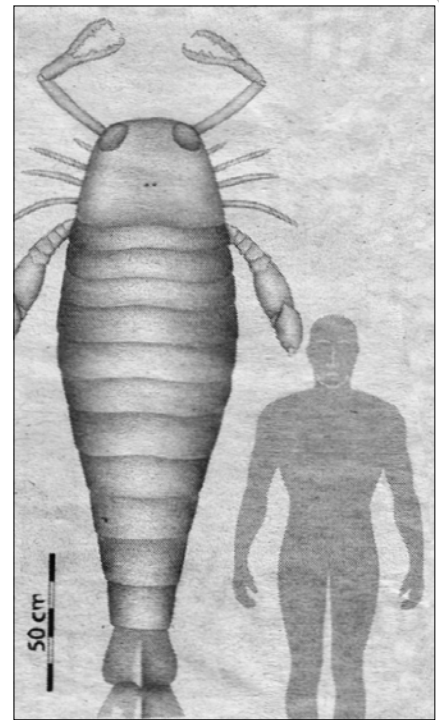
Insgesamt fällt zudem auf, dass damals generell ein Riesenwuchs vorherrschte, also keineswegs nur auf die Dinos beschränkt. So werden Ameisenarten mit einer Flügelspannweite von 16 cm beschrieben, 20 cm lange Eintagsfliegen, Tausendfüßler von mehreren Metern, ein Riesengürteltier von über vier Metern Länge (südamerikanischer Kontinent, Patagonien), Riesenmenschenaffen, deren Größe man auf vier Meter schätzt, aber auch die damaligen Menschen seien von solch enormer Größe gewesen. So sind die menschlichen Fußabdrücke, die man zusammen mit Dino-Fußspuren fand, teils wesentlich größer als unsere heutigen Fußgröße. Sie reichen in Glen Rose/USA (Dr. Dougherty) von ca. 35,5 bis - man bedenke - 54,61 cm! Letzterer mit 20,23 cm im vorderen Fußteil! So geht man von damaligen vier Meter großen Menschen aus. Dem entsprachen auch gefundene Werkzeuge, wie extrem große Handbeile und Schaber, Faustkeile von 32 cm Länge und 3,8 und 4,2 kg Gewicht.

Und solche erdgeschichtlichen Riesenwesen werden noch heutzutage neu aufgefunden. So soeben bei mir hier in der Eifel, in einem Steinbruch bei Willwerath, Nähe Prüm, die fast 50 cm lange Schere eines Wasser-Riesenskorpions, der Kiemen hatte und deshalb nur im Wasser gelebt haben kann.

Von dieser 50 cm langen Schere hochgerechnet lässt dieser Fund auf eine Gesamtgröße dieses Tieres von fast 2,50 m schließen! Stellen Sie sich das einmal plastisch vor, bei einem Bad in einem See einem solchen Skorpion zu begegnen, etwa eineinhalb mal so groß, wie Sie selbst!

Dieser Wasserskorpion habe merkwürdigerweise kein Skelett gehabt und nur eine dünne Außenschale; er wäre bei einer solchen Leichtbauweise an Land auch gar nicht lebensfähig gewesen, da ihn sein eigenes Gewicht erdrückt hätte, so wie das heute noch bei unseren Walen der Fall ist, die bei ihrer enormen Masse auch nur durch den Wasserauftrieb überhaupt existenzfähig sind. Dieser Fund soll ein Alter von 400 Millionen Jahren haben, wobei - wie schon gesagt - gegenüber solchen Zeitangaben größte Skepsis angebracht ist.

Bei Willwerath habe damals ein urzeitliches Stromdelta geherrscht, in dessen Ablagerungen dieser Riesenskorpion begraben wurde - aufgefunden



den nun in zehn Metern Tiefe. Diese zehn Meter sind aber kein Beweis für ein Alter von hier angenommenen 400 Millionen Jahren, da sich solche Ablagerungsschichten wesentlich schneller gebildet haben können.

Und heute ist alles ganz anders, bis auf wenige Ausnahmen keine Riesenlebewesen und -pflanzen mehr. Es kann also nicht nur etwa der Einschlag eines kosmischen Körpers gewesen sein, der die Dinos ausrottete, sondern es muss offenbar eine gravierende Gesamtveränderung eingetreten sein, die einen solchen, weiteren Riesenwuchs ausschloss. Und da die Überlegung sicherlich zutrifft, die früheren Saurier könnten sich durch ihr Gewicht heutzutage gar nicht mehr vom Boden erheben und aufstehen, müsste diese Veränderung gravitativer Natur gewesen sein, also demnach zuvor eine wesentlich geringere Schwerkraft geherrscht haben.

Ja - aber wodurch? Wie ich meine, könnte man sich das nach heutigem Wissensstand nur durch eine entsprechend große Massenzunahme unserer Erde erklären. Das ist praktisch nicht vorstellbar. Es muss einen anderen physikalischen Grund haben. Da man aber noch immer nicht das Wesen der Schwerkraft verstanden hat, wird uns die Ursache des damaligen Geschehens vorerst noch rätselhaft bleiben.

Ihr Hans-Peter Thietz

Andreas Volkart

Probleme mit der Geschichtsrekonstruktion

Ich würde mich eher als Hobby-Geschichtsrekonstrukteur bezeichnen. Als Geschichtskritiker sehe ich mich nicht direkt, da ich die Geschichtskritik in erster Linie destruktiv finde.

Die Geschichtskritik mag zwar Hinweise und Argumente liefern, die sie verneint oder ad absurdum führt, aber ihr fehlt eine weitergehende (hoffnungstragende) Schicht, die sie für Neuerkenntnisse vorbereitet. Und dass Geschichtskritik und Geschichtsrekonstruktion nicht immer und bestens in einer Person zusammen passen, zeigen die vielen Beispiele von Autoren, die geneigt sind, ein Weltbild zu offerieren, dass mehr dem Wunschbild oder einem „Möglich-Szenario“ entspricht.

In erster Linie soll die Geschichtskritik alle „falschen“ Weltbilder und Lösungen niederhacken, erst dann können neue Vorschläge gemacht werden, die dann wiederum durch den Kritiker-Fleischwolf gelassen werden. Oft ist es aber so, dass viele Geschichtskritiker den ersten Schritt machen, aber dann bei ihrem eigenen Szenario ein Auge zudrücken. So geht das aber nicht.

Die Glaubwürdigkeit beider Funktionen in einer Person verliert so nur an Gewicht. Besser wäre es, in Teams oder als Forschergruppen zu arbeiten: Wenn man weiß, dass der Gegenüber auch genügend Kritik und Fragen stellen kann, auf die man möglicherweise nicht selber gekommen ist. Auf jeden Fall muss man klar zwischen Geschichtskritik, Fantasterei und Geschichtsrekonstruktion und Einbildung unterscheiden.

Geschichtsrekonstruktion kommt aber nicht ohne Geschichtskritik aus, jedoch auch nicht nur mit ihr. Es müssen immer wieder neue Quellen oder Ideen gesucht werden, um voran zu kommen. Auch die Fantasie ist nicht zuletzt gefragt. Nicht alles, was die „Offiziellwissenschaft“ sagt, ist grundsätzlich falsch: Einiges kann auch richtig sein. Das Problem ist: Kann man Geschichte filtern, wenn gefälschte Geschichte bereits schon mit wahrer Geschichte zusammen klebt? Und liegen die Antworten immer zwischen zwei Polen versteckt, und nie bei einem Pol selber?

Auf diese Frage habe ich auch noch keine Antwort gefunden. Eher ist es so, dass die Fragen und Zweifel je mehr denn je steigen, und dass sich Ohnmacht breit macht. Es geht sogar so weit, dass sich Lethargie oder Gleichgültigkeit bei mir breit macht, da man nicht mehr zwischen Wahrheit und möglicher Erfindung unterscheiden kann, oder sich nicht mehr dazu fähig fühlt. Auf keinen Fall möchte ich Pessimist oder Optimist sein, und auf keinen Fall sollte man geneigt sein, jeden Fundgegenstand im voraus als Fälschung zu brandmarken. Aber so einfach ist das eben nicht.

Ich bin aus der Genealogie zur Geschichtskritik gestoßen, und meine Vorfah-

ren-Geschichte vermischt sich zunehmend in einem Geschichtsumfeld, das gefälscht sein könnte ...

Wenn ich aber die Vorfahren wieder entdecke, und die Wurzeln der Menschheit suche, komme ich zwingend mit verschiedenen Denkrichtungen in Kontakt. Ich kann mich von der Überzeugung her weder komplett zu den Geschichtskritikern noch zu den normalen Historikern stellen, da ich mich tendenziell dazwischen bewege und viele Beobachtungen gemacht habe, dass beide Seiten teilweise oder ganz Recht haben. In einer Sache habe ich sogar einen Konflikt gefunden, der irgendwie weder mit der offiziellen Geschichtserklärung noch mit Thesen der Geschichtskritik vereinbar wäre. Und wäre das nicht genug, dauernd bin ich am Relativieren und muss immer wieder in jedem Text betonen: „Ja, das ist meine Meinung, vorausgesetzt, Bedingung A ist richtig, wenn Bedingung B ...“ usw. Auch kann ich keine Aussage mehr machen, ohne die Einleitung: „Unter dem Stand der derzeitigen Erkenntnisse würde ich sagen ...“, ohne das Gesicht zu verlieren oder mich selber lächerlich zu machen. Der Satz „Es ist absolut unbestritten, dass ...“ gibt es bei mir schon gar nicht mehr. Alles wird hinterfragt und muss überprüft werden.

Geschichtskritik und Geschichtsrekonstruktion machen den Forscher also mehr als vorsichtig und bei mir schon fast paranoid, da man sich auf fast gar nichts mehr verlassen kann, möglicherweise hinter jedem Detail eine Verschwörung und auch hinter vielleicht einer wahren Geschichtsepisode eine Fälschung oder „Verfälschung“ vermutet.

Ich bin weder einer Zunft verpflichtet noch habe ich Sympathien. Aber als Forscher möchte man die Wahrheit entdecken, wie unglaublich oder kompliziert diese auch aussehen mag. Am meisten Probleme habe ich noch am Kalender. Und was will man, wenn man objektiv sein will? Man muss sich in gewissen Punkten zurückhalten, kann also nicht Partei ergreifen, wenn man vom Gefühl her eine mögliche Wahrheit nicht akzeptieren kann und auch die Geschichtskritikervorwürfe ernst nehmen muss. Ich habe erfahren, dass die Genealogie ein Schlüssel zur „wirklichen“ Vergangenheit sein könnte (<http://www.virenthematik.ch/HP-Projekt-C14-Altersbestimmung/Theorie-Kalenderreform-4-10-06/Genealogie-Beweisaustragekraft/Beweisaustragekraft-der-Genealogie.htm>), aber auch nur teilweise, und dass der folgende Weg der einzig richtige oder noch mögliche sein muss, um allen Fälschungen und Problemen aus dem Weg zu gehen. Ich habe schlichtweg meine ganze Kreativität vertan und eingesetzt, um andere Wege oder Quellen zu finden, wie z.B. nicht fälschbare Fundgegenstände oder Sprachforschungsmittel zu finden, die etwas über

die „nicht gefälschte“ Vergangenheit aussagen können. Ich würde nicht fündig, was aber nicht heißt, dass es doch andere Methoden noch gäbe.

Aber dann kam mir eine Schweizer Person in den Sinn, die fähig war, im „Jenseits“ zu surfen. Ich erinnerte mich an einen Dokumentarfilm, den ich mal gesehen habe. Leider habe ich beim Kontakt mit der Person feststellen müssen, dass sie durch eine Krankheit schon zu fest geschwächt war, um so ein Experiment noch durchzuführen, und nicht willens war, oder sogar das Wissen abstritt, das es zu so einem Experiment brauchte ... Das war schon hart, da ich große Hoffnungen auf Werner Zurfluh gesetzt hatte. (<http://www.oobe.ch>)

Meine Fragen blieben unbeantwortet, und ich habe leider keine Zeit, Geld oder Möglichkeiten, eine weitere Person zu suchen, die zu so einem Experiment noch in der Lage wäre. Ich weiß nur: Das Experiment ist erstens möglich, und zweitens gibt es irgendwo auf der Welt sicher eine Person, die in der Lage dazu ist. Im übrigen muss ich sagen: Jede sonstige Beschäftigung oder Verifikation mit anderen Mitteln der Geschichte ist wahrscheinlich Zeitverschwendung.

Die Frage bleibt: Würden Sie das Experiment weiter ziehen, und somit die „wahre“ Vergangenheit wieder entdecken? Ich selber kann das nicht, wäre aber wissenshungrig. Denn was nach aller Beschäftigung mit Geschichte und Geschichtskritik und Fälschungen nur noch bleibt, ist ein brummender Kopf, Kopfschmerzen und ein Misstrauen an jeder Information und eine Angst vor jeder möglichen Täuschung durch Fälschungen ... Und natürlich ein Wille, der den direktesten Weg will, um an die Informationen zu kommen, anstatt sich durch Tausende andere Arten und Details aufhalten oder stoppen zu lassen.

Aus dem Umstand, dass ich keiner Methode mehr traue, und dass ich immer ein Restrisiko in allen anderen Möglichkeiten sehe, wie etwas manipuliert oder gefälscht sein könnte, empfehle ich allen Forschern wärmstens, alle anderen Methoden fallen zu lassen und nur noch auf diese Methode zu setzen. Es bringt einfach nichts mehr, da immer die Möglichkeit einer Verwirrung und Täuschbarkeit in Fundobjekten, Manuskripten usw. bestehen kann.

Ich finde: Wissenschaft alleine bringt keine Lösungen, Esoterik aber alleine selber auch nicht. Beides zusammen: Möglicherweise ...

Wenn ich könnte, würde ich gerne meine weiteren Erkenntnisse von meiner Homepage veröffentlichen, aber momentan ist es noch nicht so weit, weil ich noch keine Zeit gefunden habe. Es braucht halt alles seine Zeit. Und Schnellschüsse liebe ich überhaupt nicht. ■

Barbara Teves, HP

Impfen – ein fragwürdiger Schutz oder: Das lukrative Geschäft mit der Angst (Teil 2)

In diesem 2. Teil will ich nun verschiedene Erkrankungen erläutern und die dazugehörigen empfohlenen Impfungen hinterfragen.

Wichtig ist dabei als erstes, wieder den Sinn der Kinderkrankheiten (Masern, Mumps, Röteln, Windpocken) zu erkennen. Bei den Kindern, die Krankheiten durchmachen, die meist einen fieberhaften Verlauf haben, geschieht etwas Sinnvolles, was sich auf das ganze Leben auswirken kann. Man ist für die Zukunft immunisiert und geht nicht nur körperlich, sondern auch seelisch gestärkt aus der Krankheit heraus. Renommierte Kinderärzte haben erkannt, dass das Fieber das gestörte innere Gleichgewicht im Menschen wieder ins Lot bringt, indem es harmonisiert, entgiftet und die Abwehrkräfte steigert. Hinzu kommt die Förderung der Persönlichkeitsentwicklung; äußerer Ausdruck dafür ist die positive Veränderung im Gesichtsausdruck und das Verhalten eines vom Fieberinfekt genesenen Kindes.

Dies alles wird dem Kind ersatzlos genommen, wenn es geimpft oder mit Antibiotika und fiebersenkenden Mitteln behandelt wird. In Fachkreisen wird mittlerweile diskutiert, ob diese modernen „Errungenschaften“ die nun häufiger auftretenden chronischen (Stoffwechsel-) Erkrankungen gefördert haben.

Nachfolgend nun der Nutzen der bekanntesten Kinderkrankheiten und der Nicht-Sinn der Impfung:

- **Masern** stellen eine der klassischen Kinderkrankheiten dar. Sie hat eine wesentliche Bedeutung bei der Weiterentwicklung des Kindes. Es wurde beobachtet, dass unleidliche Kinder nach überstandener Masern-Erkrankung eine Weiterentwicklung vollzogen haben im Sinne vermehrter und gewandelter Aufnahmefähigkeit und besserer Beherrschung der körperlichen Funktionen. Die risikoreiche Masernimpfung müsste oft wiederholt werden, um ihrem eigenen Anspruch – zu schützen – zu entsprechen. Gerade bei Erwachsenen ist aber



das Risiko durch Impfung völlig unberechenbar. Also spricht alles dafür, sich im Kindesalter eine nachhaltige Immunisierung durch echte Masern zu erwerben.

- **Mumps** ist eine in aller Regel harmlos verlaufende Kinderkrankheit. Keine Angst vorm Ziegenpeter! Als Komplikation gefürchtet ist vor allem die gelegentlich auftretende Hodenentzündung bei Jungen in der Pubertät.

Die Impfung des Säuglings kann allerdings hiervon nicht schützen, da nicht bekannt ist, wie lange der Impfschutz vorhält. Eine wirkliche Immunisierung durch echten „Ziegenpeter“ ist heutzutage nicht mehr selbstverständlich, weil heute so viele Kinder geimpft sind. Der Ausbruch der Krankheit im Erwachsenenalter birgt das Risiko eines weit schwereren Verlaufs.

- **Röteln** ist eine Kinderkrankheit, die oft nicht einmal erkannt wird, weil sie weitgehend symptomfrei ablaufen kann. Die meisten Mütter (95 %) sind durch eine echte Rötelninfektion immunisiert. Impfungen werden vor allem für Mädchen empfohlen, weil eine Rötelninfektion der Frau während einer Schwangerschaft den Embryo schädigen kann. Doch auch hier ist der Impfschutz nicht hundertprozentig. Bei geimpften Personen kommt es sehr häufig doch noch zu Rötelninfektionen. Also ist eine „Zweiterkrankung“ auch während einer Schwangerschaft nicht auszuschließen. Sinnvoll

ist es deshalb, nur geschlechtsreife Frauen zu impfen, denen die echte Immunisierung fehlt. Dies kann leicht durch einen immunologischen Labor-(Blut)-Test festgestellt werden.

- **Windpocken** sind eine harmlose Kinderkrankheit, Komplikationen sind extrem selten. Trotzdem wird seit Juli 2004 in Deutschland die Impfung gegen Windpocken von der STIKO (STÄNDIGE IMPFKOMMISSION beim Robert-Koch-Institut [RKI]) offiziell für alle Kinder empfohlen. Diese Empfehlung besteht auf einer Studie, die von einem der maßgeblichen Hersteller des Windpockenimpfstoffs finanziert wurde. Und die Zulassungsbehörde für Impfstoffe ist der Meinung, die genauen Zulassungskriterien seien Betriebsgeheimnis des Impfstoffherstellers. Dann wird noch darauf hingewiesen, dass geimpfte Kinder sechs Wochen lang mit Impfwindpocken ansteckend sind und der Kontakt zu Schwangeren zu meiden ist. Experten befürchten eine Epidemie der oft schwer verlaufenden Gürtelrose als Folge der Impfung (der Windpocken-Virus trägt maßgeblich zur Gürtelrose-Erkrankung bei).

Einige von der STIKO empfohlene Impfungen

- **Polio** (Kinderlähmung) soll auf Grund der ehemaligen süßen Schluckimpfung drastisch zurückgegangen sein. Doch wurde ein deutlicher Anstieg der Erkrankung nach Einführung der Massenimpfungen beobachtet – entgegen dem, was mit Hilfe verfälschter Statistiken immer wieder über die Schluckimpfung behauptet wird. Diese Form der Impfung ist ja mittlerweile abgeschafft (sie erfolgt, wie die anderen auch, durch injizieren in den Oberarm). Der Rückgang der Erkrankung kann inzwischen der Verbesserung der hygienischen Verhältnisse zugeordnet werden.

- **TBC** (Tuberkulose): Auch der kontinuierliche Rückgang dieser Erkrankung bei uns ist nicht den Massenimpfungen zu verdanken. Diese hatten wohl eher einen verzögernden Einfluss. Ein in Indien angelegter Feldversuch erzeugte nicht das erhoffte und gewünschte Ergebnis. Deshalb wird seit 1988 die Tuberkuloseimpfung nur noch in Sonderfällen empfohlen.
- **Pertussis** (Keuchhusten): Eine besonders für die Eltern der betroffenen Kinder erschreckende Erkrankung. Hier ist die Ruhe, Gelassenheit und geringe ängstliche Besorgtheit der Eltern für die Kinder eine große Hilfe. Dadurch können die Hustenanfälle für das Kind milder verlaufen. Impfgegner warnen vor dem hohen Risiko einer Gehirnschädigung durch den Keuchhustenimpfstoff. Eine erhebliche Anzahl bekannt gewordener Todesfälle an den Folgen der Impfung war Anlass, die Keuchhustenimpfung bei uns seit 1988 nicht mehr öffentlich zu empfehlen. Viele Ärzte ignorieren dies jedoch ganz einfach.
- **Diphtherie** ist eine fast ausgestorbene Krankheit, auch aufgrund der verbesserten hygienischen Verhältnisse. Vieles spricht dafür, dass Diphtherie durch Impfungen geradezu provoziert wird und die Impfung einen schweren Verlauf auslösen kann. Hierfür gibt es ärztlicherseits Aufzeichnungen, die einen Anstieg der Krankheitsfälle durch Massenimpfungen beweist, denn die Impfungen sind ansteckend, was besonders für Erwachsene gefährlich ist.
- **Tetanus** (Wundstarrkrampf): Gefahr besteht bei nicht blutenden Verletzungen. Die Erreger finden sich vor allem in Gartenerde und Pferdemist. Seine Virulenz entwickelt er unter Luftabschluss – etwa bei nicht blutenden Stichwunden. Deshalb sollte man bei derartigen Verletzungen die Wunde etwas drücken, bis Blut austritt. Ansonsten ist Wundstarrkrampf heutzutage in den meisten Fällen schulmedizinisch heilbar. Ängstliche können sich nach einer Verletzung der so genannten Passivimmunisierung mit Tetanusserum unterziehen.
- **Hepatitis**: Nur gegen eine der drei Hepatitisformen gibt es eine Impfung: gegen die Hepatitis B. Interessanterweise gehen seit Jahren all drei Formen dieser Krankheit deutlich zurück. Nur die Hepatitis



B, also gerade die Form, gegen die man impft, hinkt hinterher.

Die neuesten Impfeempfehlungen der STIKO: Man lässt sich halt immer etwas Neues einfallen, um die Bevölkerung zu verunsichern:

- **Grippe-Schutz(!)-Impfung**: Die Grippeimpfung ist eigentlich ein Betrug an der Bevölkerung. Sie kann, wenn überhaupt, nur vor einer seltenen Sonderform der Grippe, der „Influenza“ schützen. Doch der Erreger (Virus) dieser Grippeform ist nicht beständig. Er verändert sich (mutiert) von Jahr zu Jahr in seiner krank machenden Substanz (Virulenz). Impfstoff kann aber nur aus bekanntem Material hergestellt werden. Das bedeutet, der Impfstoff ist veraltet, da er nur die Informationen von dem Virus aus dem Vorjahr beinhaltet. Die Grippe grassiert bei uns immer in irgendeiner Form. Deshalb werden bei Massenimpfungen immer auch viele Menschen geimpft, die sich sowieso gerade erst infiziert haben. Bei ihnen ist der Krankheitsverlauf entsprechend schwerer.
- **Vogelgrippe**: Auch hier wird die Volkspanik geschürt. Das für den Menschen gefährliche, von den Tieren übertragbare Virus ist wiederum ein Influenza-Virus. Wie bereits erwähnt, verändern sich auch hier ständig die krankheitsauslösenden Faktoren (genetischer Code). Somit kann es hierfür keinen wirksamen Schutz geben. Ein weiteres Virus, das Newcastle-Virus, befällt nur das Geflügel. Deshalb braucht es dafür keinen Impfschutz für den Menschen.
- **Gebärmutterhalskrebs-Impfung** (HPV): Seit kurzem gibt es eine Impfung gegen „Humane Papilloma-Viren“ (HPV), die in erster Linie vor einer Erkrankung an Gebärmutterhalskrebs schützen soll. Im Prinzip sind es Warzenviren, wovon es mehr als hundert verschiedene gibt.

Sechzehn von ihnen sind offenbar in der Lage, den Gebärmutterhals anzugreifen. Der derzeitige Impfstoff schützt nur vor den HPV-Typen 6, 11, 16 und 18. Ein weiterer, der demnächst auf den Markt geworfen (zugelassen) wird, richtet sich zusätzlich gegen die HPV-Typen 31 und 45. Ein Impfschutz kann nur dann erreicht werden, wenn zum Zeitpunkt der Impfung keine Infektion mit dem entsprechenden HPV vorliegt. Das kann nur garantiert werden, wenn noch kein Geschlechtsverkehr stattgefunden hat. Darum wird empfohlen, sowohl Mädchen als auch Jungen zwischen 11 und 17 Jahren zu impfen. Wie lange der Schutz nach der vorschriftsmäßigen dreimaligen Impfung besteht (465 Euro pro Impfung), ist nicht bekannt. Nachgewiesen ist ein Impfschutz über viereinhalb Jahre. Der Mediziner Becker-Brüser gibt zu bedenken, „die Impfung könnte zudem die Besiedelung mit anderen gefährlichen Viren fördern“. Durch das Eliminieren der o. g. HPV-Viren entstehe eine Lücke, die andere Viren nur zu gern besetzen (New England Journal of Medicine, Bd. 356, S. 1915 und 1928, 2007). Inzwischen gibt es die ersten Todesfälle nach dieser Impfung!

Interessanterweise flatterte mir vor kurzem per Post von einer Krankenkasse ein Infoblatt ins Haus, mit der Frage: Ist Ihr Impfschutz noch auf dem neuesten Stand?

Empfohlen wird: Fragen Sie Ihren Arzt! Er berät Sie ausführlich, ganz nach Ihren individuellen Bedürfnissen.

Dann gibt es eine Tabelle, die aufgeführt, welche Impfungen besonders zu empfehlen sind (Die aufgeführten Gründe erspare ich mir).

Impfung Basis-Impfung Auffrischung

Diphtherie	3 mal	alle 10 Jahre
Influenza	1 mal	jährlich
Pneumokokken	1 mal	alle 6 Jahre
Tetanus	3 mal	alle 10 Jahre bei Verletzung früher

Bemerkung: Pneumokokken sind Bakterien, die schwere Infektionen auslösen können.

Das können aber ebenso Staphylokokken, Streptokokken und viele weitere Bakterien.

Erkennen Sie schon allein anhand dieser kleinen Aufreihung den pharmazeutischen Sinn dahinter? Bedenken Sie deshalb gut Ihre Impf-Vorhaben! ■

Themenbereich: Kelten

Numantia – eine keltische Tragödie

Es kann der Frommste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Imperium nicht gefällt. So könnte man Wilhelm Buschs Spruch umdeuten auf unsere keltischen Vorfahren in Europa.

Das römische Imperium expandierte scheinbar unaufhaltsam um das Mittelmeer herum und in den Norden Europas. Was im Weg lag wurde zwangsromanisiert oder vernichtet. Heute nennt man das wohl „demokratisieren“. Der Zweck ist heute wie damals der gleiche: Rohstoffgewinnung für das Imperium und Profit-Maximierung einzelner Personen oder Familienclans. Es waren insbesondere die reichen Silber- und auch Goldvorkommen auf der iberischen Halbinsel, die Begehrlichkeiten auslösten.

Nachdem Rom die punischen Kriege mit der Vernichtung Karthagos erfolgreich abgeschlossen hatte, errichtete man in Zentralspanien römische Provinzen. Natürlich ohne die dort wohnende Bevölkerung zu fragen. Wozu auch, wer die Macht hat, meint tun zu können, was er will. Unsere aktuelle Weltpolitik ist das beste Beispiel dafür.

Nun wohnten leider unsere Kelten in den vom Imperium begehrten Gebieten, und sie waren auch noch widerspenstig. Konflikte waren vorprogrammiert. Als Folge der römischen Besetzung gab es einen rund zwanzig Jahre dauernden Kampf von -154 bis -133. Besonders bekannt geworden ist die Stadt Numantia, weil der bekannte Dichter Cervantes 1585 ein Drama geschrieben hat mit dem Titel: „Die Belagerung von Numantia“. Sprachgewaltig wird darin dieser Teil der 1700 Jahre zurückliegenden spanischen Geschichte aufgearbeitet. So bildete sich eine Art Heldenlegende vom letzten Kampf der Kelten gegen das römische Imperium.

Rund zehn Jahre lang verteidigte sich die Stadt unter großen



Abb. 1: Ebene um Numantia



Abb. 2: Numantia, Mauer

Entbehrungen. Dann gewannen die Römer durch ihre Belagerungstaktik die Oberhand. Sie hatten zuvor die Stadt der Kelten mit einem neun Kilometer langen Belagerungsring eingeschlossen. Keiner kam heraus, kein Nachschub hinein. Acht Monate hielten sie das gegen 60.000 Römer aus. Sie starteten auch einige erfolglose Ausbruchsversuche. Für einen erfolgreichen Angriffskrieg fehlten ihnen nach so langer Belagerungszeit jedoch die Mittel. Ein letztes verzweifeltes Mal versuchten sie es. Sie scheiterten. Die Situation war ausweglos. Trotzdem haben sie nicht kapituliert. Die Stadt wählte den kollektiven Freitod. Sie verbrannten ihre Häuser, vergifteten und erdolchten Frauen, Kinder und danach sich selbst. Die römischen Truppen fanden nur noch Leichen und rauchende Trümmer vor. Das geschah im Jahre -133. Danach war der keltische Widerstand gebrochen.

Heute, zwei Jahrtausende später, wird diese Verzweiflungstat der Kelten als Beispiel unerschrockenen Mutes und bedingungslosen Freiheitswillens gesehen. Im 19. Jahrhundert sah man in den Bewohnern Numantias die „ersten Spanier“ und ein Symbol für den Kampf einer Gemeinschaft um seine Freiheit.

Die Ruinen von Numantia kann man heute besuchen. Da die Stadt nach dem Sieg der Römer völlig zerstört wurde, stammen die jetzt sichtbaren Reste aus der römischen Periode. Der Ort wurde zum Freilichtmuseum. Einiges wurde restauriert und wieder aufgebaut.

Die Stadt war nicht besonders groß und hatte auch strategisch keine gute Position. Es war eine befestigte Stadt auf einer sanft ansteigenden Hügelkuppe inmitten einer weiten, von Bergen umgebenen Hochebene (siehe Bild 1). Ein Teil der Mauer wurde nachgestellt (siehe Bild 2 und 3).

Lage und Befestigung sehen eigentlich nicht so aus, als hätten die Römer damit viel Schwierigkeiten gehabt. Trotzdem widerstanden die Kelten von -153 bis -133 den römischen Angriffen.

Verschiedene Gründe sprechen für die Kelten. Die Bevölkerungszahl scheint in der Stadt und der umgebenen fruchtbaren Ebene relativ hoch gewesen zu sein. Sehen Sie sich allein die Zahl der Getreidemühlsteine an, die im Stadtbereich gefunden wurden (siehe Bild 4).



Abb. 3: Numantia, Mauer



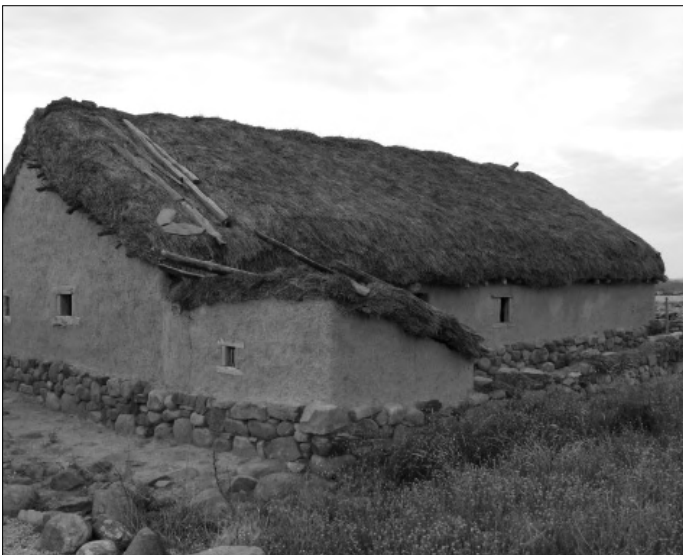
Abb. 4: Numantia, Mühlsteine



Abb. 5: Numantia, Zisterne



Links Abb. 6: Numantia, Zisterne, rechts Abb. 7: Numantia-Grundmauern.



Links Abb. 8: Numantia, keltisches Haus. Rechts Abb. 9: Das Haus von innen.

Die Moral der römischen Truppe war möglicherweise nicht besonders hoch. Erst als Rom den Bezwinger Karthagos nach Spanien schickte, Publius Cornelius Scipio, wendete sich das Blatt. Scipio warf als erstes sämtliche Huren und Händler aus dem römischen Lager und ließ dann die Truppe kräftig arbeiten. Numantia wurde komplett mit Belagerungsgräben und Palisaden umgeben, ein lückenloses Belagerungssystem.

Erstaunlich ist, dass sich die Stadt über acht Monate gegen die strikte Belagerung der Römer halten konnte. Es gab keinen Fluss zur Trinkwasserversorgung und keinen Brunnen. Das ganze Stadtgebiet scheint mit einem gut ausgeklügelten Zisternensystem versehen gewesen zu sein. Man erkennt

heute noch einzelne Zisternen (siehe Bild 5 und 6).

Die gepflasterten Straßen scheinen so angelegt gewesen zu sein, dass sie als Auffangfläche von Regenwasser für die Zisternen dienten (siehe Bild 7).

Es wurde ein keltisches Haus nachgebaut (siehe Bild 8). Auch die Innenräume wurden nachempfunden und können begangen werden (siehe Bild 9).

Das Gelände zeigt nichts Spektakuläres. Man sieht den Hügel mit den Grundmauern und einigen sorgsam nachgebauten Artefakten und das Umfeld der Stadt. Trotzdem lohnt für Keltentreue ein Besuch. Vergleichsweise sieht man auf keltischen Stätten in Deutschland und Frankreich noch sehr viel weniger.

Jedoch sollten Sie vor Besichtigung der Ruinen unbedingt ins Museo Numantino im nahe gelegenen Soria gehen. Hier gibt es eine Ausstellung speziell mit den Funden aus Numantia (... wenn nicht gerade mal wieder renoviert wird).

So kommen Sie hin

Soria liegt in der Provinz Kastilien und Leon. Fahren Sie von Zaragoza die A 68 in nordöstliche Richtung bis zur Ausfahrt Nr. 18, Tarazona. Fahren Sie auf der Staatsstraße 121 bis Tarazona und weiter auf der 122 bis Soria.

Von Soria nach Numantia nehmen Sie die 111 nach Norden bis zur Stadt Garray, ca. 10 km. Hier folgen Sie der Ausschilderung nach Ruinas de Numantia.

(Wilfried Augustin)

SYNESIS-Abo-Bestellschein

Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ / Ort

Telefon/Fax

Email-Adresse

Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (so weit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

IBAN (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.
BIC: GENODES1RWN
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen
und unterschrieben senden
an:

EFODON e. V.
Glückauf-Str. 31
D-82383 Hohenpeißenberg

Bestelltelefon: 08805-1485
Fax: 08805-9460
Email: synesis@efodon.de